Digitized by the Internet Archive
in 2009 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/deutschland01berl

Königsberg 1871.

[illegible]

DEUTSCHLAND

EINE

PERIODISCHE SCHRIFT

ZUR BELEUCHTUNG

DEUTSCHEN LEBENS IN STAAT, GESELLSCHAFT, KIRCHE, KUNST UND WISSENSCHAFT, WELTGESCHICHTE UND ZUKUNFT

IM VEREINE MIT MEHREREN

HERAUSGEGEBEN VON

W. HOFFMANN
DR. DER THEOLOGIE
GENERALSUPERINTENDENT UND HOFPREDIGER

ERSTER JAHRGANG
1870
ERSTER BAND

88 207
16/6/08.

BERLIN
STILKE & VAN MUYDEN
96 FRIEDRICHSSTRASSE
1870.

DEUTSCHLAND.

EIN EINLEITENDES WORT.

Ein Land, ein Volk und seine Geschichte, sie bilden zusammen eine Realität, ein lebendiges Ganze, dem eine Idee, eine Aufgabe, eine Weltstellung und Zukunft entspricht. Es kann Deutschland nicht als das, was es ist, gedacht werden, wenn man die Slaven als seine Bewohner und Beherrscher denkt, oder wenn es in dem Process des fränkischen Reiches im Westen mit seinem ganzen Gebiete hineingerissen worden wäre. Ebenso wenig, wenn ihm der Gegensatz seines am Alpenfuss hingestreckten und zu den Schneesitzen emporschauenden Hochlandes und seines von der Meeresstimme und dem Rauschen der breiten Ströme durchhallten Tieflandes fehlte; selbst nicht, wenn auch nur diese beiden unmittelbar aneinander gerückt wären, ohne den für sie beide fast noch grösseren Contrast des vielthaligen, in heiterem, bewegtem Wechsel der Landschaften und in völliger Verarbeitung der Stämme ihnen entgegengesetzten Mitteldeutschlands zwischen sich zu haben. Aber auch das schöne, reichgegliederte, wagerecht und senkrecht so mannigfach ausgestaltete Deutschland, das Deutschland der uralten Wälderpracht, der geschmückten Thalanmuth, der ernsten Seegestade, der mächtigen Ebenen, der grünen und dunklen Hügel und Berge, der stolzen Alpenthürme und der vielen sonnigen Stromthäler, es konnte nur dem Germanen sein, was es ihm geworden ist, dem Germanen mit seinem still innerlichen Natur-

sinn, in dessen Spiegel die ernste und die milde Herrlichkeit seines Landes wiederglänzt. In seiner vielseitigen Mannigfaltigkeit war es geeignet, einer grossen, zahlreichen, in viele Stämme und Sonderarten getheilten Nation zum Wohnhause zu dienen, in welchem jeder Stamm die ihm behagliche, seiner Art entgegenkommende Kammer besass, ohne dass jedoch die Wände derselben die Thüren vermissen liessen, die zum Verkehr mit den unmittelbaren Nachbarn Reiz und Weg boten.

Und nicht dies allein. Auch zu den ferneren Nachbarn und zum Völkerverkehr rief die Gestalt des Landes, sei es, dass, wie im Süden, die Thäler, immer enger und ernster zwischen den Bergriesen und an ihren jähen Felswänden aufsteigend, immer dem Laufe des tosenden Alpenwassers entgegen, hinauflockten, bis man auf der Höhe, den Gletschern vorüber, im Sattel des Gebirgskammes angelangt war, wo die Gewässer nach der anderen Seite erst hinunter donnerten, dann weiter sprangen und rauschten, bis sie endlich gefällig an den Füssen der Berge tanzten und zugleich ein wärmerer Hauch dem Wanderer entgegenwehte, eine andere saftiger grüne Pflanzenwelt, die Italiens, ihn fremd begrüsste, sei es, dass die Ströme den wagenden Sinn hinausführten in das weite, ernste, wogende Meereselement zu den ferne aufdämmernden Eilanden. Da warfen die Weichsel, die Oder, die Elbe, die Weser, der Rhein und zwischen ihnen die kleineren Gewässer der Ebene ihre Wassermassen über den Dünensand hinüber und liessen den erstaunten Binnenländer sehen, dass nicht bloss die walddunklen Hochmassen des Kaukasus, des Hindukusch und Belurtagh, welche in dem märchenhaften Hintergrunde seiner Erinnerungen aufragten, eine Naturmacht waren, vor welcher der Mensch ehrfurchtsvoll stille steht, ehe er den kühnen Fuss weiter setzt oder das Wagespiel auf dem schwanken Brette der Schifffahrt versucht. Wo aber wie an den Nordseeküsten durch die Strommündungen der Boden in schmale Dreiecke des Gestadelandes zerschnitten ist, da wird dieses Wagniss wirklich zum leichten Spiel, und der lustige Schwimmer tummelt sich in immer grösseren Fahrzeugen zwischen den Landinseln; wo eine Halbinsel sich lang hinstreckt, wie da wo die Nordsee von dem baltischen Meeere sich scheidet,

da lernt der Einwanderer auf der stillen Seite die lieblichen Buchten schätzen und wählen, die zur Niederlassung und zur behaglichen Wellenfahrt laden, er lernt an der wilden, dem Anprall des Sturmes und der Wogen ausgesetzten Westseite den Kampf aufnehmen mit dem übergewaltigen Elemente und seine Vorposten auf die vom Meere geschaffenen Inseln vorschieben, die ihr blindwirkender Schöpfer zur dunklen Stunde wieder verschlingt. Wie anders noch in der Gegend, wo die Ostsee zwischen ihren einander näher rückenden Gestaden wogt, ist der Anblick der Kreidefelsen, die wie Warten des Meeres vor dem Dünengestade emporragen! Da kämpft der Mensch mit dem unbarmherzigsten Feinde seines Lebens, dem allerstickenden Sande der flachen Niederung, und sieht die Ufer als eine unsichere Gränze zwischen Starrem und Flüssigem kommen und gehen. Wird doch hier die Gefahr der beweglichen Sandwüste mit derjenigen der Wasserströme der Tiefe so nahe zusammengerückt. Da geht der Blick des Strandbewohners erst hinüber zu den felsigen Inselhöhen und von diesen fort zu den uralten Felsenplatten und Gesteinsthürmen, welche jenseits der Ostsee Wohnplätze für Völker anderer Zungen zusammen halten.

Wie ernst, wie fest, wie klein zugleich vor der Urgewalt der Natur und des durch sie hinwehenden Schöpfergeistes, und wie gross in der mannhaften Ertragung des Anblicks und in Bekämpfung des Wirkens dieser Gewalten muss der Mensch, muss der germanische Mensch im Süden, in seinem Alpengürtel, und im Norden, in seiner Meereszone werden, und welchen Widerklang in seinem Gemüthe mussten die Lawinendonner und die Wasserstürze, das Wogengebrause und die heulende Stimme der Stürme hervorrufen! und welcher Widerschein muss von dem Blitzen der Gletscher und von den reinen Schneestirnen, wie von dem holdseligen Wiesengrün der sonnigen Thäler in den Seelen leuchten, und welche Prachtgebilde malten die glitzernden Lichtströme des Meeres und die dunstigen Strahlenbrechungen des nordischen Himmels in die deutschen Seelen! Wer zu Varunas Wagenspur in den fliehenden Wolken am alten Rückgrate der Welt, am Himalaya und Hindukusch, von seiner Völkerwiege emporgeschaut, den wird

auch der Alpenblick und die Meeresschau über das Endliche emporgezogen und zur Ahnung des Unendlichen gelenkt haben. Nicht zu den Nachbarn nur im feuerdurchglühten Italien und im frostdurchschauerten Skandinavien und Finnland, auch in die Höhen der thronenden und tafelnden Götterwelt, zum Sonnensaal wanderte der Geist des Germanen durch die Naturmacht seines Landes.

Wie aber zwischen Fels und Meer die ganze erdkundliche Welt des deutschen Landes, auf- und niedersteigend, bald sich ausweitend wie zu einem tiefen Athemzug, bald sich verengend, wie zum Ausstossen eines schrillen Lautes, sich ausfaltet, so auch die vielfarbigen Töne des deutschen Gemüths- und Geisteslebens in den Stämmen und Völkern. Man sehe den Bajuwaren der breiten Ebene am Fusse des Alpengebirges und vergleiche ihn mit seinem Bruder in den Gletscherthälern dort oben, und wieder mit dem anderen Bruder im Donauthale und am unteren Inn-Fluss, und man wird die umgestaltende Wirkung der Natur und der an sie anknüpfenden Geschichte in einem und demselben Stamme erkennen müssen; man vergleiche ebenso den Sachsen, wo er, von dem slavischen Wassermenschen geschult, aus den schäumenden Meereswellen mit seinem Fahrzeuge emportaucht, und wo er zwischen den festen Wällen des Erzgebirges und des Thüringer Waldes sich seine Bahn in das Eingeweide der Berge gräbt. Auch hier ist derselbe Stamm durch vielhundertjährige Uebung an verschiedener Gestalt der Erdoberfläche so verändert, dass die Unterschiede des Baiern vom Schwaben und des Sachsen vom Thüringer, ja selbst die des Schwaben und Thüringers vom Franken nicht mehr grösser sind, als die zwischen den verschiedenen Gliedern des einen baierischen oder des einen sächsichen Stammes. Stehen aber der Baier und der Alemanne auf der einen Seite, der Sachse auf der anderen als die auseinandergehenden Pole des deutschen Nationalwesens vor unseren Augen, gleichwohl jedoch als Pole derselben Achse, so bilden der Schwabe, der Thüringer, der Franke die ausgleichende Mitte zwischen ihnen, und zwar so, dass dem Sachsen der Thüringer, dem Baiern und Alemannen der Schwabe näher und verwachsener ist; der

Franke bildet den äussersten Gegensatz gegen Sachsen und Baiern oder Alemannen. Er aber ist wieder nach einer Seite mit dem Thüringer, nach der anderen mit dem Schwaben so verwachsen, dass man in leisen Uebergängen von dem einen zum anderen geführt wird.

Ist es nun blosser Zufall und hat es gar nichts zu bedeuten, dass wir den Baiern und Alemannen in Hochgebirgen und Hochebenen finden, den Schwaben auf kleineren Hochflächen und in Gebirgen, die nicht mehr zum Alpenhaften heransteigen? Ist es blosses Spiel des Ungefährs, dass der Thüringer in Berg und Thal voll anmuthigen Wechsels sich bewegt und in die weitgestreckte und breitgedehnte Fläche des sächsischen Tieflandes nur selbstbefriedigt von seinen Vorhöhen hinabschaut? Ist es ein blosses Würfelspiel, dass der Franke überwiegend die üppigen Stromthäler besetzt hält, die grossen Heerstrassen und lustigen Einkehrhäuser Deutschlands, das Rheinthal und das Mainthal, die Thäler des unteren Neckar, der Nahe, der Mosel, der Lahn, Sieg, Ruhr und Lippe, bis er in die batavisch gemischten Franken des untersten Rheinthales übergeht? Und hat auch das keinen geschichtlichen Sinn und Gedanken, dass dieser Franke sich westlich in die Thäler der Vogesen hinauf und in die lothringischen Landschaften, in die Schluchten der Eifel und bis in den Ardennerwald hinüberschiebt, bis er dort mit der franco-gallischen, jetzt französischen Volksart eine Verschmelzung eingeht? Und sollte auch das nicht ein Werk der allmächtigen Hand sein, welche den Völkern bestimmt „wo und wie weit sie wohnen sollen", dass es der Sachse ist, welcher die Lande der Slaven eroberte, nachdem der Schwabe sie verlassen hatte, um in der Diagonale durch Deutschland, vom Nordosten nach dem Südwesten zu ziehen, überall aber seine Reste in eingesprengten Colonieen zurückzulassen oder gar nach vielen Jahrhunderten colonisirend in seine deutschen Ursitze an der Weichsel und Oder zurückzukehren? Der Sachse, von den deutschen Stämmen der zäheste, der von England und Dänemark aus über alle Gestade hin, nach Island und Grönland, nach Nordamerika und Ostindien, nach Australien und in die Nähe der Beringsstrasse sich aus-

geweitet, der in der Hansa die erste Handelsherrschaft gegründet und tief ins Innere von Russland gestaltend gewirkt hat, der heute noch in dem Dunkel der Erdrinde als Gnom hackt und pocht, der die Thäler des Riesengebirges und des Erzgebirges mit seinem Spindelgeschnurre und Webestuhlrasseln füllt, der als westphälischer Hofschulze in stolzer Einsamkeit thront, als Schiffer und Strandbauer sich muthig seines Lebens und seiner Familie wehrt, der als Städteerbauer in den zahllosen Mittelpunkten des Verkehrs an den grossen Strömen und ihren Zuflüssen ein bewegtes, geselliges Leben führt, ist er nicht eine ganze an Gegensätzen reiche Welt in sich? Und soll auch das nichts mit den schöpferisch eingepflanzten Volkseigenthümlichkeiten zu thun haben, dass der wanderlustige Schwabe nicht blos in den Thälern seiner behaglichen Heimath, sondern auch am unteren Laufe der Donau, in Bessarabien und der Halbinsel Krim, am nördlichen und südlichen Fusse des Kaukasus und entlang dem Laufe des Wolga-Stromes, in den nördlichsten Gegenden des preussischen Staates, nicht minder aber zu vielen Tausenden in Nordamerika bis jenseits des Mississippi, in Süd-Amerika (Brasilien), als Missionar aber in allen Landen der Erde anzutreffen ist? Man rede nicht mehr von einer göttlichen Führung der Völker und Menschen, wenn man diese Eigenthümlichkeiten der Grundstämme nicht als die schöpferische Unterlage ihrer Geschichte und ihres Wirkens auf dem Schauplatz derselben erkennen will.

Was will man aber auch der noch weiter zurückweisenden Thatsache entgegenstellen, dass Deutschland in seinem geologischen Baue das Land der Mannigfaltigkeit und der Einheit ist, und dass ihm nur Frankreich und die Schweiz auf diesem Gebiete näher rücken, alle anderen Länder Europas aber ferne stehen? Die Structur der Erdrinde des deutschen Landes ist eine im Lapidarstil geschriebene Predigt über Deutschlands Bedeutung in Europa und eben damit, weil dieser Erdtheil die günstigste Erdstelle zur Entwickelung ächt menschlicher Cultur ist und bleibt, in der Welt. Die massigen Gesteine, wie sie als Granit und Syenit, wie sie als Porphyr und Grünstein,

wie sie als Basalt und Trachyt mit den begleitenden Gliedern ihrer Sippen auftreten, erscheinen von den Alpen bis an den Harz und lassen durch ihre Kuppen und Kegel einen Blick in das innere Herz der Erdrinde thun. Alpen, Schwarzwald, Odenwald, Fichtelgebirge, Baier- und Böhmerwald, böhmisch-mährisches Gebirge, Sudeten, Riesengebirge, Erzgebirge, Thüringerwald und Harz sind die Gebiete der granitischen Gesteine, die demnach in den Heimathen der baierischen und schwäbisch-alemannischen, sowie der sächsischen und thüringischen Stämme, nicht so aber in der des fränkischen Stammes, wo derselbe in ganzer compacter Fülle sich gelagert hat, dem forschenden Sinne und der arbeitenden Hand begegnen. Wesentlich in einer ähnlichen Vertheilung, aber keineswegs in solchem Maasse den Charakter der Landschaften bestimmend, weil sie nicht ganze Gebirge bilden, sieht der Forscher des deutschen Bodens die porphyrischen Gesteine und den Grünstein, und nur die Basalte und Trachyte erheben sich in ihren vereinzelten Kegeln oder Gruppen von Kegeln als eigentliche Repräsentanten des massigen Gesteins auch in den Gegenden, welche der fränkische Stamm zu seinen bleibenden Wohnsitzen erlangt hat, wie in Hessen, nemlich im Rhön- und Vogelsgebirge, im Westerwald, ferner im Siebengebirge und der Eifel, wo sie über die Grauwackenmasse des mittelrheinischen Gebietes emporsteigen. Aber auch dem sächsischen und dem schwäbisch-bairischen Heimathlande sind sie nicht ganz fremd. Wem wird es einfallen, zwischen der Eigenart der Stämme und der Gesteine sofort ein Verhältniss von Ursache und Wirkung zu phantasiren, aber auch wer kann sich der Betrachtung verschliessen, dass der heissblütigste und am raschesten auffahrende Stamm der Franken eine Parallele zu diesen Feuerbergen bilde, die viele seiner Wohnsitze mit der Mahnung an die innere Erdglut als erkaltete Zeugen derselben überragen?

Auch die den massigen Gesteinen so nahe verwandten krystallinischen Schiefermassen, die Gneisse, die Glimmerschiefer, Hornblende- und Thonschiefer, und was ihnen zugehört, üben eine Herrschaft über die Oberfläche des Bodens mehr in den deutschen Alpengebieten und in den schwäbisch-

alemanischen und thüringisch-sächsischen Regionen. Der Franke wird von den schroffen Formen, welche die aufgerichteten Tafeln derselben aufbauen, viel weniger berührt. Sollte die Vergleichung, wäre sie wirklich auch nur ein Spiel der Phantasie, gänzlich unerlaubt sein zwischen diesen Handschriften der Natur und den Grundcharakteren der Bewohner, da ja wahrlich nicht blos durch den Anbau des Bodens und die Benuzung der Erdoberfläche für Nahrung und Wirthschaft, sondern auch durch den Anblick und Eindruck auf das Gemüth die Naturgebilde ihren weitreichenden Einfluss auf das Leben der Menschen üben?

Welche reichgegliederte Gesteinswelt bieten endlich die geschichteten Gesteine, diese zugleich jüngeren Bedeckungen des Erdkerns, die doch wieder zu den älteren durch die Uebergiessung der vulcanischen Massen geworden sind, dem Beschauer einer geologischen Karte Deutschlands dar! Hier findet der fragende Blick gleich die charakteristische Thatsache, dass der feste und beherrschende Sitz des fränkischen Stammes auch das grosse Grauwackengebiet Deutschlands ist, nämlich das weite Gebiet des Rheinthales und seiner Zuflüsse von Bingen hinab bis Bonn, von Trier im Westen bis Arnsberg im Osten, Taunus und Westerwald, Hunsrück und Eifel, hohe Veen und Ardennen. Nur Mitteldeutschland im Harz und Thüringerwald, in Schlesien, Sachsen und Böhmen, und nur das östliche Süddeutschland am Fusse der Alpen kennt dieses Gebilde, der westliche Süden ist fast eben so wenig davon berührt, wie der tief hinabsinkende Norden, und auch darin tritt wieder eine merkwürdige Eigenthümlichkeit hervor, dass dem Franken sich nur die jüngeren Glieder der Grauwackengruppe darbieten, während auch die alte cambrische Formation im Harz und Erzgebirge zum Vorschein kommt. Die nächst jüngere Gruppe der Steinkohlenflöze ist da und dort die Begleiterin derselben, und wieder springt es in die Augen, dass die fränkischen Stammesgebiete im Süden und Norden bei Saarbrücken und bei Aachen und zwischen denselben am Ruhrflusse und bis Dortmund die bewegende Kraft aus dem Schoosse der Erde hervorsteigen lassen, um dem beweglichsten der deutschen Stämme zu begegnen. Dieses Ge-

stein ist es, das die Menschen in die lebhaftesten Schwingungen des Verkehrs wirft, die Bevölkerung in gedrängtesten Massen an einzelne Punkte sammelt, die Stämme durch einander mischt, die Berührung mit dem Auslande vertausendfacht und hierdurch den Gegensatz der einheimischen Eigenarten abschwächt und verschleift. In Sachsen, in Schlesien, in Westphalen verdankt der Sachse diesem Mineral dieselbe Bewegtheit, die den Franken auszeichnet, und das ganze Deutsckland dieser Vertheilung einen inneren Schwung, der seine Kraft erhöht.

Wenn man die nächsten Formationen, nämlich zuerst die des Zechsteins, dann die Gruppe der Trias von buntem Sandstein, Muschelkalk und Keuper ins Auge fasst und sieht, dass hier neben den Salz- und Gypslagern auch Erze den Menschen zum Eindringen in die Erdrinde locken, dass aber andererseits, wie die Grauwacken, so das Rothliegende, welches dem Zechstein vorhergeht, und nicht minder der bunte Sandstein nur solche Oberflächen gestalten, die dem Waldwuchse geeigneten Boden schaffen, so ist damit auf einmal eine weite Perspective geöffnet. Der deutsche Wald mit all seinem schaurigen Dunkel, seiner majestätischen Einsamkeit, seinem unüberwindlichen Zauber ist durch die Verbreitung dieser Gesteinsbildung dem für seine Sprache so zugänglichen deutschen Gemüthe gesichert; und was Alles damit gegeben ist, hat uns längst eine Meisterhand gezeichnet [1]).

In diesen Gebieten liegen aber auch, wie in dem Grauwackenlande, die edelsten Weingärten, es liegen in ihnen die üppigsten Ackerfluren und dennoch wieder die mächtigsten Salzlager und nicht wenige Erzgänge des deutschen Bodens. Hier ist nun bei der Triasgruppe Süddeutschland, das Gebiet des schwäbisch-alemanischen Stammes, am reichsten betheiligt. Es erscheint ein Centralgebiet des bunten Sandsteins in Hessen oder zwischen Harz, Thüringerwald, Odenwald und dem Grauwacken-

1) Riehl: Land und Leute. Bd. 1. Stuttgart 1855. S. 39 ff. (Feld und Wald). — Auch der Vortrag von Dr. F. Baur: Der Wald und seine Bodendecke im Haushalte der Natur und der Völker. Stuttgart 1869 — verdient sehr gelesen zu werden.

plateau des Mittelrheins, das seine Aeste nach allen Richtungen ausstreckt und den Oberrhein zwischen seine beiden Arme in Schwarzwald und Vogesen fasst. Hernach breitet sich im Schwabenlande und im Lande östlich des Odenwaldes zwischen Neckar und Main, in Franken und Hessen, in Rändern und Bändern der Gebirge, auch in Baden und Elsass, in Schlesien und in Westphalen, in Thüringen und in Lothringen der Muschelkalk mit seinem Salzreichthum als der rechte Getreideboden aus, erscheint aber mehr oder minder ausgedehnt in allen deutschen Naturgebieten, auch im flachen Nordland, wo er nahe bei Berlin über das jüngste Tiefland emporsteigt, gleich als sollte er, dieses zähe Mineral, den Charakter der deutschen Gemeinsamkeit in allen Regionen des Vaterlandes aussprechen. Viel weniger trägt der ihm folgende Keuper einen gemeinsam deutschen Stempel. Er gehört vielmehr so recht dem südlichen Deutschland, Schwaben und Baiern, an und streckt sich von da durch Franken und Oberpfalz hinab, ebenso tritt er in Westphalen wieder mächtig auf. Seine sanften Berge mit Wald-, Getreide- und Weincultur bedingen ein behagliches und gemüthliches Leben derer, die auf ihm wohnen. Er ist namentlich der Vertreter Würtembergs, und zwar in seinem alten Kernlande, das er mit dem Muschelkalk beherrscht. Ost- und das eigentliche Norddeutschland kennt ihn nicht. Wie eine weitgestreckte Insel erhebt sich über diesen Schichten die Juragruppe mit ihren Gliedern, den Zusammenhang des deutschen Landes, und zwar des süddeutschen, mit der Schweiz, in deren Alpen sie eine Rolle spielt, und mit Frankreich darstellend. Sie zieht durch das Schwabenland und das östliche Frankenland nach Sachsen und kehrt im obern Schlesien wie in Westphalen wieder. Dem nordöstlichen Deutschland ist sie fremd. Dagegen ist die ganze Kreidegruppe mit ihren Formationen dem südwestlichen Deutschland unbekannt und tritt erst an den Rändern des mitteldeutschen Gebirges nach Norden hin und in den Nordgebirgen Böhmens nach Sachsen und Schlesien, wie an den Ostseeküsten (Rügen) zu Tage. Endlich erscheint als der Bodenherrscher sowohl am Alpenfusse von den Bergketten an bis zur Donau, wie im norddeutschen Tieflande die Molasse-

Gruppe mit ihrem Braunkohlengebilde, eben die weiten Flächen bildend, die, mit Diluvium und Alluvium überlagert, so recht den Gegensatz darbieten zu dem mächtig aufstrebenden krystallinischen Element der Erdrinde. Die für das Gemüthsleben entscheidenden Gegenpole zeigt dort die Alpenwelt, hier die Meereswelt. Das Diluvium hat seine Anschwemmung von ferner in seinen weitgereisten erratischen Blöcken auf der Stirne geschrieben, und hier ist das Gebiet der machtvollen Staatenbildung nicht blos des sächsischen Stammes, sondern wiederum, wie in der Natur, so in der Geschichte, der Zusammenschwemmung der deutschen Stämme.

Wird nicht in dieser, den Werken der umfassendsten Sammler und Ueberschauer der Thatsachen entnommenen Schilderung [1]) der Blick geöffnet auf mehrere Deutschländer, denen doch wieder das Gepräge der Einheit aufgedrückt ist? Wird nicht zugleich die historisch verstümmelte Gestalt Deutschlands gegenüber der natürlichen Einheit, welche überall bis in die Alpen und bis an das Meer reicht und im Westen die Gebirgslande der Vogesen und die lothringischen und Ardennen-Berge mit umfasst, zum Bewusstsein gebracht? Die geologischen Verhältnisse aber sind neben der räumlichen Lage die Factoren der geographischen Stellung. Sie hat Kutzen [2]) gemäss dem, was andere Meister und Männer der Erdkunde gesprochen [3]), in den treffenden Worten bezeichnet; „Kein anderes Land in „Europa hat für alle übrigen eine so centrale, so centrali„sirende, so vermittelnde und ausgleichende Stellung, „als Deutschland.“ Er weist dies schon einfach geometrisch nach, wenn er die längsten Linien durch europäisches Land

1) E. Cotta: Deutschlands Boden, sein geologischer Bau u. s. w. Leipzig 1858. 2. A. Bd. 1. S. 15—52. J. Kutzen: Das deutsche Land in seinen charakteristischen Zügen u. s. w. Breslau 1867. 2. A. 2 Bde.

2) A. a. O. Bd. 1. S. 3 ff.

3) Carl Ritter in verschiedenen seiner Schriften und denen seiner Schüler, neuerdings besonders E. Kapp: Vergleichende allgemeine Erdkunde in wissenschaftlicher Darstellung. 2. A. Braunschweig 1868. S. 227 ff. 568 ff.

von Nord nach Süden, von Ost nach Westen, von Nordosten nach Südwesten, von Südosten nach Nordwesten ziehen lässt, von welchen immer das mittlere Drittel in Deutschland liegt. Auch seine Meerberührung lässt Deutschland nach dem Ocean wie nach dessen Binnenmeeren seine Flüsse und seine Strassen senden. Dass es die übrigen Theile Europas „zu einer wahrhaften Einheit zusammenhält", dass es den skandinavischen Norden mit dem italischen Süden, dass es den atlantischen Gliederbau mit der continentalen Masse Europas verknüpft und das europäische Hochland demselben durch seine Hochlandsnatur, wie das sarmatische Tiefland durch seine Tieflandsnatur sich verwandt zeigt und es in sich beide Formen verknüpft, dass es mit allen europäischen Länder-Individuen sich berührt und von ihnen berührt wird, dass es daher das innere Organ der Verarbeitung der Kräfte Europas ist, das haben die Forscher der Erdkunde längst als seinen durch die Schöpfung ihm angewiesenen Werth und Stolz bezeichnet. Seine wagerechte Ausbreitung lässt es weder in den glühenden Süden, noch in den arktischen Norden gelangen, weder in den Bereich der Ländernatur, wo die Sonne als ein tödtender Tyrann das bewegte Menschenleben vertrocknet, noch in denjenigen, wo die Erstarrung der Kälte den empfindungslosen „Huf der Natur" darstellt und wiederum der Mensch der Naturmacht unterliegt; sie giebt ihm ein gemässigtes Klima, in welchem die Gegensätze von Nord und Süd, von Ost und West auch als klimatische nicht ausgeschlossen sind und dennoch die vermittelnde Einheit erhalten bleibt. Nur in den Alpen und ihren südlichen Theilen ist die Annäherung der stärkeren Gegensätze zu finden, wo in der Höhe der Pflanzenwuchs erstirbt und der Schnee und das Eis dem organischen Leben eine letzte Schranke setzen, in den Thälern aber die Weintraube zu mehr als einem der heissen südlichen Weine ausgekocht wird. Diese Mittelstellung Deutschlands, nunmehr zusammengeschaut mit seiner geologischen Structur, welche Wirkungen musste sie auf das Leben der deutschen Nation üben?

Wir brauchen kaum weiter hervorzuheben, dass die Stoffe, aus welchen die Erdrinde besteht, und die Art, wie dieselben zu

einander liegen, wie die Gesteinsschichten emporgehoben und aufgerichtet sind, oder wie sich feuerflüssige Massen über die Schichten ergossen haben und dann erkaltet sind, die Oberflächenform der Länder und Landschaften bestimmen. Die vulcanische und plutonische Wirkung vom Innern der Erdrinde herauf strebt nach Zerreissung, Zerspaltung, Zerklüftung der Oberfläche, die Gewässer aber, die über dem festen Lande gestanden haben, die über jene Oberfläche hergerauscht sind, die Ströme, welche sie durchziehen, die Regenmassen, welche auf sie niederfallen, arbeiteten und arbeiten noch an der Auswaschung, Zerbröckelung, Nivellirung, sie füllen die Höhlungen und Senkungen aus, und so halten sich diese beiden wirkenden Ursachen das Gleichgewicht. Wie oft hat eine Aufquellung glutflüssiger Massen von unten die oben lagernden Schichten durchbrochen, und wie noch öfter sie nur emporgehoben und aufgerichtet, ohne sie zu durchbrechen, aber hernach hat die ungeheure Wasserwirkung den Mantel der aufgerichteten Schichten entfernt und das krystallinische Urgebirge entblösst. Dies bringt dann verschiedene Formen der Oberfläche hervor, und diese wirken bedingend auf das Leben, das auf derselben sich bewegt. Wie schroff und hochragend stehen die vulcanischen Riesen, wie in Spitzen, Hörnern, Nadeln vielfach gestaltet (Westalpen und Centralalpen), dagegen wie eintönig und weithin gleichförmig die geschichteten Urgebirge, die Gneiss- und Glimmerschiefer-Kanten da (Ostalpen)! Wie charakterisirt sich das Grauwackenland am Mittelrhein durch seine vulcanischen Durchbrüche, aber auch durch seinen harten Thonschiefer, auf dem die Sonne den Rebensaft kocht, durch seine rasch sich windenden Thäler und Schluchten! Wie stolz heben sich die breiten Bergrücken des bunten Sandsteins (Schwarzwald und Vogesen) und wie kühn steigen die senkrechten Thalränder von den Flussthälern empor! Wie eintönig aber lagert sich der Muschelkalk hin und wie eng sind seine Thäler (Würtemberg), weil er, quellenarm, keine auswaschenden Ströme durch sie senden konnte. Wie milde gestalten sich die Keuperlandschaften (Würtemberg), deren weicher Sandstein überall nur die Mulden füllt. Wie dürre pflanzt sich die Felsplatte des Jura-

kalkes (Schwaben und Baiern) in schroffem Aufsteigen über den zerwaschenen älteren Jura oder den unter seinem Drucke flach liegenden Liasschiefer, und wie quellen- und thälerarm zieht sich die zähe Masse hin! Wie machtvoll aber thürmt sich der Quadersandstein (sächsische Schweiz, Böhmen), und wie schroff ragt die Kreide (Rügen) in senkrechten Wänden himmelan! Und all diesem nun gegenüber die flache und wellige Oberfläche der Diluvial-Gebilde und die grossartige Wirkung, die hier ein einziger Hügel hervorbringt, der weit hinaus ins Land als Warte lugt.

Die Mannigfaltigkeit des deutschen Bodens in Stoff und innerem Bau und eben darum in äusserer Form hat sofort neben den klimatischen Einwirkungen einen sehr verschiedenen Reichthum der Landschaften an Quellen und Flüssen zur Folge, und wie reich Deutschland in dieser Hinsicht ausgestattet ist, lehrt ein Blick auf die Karte. Mit beidem aber ist auch die Pflanzendecke in ihrer Verschiedenheit, ihrer Fülle oder Spärlichkeit, zugleich aber auch in ihrer Art und Physiognomie gegeben. Eine andere heimische Pflanzenwelt entspriesst dem von salzigem Meerwasser überspülten Boden, eine andere dem Sumpf und dem Torfmoor des Süsswassers; ja es giebt eine abweichende Flora des Sandsteins und des Kalkes. Was aber die Anpflanzung der Menschen betrifft, so widersteht dem Ackerbau keineswegs der Granit und Syenit, noch weniger der Gneiss- und Glimmerschiefer, und dem Weinbau, sowie dem schönen Laubwald zeigt sich der Thonschiefer, der Porphyr und Basalt günstig. Fruchtbare Felder und herrliche Laubwaldungen bedecken den Muschelkalk, an dessen steil abfallenden Bergen edle Weine die angestrengte Arbeit lohnen. Wie unfruchtbar ist aber der felsige obere Jurakalk, und wie schön daneben ist sein Abhang auf den weicheren Untergliedern der Gruppe mit dichten Buchenwäldern bewachsen. Welch fruchtbare Sandstriche hat Deutschland und wieder welche Wüsten, die nur armseliges Nadelholz in krüppeliger Gestalt tragen. Wie glücklich ist aber in der norddeutschen Niederung neben den Sand der Sumpf gestellt, um beide durch einander dem Ackerbau zugänglich zu machen[1]).

1) Das Nähere in B. Cotta a. a. O. Bd. 2. S. 1—44. Es versteht

Es sind also die Beschäftigungen, die Nahrungsweisen und eben damit die Mund- und Gemüthsarten der Menschen in Deutschland unter so verschiedene Bedingungen gestellt, dass auch hier die Mannigfaltigkeit des Lebens an die Natur anknüpft. Denn im Zusammenhange mit dem Klima, das bei aller durchschnittlichen Gleichartigkeit dennoch bei dem Wechsel von Höhe und Tiefe und bei der grossen Erstreckung von Süd nach Nord, von West nach Ost in Deutschland sehr verschieden ist, wirkt die vom Gestein bewirkte Bodenart, ob aus Verwitterung des Urgesteins, und zwar über dem Wasser oder unter dem Wasser, ob aus Anschwemmungen entstanden, auf die Fruchtbarkeit und eben damit auf die Dichtheit der Bevölkerung. In weiten Strecken Deutschlands herrscht der Wald und in ihm das einsame Leben des Köhlers und Holzhackers, in seinen Thälern das eifrige zischende Gewerbe der Sägemühlen, der lebhafte Holzverkehr, in den Städten am Fusse der waldbedeckten Berge der Holz-, Kohlen-, Harz- und Theerhandel, und der stille Jäger durchschreitet die dunklen Forsten; in andern Regionen steht auf einsamer, bald schwarzer, bald rothblühender Haide der arme Hirte, und nur die Heerden der Schafe und Ziegen oder der Rinder und Rosse beleben die Landschaft. Auch hier ist der Mensch wie am einsamen, nur vom Tosen der Wellen und Brausen der Stürme lauten Meergestade oder an den zahllosen Seen des Tieflandes, wo nur die Fischerhütte und das Zollhaus an den Beherrscher der Erde erinnert, in die oft rauhen und harten, oft linde schmeichelnden Arme der Natur geworfen und in sein eigenes Innere gedrängt. So von den schlesisch-böhmischen, den sächsisch-thüringischen, den hessischen, nassauischen, badenschen, schwäbischen und bairischen Bergen und Hochflächen an bis hinab in die Flächen der lüneburgischen, lauenburgischen, schleswigholsteinischen Haiden und der Meeresufer der Nord- und der Ostsee. In fast noch grösserer Einsamkeit lebt im Harz, im

---

sich von selbst, dass hier die chemischen Bestandtheile des Gesteins und im Zusammenhange damit das leichtere oder schwerere Verwittern derselben in Betracht kommen.

Schwarzwald, in Thüringen und im Erzgebirge, in Schlesien und Böhmen, in Steiermark, Kärnthen, Krain, wie im Saarbrückenschen und in der Eifel, im Westerwald und den hessischen Erzbergen der Bergmann in seinem trübe beleuchteten Schacht, wenn er „vor Ort" sitzt. Und doch schlagen da überall deutsche Herzen, tönen deutsche Lieder, betet deutscher Glaube. — Wie weit aber dehnen sich gesegnete Ackerfluren im Süden und Norden aus, welche weite Wanderungen macht der Säemann, der Pflug und die Egge über deutschen Boden, und wie tausendfach verschieden ist das Verhältniss des Menschen zu seinem Acker, je nachdem derselbe, dem üppigen Marsch- und Bruchlande angehörig, eintönig fruchtbar ist, oder auf der sandigen Geest oder der Haide oder auch auf dem steinigen Rücken des Gebirges gelegen, nur mühselig und ärmlich lohnt, je nachdem er mit starkem Wiesenbau begleitet, mit herrlichen Obstwäldern wechselnd, je nachdem er nur der sichere Nebenerwerb des Handwerkers oder das Herrschaftsgebiet des stolzen Hofbauern oder die Goldgrube des weitwaltenden Güterbesitzers ist, je nachdem er in Gartenwirthschaft mit eigener Hand oder mit stattlichem Rindvieh oder edlen Rossen bebaut wird. Hier liegt die Kraft des deutschen Volkes und der feste Wurzelboden deutscher Sitte, aus welchem zuweilen eine der hohen Eichen emporwächst, unter denen Unzählige Schutz und Erquickung finden. Aus dem deutschen Bauernstande sind, wie aus dem der Bergleute und Handwerker, nicht wenige der grossen deutschen Geister emporgewachsen, die den Weg zum Herzen des Volkes kannten und auf demselben göttliche und menschliche Wahrheit und Erkenntniss allen seinen Gliedern vermittelt haben.

Durch den Handwerkerstand werden wir in die mächtigen Burgen des deutschen Bürgerthums, in die Städte geführt, deren auf deutschem Boden so viele sich erhoben haben, theils an Meeresbuchten und Strommündungen (Hamburg, Bremen, Lübeck, Königsberg), theils in den Thälern der Ströme und Flüsse (Wien, Regensburg, Frankfurt, Mainz, Strassburg, Basel, Coblenz, Cöln, Würzburg, Dresden u. s. w.), besonders an den Einmündungen der Nebenflüsse, theils in grossen Gebirgs-

buchten und dem Ausgange der Thäler des Gebirges (Cassel, Münster, Stuttgart, Erfurt, Breslau u. s. w.), theils auf weiter Fläche, wo Flüsse und Seen die Wasserwege boten (Berlin, Magdeburg, Stettin, Frankfurt a./O., Düsseldorf, Elberfeld u. A.). Sie alle sind die Mischer und Einiger der Menschen und steigern in der vielfachen Berührung der Berufsarten die Kraft, erhöhen und entwickeln die Gaben der Individuen, erweitern den Gesichtskreis und sind die starken, stets bewegten Organe, von welchen das Leben durch die Länder pulsirt. Darum sind sie die Heimathen der Wissenschaft und der Kunst, die Anreger und Geburtsstätten des politischen und kirchlichen Lebens. Sie tragen ihre Art und Natur in die grösseren Dörfer über, wie sie, oft Meilen lang gestreckt (Schlesien, Lausitz, Thüringen), in den Flussthälern der Gebirge sich bilden; schon weniger steigt ihr Einfluss auf die Höhen empor, wo der Mensch mit der Natur einen härteren Kampf ringt, und verschwindend wird er, wo das Zusammenwohnen der Zerstreuung in einzelnen Höfen und Hütten weicht. Die städtische Fabrikation im Grossen sucht, dem Holze nachziehend, in den Gebirgsthälern ihre Stätten der Arbeit und verbindet so Stadt und Land. So ist das mittlere Deutschland mit seinen mässigen Höhen und wenigen Flächen ein Land der städtischen Dorfbevölkerung, der Norden und Süden Deutschlands aber die Stätte des Gegensatzes von Stadt und Land und eben damit in Mitteldeutschland die Verarbeitung der Gegensätze im Menschenleben grösser und die Gleichartigkeit stärker, die politische Bewegung lebhafter, die religiöse und kirchliche Verflachung allgemeiner. Der Norden und Süden aber stehen sich fremder gegenüber gerade dadurch, dass sie den stärkeren mitteldeutschen Gegensatz zwischen sich haben, und ihre sonstige grössere Verwandtschaft kann weniger auf ihre Zusammenfassung wirken. Jeder Blick auf die politische Karte Deutschlands zeigt im Norden die grösste Staatseinheit, im Süden auch noch stattlichere Gebiete, in der Mitte aber die vielfarbige Kleinstaaterei. Von jeher haben in der Weltgeschichte die weiten Flächen zur Entstehung grosser Reiche, die kleineren in Berg und Thal vielgetheilten Länder zu Ausgestaltung ein-

seitiger, nur durch die Verwebung ins Ganze weitwirkender Culturelemente geführt. Es werden daher im Allgemeinen die Völker der Flächen die politische, die Bewohner der nicht schroffen und alpenartigen Bergländer die geistige Herrschaft in einer und derselben Nation erringen. Die Vereinigung der weiten Tiefländer mit den wechselreichen Hügel- und Berglandschaften wird sich daher leichter ergeben, weil die mittelgebirgische Geistescultur den weiten Schauplatz sucht, die tiefländische Reichspolitik aber ihrer auf allen Seiten bedarf. — Schwieriger wird die Gewinnung der Hochländer für die Einheit werden, weil in ihnen die starke Eigenthümlichkeit und die geistige Productivität mit der Umfassung eines grösseren Gebietes und Schauplatzes für dieselbe schon zusammentrifft.

Soweit von der Natur des deutschen Bodens. Man hat zwar noch viel weiter die Einflüsse desselben auf das Leben der Menschen verfolgt und wie von Urgebirgspflanzen, so auch von Urgebirgsmenschen, von Kalk-, Sand- und Torfmenschen, selbst von den unmittelbaren Einflüssen der geologischen Formationen des Wohnorts auf die endemischen Krankheiten gesprochen. Wir lassen dieses interessante Gebiet noch unberührt, es bedarf der Natur der Sache nach längerer Bearbeitung, um mehr als blosse Wahrscheinlichkeiten zu liefern [1]).

Aber die Stämme, die Volksarten haben wir zu beachten. Denn sie sind eben so unläugbare Thatsachen, als die Granite, Gneisse, Basalte, als Jurakalk und Molasse. Und hier muss es sich zeigen, ob, wie das Land für das Volk, so auch das Volk für das Land ist. Denn das wird doch wohl Niemand für reinen Zufall erachten, dass eben dieses deutsche Ländergebiet in den Besitz dieses deutschen Stammes gefallen und darin im Wesentlichen geblieben ist.

Man kann sie nicht überschauen, ohne sich die Einströmung der germanischen Völker vom Osten her zu vergegenwärtigen. In breitem, meergleichem Bette ging die Strömung der aus dem inneren Asien hervorgedrungenen Massen, nachdem sie zwischen dem kaspischen Meere und dem Ural eine schmalere Strasse

1) B. Cotta: Deutschlands Boden. Bd. 2. Einfluss des Bodenbaues auf das Leben der Menschen. Beilagen, S. 89 ff.

passirt und sich dann auf der grossen osteuropäischen Ebene ausgebreitet hatten, auf dem kein Hinderniss darbietenden Wege nach Westen vor sich. Voran waren die Stämme, die vorher den Westen einnahmen, denn durch Weiterdrängung verschoben sich Schlag auf Schlag die Wohnsitze, und erst, nachdem das lange Wogen vorüber war, nachdem Griechenland und Italien, Gallien, Spanien und Nordafrika, andererseits Skandinavien und England ganze Ströme dieser breiten Fluth abgeleitet hatten, gestalteten sich diejenigen deutschen Stämme, die heute noch als die Träger der Einheit und Verschiedenheit des deutschen nationalen Lebens wirken und walten. Die Einengung des weiten Flussbettes durch das mitteldeutsche Hochland musste die Völkerströmung in einen nördlichen und einen südlichen Strom theilen. Der südliche musste theils durch das Donauthal, durch die Thäler der Sawe und Drawe, theils durch das mährische Pfortenland gehen, und ihn lockten schon im Anfange und auf seinem weiteren Zuge gegen Westen die Flussthäler und Pässe der Alpen hinüber in den sonnigen Süden, während der nördliche erst über die Ströme des Tieflandes setzte und durch sie zum Meergestade hinab und in die schöneren Thäler des Mittelgebirges hinaufgezogen wurde. Es bedurfte einer längeren Zeit, bis auch er sich der Sonne zuwandte, und in die von den ersten Einwanderern wieder geräumten Sitze gelangte. In welchem Grade die Völkerverbindungen, wie die älteste der Sueben, uns das Erkennen der einzelnen Grundstämme erschweren, ist wohl bekannt. Es wäre zu rasch geredet, wenn wir die Vorväter der jetzigen Schwaben für Alles in Anspruch nehmen wollten, was von dem jetzigen Kernlande der preussischen Monarchie, von den Gestaden des Rheins, vom mittleren Deutschland, z. B. dem Mainthale, ja von Spanien als dem einstmaligen Schwabensitze gesagt werden kann. Aber so viel werden wir doch davon annehmen dürfen, dass wir diese nördlichen und westlichen Sueben als die Vettern derer betrachten, welche sich hernach eine Zeit lang unter dem Namen der Alemannen verloren, schliesslich aber dennoch wieder mit dem Suebennamen sich neben den Alemannen im südwestlichen Deutschland behaupteten. Die Semnonen und die mit ihnen verbun-

denen Silinger, die Skyren und Ingrionen, mit den Burgundern im Norden (Mainthal) gränzend, sowie die westlich bis an den Rhein wohnenden Alemannen hatten zur Zeit der römischen Heerzüge gegen Deutschland bereits die jetzigen Schwabengebiete in Besitz und hörten in ihnen auf, die „schwebenden, schweifenden, wandernden", die alte germanische Art festhaltenden Urdeutschen im Unterschiede der für den Ackerbau gewonnenen Anwohner des Rheins und seiner mittleren Zuflüsse (Hessenland) zu sein. Die römische Herrschaft über die keltischen Vorbewohner dieser Lande konnten sie brechen, aber nicht sich selbst alles Einflusses der römischen Gesittung erwehren, welche nur einen Theil jener Völkerstämme bis zur Annahme der römischen Sprache durchdrungen hatte. Aber diese Germanen behaupteten ihren eigenthümlichen Charakter. Was in sie von italischem Geistesleben überging, ist nicht einmal mehr zu vermuthen. Sie lebten noch lange im Anblick und Verkehr der römischen Castelle und verschanzten Lager, und durch sie zog sich die Römerstrasse von Südwesten nach Norden und Osten. Wenn sie das Christenthum da und dort von den römischen Heerlagern empfingen, so möchten sie wohl auch etwas von italischer Bildung derselben Vermittlung zu danken gehabt haben. Eine Mischbevölkerung aus Gallien war an die Stelle der Markomannen, welche in der Völkerwanderung hier eine Zeitlang wohnten, in einen Theil des Schwabenlandes gekommen, in den Schwarzwald und das oberdeutsche Rheinthal, und auf diese wirkte die römische Cultur noch stärker, als auf die Sueben [1]), indem sie sogar gallische Cultur in ihr Heidenthum, mit römischen Elementen verschmolzen, einführte. Tiefer aber als die Römer mussten seit der Karolinger Zeit die Franken auf sie einwirken, deren Herrschaft eine viel mehr organisch durchdringende war, und die sich wenigstens auf der Nordseite, nachdem längst die Burgunder sich jenseits des Rheins niedergelassen und auch von da sich südwärts an die Alpen gezogen

1) C. F. Stälin: Würtembergische Geschichte. Stuttgart 1841. Bd. 1. S. 62 f. 111. Vergl. Haas: Urzustände Alemanniens, Schwabens und ihrer Nachbarländer. Erlangen 1865.

hatten, unmittelbar neben sie lagerten. Der Uebergang des alemannischen zum schwäbischen Charakter war wohl längst ein allmählicher und fliessender geworden, als es auch der zwischen dem schwäbischen und fränkischen wurde.

Was waren die Schwaben und Alemannen in ihrer ältesten Zeit, und was sind sie geworden, und welche Seite der deutschen Nationaleigenheit ist ihnen jetzt als Stempel aufgeprägt? Der riesige goldblonde Schwabe mit dem blitzenden blauen Auge, dem nicht zu widerstehen war, halbnomadischer Ackerbauer, überwiegend nur im Kriege und in der Jagd lebend, keusch, in Allem mässig, nur nicht im Trinken, durch armselige Wohnung nur wenig an die Heimath gebunden, daher wanderlustig, durch geringe Bedeckung des Leibes der starken Bewegung bedürftig, daher stets zu Rosse oder zu Fusse stark bewegt, mehr Fleischnahrung als Pflanzenkost liebend, stolz, offenherzig, trotzig, aber gastfrei, welche Züge hat er mit dem heutigen Schwabenstamme gemein? Offenbar ist durch das alemannische Uebergewicht an diesen Charakterzügen nichts Wesentliches geändert worden, und auch die vielseitigeren, beweglicheren Franken vermochten nicht, den felsenhaften Grundcharakter des Schwaben umzuschmelzen, höchstens nur, ihn etwas abzustumpfen und zu glätten. Die gewaltigste Kraft des Stammes war allerdings durch die Wucht Chlodwigs und noch mehr später durch die Macht der Karolinger gebrochen, aber immer noch blieb es, trotz des südlichen Hauches, der in Alemannien von den nahen Pässen der Alpen herüberwehte, und trotz der erinnernden Reste der alten Römercastelle und der um sie erstandenen Städte, wenn der römisch-gebildete Franke nach dem Schwabenlande zog, eine Reise in ein fremdes Barbarenland. Noch gab es tief ins Mittelalter hinein riesige Schwabengestalten, und ein Berlichingen von der fränkischen Schwabengrenze war es, der noch im späten Mittelalter zu Worms durch einen den neuen Eichentisch zerschmetternden Faustschlag die stärkere Kraft schwäbischer Ritter thatsächlich bewies; aber die goldfarbigen Haare und die tiefblauen Augen, wie sie Ausonius an seinem als Beute erhaltenen Schwabenmädchen Bissula besang [1]), waren nicht mehr

1) Ebendas. S. 153.

das Erbtheil der Alemannen unter ihren von den Franken belassenen Herzogen. Die Mischung der Stämme war unverkennbar, und man könnte fragen, ob wirklich hier das reine Deutschthum sich ungetrübt erhalten habe, ob nicht gallische oder gallisirte Germanen schon einen bedeutenden Antheil an der alemannisch-schwäbischen Eigenthümlichkeit hatten? Doch gilt dies wohl mehr von den westlichen Theilen bis an den Rhein. Der oberschwäbische Dialekt in seinem Unterschied vom niederschwäbischen spricht es aus, dass der eigentliche Schwabe ein milderes, durch lange Ansiedlung in sanfte Natur umgebildetes Wesen, eine grössere Zähigkeit im Festhalten des Eigenthümlichen besass. Das Christenthum durch seine fremdländischen Boten aus Irland und seine culturstiftenden Klöster, in seiner einfachen, nicht italisch und fränkisch veräusserlichten Art, hat diesen Gebieten eine Mitgabe gebracht, die noch heute in der Innerlichkeit des religiösen Volkslebens sich kundgiebt, und die reiche Abspiegelung der Natur im Gemüthe hat dem Schwaben seine Heimath zu einem Paradiese gemacht, dessen lieblichen milden Glanz er auch auf den fernsten Wanderzügen, zu welchen er aufgelegt geblieben ist, über Meere und Länder mitnimmt. — Durch die Kaiserzeiten hindurch tritt Schwaben, hineingerissen in fast alle Bewegungen derselben, am stärksten unter seinen hohenstaufischen Herrschern hervor. Wie sie, waren auch die Welfen schwäbischen Stammes, und man kann so die grössten Gegensätze des deutschen Herrscherstrebens auf diesen Stamm als ihren Ausgang zurückführen. Durch die Hohenstaufen wurde der alemannische Name hinter den schwäbischen zurückgedrängt, während dafür das Ausland ganz Deutschland nach den Alemannen zu benennen anfing, weil diese (Elsass, Burgund, Schweiz) nunmehr in den Anziehungskreis Frankreichs stärker hineintraten.

Das Machtbewusstsein des Schwaben wurde durch die Hohenstaufen erzeugt, zugleich aber auch die Abglättung seines Wesens durch die Vereinigung des fränkischen Herzogthums mit dem schwäbischen in dieser rasch aufsteigenden, hochbegabten Familie. In welchem Maasse hernach allgemein deutsche, auch italiänische und selbst morgenländische Bildung durch

das stolze Kaiserhaus in die schwäbischen Burgen und Städte kam, ist wohl bekannt, und die italiänischen, aragonischen, burgundischen, englischen, jerusalemischen, französischen, castilischen, byzantinischen Prinzessinnen, welche als Gemahlinnen in den staufischen Sitzen Hof hielten, nicht minder die flandrischen, burgundischen und französischen Fürstinnen in den schwäbischen Häusern der Welfen und der Zähringer, brachten sicherlich den hellsten Schimmer feiner Sitte mit in diesen stillen Winkel Deutschlands. Die zahlreichen Grafengeschlechter, die stolzen Herrenhäuser, aus welchen so weitreichende Zweige blühender Fürsten-Familien, die Hohenzollern, die Würtemberger, die Badener, die Löwensteiner, die Hohenloher, die Fürstenberger, Limburger und Waldburger erwuchsen, die reichen und vielbegüterten Klöster in den wald- und weinreichen Thälern, sie halfen Schwaben zu einem glänzenden Stern unter den deutschen Landen erheben. Das Schwaben- und Frankenland wurde eine Heimath der Poesie, reich an Dichtern, deren Töne noch heute fortklingen, und auch wohl das Land, in welchem die poetischen Erzeugnisse des Mittelalters hochgehalten, abgeschrieben, gesammelt und auf unsere Zeiten überliefert wurden [1]). Die Klöster sammelten die geistigen Schätze, und die vielen kleinen Fürstenhöfe liessen das frische Wasser fliessen, die Städte brachten das Fasslichste davon in die breiteren Volksmassen, und von ihnen aus bewegte sich, der schwäbischen Wanderlust gemäss, die Bildung weiter. Neben der weltlichen hatte die geistliche Bildung hier eine Heimath, die Innerlichkeit der Religion, selbst in den zahlreichen Klöstern gepflegt, fand eine Zuflucht gegen Hierarchie und Verweltlichung in den Zünften der Städte. Das schwäbische Land wurde eine Heimath der von der Kirche „Ketzer“ Gescholtenen, fromme Gemeinschaften und Vereine der Freidenkenden entstanden. Die Reformation bereitete sich vor. Die Sprache bildete sich gemüthvoll aus. Dabei blieb der Schwabe derb und kurz angebunden, im Kriege durchschlagend.

Am Hofe Rudolphs von Habsburg stand der schwäbische

1) Stälin 2, 773.

Adel hoch, und manches Glied desselben, besonders die Zollern, wirkten mit ihm für das Reich. Es gab eine schwäbische Malerschule. Würtembergische Grafen waren selbst Dichter und Beschützer der Poeten und der Wissenschaft. Sang und Klang gingen durch das Land. Die Fehden aber und Kriege, besonders die der Grafen und der Städte, die der grösseren Herren und der Ritterbünde, sogar Empörungen wider Kaiser und Reich, zuletzt die Erhebung der Bauern wider die Herren liessen immer wieder die alte Rohheit durchbrechen. Der alemannische Trunk war in dem weinreichen Schwabenlande nie verlernt worden. Die Schwabenstreiche und das „Schwabenalter" nebst einer Fülle witziger Neckereien gegen das nun bereits enger gewordene (seit Maximilian II. die Schweiz und den Elsass ausschliessende) Schwaben, sind Werke des eigenen schwäbischen Volks-Humors aus der Zeit vor der Reformation [1]). Der von dieser ausgehende Umschwung im geistigen Leben des Volkes, zugleich der Riss der Entzweiung durch dasselbe liess dem Schwaben, der Alles mit dem innersten Gemüthe fasst, ja der so recht ein Repräsentant deutscher Gemüthlichkeit ist, zuerst ein stärkeres Bewusstsein aufgehen über die Vielheit der Glieder seines Volkes, über die zahlreichen Herren, weltliche und geistliche, Städte und Klöster, welche bisher den bunten Mantel zusammengesetzt hatten, der über das Land gebreitet lag. Hatten doch schon seine Berge und kleineren Hochflächen, seine engen und weiten Thallandschaften, seine hügelreichen Mulden und Gründe der Mannigfaltigkeit genug dargeboten. Aber zum Jammer und zur Jämmerlichkeit war dies vielseitige und doch gleichartige Volksleben nicht herabgesunken. Unbequem, beengend, sogar lächerlich war die Zersplitterung oft geworden. Aber das Land hatte geblüht, das Volk in geduldiger und ergiebiger Arbeit, in nachbarlicher Treuherzigkeit und gutmüthigem Humor, in behaglichem Selbstgenuss, auch in still-frommer Beschaulichkeit oder grübelndem Ernste sich erhalten. Da kam der böse deutsche Krieg von

1) Wachsmuth, Geschichte deutscher Nationalität. Braunschweig 1862. Bd. 2, Th. 2, S. 236 ff.

dreissig Jahren, und aus ihm ging Schwaben verödet, zum Tode ermattet und als ein wirkliches Jammerbild hervor. Kaum wieder sich erhebend musste es die zerfleischenden Klauen des französischen Unthiers, Ludwigs XIV., fühlen und bis in dieses Jahrhundert hinein haben diese unseligen Zeiten mit alle dem, was ihnen im vorigen Jahrhundert folgte, entkräftend nachgewirkt. Wie sind diese Lande fast ein Jahrhundert lang regiert oder vielmehr despotisirt, kindisch behandelt, leichtfertig ausgesogen worden! Es gehörte die ganze Tüchtigkeit und markige Kraft des Alemannenstammes dazu, um nicht den Lebensfunken erlöschen zu lassen, der im Herzen des Volkes brannte. Er ist nicht erloschen, sondern, sobald nur die befreiende Hand kam, in heller Lohe emporgeflogen. Es ist dies ein unvergängliches Verdienst des Herrschers von Würtemberg, der fast fünfzig Jahre lang für die innnere Ausgleichung der seinem Lande zugewachsenen neuen Gebiete mit den alten, für die Befreiung des Volkes vom Drucke alter Lasten, falscher Ordnungen und Gesetze, verrosteter Bildungsmittel, mit fast nie ermattendem Streben wirkte. Noch heute steht Schwaben in seinem gesetzten Grundcharakter da. Der Schwabe ist nicht ein leichtfertiger Schwätzer geworden, der Alles, was in seinem Innern vorgeht, und noch mehr als das, in raschem Wortgerassel oder in breitem Schwall in die Weite sendet, wenn er auch nicht in trockener, wortkarger Armuth schweigt. Er ist auch nicht zu einem melancholischen Klageweibe geworden, das auf dem Grabe einer nie wieder wach zu rufenden Vergangenheit sitzt. Aber er ist ernst, nach Innen gekehrt, mit geschichtlichem Sinne begabt und von dem Gewesenen poetisch wie humoristisch angehaucht, für alle neuen Wege der Geschichte offen und hoffnungsfreudig in seinem schönen Erdwinkel bereit, die geöffneten Pfade der Geschichte zu betreten. Wenn eitles Gewäsche dem eigentlichen schwäbischen Volke das Wort vom Munde nimmt und an seiner Statt volltönige Phrasen redet, so wird seine Stunde gewiss kommen, wo ihm das übervolle Herz die Klammern sprengt und den windigen Vor- und Für- und Absprecher zum Schweigen zwingt. Wer es erlebt hat, wie der Schwabe, der den Teufel kennt, den

Franzosen nächst diesem hasste, weil dieser freche Fremdling deutsches Wesen mit Füssen trat, der weiss auch, dass nur ein gleicher Versuch gewagt werden dürfte, um den Schwaben auf seinem deutschen Posten zu finden.

Was aber in Geist und Gemüth des deutschen Volkes von schwäbischer Art und Kraft erklungen ist und noch heute fortklingt, das bedarf kaum genannt zu werden. Von Peutinger, Carion und Münster, von Melanchthon, Urban Regius, Grynaeus und Oecolampadius, von Pelican, Speratus und Jakob Andreae an, welche Reihe von emporragenden Geistern! Auch in den schlimmsten Zeiten, von Valentin Andreae, durch die Osiander, Pfaff, Bengel, Oetinger, Roos hindurch geht die Reihe der Theologen, welche heute noch mächtig auf die evangelische Kirche deutscher Nation, ja weit über dieselbe hinaus wirken. Der Schwabe Sebastian Frank hat auf der Erde, der Schwabe Kepler am Himmel die Wege gewiesen, und Letzterer leuchtet noch als ein beherrschendes Gestirn. Und welche Namen liefert uns das letzte Jahrhundert in einem J. J. Moser, einem Brucker, Tobias Meyer, einem Wieland, Schnurrer, Planck und Flatt, das laufende aber in Schiller, Schelling, Hegel, Uhland, in Mohl, in Pfister, in Pfizer, in Schwab, Danneckor, Spittler, Wächter, in Oken, Schoenbein, Baur, Strauss, Vischer, in Dorner, Beck, Schmidt, Oehler, Palmer, in Gmelin, Autenrieth, Kielmeyer. — Es giebt kein Land, wo auf gleichem Raume so viele Namen heller Geister glänzen und zwar im Lichte der verschiedensten besonderen Kraft. Auf dem geistigen Gebiete ist Schwaben längst zu Deutschland ausgeweitet, und die Pflanzen des Jura und Keuper sind längst dem fernen nordischen Gebiete der Kreide zu eigen geworden.

Der Schwabe lenkt uns fast unmerklich zu seinem östlichen Nachbar, dem Baiern, hinüber und heisst uns wieder nach den Wurzeln dieser besonderen deutschen Existenz graben. Die Römer fanden in dem Ländergebiete, welches der bajowarische Stamm jetzt einnimmt, verschiedene keltische Völkerschaften, Noriker, Skordisker, Bojer. Die germanischen Stämme der Markomannen und der Daken zertrümmerten diese schlecht ge-

fügte Masse, zogen sich aber selbst wieder nördlich der Donau und in Böhmen zusammen, so dass das Baierland leer blieb, eine weite schweigende Einöde, eine wilde Gränzmark zwischen dem Römerlande am Saume der Alpen und den Völkern des deutschen Mittelgebirgslandes. Die Markmänner wurden, nachdem sie sich mit dem Römer im Kriege gemessen, zu Bajoheimern, zu Böhmen, und als solche Bajowarier kamen sie, nachdem die Römermacht diesseits der Alpen bereits gebrochen war, in das Land zwischen Donau und Alpen (in welchen Bozen ihr Grenzschloss gegen Italien war) und bis hinab in die Gegenden der Enns. Da findet sie die beglaubigte Geschichte bereits unter fränkischer Oberhoheit im siebenten Jahrhundert[1]).

Nachdem der Franke den Alemannen und Sueben bis hinauf in das hohe Rhätien unter sein Scepter gebeugt, war es unmöglich, dass der breitstirnige Bajowarier mit seinen Römerstädten, die aus dem Schutte früherer Niederlassungen noch emporragten, demselben fremd bleibe. Ja wohl früher schon ist ihm durch das Mainthal und dessen südliche Zuflüsse fränkische Verbindung und Hoheit zugeführt, und er war nun von zwei Seiten zwischen diese mächtigen Hände geklemmt. Dass ihm seine innige Gemeinschaft mit den Erzfeinden der Franken, den Langobarden, die sich als östliche Nachbarn der Baiern damals mit andringenden Slavenschwärmen zu schlagen hatten, eine freiere Abhängigkeit gewährte und diese ihm durch dasselbe Gegengewicht gegen die Franken auch noch erhalten wurde, als die Langobarden seine friedlichen Nachbarn in Italien geworden, ist wenigstens wahrscheinlich. Genug, es gehört zur ältesten Geschichte Baierns, dass sein Volk sich nach Osten hin neigte und dadurch seine Selbständigkeit gegen Westen, seine Sonderheit gegen die mächtige Zusammenfassung in einem germanischen Reiche retten wollte. Dass seine Geschichtschreiber sich die viele Mühe gegeben haben, diese Selbständigkeit so weit herab als möglich be-

1) K. Zeuss: Die Deutschen und die Nachbarstämme, München 1837, S. 364 ff.; vergl. F. H. Müller: Die deutschen Stämme und ihre Fürsten, Berlin 1840, Bd. 1, S. 260 ff., 359 ff., Bd. 2, S. 167 ff.

stehen zu lassen, verräth diesen Zug der Neigung als einen bis in die Neuzeit erhaltenen. Ob Garibald im sechsten Jahrhundert ein König (rex) oder Herzog (dux) der Bajowarier war, ist der Streitpunkt gewesen, vielleicht war er das Erstere in seinem Lande, das Letztere am Hofe des Frankenkönigs. Lassen wir ihnen den Trost dieser alten Selbständigkeit. Nachdem Thüringen der Frankenmacht unterlegen war, konnte sie nicht mehr bestehen, weil die beiden beherrschenden Hochländer die fränkischen Zeichen trugen. Aber eine „Mittelmacht zwischen den Grossmächten der Franken und Byzantiner", wozu der Ehrgeiz baierischer Forscher sie emporschrauben wollte, waren sie nicht, auch nicht „ein Hauptvolk in der deutschen Völkerwelt", da sie, gleich den Friesen und Thüringern, im Verhältniss zu den Franken, Schwaben und Sachsen in der deutschen Geschichte immer nur eine untergeordnete Rolle spielten und „niemals die geistige Kraft und Regsamkeit besessen haben, sich an die Spitze der geistigen Entwicklung bei den Deutschen zu stellen, vielmehr derselben immer am meisten widerstrebt haben."[1]) Aber tüchtige Grenzwächter blieben sie gegen die slavischen Karantaner (Kärnthner) im Alpengebirge, allermeist aber gegen die an die Enns vorgedrungenen Awaren (Hunnen, Finnen), und ihnen gelang es unter Karl dem Grossen, diese gefährlichen Nachbarn nach Ungarn zurückzuwerfen und einen neuen Gränz-(March-)Fluss in Mähren zu gewinnen. Das Land zwischen der Enns- und der Marchmündung wurde deutsch (bairisch). Denn ein deutsches Volk sind die Baiern, wenn wir auch ihre Abstammung nicht näher kennen, keine Nachkommen keltischer Bojen, wenn auch ihr Name so klingen mag; die alten Markomannen sind ihre Väter. Nur der Nordgau (die Lande im Süden des mittleren Mains, schwäbischer Bevölkerung) ist unter Karl dem Grossen fränkisch geworden zur Strafe für die Empörung des bairischen Herzogs Thassilo. Es ist nicht zu übersehen, dass die Bajowarier nur wenig von den Resten römischer Bildung berührt, auch fast nur vom Frankenreiche her christianisirt wurden, also nicht,

1) Müller, Bd. 2, S. 173 f.

wie die Schwaben und Alemannen, einen höheren Schatz von Cultur in ihrem rauhen Volkswesen verborgen trugen und nicht wie diese ein reineres Christenthum empfingen, sondern das römisch gefärbte und fränkisch-verweltlichte. Dieser Kirche aber waren die Herzoge ergeben, und sie wurde in Klöstern und Stiftern reich ausgestattet und wohl gepflegt. Dass diese Häuser nicht werthlos für die Volksbildung blieben, versteht sich von selbst, aber kaum in einem anderen Stammgebiete Deutschlands durfte das Volk so ungestört von geistigen Anforderungen blos der materiellen Arbeit und dem stofflichen Genusse leben, wie hier. Auch die Städte waren nur selten, und sie wirkten wenig auf das Land. Nur Regensburg hob sein Haupt stolz empor. Der Adel lebte in seinen reichen Grafschaften oder auf seinen kleineren Burgbesitzen in Fehde und Jagd, und als das alte Stammherzogthum erloschen, das neue aber nicht mit bodenwüchsigen Herren, sondern mit Stammfremden besetzt war, als in dem nahen östlichen Baiernlande ein eigenes Herzogthum in der Ostmark (Oesterreich) stolz emporgewachsen war, das in voller Arbeit gegen die stets anstürmenden Feinde aus den unteren Donaugebieten sich erhob und immer mehr Theile Baierns in sich aufnahm, bis dieses zwischen Lech und Inn, zwischen Alpen und Donau eingeengt war, da durfte das eigentliche Baiernland, geschützt und gedeckt nach allen Seiten, sich dem ruhigen Behagen überlassen. Die Wiedergewinnung eines einheimischen Herzogsstammes (Wittelsbach) wurde durch die Gebietstheilungen und Zerstückelungen aufgewogen, und es konnte kein rechtes Wirken der Fürsten auf das Volk entstehen, obwohl dieses treu zu dem angestammten Herrscher und nicht minder treu zu den kirchlichen Machthabern hielt. Der Baier blickte gläubig nach Rom, als unter den Hohenstaufen dieser Sitz des allmächtigen Priesters Vielen anrüchig geworden war.

Als ein Baier die Kaiserkrone trug, und zwar wider den Willen des Papstes, da stand gleichwohl das bairische Volk zu seinem weltlichen Gebieter, dessen weiter Reichsbesitz aber dem Erblande fremd blieb. Der berühmte bairische Geschichtsschreiber Thurmeyer von Abensberg, unter dem Namen Aventinus

bekannt, schildert seine Stammesgenossen als ein „geistlich „schlecht und rechtes Volk, das gern Kirchförten läuft, viel „Kirchfahrt hat, an Krieg und Reisen kein Gefallen findet, „gern daheim bleibt, als unfreundlich und eigensinnig, als starke „Trinker und als kinderreich, als treuen Diener seines Herrn, „der ihm zahlt und fröhnt, sonst aber sich wohl sein lässt.“ Und Sebastian Frank nennt die Baiern „ein gut andächtig „römisch Volk, das gern wallet (Wallfahrt macht) und lieber „um Mitternacht in die Kirchen stiege als daraus bliebe.“ Er nennt sie „grob an Sitten und Sprache, karg und unwillig „gegen Gäste und grappig und nachgriffig gegen anderer Leute Gut.“ Auch dass der Baier sich die Schweinezucht zum Hauptgeschäft machte, wurde ihm viel spottend vorgeworfen. Ein tüchtiger, derber, ehrlicher Schlag von Bauern, wenig städtische Bildung, Herren, die das Volk ohne viele Umstände beherrschten, und ein Klerus, der es gängelte, dies war im Wesentlichen die Erscheinung Baierns am Ende des Mittelalters. „Uebrigens war dem bairischen Volksgeiste weder für „Erhabenheit der Poesie, noch für tiefe wissenschaftliche For„schung, noch endlich für das Ausströmen sprachlicher Fülle „eine hervorstechende Mission beschieden.“ [1]) Zwischen Schwaben, Franken und Oesterreich gelegen, muss es diesen Dreien den Ruhm der höheren dichterischen und wissenschaftlichen Hervorbringung überlassen und sich mit seiner gemüthvollen Volksdichtung begnügen. So war die Reformation im Lande nicht vorbereitet, nur von den Städten ging eine Regung derselben, wie von den Nachbarländern, aus. Was aber da war, wurde von den früh herbeigeholten Jesuiten, deren Paradies Baiern wurde, ausgetreten. Maximilian I. war ein kräftiger Herrscher, aber ganz in ihren Schlingen. Als sich das Land von den Verheerungen des dreissigjährigen Krieges erholt hatte, was schneller geschah, als anderwärts, weil nur der materielle Wohlstand, kein geistiges Leben zerstört war, da blieb es bei der kirchlichen Frömmigkeit, die das Angesicht des Landes von Deutschland ab-, nach Rom und selbst nach dem katho-

1) Wachsmuth, a. a. O., Bd. 2, Th. 2, S. 324 f.

lischen Frankreich hinwendete, und bei dem Essen und Trinken, welches der Hof mehr förderte als dem Lande gut war. Der Kampf mit Oesterreich konnte es aus diesem Sinne nicht herausheben, weil jenes damals in den ersten Anfängen seiner Aufklärungs-Epoche war. Erst als die Pfälzer Linie des Fürstenhauses den Thron bestiegen hatte, traten fürstliche Absichten auf geistige Hebung des Volkes hervor, und eine Akademie der Wissenschaften wurde, um von oben herab die Pyramide zu bauen, in einem Lande errichtet, das zuerst tüchtiger Volksschulen bedurft hätte. Die Aufhebung des Jesuiten-Ordens war die Begleiterin dieser Gründung, die sonst unmöglich gewesen wäre. Aber noch blieben die übermässig zahlreichen Klöster und Adelssitze, fast alle Burgen der Unbildung und des Aberglaubens, noch blieb der derb fleischliche Sinn des Volkes, der sich für fettes Essen und tiefen Trunk durch Wallfahrten und äusserliche gottesdienstliche Bezeugung ein falsches Gegengewicht gab und Sinnlichkeit mit Sinnlichkeit verstärkte. Rohheit und Plumpheit hinderten aber nicht, dass ächte Kraft, nur unentwickelt, im Baiern lebte. Man hatte nur den Schlüssel verloren oder absichtlich versteckt oder weggeworfen, mit welchem das Verschlossene herausgeholt werden konnte. Die historischen Studien der neuen Akademie, die fast nur Baiern galten, konnten ihn nicht finden, und noch weniger die Illuminaten des hirnverbrannten Professors Weishaupt. Einmal lebte und wirkte ein Mann in Baiern, der mit seinen Genossen den Schlüssel besass und handhabte. Es war der Professor und nachherige Bischof Sailer, der in der katholischen Kirche die christlichen Grundsätze frei zu machen und auf das Volk wirken zu lassen begann. Jetzt hätte Baiern, auch ohne eigentliche Reformation, in die deutschen Geistesströmungen eingehen können, und es schien einen Augenblick, als wollte aus diesem Jesuitenwinkel die längstersehnte Verständigung zwischen Katholicismus und Protestantismus kommen. Aber — München hatte seinen päpstlichen Nuntius, den dritten in Deutschland, neben Wien und Coeln; Baiern hatte seine sieben Bischöfe, seine Klostergeistlichen lebten noch, und die edle Stimme ward erstickt. Gleichwohl verschwand all-

mählich in Deutschland das alte Baiern. Schon die pfälzischen Herrscher brachten einen anderen Geist und Ton mit, ihre Verbindung mit Frankreich, ihre Vergrösserung durch das Gebiet schwäbischer und fränkisch-schwäbischer Reichsstädte, wie Augsburg und Nürnberg, die Aufhebung der Stifter und Klöster, das Aussterben der Klostergeistlichen, das Herrschen des widerkirchlichen Sinnes in den höheren Regionen, das Eingehen Baierns in die moderne Staatsweise und bureaukratische Lebensform, schliesslich die Zusammensetzung des Königreichs aus Alt-Baiern, Schwaben, Franken, Rhein- und Ober-Pfalz, die Errichtung einer constitutionellen Verfassung und die geflissentliche Arbeit für die Verschmelzung der verschiedenen Volksstämme zu Einem Staatswesen, zu welcher der Gedanke einer bairischen Staats-Nationalität emporgebracht wurde, all dies waren Elemente, die in ihrem Zusammenwirken die alte Eigenthümlichkeit auflösen mussten.

Die deutsche Wissenschaft, zuvor von Baiern fast ausgeschlossen, erhielt nunmehr einen glänzenden Herd an der Universität München, welcher Würzburg und Erlangen zu Vorschulen und zu Nebenbuhlerinnen dienten. Die Kunst erhielt an König Ludwig einen Pfleger, der durch kirchlichen Eifer zugleich die Neuerungen sühnte, die er dem bairischen Volke zumuthete. König Maximilian I. pflegte mit nicht minderem Eifer die Naturwissenschaft und die Geschichte, und der Philosophie war in den Heroen derselben Schelling und Franz von Baader ein delphischer Dreifuss errichtet. Einheimische Geisteskraft wurde von der Wucht des sinnlich-trägen Behagens befreit, welche sie niedergehalten hatte. Dennoch blieb der innere Widerspruch einer aufklärenden und aufgeklärten Büreaukratie mit der nicht starkgläubigen aber dickgläubigen Gewöhnung des Volks, und es kam noch hinzu die ideale Anforderung an ein Volk, das im Biertrinken einen der mächtigsten Schwerpunkte seines Lebens hatte. „Der Rettig“ und die scharfe Luft des Hochlandes gaben den nöthigen Reiz dazu. Die Schule wurde die fast unlösbare Aufgabe der Staatslenker. Baiern ist das Land der Schulpläne und Schulgesetze geworden, aber dadurch noch lange nicht das Land der schulgerechten Bildung

und der tüchtigen Lehrkräfte. Die Walhalla bei Regensburg, die Ruhmeshalle, die Glyptothek und die Pinakothek in München muthen den aus dem altbairischen Volke herkommenden Wanderer fremdartig an und man fragt sich, ob man in der Maximiliansstrasse daselbst wirklich in Baiern sich befinde. Namen glänzenden Ruhmes ragen wie die riesige Bavaria über die Hauptstadt, so über das Land in geistiger Beziehung einsam empor. — Und wie seltsam contrastirt der Rheinpfälzer gegen den Altbaiern, und selbst der beiden verwandte Oberpfälzer bietet noch einen starken Gegensatz dar. Hier greift der fränkische Stamm in den bairischen hinein.

Wie eigenthümlich umgiebt aber diesen der Kranz der von ihm ausgewachsenen Bevölkerungen, der tyrolischen, der salzburgischen, der österreichischen, ja bis hinein in Steiermark, Kärnthen, Krain und bis nach Mähren hinunter. Da ist die Mischung der Nationen der charakteristische Stempel, die Mischung des Germanischen und Romanischen, des Deutschen und Slawischen. Die frühe Verwälschung des südlichen Tyrol, das Grenzen im Westen mit den romanisirten Rhätiern des Engadin, im Osten mit den kärnthischen Slawen, die mangelnde Einheit einer festen Herzogsgewalt, so lange das schöne Alpenland nicht Baiern oder Oesterreich angehörte, all dies entfremdete Tyrol dem eigentlich deutschen Leben, und der altbairische Nachbar im Norden besass die Fähigkeit nicht, es ihm einzuimpfen, weil er selbst in stumpfer Plumpheit seine Generationen durch die Zeit wälzte. Die Unfähigkeit seiner Grafen und das Aussterben mehrerer Geschlechter liess das Land es als ein Glück betrachten, selbst zu einer Zeit in Oesterreichs Hand zu fallen (1363), als dieses schon längst seinen deutschen Charakter mehr als zur Hälfte eingebüsst hatte und sich auch schon mit Bewusstsein von der deutschen Einheit abwendete, um ein Nationenreich zu gestalten. Aber Tyrol nahm an diesem Streben keinen Antheil, es blieb bei sich daheim und liess sich im beschränkten Behagen materieller Existenz, in kirchlicher Dumpfgläubigkeit und in zähem Klammern an hergeerbtes Wesen ruhen. Nur nach der Seite des wälschen Wesens und der italiänischen Sprache ist der Tyroler

zugänglich geblieben und büsst daher allmälich den lebendigen Zusammenhang mit Deutschland ein. Man kann nicht sagen, dass ihm sein vieles Wandern und Hausiren in der Welt, bei aller Verschmitztheit und zur Schau getragenen Gutmüthigkeit, einen höheren Schwung als dem bairischen Stammbruder gegeben habe. Viel eher ist dies bei dem bajuwarischen Salzburger der Fall, der nicht minder von der Pfaffheit beherrscht, dabei dem bairischen Herzogsgebiet lange angehörig, dennoch nicht so stumpf wie der Baier und Tyroler in den Geleisen der Kirche ging. Die Alpbauern, die Salzgräber und Bergleute liessen sich nicht leiten, wie der lustig jodelnde Tyroler und der sinnlich-derbe Baier, es pulsirte in ihnen ein Herzschlag der Freiheit, und ein zweihundertjähriger Druck der Erzbischöfe und ihrer Mönchsschaaren konnte die wackern Salzburger nicht von ihrem Anhangen an die Reformation, von ihrem Bibellesen und Bibelleben abbringen; sie wanderten lieber in den fremden flachen Norden, wo Preussen ihnen die Hand entgegenbot. Aber auch im Lande selber ist selbstständiger Geist und bewegte Frömmigkeit geblieben, die sich jetzt um eine schöne vom evangelischen Deutschland gebaute Kirche auf dem Märtyrerboden von Salzburg sammelt. Es ist merkwürdig, dass dieser hinreissend schöne Erdwinkel mehr dem Deutschen, als dem stammbrüderlichen Bairischen sich innerlich anschliesst.

Mehr als irgendwo sonst in den Grenzen Deutschlands ist in Oesterreich, Steyermark, Kärnthen, Krain und Mähren dem deutschen Leben der Stempel der Ansiedlung aufgeprägt. Es ist fremder Boden, auf welchem hier der bajuwarische Stamm sich mit zäher Kraft festgeklammert hat. Ob es in dem ursprünglichen Mangel der geistigen Dehnbarkeit des Stammes selbst, ob es in der Genügsamkeit seines Strebens liegt, dass hier gar niemals die Absicht gewaltet zu haben scheint, den slawischen Boden zur deutschen Heimath zu machen, oder ob es bloss eine Folge des zähen Widerstandes der slawischen Einwohner war, der an dem Berglande festeren Anhalt fand, mag dahingestellt bleiben. Die Thatsache ist aber hier eine durchschossene Bevölkerung, in welcher fast

mehr des Einflusses von den alten Grundsassen auf die erobernden Ankömmlinge ausging, als dass diese umgiessend gewirkt hätten. Man versuche einmal sich den Sachsenstamm in diesen Alpenthälern den Slawen gegenüber zu denken; ob er nicht zu einer volleren Deutschheit es gebracht haben würde? Es ist aber zunächst in den Ennslanden eine deutsche Eigenart, die österreichische, nicht bloss eine Ausbreitung der bairischen Weise entstanden. Denn ob auch noch Slawen im Lande wohnen, sie sind eine kleine Minderzahl; ob auch Baiern die meisten Ansiedler in das von den Magyaren gereinigte Land hergab, sie wurden bald durch die Babenberger (Bamberger) Markgrafen mit Franken aus ihrer Heimath gemischt und so ein besonderer Volkscharakter geschaffen. Es ist ein beweglich Volk, heiteren Sinns und doch fest wie Mauern im Kampfe mit den fremden Nachbarn, das durch Jahrhunderte einen guten deutschen Namen geführt und bewährt hat. Freilich das herrliche Rebenland that hierzu das Seinige und die Führung tüchtiger Fürsten nicht minder. Der stolze deutsche Donau-Strom, der Herz und Blick ausweitete, ist auch nicht zu vergessen. Die kirchlichen Lichtpunkte waren zahlreich, ein reicher Adel und blühende Städte belebten das Dasein; darum ist in Oesterreich der Lebensgenuss und die heitere Fülle von Hauchen der Poesie zu allen Zeiten durchzogen worden, und es hat so lange, bis Verwälschung des alemannischen Fürstenstammes der Habsburger wie ein Alp auf sein dehnbares Herz drückte, sich als die schönste Ausgestaltung des bajuwarischen Grundstammes erwiesen. Weiterhin war nur noch das obere Steiermark ähnlicher Art, jenseits desselben im niederen steirischen Lande, in Kärnthen, Krain und Mähren blieb die slawisch-germanische Mischnatur und konnte das Deutsche sich zwar erhalten, aber nicht zur geistigen Herrschaft durcharbeiten. Je mehr aber diese Grenzlande in den Kämpfen mit Böhmen, Ungarn, den Osmanen, dem Fürstenhause von erster Wichtigkeit waren, desto mehr fing auch das Beschmeicheln der fremden Nationalität an.

Die Reformation schlug in dem deutschen Oesterreich in heller Lohe auf, sie ergriff das gemischte Land mit, aber ein Jahrhundert nur konnte sie, stets mit allen Mitteln der Ge-

walt angegriffen, immer schwächer sich behaupten. Endlich war sie unterlegen, aber auch der Glanz des österreichischen Stammes erloschen. Die sinnliche und fleischliche Erregbarkeit und Genusssucht ist geblieben, aber die geistige Flamme muss erst wieder angezündet werden. Man kann sagen, die spanischen Habsburger haben den fränkisch veredelten Baierstamm wieder verbaiert, und ihr Werk war gethan, als eben der bairische Stamm anfing, selbst über sein substantiales Leben emporzuwachsen. Sicher aber durchbricht der zur Flamme neu angeblasene Funke des höheren Lebens, in neuerer Zeit wieder geachtet und gepflegt, noch einmal die weiche Masse, in welcher er begraben ist. — In Mähren ist das deutsche Element, erst dem späteren Mittelalter und dem Aufwachsen der Städte zu verdanken, nur als Ansiedlung unter herrschender Slawen-Bevölkerung zu betrachten, aber auch dort gehört es überwiegend dem bairischen Stamme an und hat sich von ihm abgelöst.

Der grosse vermittelnde Stamm in seinen vielen Gliedern, der mit allen sich mengte und in alle sich einlebte, der somit die Stamm-Gegensätze in Deutschland milderte und daher, wie ein Cement wirkend, zuerst die Herrschaft über sie gewinnen musste, ist der Stamm der Franken. Er ist sogar selbst wieder in grösserem Maasse, als wir dies schon bei dem schwäbisch-alemannischen gesehen, ein Stamm aus Stämmen oder Volksgliedern, ein Conglomerat, aber als solches ein fester Baustein, wie Granit und Gneus. Die älteste halbhelle Kunde, die wir der römischen Kriegsfackel und dem griechischen Sammelfleisse verdanken, findet am Niederrhein und östlich von ihm die Bructerer, Chamawer, Sigamberer (Marsen), Chatten, und sie alle verschwinden nach allerlei Wechseln ihrer Sitze in dem Namen der Freien oder Franken, die sich dem Römer als gewaltige Macht entgegenstellen. Noch Chlodwich wird von dem ihn taufenden heiligen Remigius als „stolzer Sicamber“ angeredet. Auch aufwärts den Rhein, von der Ruhr über Mainz bis zu den Alemannen zeigt uns das zweite und dritte Jahrhundert christlicher Zeitrechnung die Franken, d. h. die an sie angeschlossenen kleinen Stämme der Chatten, die sich sonst

zu dem Suewenbunde gehalten hatten, der Ampsiwarier und Ripuarier oder Rheinuferleute. Hier war schon die Ausgleichung zwischen Niederland und Bergland, zwischen Stromthal und waldigen Thälern und Kesseln an den Seitenflüssen entlang. Im sumpfigen Deltaland des Rheins und nach der Yssel hin nannten die Franken sich Salier. Die römischen Cäsaren und Kaiser Constantius, Constantin, Julian u. A. konnten mit aller Kraft und Kunst das Vordringen dieser Barbaren nach Westen nicht hindern, nur, bald mit eiserner Mauer, bald mit schmeichelnder Güte, aufhalten. Schliesslich gründeten sie doch auf den Trümmern der Römermacht das fränkische Reich am Rheine und weithin westlich von ihm. Da wurde des Vermittelns und Verschmelzens noch mehr, durch die friedliche Aufsaugung der keltisch-römischen Volksmenge durch die germanische Herrschaft. An der Bewegung nach Westen nahmen gleichzeitig die Franken des Oberrheins (Mittelrheins) Theil, es war also in ihr eine gemeinsame, treibende Kraft. Das Frankenreich umfasste sie hinfort zugleich mit den nördlichen Saliern. Ihre Kriege mit den Römern lassen sie als trotziger und fester, weniger gelenkig und geschmeidig wie ihre nördlichen Genossen erscheinen. Die Chatten (Hessen) bildeten, meist in den Ursitzen zurückbleibend, einen Theil des ostrheinischen Frankenreichs, Austrien oder Austrasien im Unterschied von Neustrien im jetzigen Frankreich.[1]) Das Burgunden-Reich im Südwesten und das Alemannen-Reich im Südosten waren die Machtschranken dieser Franken. Sie erlagen im gewaltigen Kampfe, und die Aufgabe der Völkervermittlung wurde den Franken mächtig erweitert, als sie nun die römisch-deutschen, sowohl westgothischen als burgundischen Völkerschaften sich, und sich ihnen, zu assimiliren hatten. Der Kampf mit den Alemannen wiederholte sich, und die Baiern wurden in die Machtsphäre der Franken unausbleiblich mit

1) Zeuss, a. a. O., S. 325 ff. Essellen: Geschichte der Sigambern, Leipzig 1868. Bornhak: Geschichte der Franken unter den Merovingern, Bd. I., Greifswald 1863, S. 113 ff. Opiz: Die Germanen im römischen Imperium vor der Völkerwanderung, Leipzig 1867. Müller, a. a. O., Bd. 2, S. 10 ff.

hineingerissen. Die Niederfranken verschliffen sich in dem Lande des beweglichen Wasser-Elementes, weiter Ebene, des Herrschaftssitzes der Karolinger (Aachen), in dem sich die Vertreter aller Stämme und Mundarten sammelten, zu einer flacheren, aber breiteren, damit auch reicheren und weitherzigeren Bildung, und eine Verwälschung trat hier viel früher und entschiedener im westlichen Theile jenseits des Ardennerwaldes ein, als sie in den von diesem Walde südlich gelegenen Gegenden stattfand. Das allen fränkischen Gauen gemeinsame Heldenthum Karls des Grossen und seiner Paladine, die vom Hofe und den Klöstern aus gepflegte Bildung, das römische Leben überall dem Deutschen einpflanzend, musste in den Franken die Uebergangsform schaffen von dem Germanischen zum Romanischen, gewandter und flüssiger am Niederrhein und den Landen der Maas und Schelde, bis zur Mosel herauf, schwerfälliger und mühsamer im Süden dieses Flusses, bis die freundlich gewordene Nachbarschaft und Gemeinschaft mit den Alemannen und Bajuwaren diesem romanischen Verschmelzungsprozesse Halt gebot, und dafür die Milderung und Flüssigmachung der gröberen und felsenhafteren süddeutschen Volksart durch die fränkische eintrat. Im Westlande der Vogesen und jenseits derselben musste ein Drittes entstehen, weder die schnelle Erweichung des Germanischen am Romanischen, noch die Stärkung des Letzteren durch ächte und grunddeutsche Art. Denn weit mehr als der Alemanne und Suewe und Bajuwarier war der dort südlich angrenzende Burgunder bereits in romanisches Wesen eingegangen, und in den Marne-Gegenden trat dieses in voller Herrschaft mit dem Franken in Berührung. Wie der Rheinstrom und seine mächtigeren Zuflüsse in ihren Thälern das jüngste Gebilde der Erdrinde neben den Urmassen zu Tage legen, das weiche, schwach verbundene Alluvium, so steigen in diesen Thallandschaften bis weit hinauf am Main und Neckar und deren Flussvasallen die fränkischen Volkstheile und Geisteseinflüsse ins Herz der derberen Grundstämme hinein. Es waren diese immer zugleich Christenthum und Kirche mitbringenden Strömungen, die in den Bisthümern feste Mittelpunkte schufen, ebenso gut die Vorläufer und Anbahner, als nachher die Erhalter der

fränkischen Reichseinheit, und selbst die karolingische Weisheit in Erhaltung der einheimischen Lebensordnungen, ihre Fixirung, aber auch Ausfüllung und Verkittung durch fränkische Kaisergesetze dienten der Vermittlung, welche das Vielfache der Deutschheit in einer Einheit, sowohl staatlich im Kaiser, als kirchlich im Erzbisthum Mainz zusammenhielt. Die fränkische Art trat der schwäbischen und bairischen, ebenso im Norden der thüringischen und sächsischen, nicht blos feindselig und zerschmetternd, wie in den Eroberungskriegen, sondern auch ergänzend, mildernd, sänftigend, freilich im Laufe der Zeiten auch abschwächend entgegen. Im Innern Austrasiens sind die Hessen derjenige Frankenstamm, der als Mittelglied zwischen den Ripuariern, die selbst wieder länger Deutsche blieben als die Salier, zu den Thüringern und Sachsen dastand.

Blicken wir von diesen Grundbildungen aus durch das Mittelalter, so sehen wir im Frankengebiet überall die Menge der aus ihnen erwachsenen Lehensherrschaften in der Hand trotziger Krieger und wilder Gewalthaber. Der alte Frankengeist offenbart sich in zahllosen Thaten und Unthaten der Tapferkeit und der grauenvollen Rohheit, neben ihnen aber erkennen wir die stolzen Bischofssitze, die reichen Klöster, und an den Inhabern und Leitern derselben neben der Bildung die Schlauheit, die um sich greifende und weitwirkende Klugheit und List. Die Erzbischöfe von Mainz, Cöln, Trier, die Bischöfe von Bamberg, Würzburg, wie mächtig und oft wie verabscheuungswürdig greifen sie in die Bewegung des Reichs, bald mit dem Papst gegen den Kaiser, bald mit dem Kaiser gegen den Papst, immer Farbe wechselnd, aber immer sich bereichernd, endlich hochgestellt im Kreise der Wahlfürsten des Reichs. Die mittelalterliche Wissenschaft schiesst in Köln hoch empor, wie die solzen Kathedralen und Dome des Rheinthales, Stifter von Mönchsorden gehen von dem „heiligen Cöln“ aus, der Missionsdrang schafft dem Bischof Otto von Bamberg einen unvergänglichen Namen, Mainz leuchtet im Glanze des heiligen Bonifacius fort, Aachen wird als Grab des grossen Kaisers gepriesen, der Glockenklang ermüdet nicht im Thale des Rheins und Mains, aber die Frömmigkeit wird zur blossen Kirchlich-

keit, und die pfäffische Gier und Dummheit stellen sich neben den schönen Zügen auf; nur der weitausblickende Handel hebt zugleich das Bürgerthum, und in ihm regt sich die Protestation gegen den Verfall der Kirche. Rasch flammt die Reformation im fränkisch-deutschen Stamme empor, aber die nachhaltige Kraft des sächsischen und schwäbischen Stammes fehlte, sie ging wieder unter. Wo sie durch die Fürstengewalt sich erhielt, da war es meist nicht ihre deutsche, sondern ihre französische, westfränkische Form, damit auch auf diesem Gebiete der fränkische Stamm seine Vermittler-Rolle übe, und tief hinein bis nach Brandenburg wirkte sie durch diese fort und fort einigend, die kirchlichen Gegensätze mildernd, bis auf den heutigen Tag. Die bairischen Erzbischöfe von Köln wurden die üppigsten Kirchenfürsten und zugleich die fanatischen Vertreter eines entarteten Katholicismus. Dem trat ein eben so sittlich haltloser Freiheitssinn an der Hand der französischen Revolution gegenüber, der aber später in gesundere Bahnen einlenkte, während auf protestantischem Boden die freibewegte und die Gegensätze der Bekenntnisse wohl achtende aber nicht in schroffer Reibung erhaltende unirte Kirche sich lebendig ausbaute. Die Universität Bonn ist eine edle Darstellung des freien fränkischen Geistes, während die alte von Cöln nur die unerfreuliche Gestalt des bigotten Kirchenthums, wie der fränkische Stamm ihm auch sich leicht anschliesst, ohne sittliche und intellectuelle Kraft kund gab. Der Untergang der geistlichen Landesherrschaften hat dem preussischen Staate eine grosse Aufgabe an dem durch sie verderbten Volke gestellt, deren Lösung rüstig vorschreitet. Es ist die mittelalterliche Kirche, die hier den Frankenstamm tief beschädigt hat, und noch hat er auf die ächte Befreiung zu warten, die nicht durch Jesuiten und Klöster, Processionen und Bittgänge, auch nicht durch feindselige Abstossung des Evangelischen ihm werden kann. Ob durch die blosse Hebung des Bürgerthums in reger Handelsthätigkeit und industrieller Arbeit und durch freiere Formen des Staats- und Gemeindelebens, ist mindestens auch sehr fraglich.

Wir verfolgen den salischen Frankenstamm nicht hinab in

seine niederländische Ausbreitung und Mischung, sondern wenden uns von den Ripuariern oder Uferfranken aufwärts zu dem vermittelnden Hessen-Stamme. Erst waren die Chatten im Suewen-Bunde, und wohnten am Rhein, wo ihn der Taunus berührt, bis in die Gegend des Teutoburger Waldes. Als ihre nordöstlichen Nachbarn, die Cherusker, zerfielen, traten sie mächtiger hervor, ihr Kampf mit den Römern konnte sie nach Osten drängen, aber nicht verschwinden lassen. Im Frankenbunde dagen verschwand allerdings ihr Name. Im Frankenreich waren sie gefährdetes Grenzvolk gegen die Sachsen, die einen Theil ihres Landes dauernd besetzten. Der Name Hessen erschien wieder, als der Franken-Name diesseits des Rheins an Alles überstrahlendem Glanze verlor, die Einheit wieder der Vielheit nachgab. Auch mit den Thüringern grenzten sie die Weser entlang, und als die Franken diese unterwarfen, waren sie die Vorhut der fränkischen Macht. Ihr von Mainz aus durch Bonifacius erlangtes Christenthum, dessen stolze Gründungen in Ameneburg, in Fulda und Hersfeld geistliche Herrschaften schufen, erhielt sich gegen das immer noch fortglimmende Heidenthum, aber nie entstand hier, trotz der heiligen Elisabeth, welche sie mit Thüringen (Wartburg) gemein hatten, und trotz des Pfaffen Conrad zu Marburg und seiner Inquisition, die unbedingte Ergebenheit an das Kirchenthum, wie wir sie in den fränkischen Gebieten kennen. Die markige Zähigkeit ihrer deutschen Kraft widerstand, und vielleicht half gerade die Anhänglichkeit an das urväterliche Heidenthum dazu, wie anderwärts diese im Gegentheil als Kitt für den römischen Kirchenbau gebraucht wurde; die hessischen Landgrafen kriegten viel mit den machtsüchtigen Erzbischöfen von Mainz, und das Volk hielt treu zu seinen weltlichen Herren, die es auch wehrhaft erhielten und nicht in Hörigkeit versinken liessen. Der Zerstückelung in kleine Herren-Länder entging es auch nicht, aber die Landgrafen kämpften neben Mainz auch noch diese kleinen Gebieter und die Ritterbünde nieder; ihr Land wuchs, und obwohl die fränkische Rechtsordnung stets an den alten Zusammenhang erinnerte, blieb doch das Hessenland ein Juwel eignen Glanzes in der deutschen Kaiserkrone. Fest und stark, muthig und

selbstwillig, wenn auch nicht eben geistig productiv, konnte der Hessenstamm als Mittelglied des Franken zum Thüringer und Sachsen gelten, ja in der Reformation unter seinem Philipp dem Grossmüthigen neben Sachsen eine selbständige Hauptrolle spielen. Auch hier jedoch gab sich die fränkische Natur zu erkennen, die calvinische Reformation drang ein, und die unselige Landtheilung zwischen Kassel und Darmstadt schuf zwei streitende Mittelpunkte, den lutherischen Darmstadt-Giessen und den reformirten Kassel-Marburg. In diesen Streitigkeiten und dem dreissigjährigen Kriege erlahmte die Federkraft des Hessenstammes so, dass nachher die französische Hofwirthschaft bis zum Verkaufe der Landeskinder zum Besten der Ueppigkeit des Fürstenlebens fortgehen konnte. Die Strafe kam nach in dem elenden Treiben des westphälisch-napoleonischen Königshofes. Und dennoch hatte sich die ehrenhafte, urwüchsige Kraft im Stillen durch alle diese Staubwolken durchgerettet. Aber selbständige That war ihr versagt; Hessen konnte nur dem Anziehungskreise Preussens folgen, so sehr auch die Fürsten sich mühten, den weit breiteren Oesterreichs zu wählen. Aber geistig und in Repräsentanten seiner geistigen Kraft hat Hessen sich seit einem Jahrhundert viel höher gestellt, als je zuvor und bildet als kleines Stammvolk ein Kettenglied mit dem nördlichen Oberdeutschland, das seine Haltkraft noch einst beweisen muss. Ist es doch mit den baierischen und den württembergischen Franken, und mit den baierischen und badischen Pfälzern in leisem Uebergange in denselben Landschaften in steter Berührung.

Wie die Hessen, so noch mehr sind die Thüringer ein Uebergang von den Franken zu den Sachsen. Sie begegnen dem in Deutschlands Urzeit spähenden Blicke erst als Hermunduren, dann als Duren oder Duringer, östlich von den Franken (Hessen), südlich von den Sachsen, westlich von den Markomannen und nördlich von den Bajuwariern, also im Ganzen zwischen Harz, Werra, Main und Saale wohnend. Unausbleiblich mussten sie mit dem Frankenreiche in Berührung kommen, vor dessen Kriegsgewalt auch die Verbindung mit den Ostgothen eben so wenig sie wie die Burgunder sicherte. Das

thüringische Königsgeschlecht erlag im Kampfe mit den fränkischen Herrschern, das thüringische Volk blieb im Ganzen wie es war, nachdem es einmal christlich geworden. Der Stamm selbst war eher oberdeutsch, den Schwaben verwandt, als niederdeutsch, den Sachsen ähnlich, er stand zwischen beiden, ja selbst zwischen Franken und Sachsen. Es war der in der schönen Königsstadt Metz herrschende austrasische Frankenkönig Dietrich, der im ersten Drittel des sechsten Jahrhunderts die thüringische Selbständigkeit zertrümmerte und das Königsgeschlecht fast ausrottete. Der nördliche Theil Thüringens war in sächsische Gewalt gelangt und der südliche fiel dem Frankenreiche zu, der Osten wurde den Slawen geöffnet, die nunmehr ebenso wie die Franken tiefer in das Herz Deutschlands drangen. Auch Schwaben wurden in eine thüringische Landschaft verpflanzt, so dass hier so recht eine Berührung der ober- und niederdeutschen, der westlichen und östlichen Stämme bereitet wurde. Das thüringische Herzogthum unter fränkischer Herrschaft hatte Würzburg zum Herrschaftssitze, aber er blieb es nicht. Carl Martell löste Thüringen vom Mainthal. Der Wanderer begegnet noch heute dem Rennwege auf dem Kamm des Thüringer Waldes, der von nun an die Grenze gegen das eigentliche Frankenland wurde. Die gutmüthigen, halb süddeutschen Thüringer standen fest wie die Hessen gegen die Mainzer Bischoffsgriffe, und ihr mildliebliches Land mit herrlichem Bergwald und sonnigen Thälern war ihnen das Paradies der Erde. Auch in dieses Paradies jedoch drang der Unfrieden der Kirche, der vielen kleinen Herrschaften und ihrer Fehden, und nur allmälich konnte sich die Herrschergewalt der Landgrafen emporringen und mit eisernem Griffe die Landschaften umspannen. Aber der Griff liess nach, und der Wald wurde zur grossen Räuberhöhle der kleinen Ritter. Kaum irgendwo sind so viele Ritterköpfe dem Beile verfallen, als Heinrich Raspe wenigstens in jenen Gegenden, als Kaiser Rudolph durch ganz Deutschland mit ernster Kraft herrschte. Die Städte erhoben sich nach Erfurts Vorgang zu schöner Blüthe, die Sage und die Dichtung woben schöne Gewinde um Fels und Wald, die Tugenden der heiligen Elisabeth schmückten

wie der Sängerkrieg die Wartburg, alles Pfaffenthum der Klöster konnte das Sprossen der deutschen Eiche Martin Luther in den Thälern Thüringens nicht hindern. Hier ist ein Ursitz der deutschen Reformation und diese schöne Mitte Deutschlands liess ihre Strahlen nach allen Riichtungen ausgehen. Hier ist nicht nur ein gutmüthiges, poetisch angeregtes Volk, zwar auch durchfurcht von den Räderspuren deutscher Geschichte seit dem Bauernkrieg, aber nicht um seine Kraft und Eigenthümlichkeit gebracht, hier ist auch die grösste Annäherung schön entwickelter, lieblich gelegener Städte, von welchen Gotha, Weimar, Jena in geistiger Bedeutung für Deutschland als Sammelpunkte deutscher geistiger Quellkraft empor ragen. Noch heute einigen sich hier norddeutsche sächsische stramme Kraft und Schärfe mit süddeutschem gemüthlichen Behagen und mit fränkischer Beweglichkeit. Wenn irgendwo, so tritt hier auch in neuester Zeit dem Deutschen die Vielheit der Kleinstaaten mit ihren Schäden, aber auch mit ihren versöhnenden Lichtseiten entgegen. Es ist ein Deutschland in Deutschland, ein Mitteldeutschland, das den Norden und Süden zusammenhält. Wie die quellenreichen Thäler Thüringens, so ist das geistige Leben dieses Stammes, dem zwar nicht die mächtigen Hauptströme, die grossen geistigen Pulsadern deutscher Nation entspringen, wohl aber zahllose grosse und kleine Zuflüsse derselben.

Wir sind durch diese Mittelglieder zu dem letzten der grossen deutschen Grundstämme gelangt, dem der Sachsen, dem die Geschichte Deutschlands seit lange angehört und wohl in der Zukunft noch mehr angehören wird. Wie waren sie? wer sind sie? Als die Kunde der Länder und Völker bei den Römern allmälich diesseits des Rheines und von der Nordsee her eindrang, da erschienen die Sachsen, die wilden Träger des Sass (Messers) noch in der cimbrischen Halbinsel als ein kleines Völkchen neben den Angeln und Teutonen, den Cimbern und Ambronen, und südlich von ihnen zwischen Ems und Elbe und um den Harz bis hinauf zu dem Hessen- und Thüringerlande bestanden deutsche Stämme mit eigenen Namen, wie Cherusker, Angrivarier und Chauken. Auch die nach dem Rhein

gezogenen und im Frankenbunde verschwundenen Chamaven gehörten dahin. Sie standen im Osten der Franken, und nur deren Macht und Reichseinheit mochte es zuzuschreiben sein, dass auch diese Völker einen Kriegsbund unter Einem Heerkönige schufen, der hinfort zwischen den Slawen im Osten der Elbe, den unterworfenen Thüringern und den angeschlossenen Hessen, auch den halbüberwundenen Friesen am untersten Rhein und am Meeresgestade, eine freie Heidenmacht gegen das Frankenreich bildete. Vom dritten bis achten Jahrhundert, also ein halbes Jahrtausend lang, lässt das besondere und das gemeinsame Leben dieser Völker, aus deren Kreise die Langobarden sich gesondert hatten, kaum etwas deutliches vernehmen, ausser dass zu Land und Meer vor ihren Räubergriffen und ihren gewaltigen Armen nichts sicher war. Nur so viel war für die Franken am Ende dieses Zeitraums erreicht, dass sie durch die Eroberungen Friesiens und Thüringens sie zwischen zwei Fäuste nehmen konnten, ja dass einzelne Finger dieser Fäuste schon in das Sachsenland hineingriffen. Dann erst kamen die fast lebenswierigen Kämpfe Karls des Grossen um ihre Christianisirung und Unterwerfung. Alle deutschen Stämme unter der Führung des grossen Franken mussten ihre ganze Kraft anstrengen, um diesen spröden Stoff in das deutsche Gesammtleben hineinzureissen und zur Einheit des fränkischen Reiches, des abendländischen Kaiserreiches, zu verarbeiten. Sie wurden in heisser Kampfesgluth zum Schwerte Deutschlands geschmiedet, als sie längst schon in Britannien ihre Fähigkeit zum Erobern und Herrschen erprobt hatten. Denn von dorther, aus ihrem Bruderstamme, der sie die Altsachsen nannte, kam ihnen das Christenthum. Es traf sie in drei Abtheilungen, den Westfalen und Ostfalen und zwischen beiden an der Weser den Angarier (Engern), zu welchen jenseits der Elb-Mündungen die nord-albingischen Sachsen nebst den Nordfriesen hinzukommen. Damit schloss im achten Jahrhundert die germanische Welt im Tiefland Deutschlands. Im Osten der Elbe lagerten die Slawen. Ihre Stunde musste geschlagen haben, als im römisch-deutschen Kaiserreiche das Herzogthum Sachsen erstanden war. Diesem fiel bald die Kaiserkrone zu, weil es

mächtig von den Bergen des Harzes und Thüringens bis ans deutsche Meer waltete und ihm die jugendlichste deutsche Kraft innewohnte. Doch musste erst die fränkische und die oberdeutsche Kraft ihre Herrscherrolle ausgespielt und der Stamm der Sachsen musste erst seine Thaten zur Eroberung und Umgestaltung des Slawenlandes gethan haben, ehe ihm dauernd die Führung der deutschen Nation zukommen durfte. Erst geschah diese Arbeit in friedlicher Weise, als westlich der Elbe und bis in Thüringen hinein wendische Stämme die von den Deutschen verlassenen Wohnsitze erlangten. Lebendige Keime des Germanischen waren inmitten der Slawen zurückgeblieben und wirkten still, bis sie in Folge deutscher Eroberung in vollem Wuchse hervorbrechen konnten.[1]) Die Markenkriege und die Markenherrschaften im Osten und Norden sind hinfort die durch Jahrhunderte fortgehenden deutschen Thaten der Sachsen, die, vom Meere, ihrem früheren Elemente, abgewandt, ein festländisches Volk geworden waren. Leider kam in das sächsische Volksleben der böse Bruch, den das deutsche Nationalleben überhaupt erfuhr, der Bruch zwischen Staat und Kirche durch das undeutsche Treiben deutscher Bischöfe zu Cöln und Mainz, das unsächsische Benehmen Heinrichs IV. und das falsche Streben Heinrichs des Löwen. Dieser süddeutsche Welfenfürst hob den Sachsenstamm noch einmal bis an den Rand der Herrschaft über Deutschland, aber — mit wälscher Papsthülfe gegen den schwäbischen Hohenstaufen. Dank aber seiner Heldenkraft wurde die Slawenwelt weithin dem deutschen Arme und dem deutschen Geiste unterthan. Als sein Streben an der Unmöglichkeit seiner Ziele und an der sächsischen Sprödigkeit gegen den hohen Flug seiner Plane gescheitert war, bereitete das askanische Markgrafen-Haus, dem ein Theil seines Erbes zugefallen war, dem anderen süddeutschen Fürstengeschlecht seinen künftigen Sitz, welches einst im Osten des norddeutschen Tieflandes seine Adlerflügel ausbreiten sollte, dem der Hohenzollern. Der Sachsenstamm hat also unter süd-

1) Giesebrecht: Wendische Geschichten, Berlin 1843, Bd. 1, S. 37, 57, 97, 361. Bd. 2. S. 141 und Wachsmuth a. a. O. II., 1 S. 39.

deutscher Führung, erst im Westen, dann im Osten versucht, was nur einmal, nämlich im Zeitalter der Hohenzollern, gelingen konnte. Und in welchem Maasse hat dieser Stamm, dem sonst Städte und Burgen ein Gräuel waren, sich in das städtische Leben eingewöhnt. Soest und Magdeburg wurden die Mutter- und Muster-Städte, deren Recht von der Nähe des Rheins bis tief in die polnischen Ostgebiete hinein bei zahlreichen Städtegründungen als maassgebend galt. Und in welch hohem Grade blieb im weiten Bereiche des Sachsenstammes die angestammte Freiheit der Bauern auf ihren Hufen, also der stolze deutsche Geist unberührt, während im Osten auch der Adel nicht reichsunmittelbar und daher der Einheit der Fürstenherrschaft nicht eine so hemmende Schranke wurde, wie im übrigen deutschen Lande. Wohl erstanden die Rittersitze zahllos in dem eroberten Slawengebiete und eben damit wurde die Willkür kleiner Herren den Städten und dem Landvolk eine schwere Last, aber es bedurfte nicht kaiserlichen Spruches, nur fester Hand eines Markgrafen, um sie niederzuhalten. Der Bergbau, wenn auch von fränkischen Arbeitern zuerst im Harze begonnen, wurde der Sachsen eigenes Gewerbe sowohl dort als in dem dem Slawenland angehörig gewesenen Erzgebirge, und mit ihm kam die Metallarbeit, das städtische Gewerbe, der Handel in Aufnahme. Dass etwas von der fränkischen Frömmigkeit sich allmälich den Sachsen zu eigen gemacht, zeigen die vielen Klöster und Stifter und die herrlichen Dome, die allmälich als stolze Siegesdenkmäler des Christenthums über das norddeutsche Flachland emporstiegen. Nach dem Untergang des welfischen und damit auch des sächsischen Herzogthums und dem Aufsteigen der Markgrafen wurde die Theilherrschaft auch dem Sachsengebiete eingeimpft, und nur im Nordosten (Brandenburg) hielt sich die einheitliche Kraft eines dem Volksstamme nach sächsischen Fürstenthums. Die Erbtheilungen halfen mit zur Zerstückelung. Aber in dem reichgestalteten Lande, den südlichen Wald- und Bergrevieren mit herrlichen Thälern, dem mittleren üppigen Waizenlande, der reichen Marsch am Seestrande, den Sand- und Sumpfgebieten im Osten, dem Flussnetze durch die Ebenen, welche Mannichfaltigkeit der Bildungen in der Ein-

heit des Sachsenstammes, und welche Anregung noch durch die fremde Stammesart der Schwaben, Franken, Thüringer, später der Niederländer, Pfälzer, Friesen und Franzosen, der Oesterreicher, Tyroler und des Adels aus allen deutschen Landen, der mit den Fürsten z. B. aus Bayreuth und Anspach herkam! Hier ist das Gebiet des mannichfaltigsten deutschen Geisteslebens und zugleich unter rauherem Himmelsstrich des gestählten, kampfbereiten, ausdauernden Muthes. Die Reformation musste in dem ruhigen, gesetzten und doch thatkräftigen Sachsenvolke einen siegreichen Lauf nehmen. Der Sachsen- und der Schwabenstamm sind die vorherrschend protestantischen Stämme Deutschlands, der erstere überwiegend nach der Seite der Intelligenz, der letztere nach der Seite des Gemüths. Sind die entschiedensten Formen der Frömmigkeit dem sächsischen Stamme entsprossen, so ist auch in ihm die verständige Abtrocknung des religiösen Lebens im Rationalismus vorzugsweise zu Hause. Ist Süd- und Mitteldeutschland die Heimath der speculativen Philosophie eines Leibnitz, Schelling und Hegel gewesen, so hat Norddeutschland seinen Wolf, Kant und Fichte mit ihrer formell intellectualistischen Richtung dagegen gestellt, ist vom Süden der volle Klang der Poesie in Schiller, Goethe, Uhland erschollen, so hat der Norden seine Form-Poeten in Klopstock, Gleim und Platen und seine Kritiker und Sammler in Lessing, Herder, den Schlegel mit dem auch als Dichter noch kritischen Ludwig Tieck gestellt. Hat der Süden der genialen Entdecker am Himmel und auf der Erde, eines Kepler und Liebig, eines Gall und Cuvier[1]) sich zu rühmen, so überstrahlt das weltumfassende Wissen der Humboldte, eines Karl Ritter, und die epochemachende Forschung eines Leopold von Buch und Abraham Werner, eines Gauss, Bessel und Encke, eines Struve, Hansen und Olbers, eines Mohs und Roscher alle Leistungen der übrigen deutschen Länder. Das Gebiet der Geschichte hat den sächsischen Stamm so recht zu seinem eignen gemacht, und es ist seiner staatlichen Bestimmung ganz

1) Wenn auch Moempelgarder Franzose, so doch in Württemberg ausgebildet.

verwandt, dass er den Blick über die Staatenbildungen der Welt in keinem anderen deutschen Stamme in demselben Maasse erweitert hat.

Aber bei aller Einheit des Stammes wie verschieden tritt uns der Sachsenstamm entgegen vom Rheine, wo er dem Franken begegnet, bis hinauf nach Kurland, wo er dem Letten und Finnen die Hand reicht, und von Nordschleswig, wo er Nachbar des Dänen ist, bis nach Schlesien hinauf, wo der Pole mit ihm durchmischt ist, der Tscheche ihn feindlich anblickt und der bairische Stamm in Mähren gegen ihn absticht. Es ist eine ganze Welt in sich, diese sächsische Stammesverästung. Des Friesen nicht zu gedenken, ist er am Meeresstrande entlang, wo Sturm und Woge das Leben und alle Früchte seiner Arbeit stets bedrohen, als ein mannhaftes Volk in stetem Kampfe mit übergewaltigen Naturmächten zu sehen. Hier war keine Zeit, um den leiseren Tönen der Weltentwickelung in ihrem Wechselgange zu lauschen. Nur solche Stimmen, welche auch Sturm und Woge übertönten, weil sie das Innerste des Menschen trafen, wie der Ruf der Reformation, konnten sich Gehör verschaffen. Darum lebt hier noch der alte Sachse in seiner einfachen Art und Kraft, Weniges nur in den Kreis seines inneren Lebens aufnehmend, aber dies Wenige mit unüberwindlicher Stärke festhaltend, seinem Glauben und seinem Fürsten und Vaterland ergeben, fromm und treu, fast eine Mahnung an längst vergangene Zeiten. Einsam ragt unter dieser Bevölkerung die alte Bischofsstadt und nachher freie Hansestadt Bremen als der Centralpunkt des Handels und der Bildung hervor. Weit mehr städtisches Leben war in dem Lande der Mitte in West- und Ostfalen zu finden, wo es südlich vom Küstenlande und nördlich vom Berglande in zum Theil üppigen Landschaften sich hinstreckt, in dem preussischen Westfalen, in Hannover, Braunschweig und dem preussischen Sachsen. Gegen Westen zu ist der altsächsische Bauer auf seinem Hofe in stolzer Unabhängigkeit durch alle Zeitwechsel geblieben, nach Osten hin aber haben die zerstückelten Herrschaften geistlicher und weltlicher Art eine abflachende Wirkung geübt. Hier sind die Jammerzeit des dreissigjährigen Krieges, die Elendigkeit

des napoleonischen Königsreiches Westfalen, das Eingreifen englischer Herrschaft, zuletzt die Vereinigung der Landestheile aus dem königlichen Sachsen die Ursachen grosser Veränderungen im Volksleben geworden. Besonders aber trifft dies die Harzregion mit Halberstadt und Magdeburg, und dasjenige Land, welches die alten Sachsen als Eroberung den Thüringern abgenommen hatten. Sueben von jenseits der Elbe hatten sich schon unter den Merowingern hier niedergelässen, und zu ihnen kamen noch Hessen und gar Friesen, also eine reiche Stammesmischung. Dem ernsten zähen Norddeutschen ist der beweglichere heitere Oberdeutsche beigesellt, und die kleinen Grafschaften des Harzes, die anhaltischen Länder und die bischöflichen Stiftsherrschaften neben dem Aufblühen vieler Städte brachten eine Reibung vieler Sondergestaltungen ins Leben. Dass hier einer der stattlichsten Theile Deutschlands, reichen Bodens und reicher durch Arbeit und Verarbeitung sich vor uns ausbreitet, dass der sächsische Stamm hier seine starke Art in schöner Fassung durch die thüringische, schwäbische, hessische abhebt, wer kann es bestreiten?

Wir stehen an der alten Sachsengrenze. Weiterhin walteten bei Anfang des Kaiserreichs die Wenden und Sorben. Aber sie sind verschwunden, und der Sachsenstamm hat sich über ihr Land verbreitet und sie germanisirt. Ist darum das Slawische völlig verschlungen? Wir können wohl mit Ja! antworten, wenn wir nur nach den das Leben beherrschenden Mächten fragen. Sie sind deutsch, ja gerade darum bewusster deutsch, als anderwärts, weil das Deutschthum Ergebniss des Kampfes mit dem Fremden ist. — Zunächst ist die askanische (anhaltische) Mark mit ihren Erwerbnissen zu beachten. Der alte Markgraf Gero unter Otto I. soll ein Nordschwabe gewesen sein, der Markenherzog Vorgänger der schwäbischen Hohenzollern. Auch seine ersten Unterthanen waren schwäbisch-thüringischen Stammes. Der Mittelhochdeutsche sticht in ihnen von dem sächsischen Niederdeutschen ab. Im üppigen Niederlande jenseits der Saale lagerten die Wenden. In sie hinein drang der feste Keil dieser Halbsachsen, und nach Wittenberg und Leipzig zu verbreitete sich dieser Mittelstamm, noch heute

kenntlich als schwabenverwandt im nördlichen Deutschland. [1]) Mit Flämingern (Niederländern) besetzten die Markgrafen einen Theil des eroberten Landes im zwölften Jahrhundert. Albrecht der Bär eroberte im Norden, und die Volksmischung mit den Wenden begann mächtig zu werden. Brandenburg trat aus dem verschwommenen Dunkel des Wendenlandes hervor. Die Altmark war schon durch friedliche Mischung der Wenden mit Langobarden, als diese meist abzogen, mit Sachsen und nördlichen Thüringern entstanden. Ihre Städte wurden die Quellsitze deutscher Cultur, ihre Burgen, derer von Arneburg, Schulenburg, Alvensleben, Jagow und Bismarck, die sicheren Stützen gegen die wilden Slawen des Ostens. Noch heute steht die Altmark in berechtigter Achtung unter den Landschaften des Sachsenstammes und hat an dem geistigen Leben Deutschlands ihren Theil, für welchen wir nur Winkelmanns Namen zu nennen brauchen.

Auch in die alten Sitze der Hermunduren, dem jetzigen Königreich Sachsen, hatten nach deren Fortzug gegen Westen (Thüringen) die Wenden sich ergossen. Aber die östliche Fortbewegung der Sachsen kam in den Zug, und das wendische Land an Saale, Mulde, Elbe, das Voigtland, Altenburg, Meissen, Lausitz wurde deutsches Land, in welchem der Slawe nur als unfreier Mann leben durfte. Die Völkermischung wurde ein unaufhaltsamer Process, und das stärkere deutsche Element siegte nach allem Schwanken unausbleiblich. Ein neues Deutschland erstand am Fusse der böhmischen Grenzgebirge und an den Quellregionen des Main. Die Bergstadt Freiberg war eine deutsche Pflanzung, nicht minder Altenburg, Leipzig, Wittenberg, Dresden. Ueppiges Waizenfeld wogte unter deutschem Fleiss in der Pleisse-Ebene, die Waldgebirge lohnten mit Erz, und selbst den Weinbau brachten die Klöster in Aufnahme. Der Sorben-Wende war kein geistig productiver Mensch, und der trockene Sachse brachte ihm nicht die schöpferische Ader, aber beweglich und schmiegsam war der Slawe, stramm und

1) Darum konnten wir oben den Leipziger Leibnitz dem südlichen Stamm zuweisen.

zähe wie Eichenholz der Sachse. Auch hier waren die einander angenäherten Städte, von Naumburg im Saal-Thal und Merseburg in der Ebene bis hinauf zu Schneeberg und Annaberg im Schoosse der Gebirge, das starke Mittel, dem Deutschthum feste Burgen zu schaffen. Aber die slawische Schmiegsamkeit goss hier einen weichen Kitt zwischen die harten Steine germanischer Art; dieses Sachsen wurde die Schule der Höflichkeit, und noch heute tönt in dem Frageton der Rede die milde Bescheidenheit des Volkes. Die Reformation hatte hier ihren Sitz, und Wittenberg wurde die Hochschule mehr als des halben Europa, bis ihm nach Versteinerung seiner Theologie das nahe Halle durch seinen Pietismus die Palme entwand. Das Wiegenland des Protestantismus wurde zum bedenklichen Muster der Fürstenherrschaft in der Kirche und der Unduldsamkeit gegen die in der Schweiz, in Frankreich, den Niederlanden anders ausgebildete und im fränkisch-deutschen Stamme heimisch gewordene Reformation. Hier wurzelt ein guter Theil des Unheiles, welches über Deutschland kam, weil hier die Reformation sich selbst verleugnete, dem wälschen habsburgischen Kaiserthum sich zu Füssen warf und die fremde Hülfe und das fremde Schalten in Deutschland herbeirief. Hätte der sächsische Stamm nicht in sich selbst das Heilmittel getragen, er wäre der Fluch Deutschlands geworden. Kühl bis ans Herz hinan, fleissig und erwerbsam, selbstgenügsam und freundlich, war dieser Neusachse das rechte Zünglein der Waage zwischen Nord und Süd im Volksleben. Er ist der theologische und kirchliche Stammtheil, aber er hat für die Verholzung seiner ersten lebendigen Gewächse um Luther her, für die Erweichung und Auflösung seines Kernes im Pietismus und Rationalismus, für die reich ausgelegte Mittelmässigkeit in Poesie und Kunst, daneben aber für tüchtige Arbeit in Sprach- und Alterthumskunde gesorgt. — In der Lausitz ist die slawische Art und Lebensform noch weniger deutsch überwunden, als im königlichen Sachsen, und doch tritt auch hier der sächsische Stempel stark ausgeprägt entgegen. — Nach Schlesien hinüber wogte der verdeutschende Process seit dem zwölften Jahrhundert, aber er fand stärkere Aufgaben als bei den Wenden; so lange polnische Herrschaft

mit einheitlicher Macht das Land umschloss, vermochte er wenig. Erst die Theilungen brachten den deutschen Einfluss, und aus Oesterreich, Baiern, Franken und den Niederlanden, zumeist aber aus Sachsen strömten die Ansiedler herbei, um ein Volk der Mitte zu bilden, das noch stärker als das sächsische dem deutschen Süden verwandt war. Doch herrschte bei der Gründung der Städte das magdeburgische Recht. Auch hier die slawische Höflichkeit neben der deutschen Biederkeit und die süddeutsche Beweglichkeit neben der strammen Zähigkeit des Sachsen. „Breit, behaglich, sorglos" in seiner Sprache, so der Schlesier nach kundiger Schilderung,[1]) behend, wortreich, elastisch, aber ohne Schwergewicht, von slawischer Genügsamkeit aber deutschem Erwerbfleiss, abgerundet, wie der Kiesel in den Bächen seiner Berge, behaglich und gemüthlich, ist der schlesische Mischstamm einer der gefälligsten Deutschlands, kaum noch dem Sachsenstamme angehörig. Auch aus ihm ist im grossen Sinne Schöpferisches im deutschen Geistesleben kaum erwachsen, aber eine Fülle edler Kräfte in allen Gebieten hat er dennoch hervorgebracht. Hier ist der Kampf des Katholicismus und Protestantismus, des (polnischen) Slawismus und Deutschthums noch in vollem Gange. — An Schlesien knüpft sich das sporadische deutsche Leben in Böhmen, wo es der Kirche und dem deutschen Reiche seine Einbürgerung auf dem tschechischen Boden verdankte. Es ist natürlich eine Mischung aller deutschen Stämme und hat sich nur mit Mühe gegen die tschechische Wildheit im Hussitenthum und späterhin gegen den Fanatismus der Restauration nach der verlorenen Schlacht am weissen Berge (1619) zu halten vermocht. Noch zu dieser Stunde ist hier der offene Kampf zwischen Slawismus und Germanismus auf der Tagesordnung. — Energischer und siegreicher strebt das deutsche Element im preussischen Antheile Polens empor, den Fortschritt der Germanisirung in der Weise des jetzigen Zeitalters vor Augen stellend, aber noch im vollem, alle Kräfte fordernden Kampfe wie auf dem agrarischen und gewerblichen Gebiete, so in

1) Freitag: Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

dem des Gemeindelebens und des Volksunterrichts, zugleich noch im wogenden Streit zwischen römischer und evangelischer Kirche. — Im russischen Polen ist das deutsche Element ein verschwindendes. Noch ist das Markgrafenthum an diesen Ost- und Südgrenzen eine Realität der Geschichte. Folgen wir seinen geschichtlichen Schritten am nördlichen Theile des Elbstromes. Die Altmark liegt hinter uns. Die Nordmark fordert einen Blick, der Ursitz des Sachsensammes. Seit Karl dem Grossen war sie bis zur Eider deutsches Reichsland, von den Stormarn, Dithmarsen und Holsaten bewohnt, aber vom Norden her durch Dänen, vom Osten durch Wenden beschränkt. Heinrich I. der Sachse drängte diese fremden Elemente zurück, und Schleswig wurde Markenland. Der Kampf der Deutschen und Dänen, der Friesen gegen Dänen und Obotriten füllt die Folgezeit, das holsteinische Grafenhaus steigt empor, der Sachsenstamm wird herrschend, in ihm aber waltet das mittelalterliche Wesen. Das Slawische verschwindet, das Germanische prägt sich scharf in fester, männlicher, unabhängiger Sinnesart aus. Schlagfertig auch zum Wortstreit ist der Nordalbingier, doch zugeschlossen nach Aussen, einmal geöffnet aber zeigt er den gesunden Kern. Sittlicher Ernst, Frömmigkeit ohne viel Gebahren, festes Halten an der einmal durchgedrungenen Reformation, wenig poetischer Schöpfergeist, aber treue Bewahrung des poetischen Sagenschatzes, Familiensinn und stolzes Behagen des Besitzes bei wachem Arbeitsmuth — das sind hier die Züge des deutschen Wesens. Wie fest und zäh diese deutschen Stammtheile dem dänischen Trotz die Stirne boten, braucht nicht mehr gesagt zu werden. Sie sind — Dank diesem eigensinnigen Trotze — für das deutsche Gesammtleben, dem sie in der Wissenschaft und Kunst längst angehörten, für immer gerettet. Wie schön und stolz standen an ihren Grenzen die edlen Hansastädte, Lübeck und Hamburg, letztere der vielbestrittene Vorposten des deutschen christlichen Geistes gegen das nordische Heidenthum, erstere die Königin der See im Städtebund durch die Jahrhunderte. Wie still hat Lübeck in ernster würdiger Haltung, nachdem sie die weitleuchtende Herrscherkrone verloren, ihre Ehre behauptet, und wie glänzend

strebt Hamburg mit seinem Hintergrunde geweihter Missionsgeschichte und poetischer und kritischer Litteraturpflege einer machtvollen Zukunft als Hafenstadt Deutschlands entgegen. Noch folgen wir erst den Gestaden des baltischen Meeres, wo die Zone der slawischen Stämme noch im zwölften Jahrhundert ungebrochen dem deutschen Anpralle trotzte. Aber sie wurde gebrochen. Heinrichs des Löwen Spuren wurden tief ins Land gedrückt. Schwerin war ein Bisthum und eine deutsche Burg geworden. Deutsche Ansiedlung fasste Fuss, Städte erstanden, die Fürsten schlossen sich ans Reich, und der Adel nahm deutsche Sitte an. Das Volk verlor selbst seine Wendensprache und musste dem deutschen Typus sich fügen. Materiellem Behagen zugethan, wenig schöpferischen Geistes, denkkräftig aber langsam und passiv, durch lange Leibeigenschaft herabgedrückt, hat sich der Mecklenburger erst allmälich in der Fähigkeit gefördert gesehen, dem deutschen Leben sich einzufügen. Noch liegen auf dem Lande die breiten Spuren einer Vergangenheit, die in den südlicheren Sachsengebieten schon längst verschwunden sind.

Jetzt betreten wir Brandenburgs Boden, Alles den Slawen abgewonnenes Land. Hier war der Kampf der Wenden um ihre Freiheit der heisseste, darum auch der verheerendste. Hier blitzte das Kaiserschwert in blutigen Schlachten, und der Markgraf der Altmark, der Mittelmark, der Neumark, wie diese Grenzländer im Vorrücken nach Osten allmählich genannt wurden, ordnete das Leben der Ansiedler und der nicht verschwundenen Leibeigenen. Sachsen waren die Hauptmasse der Ansiedler, aus Westfalen kamen sie und aus der Nachbarschaft, auch Franken aus dem fernen Niederlande. Deutscher Adel erwuchs neben wendischem. Aber anders wurde auf dem flüchtigen Sande der Geist des Volkes, als in der üppigen Waizengegend. Hier wenn irgendwo hat die Erziehung des Herrschergeistes dem Volke seinen Stempel gegeben, den der Schärfe und Spitze, den der Härte und Sprödigkeit. Friedrich I. und seine Nachfolger schmiedeten es zu gutem Stahl, der grosse Kurfürst schärfte es zu einem durchschlagenden Schwerte, Friedrich der Grosse übte das Schwert in blitzschneller Be-

wegung. Die „affenartige Geschwindigkeit“ ist von dem Märker in das preussische Heer übergegangen. Hier ist der Sitz der gepriesenen norddeutschen Intelligenz, Berlin ihre Metropole, hinter der aber eine lange nicht genug anerkannte Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit ruht, und die sich am leichtesten selbst ironisirt. Sonst aber muss diese Weltstadt nicht als der Mark, sondern als Deutschland, mindestens dem nördlichen, angehörig in Betracht kommen.

Das in den Marken sporadisch gewordene Wendenthum drängte sich dicht zusammen in Pommern. Es hatte den Kampf nach drei Seiten zu bestehen, mit den Dänen, den Polen, die jenseits der Oder wohnten, und den Deutschen. Noch lebten die Wenden in stolzer Freiheit, als Otto von Bamberg im zwölften Jahrhundert das Bekehrungswerk unter ihnen begann. Unter den Schwankungen zwischen polnischer Herrschaft und wendischer Freiheit drang das Christenthum allmälich durch, und das Deutschthum fasste so feste Wurzeln, dass im vierzehnten Jahrhundert die letzte Spur der wendischen Sprache verschwand. Die niederdeutsche Mundart trat an ihre Stelle. Das Herzogthum war seit lange Reichsland geworden, deutscher und wendischer Adel beherrschte die Hörigen. Die derbe, etwas plumpe Volksart hegte als edleren Kern eine kraftvolle Mannhaftigkeit und unabwendbare Treue. Die Reformation schuf hier ein frommes, der Ueberlieferung anhängendes, formgläubiges Volk, die Geistererweckung fand Wiederhall, aber schöpferische Männer hat Pommern nicht hervorgebracht. Als Theil des preussischen Staates ist das reiche Kornland mit seinen stattlichen Hafenstädten, unter welchen Stralsund seine frühere Herrscherstellung noch nicht vergessen hat, und Stettin eine hohe Bedeutung annahm, mit seinem zuverlässigen Volke ein schönes Juwel.

Nächst den Wendenländern betreten wir die polnischen Gebiete in Westpreussen, in welchem das Deutschthum eine stattliche Insel sich erbaute. Die polnische Herrschaft in diesen vom Deutschorden eroberten und nach seiner Art christianisirten Regionen war bei dem Herabsinken des polnischen Reiches eine immer armseligere geworden, und die Erwerbung

der Lande durch Preussen daher als eine Befreiung und Erneuerung des Daseins gefühlt. Sie wirkte als eine Erhebung deutschen Sinnes im preussischen Staate. Die östlichen Gebiete, die Städte besonders, waren ächt deutscher Art, und die litthauischen Landschaften, dem polnischen Wesen eben so fern wie dem deutschen, schmiegten sich der neuen Herrschaft an. Die preussische Provinz, erst spät aus ihrer Abtrennung durch polnische Gebietstheile vom Hauptkörper des Staates befreit, lange Zeit von den Leiden des Krieges erdrückt, war die erste zum Aufstehen gegen den französischen Unterdrücker. In ihr weilte das Königshaus während der schlimmsten Zeiten. Sie wurde durch diese Bande fest an die westlichen Theile des Staates angeschlossen. Dazu erhob sich in ihr die Macht des deutschen Geistes in einem Kant, Hamann und Hippel und in den Sängern der Freiheit zu einer über ganz Deutschland sichtbaren Höhe. Edle Namen nennt die deutsche Wissenschaft und Poesie aus ihrem Bereiche. So arm die Natur in vielen Strichen dort den Menschen umgiebt, so sehr verdient dennoch das Land dem Staate seinen Namen zu verleihen. Von ihm aus streckt sich in zerstreuter Ansiedlung auf Adelshöfen und in bewegten Städten ein deutscher Arm durch Livland, Esthland, Curland bis nach St. Petersburg, der Czarenstadt an der Newa. So oft und so stark bis in unsere Tage dieses Deutschenthum in Russland angefochten wurde, es ist noch nicht erloschen und wird nicht erlöschen, sondern auch in den fernen deutschen Herzen weit oben an der Ostsee wird das deutsche Ringen nach Einheit Gefühle und, wenn Russland auf falschen Wegen geht, Wünsche wachrufen.

Das sind die deutschen Stämme im deutschen Lande, der sächsische unter ihnen der vielseitigste, verbreitetste, im praktischen Wirken und Schaffen erfolgreichste. Vom Meer seit mehr als einem Jahrtausend abgewandt, hat er sich allmälich diesem Elemente wieder zugekehrt und als Handelsschiffer weit Mehr wie vordem als Korsare errungen, und bald wird das Meer auch wieder starke deutsche Waffenrüstung auf seinen Wogen tragen. Seine Lockung wirkt jetzt auf die Bewohner des Landes tief hinein, die Ströme der Auswanderer bewegen sich durch die

Hafenstädte und drängen sich im Westen Nordamerikas zu neuer deutscher Massenbildung an einander. Welche Wirkung die Entvölkerung der nördlichen Ackerbauflächen auf diese selbst, auf die Vertheilung des Culturlandes, auf die ständischen und staatlichen Verhältnisse üben wird, muss die Zukunft lehren. Vielleicht in noch näherer Aussicht als sie liegen die Möglichkeiten eines deutschen Reiches im Westen der transatlantischen Welt.

Sollte der Blick über deutsches Land und deutsches Volk uns nicht gezeigt haben, in wie inniger Weise beide sich angehören? wie der Schwabe, der Baier, der Franke, der Sachse, sich in die Heimath, die ihnen Gott bereitet, eingelebt, und wie sie für dieselbe sich zum geistigen Spiegel gemacht haben? Die milderen Gegensätze des Hoch- und Tieflandes sind in Staatseinheit und Bundesform überwunden, die stärkeren sind in der Ueberwindung begriffen. Wie reich und schön in vielseitigster Kraft muss Deutschlands Volk in seinen Stammescharakteren sich gestalten, wenn der Nationalgedanke seine ganze Macht wird üben können. Dann erst kann der deutsche Charakter in seiner Ganzheit zur Erkenntniss der stammverwandten Nationen kommen. Erst in einem lebendig bewegten Ganzen liegt die Kraft des Wirkens innerhalb der Völkerfamilien. Was germanischer Art ist, vermag zuerst sich aneinander zu schliessen, und die germanische Art lebt in der Schweiz und den Niederlanden, in Skandinavien und England, sie greift hinein in das romanische Frankreich, in das slawische Oesterreich und Russland. Wenn die Arbeit Deutschlands noch ferner kraftvoll fortschreitet, wird seine Anziehungskraft nach Aussen sich steigern. Die Völker haben eine Zukunft. Sie sind geistige Gesammtheiten und leben sich nicht aus, wie Pflanzengeschlechter, aber ihre Zeiten sind kürzer, als die riesigen Epochen der Natur ihres Planeten. Ihr letztes Ziel ist die Ewigkeit, die Welt der Vollendung, ihr näheres die Herrschaft über die Natur, die Vergeistigung der Stoffwelt, der feste bewusste Stand zwischen der kraftdurchwebten Materie und dem erkannten ewigen Gotteswillen, deren Einigung der Mensch zu vollziehen hat. Aber nicht mehr nur in einzelnen, den Jahrhunderten voraneilenden

Riesengestalten ist diese Einigung zu vollbringen. Solche Geister sind nur ihre Propheten. Die grossen Dichter und Forscher, die schöpferischen Genien der Nationen sind die Wegebereiter dessen, was in Gottes richtiger Zeit das Eigenthum der Völker werden soll. Dem deutschen Volke ist seine Bahn durch dieselben vorgezeichnet. Es soll nicht blos in idealer Allgemeinheit schwärmen, dichten und philosophiren, sondern soll die Welt der Wirklichkeiten mit seinem idealen Geiste, seiner Innerlichkeit durchdringen und verklären. Denn allerdings der Deutsche darf nicht blos die Aussenwelt sich annectiren, noch weniger von ihr sich aufsaugen lassen; er muss sie geistig besiegen, und darum kann er auch nicht, selbst wenn er die Macht dazu hat, erobern wollen, sondern muss in Selbstbeschränkung geistige Eroberungen machen. Die Zeit der moralischen Eroberungen liegt jetzt erst und noch nicht in nächster Nähe vor ihm. Auch da, wo deutsche Elemente, wie in Frankreich, Oesterreich, Russland, Nordamerika ihn auf eine solche falsche Bahn einst könnten verlocken wollen, hat er sich auf sich selbst zu besinnen. Er wird froh sein, dass das Deutschthum in die slawischen und romanischen Gebiete hineinreicht, und hat dieses nur geistig, in Wissenschaft, Kunst, religiöser Anschauung und Kirche sich zu assimiliren, damit es in deutscher Weise weiter wirke und nicht sich selbst ferner slawisire und romanisire. Die Macht Englands, die Selbständigkeit Niederlands, Skandinaviens, der Schweiz, Oesterreichs soll und wird sein hohes Interesse bleiben. Erst im geistigen und sittlichen Verein und vollen Austausch mit allen germanischen National-Körpern, mit der ganzen germanischen Sippe wird Deutschland stark genug sein, um den slawischen Massen und der romanischen Welt zu imponiren und den Frieden der Völker zu sichern. Denn gerade das eigenthümlich Germanische ist es, wodurch auch den übrigen Nationen Europas, zuerst den romanischen, die ein deutsches Element in sich tragen, dann den Slawen, die es ihrer Natur gemäss fordern und suchen, ihre edelste Bestimmung gesichert wird. Es ist ja diese germanische Innerlichkeit und durch sie die Freiheit in der Abhängigkeit von Gott, die freie willensstarke Hingabe an das Ewige, an die Offenbarung Gottes

in Christo, an das Gottmenschliche, dieser ächte Gegenpol des falschen Menschgöttlichen, der Vergötterung des Endlichen im Romanismus der Kirche und des Staates, das ächt Humane, das Menschheitliche. Und durch dieses wird unsere deutsche Nation ihrem Grundwesen gemäss entwickelt, zu einem Segen der Völker werden, und diese werden mit ihr gemeinsam für die Erziehung der uralten Nationen des Morgens und die Ausprägung der neuen Mischungen des fernen Abendlandes arbeiten. Um nichts Geringeres wird es sich also handeln, als um den Frieden der Welt und um die Arbeit des Friedens in allen Stufen der Beherrschung des Planeten.

Wie demüthig gross muss aber Deutschland erst und wie lächerlich müssen die altväterischen Röcke werden, in welchen jetzt noch unsere Parteien sich geberden, wenn sie Gottesfurcht und deutsche Innerlichkeit verspotten, wenn sie romanischen Dunst der deutschen Luft vorziehen, wenn sie Massenherrschaft und Gelddespotie als Ideale anbeten, wenn sie von Freiheitsplänen reden und Sclaverei verrathen und anstreben! Nie, nie wird Deutschland werden, wozu es geographisch und geschichtlich von der Hand der ewigen Weisheit bestimmt ist, wenn seine Wortführer über die armseligen Paragraphen eines abstracten Demokratismus oder eines selbstsüchtigen Conservatismus nicht hinauswachsen lernen. So lange sie noch die politische Gestaltung für den Heiland der Nation halten, statt sie bei aller ihrer Wichtigkeit, doch nur als die untergeordnete Vorstufe höherer Arbeiten und Strebungen zu erkennen, werden sie bleiben

> — — ein Thier auf dürrer Heide
> Von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt;
> Und rings umher liegt schöne grüne Weide.

Erst ein ganzes, volles, vielbewegtes Deutschland, und dieses in voller Ausgestaltung eines nicht in gehetzten Parteiwahlen und in hastigem Nachahmen des Fremden (Parlamentarismus, Constitutionalismus), sondern in ächt monarchisch gehaltener und geförderter Selbstregierung sich bewegenden Volkslebens, dann die geistige Organisation der Wissenschaft und Kunst, die das Besondere im gemeinsam Deutschen ehrt und pflegt! Und nur in dieser Organisation des freien Geistes-

lebens, nicht in dem erdrückenden Schwergewicht einer romanischen Centralisation wird der deutsche Geist erstarken, um eine europäische Macht zu werden, ja die europäische Macht, die neidlos, in befreiendem Wettstreben die Nationen verbindet. Unsere Universitäten sind längst abgerissene Glieder dieser Organisation, aber eben nur Stücke, die erst lebendig zu fügen sind. Und wird diese geistige Organisation je verwirklicht werden, so lange der Kampf zwischen Glauben und Wissen, oder vielmehr der Streit zwischen der Religion, nämlich der christlichen, und dem Nichtwissen vom Göttlichen, dem Unglauben, daher auch dem Falschwissen des Endlichen, dem Aberglauben der sich so nennenden Wissenschaft, unausgeführt hin- und widerschwankt? Nur ein gläubig Volk kann wissen. Daher nicht eine Umkehr der Wissenschaft, aber eine Umkehr der Herzen zum Glauben! sie werden wir predigen und fordern auf jedem Schritte. Es bedarf keiner Darlegung, dass die kirchliche Ausprägung des Glaubens die nicht bleiben darf, als welche sie jetzt besteht, dass auch hier ein Gemeinsames, ein Deutsches zunächst bei aller durch die Geschichte gegebenen Mannichfaltigkeit gesucht, gefunden, gelebt werden muss, dass der dreihundertjährige Riss der Heilung bedarf und die aus ihm erwachsene falsche Einheit auf der einen und falsche Zersplitterung auf der anderen Seite unter die zu überwindenden Schäden gehöre. Erst so wird Deutschlands Weltstellung die wahre und Deutschlands Zukunft eine menschheitlich heilsame werden.

Der Herausgeber.

DEUTSCHE BRIEFE

I.

AN DIE FÜRSTEN DEUTSCHLANDS.

Allerdurchlauchtigste, Allergnädigste Könige, Grossherzoge, Herzoge, Fürsten und Herren!
Euren Königlichen Majestäten, Königlichen, Grossherzoglichen und Herzoglichen Hoheiten und Hochfürstlichen Durchlauchten

wagt es der Unterzeichnete im Interesse des deutschen Vaterlandes in ehrfurchtsvollster Weise zu nahen. Es sind mehr als zweihundert Jahre verflossen, seitdem Friedrich Wilhem von Brandenburg, der grosse Kurfürst, seinen berühmten Brief „an den ehrlichen Deutschen" geschrieben hat, und Niemand wird es vorschnell nennen können, wenn der ehrliche Deutsche oder wenigstens ein Deutscher, der es ehrlich mit seinem Vaterlande meint, jetzt auf diesen Brief zu antworten sucht. Die Gegenstände desselben sind noch heute so wichtig, so die Herzen anregend, wie damals, als der fürstliche Brief ausging, ja sie sind es in höherem Grade und in weiterem Kreise geworden. Die Freiheit, die Einheit, die Macht und Ehre Deutschlands waren es, die dem edlen Kurfürsten auf der Seele lagen. Er war der Wenigen einer, welche die Freiheit anders verstanden, als dies Wort damals in hohen Kreisen Deutschlands gefasst wurde, welche nicht an die Freiheit der Einzelnen, der deutschen Männer und Frauen dachten, sondern an die Freiheit der reichsunmittelbaren Herren gegenüber dem Kaiser. Es war

dies auch eine wirkliche Freiheit; die angestrebt und gewahrt werden musste, das Verlangen war berechtigt, nicht in eine falsche Einheit unter Habsburgs Führung, in die Einheit des Dienstes für habsburgische Haus-Interessen gezogen und so geknechtet zu werden. Diese Freiheit wusste sich der grosse Kurfürst allerdings zu wahren, indem er dem Kaiser seinen Fürstendienst in edelster Weise leistete, aber dennoch die Interessen Deutschlands höher stellte, als die Oesterreichs. Diese Freiheit hätte einen guten und vollen Sinn gehabt, wenn sie nicht zur Willkür geworden wäre, wenn nicht der Sinn in ihr gelegen hätte, dass der einzelne Reichsfürst frei sein müsse, auch mit Oesterreich gegen Brandenburg, ja sogar mit Frankreich gegen Oesterreich zu stehen [1]). Alle Freiheit hat zu allen Zeiten unmittelbar neben sich ihr Zerrbild gehabt, die Willkür. Die Einheit musste mit der Freiheit gehen, nur sie konnte vor dem Zerrbilde bewahren. Die Einheit war aber das Reich in seiner überkommenen Gestalt, und eben diese überkommene Gestalt war auch schon eine verkommene geworden. Es galt daher auf seine Umgestaltung oder besser auf seine Idee zurückzugehen, wie sie stets in der Gestaltung begriffen gewesen war, aber nie völlige Verwirklichung gefunden hatte. Wer kann es leugnen, dass die ursprüngliche Idee des Reiches die einer Gesammt-Monarchie der Christenheit war? Als diese Idee noch Nichts von ihrem Strahlenglanze verloren hatte, da war der Unterschied der christlichen Nationen unter einander noch wirklich geringer als hernach, weil die Eine Sprache derer, die überhaupt öffentlich sprachen, die lateinische, die Sprache der Kirche

1) Das Stärkste in dieser Beziehung kann man in einem so eben erschienenen Werke Leopolds von Ranke, nämlich seiner: Geschichte Wallensteins, Leipzig 1869, besonders S. 191 lesen. Nicht genug, dass Plane gemacht wurden, nach welchen Wallenstein König von Dänemark und Schlick König von Schweden werden sollte, es war auch zu einer Zeit des Krieges der Erzbischof und Kurfürst von Trier ganz französisch gesinnt, die Kurfürsten wollten den Kaiser absetzen und verhandelten mit dem bekannten geheimnissvollen mächtigen Kapuziner-Pater Joseph, dem spiritus familiaris Richelieu's, über die Idee, Ludwig XIII. von Frankreich zum Nachfolger des Kaisers Ferdinand, also zum römischen König zu wählen.

und der Bildung war, die Volksmassen aber mit ihren Ländersprachen, erst im Werden begriffen, noch gar nicht als active Mächte mitzählten, sondern nur den Hintergrund oder das Erdreich für die Handelnden darstellten. Desto mächtiger aber waltete die Einheit des Glaubens, die Kirche, sie aber auch noch nicht in Scheidung vom Staate. Dem heiligen Kaiserthum, das die Kirche nicht blos schützte, sondern regierte, dem der Papst ein Organ, höchstens in frommen Ehrenausdrücken ein Gleichstehender war, gehörten die Bischöfe und Pfarrer als Diener an; denn es hatte den Zweck, die Welt zu erobern und Christo zu Füssen zu legen, sein Schwert war aus der Hand des Heilands der Welt gekommen, seine Krone eine von oben herab gegebene. Im Namen der heiligen Dreieinigkeit schloss es seine Staatsverträge, verlieh es die Aemter, nicht blos die kirchlichen, sondern auch die staatlichen. Erst als Papstmacht und Kaisergewalt sich schieden, da war der erste grosse Bruch in der Einheit des Reiches geschehen. Das geistliche Element schied aus, es gab Gegenreiche, und je nachdem die weltlichen Herrscher in den einzelnen Landen, in Deutschland, Frankreich, England, Spanien für oder gegen den Papst standen, eine Stellung, die in stetem Wechsel begriffen war, machte sich auch ein ins Innere greifender Unterschied geltend. Freiheitsgefühle flammten auf und wurden wieder erstickt, in den Momenten des Kampfes wider die Kirchenmacht suchten die grossen Fürsten die starke Wurzel ihrer Kraft im heimischen Volksleben auf, und die Verschiedenheit der Völker wurde dadurch immer heller im Bewusstsein derer, die überhaupt nicht auf die Scholle verengt waren. Die Einheit blieb jetzt nicht mehr eine universale, so weit wie die Christenheit, sie wurde eine nationale, so weit wie die gemeinsame Sprache, die sich jetzt längst gegen die römische Gesammtsprache aufgestellt hatte. So kam es zur deutschen Einheit, zum deutschen Kaiserthum. Aber es trug den Zwiespalt in sich selbst. Es hatte seine Stämme, seine Landschaften, seine Theilfürsten, die den Kaiser wählten. Dies wurde der Grundzug des auf Deutschland verengten Reiches, die Fürstenwahl. Aber der Anspruch an die einstige Erneuerung der Weltherrschaft wurde bewahrt, schon im Titel

des Kaisers, in den Symbolen, der Erdkugel mit dem Kreuz, aber auch darin, dass nicht blos deutsche Reichsfürsten, sondern Engländer, Portugiesen als Kaiser gewählt werden konnten und wirklich gewählt wurden.

Es ist eine allbekannte Sache, wie diese Wahl allmälich zum Scheine herabsank und wie durch die Reformation einerseits die kaiserliche Herrschaft über die Christenheit für immer unmöglich wurde, andererseits die deutschen Fürsten auf ihre eigene Landeskraft sich zurückgeworfen sahen. Kaiserlich walteten seitdem mit Erfolg nur die Herrscher von Brandenburg.

Die geistlichen Reichsfürsten wurden nämlich unmöglich, da sie nur noch dem alten Glauben dienen und den Zwiespalt im Reiche darstellen konnten. Sie aber konnten und durften eben deshalb nicht die Wahl dahin richten, wo die Kraft und der tüchtige Geist und Sinn und eben darum die Zukunft lag. Brandenburg konnte zur Kaiserkrone nicht gelangen, weil sie keine allgemein christliche und doch auch keine blos politische, sondern eine römisch-katholische war. Was blieb übrig als die alte Form zu zerbrechen und eine neue zu schaffen? Dem in seiner Treue gegen das längst Hergebrachte unentschlossenen Deutschland leistete Napoleon I. diesen Dienst. Aber er konnte nur zerbrechen, nicht organisch aufbauen. Der Zustand Frankreichs selbst unter ihm, noch mehr der durch ihn herbeigeführte Zustand Deutschlands war ein seinem Wesen nach nur vorübergehender, ein für längere Dauer unmöglicher. Dort nämlich war es nur der Zustand der gebändigten Revolution, der Benutzung ihrer wildgährenden Kräfte gegen sie selbst, die Anspannung aller Kraft einer Nation, um sie in Ermüdung zum willenlosen Organ eines starken Willens zu machen. Dieser Wille selbst aber konnte ein Menschenleben nicht überdauern, ja er zerstörte nothwendig sein eigenes Werk, selbst wenn es ihm gelang, auch Russland noch niederzuwerfen und den gespannten Gegendruck Grossbritanniens zu lähmen. Denn er musste zuletzt, wenn kein äusserer Gegenstand seine Energie mehr zum Kampf und Sieg und Ruhme reizte, wenn die niedergeschmetterten Kräfte der Nationen vom Tajo bis zum Ural sich wieder erhoben, in der Erhaltung seiner Herrschaft sich

zersplittern und die Frankreich zugeführten und seine Bewohner blendenden Güter des Auslandes wieder auf das letztere verwenden. Zu einem behaglichen Genusse des Errungenen konnte er Frankreich nicht gelangen lassen, und sein öfter geäusserter Gedanke, wenn Russland besiegt und England gebrochen wäre, nur für die Wohlfahrt Frankreichs leben zu wollen, war eine Chimäre. Alt und müde durfte der Gewaltige ohnedies nicht werden, und gegen die Kraft der Trägheit in der Ermüdung einer Nation kämpfte auch ein Hercules vergeblich. War aber das napoleonische Frankreich unmöglich und musste ein anderes werden, so war es auch und noch viel mehr das napoleonische Deutschland. Denn in diesem lebte und pulsirte noch immer die deutsche Kraft, und zwar am lebendigsten in Preussen. Eben darum war dieses Preussen der Stamm der Zukunft, und die Zerschlagung des verknöcherten deutschen Reichs-Organismus war zugleich der Schlag, der Preussen aus seinem letzten Schlummer weckte. Der grosse Kurfürst im Dom zu Berlin hörte den Schlag, und sein Geist sprach wieder zu dem ehrlichen Deutschen von der Schmach, dass die Franzosen über alte deutsche Gebiete herrschten.

Jetzt war in die Hände der deutschen Fürsten, die Könige und Grossherzoge geworden waren, eine Entscheidung für die Zukunft Europa's gelegt, welche die meisten von ihnen nur zögernd aufnahmen. Oesterreich war die Hauptursache der Zögerung, und erst als dieses sich entschieden hatte, mit Russland und Preussen zu gehen, kamen sie einer nach dem anderen zur deutschen Heeresfolge, um durch Theilnahme an dem Gerichte über den Unterdrücker sich die Mitentscheidung über ihre eigene Zukunft zu sichern. Es muss an diese Thatsachen der Geschichte des laufenden Jahrhunderts erinnert werden, um die Gegenwart zu verstehen und zur Erwägung zu bringen, dass diejenigen, welche Preussen als den späten Emporkömmling im Reiche betrachteten, bei der neuen Gestaltung der deutschen Dinge die letzten waren, dass, wie die Ersten die Letzten werden, auch das Umgekehrte stattfindet. Auch selbst in der Geschichte der deutschen Stämme war Preussen nicht blos der Letzte, sondern auch der Erste gewesen, indem der deutsche

Hauptstamm oder vielmehr der deutsche Stämmebund der Sueben nirgends anders seinen Ursitz in Deutschland gehabt hat, als zwischen der Weichsel und Elbe, also in den jetzigen Kernländern der preussischen Monarchie [1]), und von da weiter wandernd sicher das Land nicht ohne alle unter den Slawen nachwirkende Spuren des deutschen Wesens zurückliess. Freilich war es fast nur das deutsche Heidenthum, dessen Spuren man hernach unter den slawischen Stämmen traf, und erst dem christlichen deutschen Stamm der Sachsen war die Wiedereroberung dieses alten Schwabenlandes für Deutschland vorbehalten. So frühe schon waren diese Länder als deutsche Ursitze bezeichnet, so spät aber erst konnten sie ihre ganze Bedeutung für Deutschland geltend machen.

Das deutsche Fürstenthum aber hatte gleichfalls seine frühe Entwickelung, indem es aus den Stämmen selbst erwuchs und das Wahrzeichen der Freiheit und Selbständigkeit derselben war. Sein erster Anfang mochte wohl in der Wahl der Freien auf Grund der Führung im Kriege liegen, aber seine Erblichkeit musste sich von selbst daraus entwickeln, und als es im grossen Frankenreich zu einem Amt und Lehnsverhältnisse geworden war, musste es beständig streben, über diese kein volles einheitliches Leben zwischen Fürst und Volk zulassende Form wieder hinauszuwachsen. In der letzten Karolingerzeit war dieses Streben und Wachsen fast allenthalben in den grossen deutschen Stämmen zu erkennen, besonders in den beiden der Baiern und Sachsen. Dort war schon frühe (unter Carl dem Grossen) ein Bestreben der Herzoge hervorgetreten, über die ziemlich engen Grenzen der Herrschaft, welche durch die Macht des Volkes dem Fürsten gezogen waren, hinauszugreifen, und eben dieser Versuch des Herzogs Thassilo hatte ihm seine Stellung gekostet, weil seine Baiern den Frankenherrscher gegen ihn gewähren liessen. Allein kaum war des grossen Carl's mächtige Hand erstarrt, so rührte sich wieder der alte Process, und unter seinen schwächeren Nachkommen erhob sich

1) Jetzt bewiesen in P. Wislicenus: die Geschichte der Elbgermanen in der Völkerwanderung. Halle 1868.

das selbständige Herzogthum in der Hand der Arnulfe und des Herzogs Luitpold. Ein selbständiges, die Reichseinheit stets bedrohendes und nur durch die Kämpfe mit den Mähren und den Magyaren an der Auflehnung gegen den Reichsherrscher gehindertes Herzogthum war am Ende des neunten Jahrhunderts wieder errungen [1]), und ihm zur Seite war ein gleiches in Sachsen erstanden. An beiden hoben sich hernach die übrigen Fürstenthümer empor.

Wie der auf- und niederwogende Kampf zwischen der landesfürstlichen Bedeutung und Macht und der Reichsgewalt der Kaiser während der Zeiten der sächsischen und fränkischen Kaiser verlaufen, ist schon oft und neuerdings wieder in gedrängtem Bilde geschildert worden.[2]) Mit dem Untergang der Hohenstaufen und dem Sturze der Kircheneinheit in Deutschland durch die Reformation war dieser Kampf für die Theilung Deutschlands entschieden. Ein Geschichtschreiber unserer Tage spricht das starke Urtheil aus: „Das Lob deutscher Historiker „ist verschwendet und die Theilnahme deutscher Leser ist mis„leitet worden, wenn man die Zersplitterung des Reiches in „verschiedene Landherrschaften, wenn man die ungenügende „Verbindung der deutschen Fürsten unter einem kaiserlichen „Präsidenten mit einer grossen Begeisterung als einen für die „Nation glücklichen und sogar ruhmvollen Zustand hat dar„stellen wollen. Nur die Versuche zur Wiederherstellung der „deutschen Monarchie verdienen eine patriotische Theilnahme, „und der Beweis dieser Behauptung muss für erbracht gelten, „wenn sich in Thatsachen nachgewiesen findet, dass unser deut„sches Volk eben so oft und eben so lang gross und angesehen, „glücklich und aufstrebend in Bildung und Wohlstand war, „als das kaiserlich monarchische Ansehen dasjenige der Reichs„fürsten überwog, und umgekehrt schwach, unglücklich, ver„achtet, zerrissen, ärmer an Geist und Vermögen, so oft und

1) Schottmüller: Die Entstehung des Stammherzogthums Baiern am Ausgange der karolingischen Epoche. Berlin 1868.

2) W. Hoffmann: Deutschland einst und jetzt im Lichte des Reiches Gottes. Berlin 1868, S. 23 ff., S. 42 ff., 57 ff.

„so lange die Fürsten dem Kaiser die Spitze geboten haben.“ [1]) Dass die Reformation unter der Theilung Deutschlands in vieler Herren Länder, eintrat und dass der Gegensatz der Fürsten wider den Kaiser und der Kaiser wider die Fürstenmacht in ihren Vor- und Rückschritten eine so bedeutende Rolle spielte, ist ja schon unzählige Male als das Unglück unseres deutschen Vaterlandes in starken Worten bezeichnet worden, und zwar sowohl von der katholischen als von der protestantischen Seite, indem die Einen behaupteten, die Einheit der alten Kirche wäre nie gestört worden, wenn das katholische Kaiserthum d. h. Oesterreich unbedingt geherrscht hätte, die Anderen aber meinten, alsdann wäre der Spanier nicht auf den Thron Deutschlands gestiegen, sondern der einheitliche Kaiser hätte die gleichwohl entstandenen Regungen des germanisch-christlichen Geistes ganz anders beachten und verstehen müssen, wenn nicht diejenigen Theile Deutschlands, in welchen diese Regungen emporquollen, sich an andere Herrscher hingeben und ihm fremd werden sollten. — Auch die Zeiten des dreissigjährigen Krieges liessen nicht Wenig von all dem Jammer, der auf Deutschland verheerend lastete, in der Vielspältigkeit der Nation, in den Sonderstellungen Brandenburgs und Sachsens, Baierns und Oesterreichs erkennen, und auch die fremde Einwirkung vom Norden und Westen ist eben nur der inneren Zersplitterung zu verdanken gewesen. Nach diesem Kriege und bis an die Zeiten Friedrichs des Grossen heran wurden die Kriege fremder Nationen, der Engländer und Franzosen, der Spanier und Holländer nur darum auf deutschem Boden ausgefochten und mit deutschen Kräften geführt, weil eben Deutsche auf beiden Seiten standen. Dadurch war es möglich gemacht, dass ein deutscher Fürst, von ganz Deutschland angefallen, sich auch gegen ganz Deutschland, das zugleich Frankreich und Russland auf ihn gehetzt hatte, siegreich halten konnte. Nichts also kann fester stehen, als dass diejenige Vieltheiligkeit Deutschlands, welche im deutschen Leben des vorigen Jahrhunderts noch als ein nationales Elend bestand, uns furchtbar theuer zu stehen gekommen ist.

1) Souchay: Deutschland während der Reformation. Frankfurt a. M, 1868 S. 1 f.

Es bedarf kaum der drastischen aber keineswegs übertriebenen Schilderungen eines Perthes vom westlichen Deutschland unter den Einwirkungen der französischen Revolution und Herrschaft, um unser obiges Urtheil über Napoleons Wohlthat näher zu begründen. Er hat unmögliche Existenzen durch seinen Faustschlag zerstört. Nur dessen sei noch gedacht, wie die einzelnen Theilcomplexe des Reiches zu diesem selbst standen, als Friedrich der Grosse die Augen schloss und Joseph II. als hell leuchtendes Gestirn an dem deutschen Himmel glänzte.

Ein edler Entschlafener, dessen wir eben gedachten, hat uns davon ein Gemälde hinterlassen, dessen Hauptzüge so lauten: „Die politische Kraft und Grösse des deutschen Reiches „während jener Zeiten, in denen sein Haupt als deutscher König „die ganze Nation unter seinem Scepter vereinte und als römischer Kaiser an der Spitze Europas und der ganzen Christenheit stand, lebte noch in dunklen Ueberlieferungen im achtzehnten Jahrhundert fort, und die Namen für die politischen „Institutionen, durch welche Deutschland auch jetzt noch als „Ganzes erscheinen sollte, waren dieselben wie in den Zeiten „vergangener Grösse. Auch im achtzehnten Jahrhundert wurden „deutsche Könige und römische Kaiser gewählt und gekrönt, „ein Reichstag war in Regensburg versammelt, Reichsgerichte „handhabten in Wien und Wetzlar das Recht, und ein Reichsheer sollte Deutschlands Kraft nach Aussen offenbaren. Aber „die Wirklichkeit war stärker als die Erinnerungen, die Sachen „stärker als die Namen. Deutschland hatte in Wahrheit den „Reichscharakter verloren und war seit Max I. Zeiten mehr „und mehr zu einer Conföderation der fast unabhängigen Territorialstaaten geworden. Der Kaiser war ungeachtet seines „alten an grossen Erinnerungen reichen Namens jetzt Haupt „einer Conföderation. Der Reichstag war zu einem Congresse „der Gesandten und das Reichsheer zu einer Verbindung der „Contingente conföderirter Staaten geworden. — Nicht von der „Nation, sondern von den Territorien und deren Regierungen „wurde Verfassung, Haltung und Leben des Reiches bestimmt. „An Gegensätzen der Ansichten, des Wollens und Nichtwollens, „des Thuns und Lassens, um dem Allen offenbaren Verfalle

„des Reichszusammenhanges entgegenzutreten, fehlte es unter „den Regierungen nicht, und aus diesen Gegensätzen konnten „Parteien hervorgehen, welche nicht Parteien der deutschen „Nation, sondern der deutschen Reichsstände waren.

„Die Nation aber, obschon sie in eine Vielzahl verschiedener Staaten zersplittert war, hatte die Sehnsucht nicht verloren, ihre naturelle Einheit auch als politische Einheit gestaltet zu sehen. — Ansichten und Gedanken, Hoffnungen und „Befürchtungen bewegten die Nation in Beziehung auf das „Reich; auch in der Nation bleiben Gegensätze nicht aus, auch „aus ihnen konnten Parteien hervorgehen, welche aber nicht „Parteien der deutschen Reichsstände, sondern der deutschen „Nation waren. Da die territorialen Parteien das Reich als „Zusammenhang der deutschen Staaten, die nationalen Parteien „als politischen Ausdruck für die nationale Einheit auffassten, „fielen die territorialen und nationalen Parteien nicht zusammen. — Die Reichsstände, wenn sie in Reichsangelegenheiten „verhandelten, gingen in Allem, was sie sagten, stets von der „Voraussetzung der Unauflöslichkeit des Reichs aus, aber in „ihrem thatsächlichen Verhalten liessen sie sich nur durch „Rücksicht auf den eigenen Vortheil, nicht durch die Macht „und Grösse des Reiches leiten. Sie behandelten seit Jahrhunderten das Reich, wie wenn es seiner selbst wegen keinen Anspruch auf Dasein hätte, sondern nur als Mittel für ihre „Zwecke; sie handelten nicht als Glieder eines grossen politischen Ganzen, dessen Kraft und Grösse zugleich ihre eigene „Kraft und Grösse sei; und was sie dem Reiche gaben, glaubten „sie sich selbst zu entziehen. Lange schon hatten sie sich gewöhnt, die Reichsconföderation als eine völkerrechtliche Allianz zu betrachten, die, ohne Leben und Bedeutung an sich „selbst, ein Mittel ist und nur einen Werth hat, sofern sie politischen Vortheil gewährt, der nur so viel gegeben und geleistet wird als nöthig ist, damit sie diesen Vortheil gewährt, „und der man ohne grossen Schmerz den Rücken kehrt, wenn „sie nicht mehr gewährt, was man von ihr erwartete.“ [1])

1) Cl. Th. Perthes: Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft. Gotha 1869. I. S. 179 ff.

Es gab demnach am Anfange unseres Jahrhunderts Parteien sich durchkreuzender Art, bei welchen die zahlreichen Landesherren der deutschen Territorien unausbleiblich betheiligt sein mussten, und das deutsche Fürstenthum befand sich theils unter sich, theils mit Elementen des Volkes in seinen verschiedenen Gebieten in mannigfachem Gegensatz und Widerstreit. Dass dies nicht allein auf die Einheit des Reiches und die Möglichkeit seines Fortbestandes einen gefährdenden Einfluss üben musste, indem das Haupt und die Glieder des Reichskörpers nicht mehr einer gemeinsamen Richtung folgten, sondern dass ein viel tiefer greifender bedenklicher Einfluss von diesen Parteispaltungen auf das Grundverhältniss zwischen Fürst und Volk ausgehen musste, leuchtet sofort ein. Das frühere mehr patriarchalische Verhältniss der Regenten und der Regierten war längst den Gemüthern und den Geistern fremd geworden, und die französische Revolution hatte in die betreffenden Anschauungen einen tiefen, nie wieder ganz zu heilenden Riss gethan. Hatte sich aber auch während und nach derselben, wenigstens in den grösseren deutschen Territorien, in welchen der deutsche Volksstamm noch meist mit dem Herrschaftsgebiete zusammenfiel, der Zusammenhalt und das Einheitsgefühl zwischen Fürst und Volk noch auf diesem Naturboden erhalten, so trat jetzt mit viel stärkerer Macht die Verschiedenheit der Völker im österreichischen Herrschergebiete und die Mannichfaltigkeit der deutschen Stämme in dem preussischen ins Bewusstsein. Zugleich nahm die Vernichtung des complicirten Reichskörpers durch den Willen des Gewaltigen an der Seine die Richtung auf neue Conglomerirungen, welche blos nach der Landkarte und etwa strategischen, aber gar nicht nach ethnographischen Gesichtspunkten behandelt wurden. Schwäbisch, Alemannisch, Fränkisch wurden in den süddeutschen Staaten in Ein Gebiet zusammengepresst; die neuen Lande Baierns, Würtembergs, Badens waren auch der Volksart nach neu, und es bedurfte nun neuer Begriffe, welche in sich so Abstechendes und Abstossendes in eine lebensfähige Einheit zusammenschraubten. Es war dies der gleichfalls in Frankreich zu schärferer Ausprägung gelangte Begriff des Staates. Aus

den Reichsländern und Herrschaftsterritorien wurden Staatsgebiete, und der ehemalige Landesherr, auch wohl in der Sprache des Gemüths Landesvater genannt, so wenig auch oft Väterliches in der Behandlung der Unterthanen war, wenn man nicht an die väterlichen Züchtigungen denken will, ward zum Staatsoberhaupt. Friedrich der Grosse hatte schon, theilnehmend an den Ideen, welche in Frankreich die Revolution einleiteten, diese abstractere Auffassung des Verhältnisses von Fürst und Volk, indem er sich den ersten Diener des Staates nannte, in grösserem Maasse populär gemacht.

Mit dem Staate waren die Staatsdiener, die Beamten, gegeben, und sie nahmen jetzt schon allmälich die Stellung zwischen dem Fürsten und dem eigentlichen Volke ein, welche zuvor dem Adel im Hof- und Fürstendienste gewahrt geblieben war. Die naive und patriarchalische Beziehung von Fürst und Volk, bei welcher der Adel sich entschieden mehr als den Standesgenossen des Fürsten betrachtet, war einer reflexiven und entfremdenden Betrachtung gewichen. Das Volk waren auch jetzt nicht alle Angehörigen des Staates, sondern nur diejenigen, welche blos regiert wurden und in keinem Maasse selbst regierten. Je weiter sich der Adel von seiner früheren Stellung entfernte, da er theils selbst souverän unter dem Reiche, theils mit solchen kleinen Souveränen vielfach verwandt gewesen war, wie dies schon im Laufe weniger Jahrzehnde stattfinden musste, je mehr die neuen Souveräne ohne Reich selbst Adel schufen, indem sie die Prärogative des Kaisers bis zum Schaffen von Grafen und Fürsten ausübten, desto mehr näherte sich der Adel in seiner Stellung dem Volke und rückte thatsächlich sogar mehr in dessen Kreis hinein, als die Beamtenwelt, die aus diesen Kreisen emporstieg. Der souveräne Fürst und das regierende Haus aber hoben sich dadurch über den Adel viel höher empor als früher, und die Stellung der Fürsten wurde einsamer und dem Volke fremder. So gross auch die Menge der Rangabstufungen und dadurch auch der Lebensstellungen im Reiche gewesen war, so hatte es doch die Bürgerlichen und die Adlichen weiter auseinander gehalten und dadurch die letzteren einander genähert. Jetzt geschah die Näherung durch die gleiche Entfernung von

den regierenden Häusern, die nur noch unter sich eine Gemeinsamkeit hatten, welche über alle anderen Verbindungen hinausging, und die Rangunterschiede innerhalb des Adels wurden vermindert. Auch dies gab dem Volke, vor Allem aber den Beamten wieder Anlass, die durch Geburt vererbten Stellungen als von der Zeit veränderbare zu betrachten, und dieser Maassstab konnte nicht verfehlen, auch auf die Stellung der regierenden Familien dereinst angewandt zu werden.

Mit der Doctrin vom Staate zog ja natürlich auch die vom Staatszwecke in die Geister ein, und hier war erst recht ein Spielplatz für die wildesten Theorieen eröffnet. Die Privatansichten nicht etwa nur der Professoren, sondern auch der „Staatsdiener" durchkreuzten sich, und die Fragen vom Staat als Diener der Kirche, vom hierarchischen Staate, vom Volksstaate als Republik, vom Polizeistaat, vom Rechtsstaat und wie er in den Mittelstufen noch sonst genannt wurde, flogen wie Federbälle hin und her, während aber in der Praxis der Beamtenstaat die Hauptsache war und lange blieb. Die Stellung des Landesherren konnte dabei intact zu bleiben scheinen, da sie immer (ausser bei der Republik) als die des erblichen Staatsoberhauptes vorausgesetzt wurde. Aber blieb sie wirklich von den verschiedenen Theorieen unberührt? War der regierende Fürst nicht ein ganz anderer, wenn er im Rechtsstaat mit abgegrenzter, möglichst eng-bemessener Sphäre seines Waltens doch wenigstens noch einen eigenen Willen innerhalb dieser Sphäre haben durfte, wenn er die „Staatsdiener", die eine Art Republik oder Hierarchie unter sich bildeten, doch wieder praktisch als seine Diener und Angestellten, als die Bediensteten oder Bedienten behandeln durfte, und wenn er hingegen in einem Kirchenstaate nur den Interessen und Zielen der römischen Hierarchie und päpstlichen stehenden Camarilla dienen sollte? Am unwürdigsten eines deutschen Fürsten und daher auch oft von Rom aus angestrebt, aber nie erlangt, war diese letztere Stellung. Denn eben da, wo man durch alle Mittel der Religion und der Kirche den Gehorsam der Unterthanen gegen den Herrscher oder die Obrigkeit überhaupt möglichst einem unbedingten näher zu bringen meinte, war man in dem schlimm-

sten Dilemma, wenn auch nur einmal der Fürst und seine Beamten ein Auseinandergehen staatlicher und kirchlicher Interessen wahrnahmen und somit der Fürst den Unterthanen als Verräther an der Kirche denuncirt wurde oder er energisch der Pfaffenwirthschaft sich entgegenstellte. Diess konnte aber auch bei dem sorgsamsten Vermeiden nicht ausbleiben, wie es denn auch weder in Oesterreich, noch in Baiern, den hoffnungsvollsten Gebieten für das Streben nach dem Kirchenstaate, ausgeblieben ist. Immerhin brachte aber diese Bestrebung, nicht in minderem Grade als die republicanische, die Vorstellung in Umlauf, dass der Staat einem Zwecke diene und das Staatsoberhaupt natürlich mit ihm. Ja die Stellung des letzteren wurde noch untergeordneter, wenn man sich den Staat als Mittel zu einem Zwecke und das Oberhaupt des Staates wieder nur als Mittel für den Staat, also nur als Mittel des Mittels dachte. Wer wird es leugnen können, dass seit dem innerlichen und allmälichen und noch mehr seit dem äusserlichen und plötzlichen Untergange des Reiches die wahre Stellung der deutschen fürstlichen Landesherren erst gesucht wurde, und dass sowohl sie selbst als die sonstigen bewussten Bearbeiter und Mitlenker des Staates neue Wege betreten mussten, um die fürstliche Würde, Stellung und Geltung in das rechte Verhältniss zu allen in der Nation gährenden Bestrebungen zu setzen?

Haben etwa die später nach dem französisch-belgischen Muster zugeschnittenen Constitutionen dieses Räthsel gelöst? Gewiss nicht durch ihre meist an die Spitze der Paragraphen-Cohorte gestellten Negationen: „unverletzlich, unverantwortlich" u. s. w. Oder etwa durch den Dreifactoren-Grundsatz bei dem Zweikammersystem? Alle Welt weiss, wie täuschend dieses System ist, sofern das aristokratische Oberhaus niemals die Interessen der Krone an die Demokratie verkaufen wird, weil seine Glieder damit ihre eigenen Interessen verrathen würden. So sinken, abgesehen von dem Einfluss der Krone bei Zusammensetzung des Oberhauses, die Factoren doch auf zwei herab, und es ist ganz einfach der Kampf des Demokratischen und Monarchischen, der sich innerhalb dieser Constitutionen vollzieht.

Wenn wir so das deutsche Fürstenthum durch sich selbst

geschwächt und verändert sehen, weil es von der Reichseinheit getrennt, meist dem Auslande verfallen, von der alten Adelskette gelöst, an dem Takelwerk des Beamtenthums und dem Anker des Staates sich haltend, von den Constitutionen mehr umhüllt als klargestellt und befestigt erscheint, wenn wir zugestehen müssen, dass, abgesehen von der Existenz nicht-deutscher Fürsten Deutschlands (Luxemburg-Limburg, Schleswig-Holstein-Lauenburg, Hannover-Ostfriesland), gewisse deutsche Länder entweder an Frankreich oder an Oesterreich sich klammerten (Sachsen, Baiern, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau, Frankfurt), so werden wir auch das rein-deutsche Deutschland im politischen Sinne nur da noch finden, wo theils die innewohnende Macht, theils die günstige Lage vor diesen Abhängigkeiten bewahrten (Preussen, die kleinen norddeutschen Küstenstaaten, die sächsischen Herzogthümer), und wir werden uns nicht wundern, sondern vielmehr es natürlich finden, dass in diesem Kreise der Gedanke des Wiederaufbaues einheitlicher deutscher Gestaltung nie völlig erstarb. Damit war aber auch die stärkere Gründung oder Erhaltung der fürstlichen Macht gegeben, denn auf neue blos den Volksabstimmungen anheimgegebene Aufrichtung der Einheit konnte kein Vernünftiger warten wollen. Der preussische Staat und das preussische Königthum musste in dieser Hinsicht den Kern bilden, an welchen sich die sonstigen deutschen Substanzen anlagerten. Lange genug hatte man, gestützt auf die alten Kaisererinnerungen, die aber längst zu Phantomen geworden waren, den Süden für den eigentlich deutschen Boden gehalten. Er war es auch in früherem mittelalterlichen Sinne, da in ihm die dichtere Bevölkerung und die höhere Fruchtbarkeit der Landschaften ein behagliches Dasein im Wohlgefühle eines leichten Lebens und eben hierdurch die Möglichkeit zahlreicher selbständiger Herrschaften hervorgebracht hatte. Hier gerade und in dem Theile Mitteldeutschlands, der nach dem Mainthal, und dem Theile Norddeutschlands, der nach dem reichen Rheinthal centrirte, war die buntscheckige Zertheilung des Reiches in weltliche, geistliche und städtische Territorien charakteristisch, während im weitern Norden, auf dem ärmeren Boden östlich von der Elbe ein ange-

strengtes Arbeitsleben der Bevölkerung die karge Natur überwand und eine zähe Kraft in den Menschen unter strenger Schulung heranzog. Hier war der reichsunmittelbare Adel eine seltene Erscheinung und der König, wenn er sich auch den ersten Diener des Staates nannte, doch eine auf jedem Schritte begegnende wirkliche Macht. Der König von Preussen, dem sein Adel ein treuer Diener, und zwar sowohl sein eigner als eben damit des Staates Diener war und blieb, konnte den Bauer emancipiren und die Städte sogar republicanisiren, ohne dass er aufhörte, der wirkliche Landesherr zu sein. Denn seine Herrschaft beruhte weder in demselben Grade wie die der sonstigen deutschen Fürsten auf seinem Verhältnisse zum Reiche, dem er nur mit einem Theile seiner Länder angehörte, noch auf denselben Beziehungen, in welchen der Unterthan noch zu dem adlichen Gutsherrn stand, sondern seine Fürstenschaft hatte einen, wenn man will, staatlichen Charakter, oder noch besser gesagt, einen ethischen von jeher gehabt. Wenn daher das deutsche Reichs-Fürstenthum im nicht-preussischen Deutschland seinen Charakter entfaltete, so war dagegen das deutsche Fürstenthum, ähnlicher dem alten germanischen Stammherzogthum, vorzugsweise in Preussen verwirklicht. Die Staatsidee, welche in Oesterreich schon unter Maria Theresia eine so seltsame mit den Sitten und Gefühlen des Volkes und des Adels contrastirende Lehre verkündet hatte, jene büreaukratische Weisheit der Martini, der Rautenstrauch und Sonnenfels [1]), konnte im preussischen Landrecht ihre Verkörperung finden, ohne dass dadurch der König im Mindesten seine Stellung änderte, wie es in Oesterreich geschehen wäre, hätte man den Lehren praktische Folge gegeben. Darum war auch das

1) Nach dieser Lehre sollte der Staat sich aufs Tiefste in das Privatleben seiner Angehörigen mischen, sie zur Tugend und Frömmigkeit zwingen, sie aber auch von Luxus und von selbsterwählten Vergnügungen abhalten, dennoch aber sollte er dafür sorgen, dass Jeder seinen Lebensunterhalt finde, ja dass seine Arbeit mit Frohsinn und Lebensgenuss gemacht werde, dabei aber auch die Kirche hindern, eine zu starke Macht über die Seelen der Menschen zu gewinnen. Dass Kaiser Joseph dieses Eldorado von Staat nicht zu schaffen vermochte, ist allbekannt. Vergl. Perthes a. a. O. S. 76 ff.

preussische Königthum in seinem „rocher de bronce“ nicht erschüttert, als ständische und repräsentative Institute in steigender Bedeutung der Verfassung des Staates einverleibt wurden. Das Bestreben freilich, es zu einer allmälich verschwindenden Grösse herabzudrücken, ist auch hier nicht ausgeblieben, aber noch jetzt steht es wesentlich unverändert und in unangetasteter Freiheit als Mittelpunkt des preussischen Volkes da. Wird das aber so bleiben? ist die naheliegende Frage. Sie wird auf eine allgemeine zurückgeführt, die laut genug schon bejaht worden ist, nämlich die, ob es nicht im fortschreitenden Gange der Bildung der Culturvölker liege, dass die Fürstengewalt im Staate in immer engere Grenzen eingeschränkt werde und zuletzt ganz verschwinde, indem sie auf das Volksganze übergehe? mit andern Worten: ob die Republik am Ende der europäischen Staatsentwickelung liege?

Man hat dies nämlich geradezu als einen Gegenstand philosophischer Untersuchung betrachtet und hat nach der Nothwendigkeit und dem Gesetze gefragt, welches zu diesem schliesslichen Ergebniss führen müsse. Allein hier betrat man einen schlüpfrigen Boden. Man nahm willkürlich einen letzten Zustand auch der staatlichen Gemeinschaft an und betrachtete diesen zugleich als den höchsten und als den dauernden. Die Beweise dafür entnahm man nicht blos der Staatengeschichte, sondern der allgemeinen Culturgeschichte. Diese liess allerdings den Gang vom unbestimmten und unentwickelten Zustand, in welchem das Individuum, die Persönlichkeit, in der Masse verschwand, zum schärferen Heraustreten der Persönlichkeit wahrnehmen, das in Helden, in Weisen, Gesetzgebern und Staatengründern, hernach in Königen und erweitert in einer sie umgebenden Aristokratie sich manifestirte. Die Aristokratie folgte dem Königthum oder mässigte seine Gewalt, und nunmehr entstand in den Culturstaaten das Ringen der Volksmasse um ihren Antheil an der Staatslenkung, der Kampf der Aristokratie und Demokratie, wie er in den antiken Republiken sich vollzog. In der Republik ist unleugbar ein Fortschreiten zur Demokratie nicht zu vermeiden, aber über eine gewisse Linie hinaus ist auch dieses Fortschreiten nicht möglich, son-

dern schlägt in Wahrheit zur Oligarchie, zur Dictatur und zu einer Wiederkehr der Monarchie um. Die griechischen Staaten haben den letztern Gipfel, die erneute Monarchie, nicht mehr erreicht, da sie bereits auf dem Wege dazu in die Gewalt der jugendlicheren römischen Republik fielen. Diese aber hat den ganzen Process ausgespielt und im Imperatorenthum eine monarchische Gewaltherrschaft erlebt, wie sie keiner der uralten Könige seinem Volke hätte bieten dürfen. Die Republik in ihren Parteikämpfen ermüdet die Völker, und in Folge dieser Ermüdung tragen sie jedes noch so harte Joch, wenn der Auflegende nur Stabilität der Verhältnisse sichert, lieber als die aufreibende sogenannte Freiheit. Dies ist die innere Geschichte der Republik und wird es immer wieder sein. Weder Holland noch selbst die Schweiz widerlegen diese Ansicht, da in dem Ersteren der Process, wie in Griechenland, unterbrochen wurde, in der Letzteren nur die Kleinheit der Gebiete, innerhalb welcher doch eigentlich immer aristokratisch regiert wird, vor dem Verlaufe desselben sichert. Aber England und Frankreich bestätigen auf's Stärkste diese Bahn der Geschichte, und Nordamerika ist noch zu jung, um sie widerlegen zu können. Auch dort aber hat sich der Process wenigstens deutlich angekündigt, und er wird seinen Verlauf haben.

Wo also sollte die Gewissheit herkommen, dass die Republik das Letzte in der Entwicklung der Staaten überhaupt sei? Vielmehr zeigt sie sich immer als unfähig, das Bedürfniss des Volkslebens in grösseren Staaten lange zu befriedigen, und man könnte, da ihr stets eine Monarchie, und zwar meist eine despotische, nachgefolgt ist, mit demselben Rechte sagen, das Letzte in der Geschichte der Culturstaaten sei der Despotismus eines Einzelherrschers. Es wäre dies freilich nicht minder unwahr als die entgegengesetzte Behauptung. Vielmehr wird man zugeben müssen, dass die Nationen, wie in ihrem Culturleben überhaupt, so auch in ihrem Staatsleben und folglich auch hinsichtlich der Staatsverfassung in einer beständigen, bald langsameren, bald schnelleren Bewegung und Entwicklung sich befinden. Oder soll man irgendwo eine Grenze, ein zu erreichendes Ziel aufstellen, hinter welchem das

Nichts, ein unvorstellbarer Zustand, der Untergang der Nationen käme? Darf man etwa sagen, wie ein amerikanischer Schriftsteller am Schlusse seiner Culturgeschichte sagt[1]), in China sei der Unterricht Aller als Staatsmaxime durchgeführt und die intellectuelle Entwickelung volksmässig organisirt, damit aber das Ziel der ganzen geschichtlichen Entwickelung erreicht und der jetzige leblose Zustand dieses grossen Reiches sei eben das Product dieser Erreichung? Er sagt dies, um von seinem nordamerikanischen Standpunkte dem alten Europa die Nativität zu stellen. In ihm sieht er den Fortschritt der Intelligenz auf allen Gebieten des Lebens in reissendem Gange, er sieht aber zugleich diese Intelligenz, mit ihren Ergebnissen im Begriffe, durch allgemeinen Unterricht, durch die staatliche Ausdehnung der Bildung über alle Volksklassen, also durch die nationale Organisirung der Intelligenz denselben Zustand herbeizuführen, wie er das chinesische Reich charakterisirt. Er meint, Europa werde unausbleiblich in dieselbe indifferente Abspannung gerathen, in welcher China sich befindet, und dann werde nur noch Amerika denselben Weg zurückzulegen haben, vielleicht nach ihm noch Afrika, um die Weltgeschichte mit einem allgemeinen Fiasco geschlossen zu haben. Weiss er aber das so gewiss, dass China keine neue und grossartige Entwickelung mehr zu erwarten hat? Er lässt die Alles entscheidende Frage nach dem Inhalt und der Kraft der chinesischen Cultur völlig aus dem Spiele. Es ist die heidnische, die schamanisch-buddhistische Cultur, die ihre Unfähigkeit zur Lebendigerhaltung einer massenhaften Nation vor Augen legt. Es ist damit nur der Beweis geliefert, dass diese Form des Heidenthums ebenso wenig wie die ägyptische, assyrisch-babylonische, medisch-persische, die brahmanische, die hellenische und römische im Stande ist, eine unvergängliche Kraft in die Adern einer Nation zu giessen. Allein wenn auch sogar erwiesen wäre, was es lange noch nicht ist, dass die chinesische Nation selbst ihr letztes Tröpfchen Oel in der Lampe des Daseins verbrannt hätte und

1) J. W. Draper: History of the intellectual developement of Europe. London 1862, Vol. 2 c. 380 ff.

dass auch die Annahme des Christenthums und der aus ihm erwachsenen Cultur-Elemente ihr nicht zu neuer Existenz verhelfen könnten, so wird damit nur gesagt, dass dieses Volk der Hunderte von Millionen auf den Aussterbe-Etat der Weltgeschichte gesetzt sei und dass seine leere Stelle dereinst von anderen Nationen eingenommen werden müsse. Nicht im Geringsten aber wäre für die Meinung ein Anhalt dadurch gewonnen, dass auch da, wo das Christenthum auf seinem Wesen verwandte und daher bis in die innerste Tiefe empfängliche Völkermassen, nämlich die germanischen, getroffen sei, das gleiche Schicksal am Ende der Geschichte dieser Nationen liegen müsse. Es ist nur der Amerikaner, der im Gefühl der brausenden Jugend seines Nationen-Conglomerats spricht und fast komisch eine neue Zeit dem weissagt, was eben den nach seiner Ansicht absterbenden Nationen angehört und doch wahrlich nicht als der lebenskräftige Kern derselben, sondern eher als ein Absplitter von ihnen anzusehen ist. Deutsche, Engländer, Irländer, Franzosen, Spanier, Portugiesen, dann noch selbst Chinesen, endlich Neger und Rothhäute — in welchem von diesen Elementen der amerikanischen Bevölkerung soll denn die Kraft eines neuen Anfangs stecken, dem ein ähnlicher Ausgang geweissagt werden kann, wie ihn China noch nicht erlebt hat, wie er aber auf Grund seines Erlebens der europäischen Culturwelt angedroht wird?

Bei dieser Art von Geschichts-Constructionen und willkürlichen Weissagungen ist es allerdings leicht zu sagen, dass auch für Deutschland das fürstenlose Dasein der Republik vorbehalten sei. Aber vor solchen Schatten wird sich nur fürchten, wer in das innere Quellgeäder und Lebensgetriebe der deutschen Geschichte keinen Blick gethan hat. Die deutsche Geschichte hat aber das Leben der deutschen Stämme zu ihrer mächtigsten Triebfeder und in diese hineingreifend den Kampf des Fremden, des Romanischen, mit dem Eigenen, dem Germanischen. Die Frage, was das Ziel der inneren Bewegung des deutschen Volkes sei, wird sich auf Grund der Geschichte leicht beantworten. Das Ziel, nach dem die Völker als staatlich organisirte Lebensganze ringen, ist Freiheit und dies ist die ver-

borgene Wahrheit in dem eben besprochenen falschen Urtheil über die Republik. Wer die Freiheit überhaupt nur in der Republik sehen kann, der wird dann freilich sagen müssen, dass Deutschland sich zur Republik bewege. Allein man denke sich die deutsche Republik, man versuche, sie sich zu denken, und man wird sofort erkennen müssen, dass kein deutscher Stamm, keine deutsche charaktervolle Landschaft, kein historischer Complex in Deutschland sich die Gleichmacherei gefallen lassen würde, die in der grossen Republik eine unausbleibliche Nothwendigkeit wäre. Da erst würde der Streit zwischen Nord und Süd recht erbittert losbrechen und es zu einer inneren Ruhe und befriedigenden Fortentwickelung nicht kommen lassen. Sehen wir doch die heutigen Republicaner an. Sie geberden sich als die schroffsten Particularisten und Sonderbündler, selbst bis zur kleinlichen Cantonssonderung. Ist diese Geberdung nur eine Maske, und nehmen sie diese nur vor, um für ihre republicanischen Hirngespinnste die Möglichkeit einer Aussicht auf Verwirklichung zu behalten, so muss man doch gestehen, dass Männer, die durch die Sonderneigungen der deutschen Stämme zu bestechen suchen, um für die deutsche Gesammtrepublik offene Bahn zu gewinnen, entweder von allem politischen Verstande verlassen oder so plumpe Betrüger sein müssten, dass wahrlich unter der Fahne solcher Vorkämpfer ein besonnener und ehrlicher Deutscher nicht einherziehen könnte, ja dass ihm die ganze Sache durch ihre Vertreter nothwendig verdächtig werden müsste. Am wenigsten aber müsste es einem deutschen Fürsten möglich sein, auch nur den entferntesten Schein einer Bundesgenossenschaft mit so armseligen Parteien und ihren Führern zu ertragen. Ein nur einigermassen ruhiges Nachdenken muss zeigen, dass die Gesammt-Republik weder durch den Charakter des deutschen Volkes möglich ist, noch durch den der Männer empfohlen wird, die von ihr reden, die mit dem einen ihrer Gesichter die Sonderstellung des bisherigen überwiegenden Stammesstaates als Forderung deutscher Eigenthümlichkeit empfehlen, mit dem andern aber dummpfiffig zu verstehen geben, dass ihre Zeit schon kommen werde, die Fürsten, für deren ungekränkte Selbst-

ständigkeit sie zu sprechen scheinen, dem Schattentraum ihrer Republik zu opfern. Man wende mir nicht ein, dass von einer deutschen Gesammt-Republik gar nicht, sondern nur von deutschen Stammes-Republiken in einem Staatenbunde die Rede sei. Dem ehrlichen Deutschen klingt diese Einrede nach gar nichts, und bei der Art, wie diese Sonderbündler von Republik sprechen, fällt ihm der Schiffer ein, der im steigenden Sturme der Mutter Gottes immer höhere Versprechungen hinsichtlich des Durchmessers der Wachskerze machte, die er ihr schenken wolle, wenn sie ihn wohlbehalten ans Land bringen würde, und der auf die Warnung seines Knaben, doch nicht Unerfüllbares zu versprechen, antwortete: „wenn ich drüben bin, will ich die Kerze schon klein genug machen."

Aber es soll gleichwohl von diesen zwanzig bis dreissig republicanischen Staaten in einem Bunde ein Wort gesagt werden. Jeder Staatenbund, der zwischen mächtigen Nachbarn steht, hat das mächtigste Interesse, sich zu concentriren und dadurch zu stärken, also sich dem Bundesstaate zu nähern. Die Autonomie der einzelnen Staaten wird daher von ihm beschränkt werden, und es dürfte kaum nöthig sein, die Frage zu stellen, ob in einer kleinen Republik die Eifersucht auf ihre ungekränkte Selbständigkeit kleiner sei, als in einem monarchisch regierten Kleinstaat? ob also die republicanische Verfassung der deutschen Länder irgend günstigere Aussichten für die deutsche Einheit gewähre, als der jetzige Zustand? Wenn auch nicht so grosse nationale und sittliche Differenzen, wie sie zwischen den Nord- und Südstaaten Amerika's obwalteten, zum inneren Kriege in Deutschland fortdrängen würden, so ist doch nicht zu leugnen, dass es zu den schwierigsten Problemen der Politik gehören würde, Deutschland in einer Bundesrepublik zusammen zu halten. Und würden etwa in kleinern Freistaaten, wo doch immer nach der Natur solcher Organismen die Gewalt in den Händen Vieler liegen müsste, die Einflüsse des Auslandes weniger wirksam sein, als bei kleineren Monarchieen? Man denke an Frankreich und Oesterreich, oder, wenn auch das deutsche Oesterreich mit in die Bundesrepublik eingefasst angenommen wird, an die romanischen und slawischen Mächte

im Westen und Osten, man denke an die Geschichte Polens und halte noch eine solche Freistaaten-Wirthschaft in Deutschland für auch nur ein Jahrzehnd hindurch möglich! Der Gedanke selbst ist so über alle Beschreibung thöricht, dass man geneigt werden muss zu glauben, dass auch er nicht im Ernste von denen gehegt werde, die ihn als Fahne aufstecken, sondern dass auch er nur zu den Mitteln gehöre, mit welchen sie das Spiel ihrer wühlerischen Existenz, ihrer dem gesunden Menschenverstand trotzenden publicistischen Albernheit im Gange erhalten.

Dass die amerikanische Republik unter den Umständen, welchen sie ihre Geburt verdankte, die einzig mögliche Verfassung der von dem Mutterlande gelösten Colonieen war, dass aus den wenigen Staaten allmälich ein weitreichender Staatenbund werden musste, dessen nothwendiges Hinstreben nach dem Bundesstaate wohl die Lösung des Bandes, vielleicht gar die Aufhebung der Republik zur Folge haben wird, das ist eine Thatsache höchst interessanter und belehrender Art. Belehrend, weil sie nur einzigartigen Bedingungen ihr Dasein verdanken kann. Sehen wir die Nachahmung in Südamerika, in Mexiko, an, und wir werden sofort gestehen müssen, dass selbst auf amerikanischem Boden „Eins sich nicht für Alle schickt", dass blosse Nachahmung nicht zu denselben Resultaten führt, wie sie das nachgeahmte Urbild erreicht. Vollends nun Europa! Man könnte eben so gut von einer europäischen Bundesrepublik träumen — und man hat es gethan — als von einer deutschen.

Was diese Träumer alle nicht kennen, nicht beachten, weil sie es in sich selbst verleugnen, das ist der deutsche Nationalgrundzug. Sie sind abstracte, entfärbte Europäer geworden, ihr gereiztes Nervenwesen verräth ihre blutlose Schwäche. Dieses todte Schematisiren nach allgemeinen Sätzen von der Republik verwehrt ihnen sogar die Einsicht in das Wesen der republicanischen Verfassung selbst. Denn wer nur irgend Augen hat, der hat es schon bei den constitutionellen Verfassungen gesehen, welche grobe und oft geradezu lächerliche Unwahrheit der Gedanke ist, Alle an der Regierungsgewalt Theil nehmen zu lassen. Es ist komisch, mit welchen Phrasen dem Bauern

und dem Handwerker das hohe Bewusstsein beigebracht wird, dass er durch das Abgeben seiner Wahlstimme einen mächtigen Einfluss übe auf das Geschick seines Volkes, und wie dagegen ihm bei der Agitation für die Wahl eines bestimmten Mannes überall zu verstehen gegeben wird, dass er kein Urtheil habe, sondern dem Urtheil derer vertrauen müsse, die ihm vor der Thüre des Wahlbüreau's den gedruckten Zettel in die Hand drücken, worauf der Name seines zu wählenden Abgeordneten steht. Eine Anzahl von Männern, die sich den Schein geben, wohl auch sich selbst diese Ueberzeugung gegenseitig einreden, dass sie das intelligente, souveräne Volk seien, oder es in der That vertreten, sie bestimmen von beiden sich bekämpfenden Seiten die Wahl, und nun hat das Volk gewählt. Und die Zeitungen, die Parteiblätter, in welcher ungescheuten Weise bevormunden sie doch das intelligente, das souveräne Volk! Wer wirklich sehen will, was vor unseren Augen geschieht, woran wir selbst betheiligt sind, der weiss auch, gleichgültig ob er es ausspricht oder verheimlicht, dass weder bei directen noch bei indirecten Wahlen die Einzelnen im Volke alle, oder auch nur der Mehrzahl nach, wirklich auch nur den Antheil an dem Staatsgeschick nehmen, welchen der Buchstabe der Verfassung, gleichfalls einer der Verhüller der wirklichen Dinge, ihnen darbietet. Wird aber in der Republik das Interesse, die Volksmassen zu leiten, zu regieren, zu bereden, zu täuschen, etwa schwächer oder wird es stärker sein? Wenn aber stärker, wie unzweifelhaft zugestanden werden muss, werden dann wirklich die Einzelnen an dem Staatswohl sich thätig betheiligen? Es wäre ein Jammer, wenn die deutsche Ehrlichkeit es zuliesse und der deutsche gesunde Verstand es duldete, dass man dem deutschen Volke dieselben Täuschungen bereitete, wie sie die luftige Nahrung der Eitelkeit des französischen Volkes schon seit so langer Zeit gewesen sind. Hat man diesem doch durch die blosse Form der Volkswahl, der freien (?) Abstimmung den Kappzaum des Despotismus angelegt und füttert es mit den Phrasen und den Ziffern der Selbstwahl so lange ab, als es eben gehen will.

Der deutsche Grundzug aber, den die republicanischen

Täuscher und Tüncher verleugnen oder in sein Gegentheil verkehren, ist das Verlangen nach wirklicher Freiheit. Dieses Verlangen wird bald allgemeiner, bald individueller und auf besondere Lebensgebiete beschränkter ausgesprochen und kann daher das eine Mal mit theoretischen Doctrinen verbunden als Forderung der Republik, das andre Mal aber als ein Dringen auf solche Wahlgesetze für die repräsentativen Versammlungen laut werden, welche diese zu einer realen Vertretung des Volkes werden lassen, ja es kann das eine Mal auf die Gewerbefreiheit, das andre Mal auf die Lösung von Feudallasten und Beschränkungen des Handels gehen, es kann Lehrfreiheit in der Schule und in der Kirche, sogar Freiheit vom Kriegsdienste und von Staatsabgaben anstreben. Je dunkler und unentwickelter das staatliche Bewusstsein der Einzelnen ist, desto leichter können sie in dem Wahne sich bewegen, als ob eine particuläre Freiheit, wie sie gerade ihrer Lebensstellung zu Gute käme, überhaupt die Freiheit sei, und desto eher werden gewissenlose Demagogen diesen Neigungen und Wünschen selbst dann schmeicheln, wenn die Freiheit der Einen auf diesen Sondergebieten des Lebens einer Unterdrückung der Anderen gleichkäme.

Nicht also, was die Volksstimme in einem engeren Kreise und in einer bestimmten Zeit, nicht was ein einzelner Stand oder Erwerbszweig als Freiheit betont, ist die Freiheit, sondern es erfordert wirkliches Erforschen der menschlichen Gesellschaft in einem weiten Umfange, wenn es zu einer Erkenntniss der Freiheit kommen soll. Auch darüber kann man sich leicht Illusionen machen, welche Form des Zusammenlebens die freieste sei, und es kann einem Drucke gegenüber, welcher durch die Reizbarkeit einer besonderen Zeit für dieselbe ganz unerträglich erschien, eine Form der Freiheit erstrebt und errungen werden, welche selbst hernach wieder als die bedrückendste Unfreiheit gefühlt wird. Es giebt eine Unfreiheit in Republiken, in constitutionellen Staaten, in unbeschränkten Monarchieen. Welches ist nun diejenige Freiheit, welche das deutsche Volk verlangt und erstrebt? Die republicanische, das habe ich gezeigt, kann es nicht sein. So muss es also die Freiheit sein,

welche Fürst und Volk als wesentliche Potenzen des Staatslebens voraussetzt. Dann aber wäre es wieder dieselbe unklare Beschränktheit, wenn man nur das Volk wirklich frei, den Fürsten aber nur gebunden wissen wollte. Soll es sich um die Freiheit Aller handeln, so lässt sich vernünftiger Weise nicht annehmen, dass nur eben Alle, ausser Einem und gerade dem, welcher geschichtlich und im nationalen Processe der Ausgestaltung der Erste des Volkes, sein Führer und Herrscher geworden ist, frei sein sollen. Geht man aber von dieser unvernünftigen Forderung ab, beruft man sich nicht etwa darauf, dass es lange genug und zu lange so gewesen sei, dass nur der Fürst ganz frei war, die Stufen und Stände des Volkes aber in verschiedenem Maasse unfrei waren, dass also jetzt auch einmal das Umgekehrte an die Reihe kommen müsse, sondern will man in der That die Freiheit Aller, so kommt es dann darauf an, sich klar darüber zu werden, wie sie möglich zu machen und wie zu verhüten sei, dass die Freiheit des Einen in die Knechtschaft des Andern umschlage. Dem deutschen Volke muss es ein Anliegen ersten Ranges sein, ein freies Volk unter freien Fürsten zu sein. Nichts Anderes hat der grosse Kurfürst vor zweihundert Jahren gewollt, so sehr auch der Blick selbst dieses Adlerauges noch von den Ansichten seiner Zeit umflort war. Denn dies war von jeher Deutschlands innerste Geschichte auf dem Gebiete des Staates, dass der Kaisergewalt gegenüber die Fürsten der Stämme und Länder, der Fürstengewalt gegenüber der Kaiser, und derselbe auch als Schirmherr gegen den Druck Roms für die Kirche, als Horte und Festen dienten. Was wäre aus Deutschland geworden und aus der reichen Besonderheit des deutschen Lebens, wenn die Nachfolger Kaiser Karls des Grossen eben so starken Armes gewesen wären wie er, wenn die Hohenstaufen-Gedanken ihre völlige Verwirklichung gefunden hätten, wenn der Spanier Karl V. seine Herrschaftsideale in Deutschland hätte durchführen können? wo wäre die ächteste der deutschen Regungen geblieben, die Reformation, wenn nicht Fürsten des Reiches sie unter ihren Flügeln gehegt, wenn nicht der grosse Kurfürst, Friedrich der Grosse, Friedrich Wilhelm III. und seine Söhne

ihren Fürstenschild mächtig darüber gehalten hätten? Wer würde die Freiheit des Volkes von dem Feudaldruck geschaffen haben, wenn nicht der freie Bauernstand dem Fürsten des Landes ein mächtiger Bundesgenosse durch die von dem letztern ausgegangene Befreiung hätte werden müssen? — Und wer hat zwischen den sich bekämpfenden Parteien der Neuzeit, von welchen jede in ihrem völligen Siege Unheil gebracht hätte, die oft so heftig schwankende Wage in's Gleichgewicht gebracht? Deutschland müsste im schnödesten Undank seine Geschichte vergessen, wenn es in seinen Fürsten nur eine Last, ein Hinderniss seiner Entwickelung sehen wollte. Der Schwabe ohne seinen Herzog Eberhard, der im Schoosse jedes Unterthanen sein Haupt zum sichern Schlafe niederlegen konnte, ohne seinen Herzog Christoph, der alle reichen Güter der Klöster und Stifter der evangelischen Kirche und Schule weihete, ohne seinen König Wilhelm, der sein Land in einen reichen Garten umschuf, und die Gemeinschaft von Fürst und Volk so treulich pflegte, — der Badener ohne seinen edlen Karl Friedrich, der in schwerster Zeit nur trachtete, sein Land innerlich emporzuheben, der Pfälzer ohne seinen Otto-Heinrich, den Mann der Reformation, der Hesse ohne seinen Philipp den Grossmüthigen, der Sachse ohne seinen Friedrich den Weisen und seine Johanne, ohne seinen Herzog Ernst den Frommen, der Braunschweiger ohne seine Heldenfürsten alter und neuer Zeit, die zu dem Vorbilde des stolzen Löwen emporblickten, ohne seinen Julius und Ferdinand, der Weimarer ohne seinen Karl August, und vollends der Preusse ohne seine Reihe grosser Fürsten, sie müssten alle den Sinn und das Verständniss für die vaterländische Geschichte verloren haben, oder sie wären nicht, was sie sind. Darum soll dem Deutschen Niemand sagen, er leide an seinen Fürstenhäusern.

Es ist längst anerkannt, dass die deutsche Bildung in Wissenschaft und Kunst so, wie sie gedieh, eben nur unter der treuen Pflege der Landesfürsten gedeihen konnte, und dass gerade durch sie die Deutschen ein Culturvolk noch in ganz anderem Sinne geworden sind, als die Franzosen und Engländer. Wo ist ausser Italien mit seinen früheren ähnlichen Verhältnissen, die gleichfalls in dem römisch-deutschen Reiche ihren

Zusammenhalt hatten, Etwas aufzuweisen, wie der blühende Kranz deutscher Städte, jede mit ihrer Krone besonderen Glanzes, wo findet sich eine Kette von Sitzen der Wissenschaft, wie die deutschen Universitäten mit so eigenthümlicher Signatur, wie sie Jena und Königsberg durch die Philosophie, Göttingen durch die Geschichte, Leipzig, Halle und Tübingen durch die Theologie, Heidelberg durch Rechts- und Naturwissenschaft, Würzburg durch die Medicin, Berlin und München in allen Gebieten der Wissenschaft zu verschiedenen Zeiten trugen, wie die deutschen Akademieen, wo eine solche Reihe von Herden der Kunst wie in Berlin, Dresden, München, Düsseldorf, Weimar zu finden? Wäre es irgend möglich, dass ein Deutscher um den Preis schon länger erreichter Einheit und Macht alle diese Güterfülle des deutschen Lebens missen möchte, oder dass er das Wirken deutscher Landesfürsten in seiner Ursächlichkeit für dieselbe zu verkennen im Stande wäre? Und doch haben wir damit nur die Gipfelpunkte des geistigen Lebens in Deutschland bezeichnet, während der mächtigste Werth gerade in den Niederungen oder im Durchschnitte zwischen den Höhen und Tiefen des Volkslebens, in der weiten Verbreitung, der Allgemeinheit der Bildung liegt.

Wir wissen es daher denen, welche die Hindernisse der Freiheit, wie sie sich dieselbe denken, in unserer deutschen Fürstenherrschaft finden, nicht im mindesten Dank, dass sie uns lieber ein Franzosenvolk werden sehen möchten, in welchem die Centralisation ein hypertrophisches Herz des Landes geschaffen hat, das ungesunde Blutwellen in die Glieder treibt, während draussen das Volk in seiner ungeschulten Rohheit entweder dem Nichts, der blossen Negation, oder einem kirchlichen Aberglauben preisgegeben wird, der in ähnlicher Weise nur in den geistig verlassensten Landstrichen Deutschlands sich auffinden lässt, und neben dieser Knechtschaft die Aufregung durch die Zeitungen seine Adern durchzuckt. Ja wir behaupten, dass das Heilmittel weit schlimmer wäre als das Uebel, und neue Krankheit schaffen müsste, an der wir sterben würden, während die unleugbaren Leiden der zu losen Zusammenfügung der Glieder unseres Leibes uns wenigstens bisher

haben leben und athmen lassen. Soll also Deutschland zwischen zwei Uebeln, einem tödtlichen und einem langsam schleichenden und vielleicht am Ende doch auch einen schlimmen Ausgang herbeiführenden, wenn er auch bisher durch Gottes Fügung nicht gekommen ist, wählen müssen? oder soll behauptet werden, die Epochen der deutschen Geschichte dieses Jahrhunderts seien alle mit Verminderung der Zahl selbständiger Landesherrschaften eingetreten, sowohl 1803 als 1815 und wieder 1866? und soll hieraus geschlossen werden, dass auch die ferneren Einschnitte in den gewöhnlichen Gang der Dinge wieder gleichartige Ergebnisse bringen werden? Und wie weit soll denn diese Verminderung gehen? Es wird doch wenigstens zugestanden werden müssen, dass der norddeutsche Fürsten- und Völkerbund eine Bürgschaft für die darin befassten deutschen Gebiete in sich trage, nicht von dem preussischen Kernstaate des Bundes aufgesogen zu werden. Wenn man in diesem Bunde den Uebergang zu einem neuen deutschen Reiche sieht, so will man wenigstens nicht den deutschen Einheitsstaat, sondern nur eine Staateneinheit.

Und dies ist es gerade, was ich durchaus sowohl in dem geographischen Baue des deutschen Landes, als in dem Charakter seines Volkes, sowohl in den unterscheidbaren Stämmen der Nation, als in der deutschen Geschichte vorgezeichnet finde, dass es Einheit des Mannichfaltigen und reiche, vielseitige Darstellung des Einheitlichen sei und bleibe. Das deutsche Fürstenthum ist mir daher ein rechter Grundstein und Eckstein des deutschen Volksbaues, den herausreissen zu wollen, um ein recht festes Bauwerk erst zu beschaffen, mir ein ebenso frevelhaftes als gedankenloses Wollen ist. Die Freiheit ist dem Deutschen nicht das abstracte Nebelbild falscher Theorieen, nicht die wälsche Fratzengestalt einer Republik, sondern die Gemeinschaft von Landesfürsten und Stammvölkern in der bundesmässig organisirten Nation. Eine deutsche Republik betrachte ich geradezu als das nicht einmal verführerische und lockende Gespenst, das in schwach organisirten Köpfen spukt, aber vor jedem festen deutschen Manne, der weiss, was er will und was Deutschland wollen muss, nebelhaft zurückweicht.

Die Menschen verlachen diejenigen, welche an einen versuchenden Geist, an den Teufel der heiligen Schrift glauben, während er sie gerade in ihrem wüsten republicanischen Rausch am Kragen hat.

Wenn aber das deutsche Fürstenthum ein unentbehrliches und historisch, wie sachlich, berechtigtes Element der deutschen Einheit ist, so kann es nicht ein passives Element nur sein, bloss der Schlussstein des Baues, der eine selbständige Bedeutung nicht hat, sondern es kommt ihm eine hochbedeutende Sphäre des Rechtes und des Wirkens zu. Deutsche Fürsten sind nicht blos, wie man oft das englische Königthum hat betrachten wollen, die Repräsentation der Majestät des Parlaments oder des Volkes selbst, sondern ihre Stellung ist nur dann begreiflich, wenn man überhaupt nicht an eine dualistische Gegenüberstellung von Fürst und Volk denkt, sondern in ächt deutscher Art nur da ein Volk findet, wo es seine Spitze, seinen Mittelpunkt, seine Ehre in seinem Fürsten hat. Die kleinen Städte, Republiken, Ueberreste der Hansa, sind als historische Reliquien, als Ausnahmen zu betrachten, die ächt deutsche Zusammensetzung des Volkes fordert aber einen persönlichen Herrscher. Denn das Volksleben der deutschen Nation ist in sich ein organisches Leben, das von den breiten Grundlagen, dem weitgreifenden Wurzelgeflecht emporsteigt durch alle Stufen und Glieder zu der Spitze und Blüthe und Frucht, und weder das eine noch das andere der besonderen Glieder ist entbehrlich oder durch ein anderes ersetzbar. Aus dem Wesen des deutschen Volkes selbst ergiebt sich die Herrschaft Eines Hauptes, aus dem Wesen der Stämme und den historisch gewordenen Theilganzen ebenso die Fürstenherrschaft. Es kann kein dauernder Zustand in Deutschland sein, dass eine Republik des Ganzen, nämlich eine aristokratische, mit einem Präsidenten an der Spitze, bestehe, während die Häupter der einzelnen Länder bei sich nicht ebenso wieder blosse Präsidenten, wenn auch erbliche, einer Republik wären. Vielmehr fordert das Eine das Andere. Sind die Landesfürsten unbeschränkte Landesherren, so entsteht entweder ein Zerfallen Deutschlands, wie es war, ein Deutschland, das politisch Nichts ist, von dem man redet, ohne

Etwas zu meinen, das, was jener Mann einen blos geographischen Begriff nannte, es ist die Unmacht, die Zersplitterung, die Haltlosigkeit, und die Zeit, in welcher Deutschland so besteht, ist der Vorabend der Unterdrückung, des Verschwindens der Nation aus der Weltgeschichte, der Herrschaft des Auslandes über die deutsche Nation, — oder aber man verzehrt sich in unmöglichen Versuchen, diese volle Herrschaft der Landesfürsten über ihre Länder mit der Führung Deutschlands durch Ein Haupt zu vereinigen. Die Versuche sind gemacht, sie sind mislungen. Sie können nicht nochmals gemacht werden, weil sie nothwendig wieder mislingen müssten. Freilich, die volle souveräne Herrschaft der Landesfürsten hat sich nicht gehalten und nicht halten können. Vielmehr hat man gleich mit dem Versuche, die Einheit Deutschlands in der Weise zu schaffen, dass die Fürsten zusammentraten und durch gemeinsame Beschlüsse das Ganze lenkten, ohne dass Ein Wille mächtig an der Spitze stände, auch den Grundsatz aufgestellt, dass die Fürstenherrschaft durch Zulassung der sogenannten Constitutionen sich selbst zu beschränken habe. Es ist dies allmälich auch in allen deutschen Landen, früher oder später, bald ohne vorherige heftige Stürme, bald in Folge der Erschütterungen von 1848 geschehen. Aber immer noch war die Stellung der Landesfürsten nur nach Innen eine beschränkte, nach Aussen aber blieb sie wesentlich dieselbe, und das Schwanken zwischen den jeweilig stärkeren Einflüssen, bald Oesterreichs, bald Preussens, nebst den Versuchen, zwischen und neben Beiden ein Gegengewicht gegen Beide aufzustellen, sie haben nicht dazu geführt, die Einheit und Macht unseres Vaterlandes zu erzielen.

Aber Eines hat sich in demselben Jahrhundert seit 1815 doch in der deutschen Geschichte gezeigt, dass deutsche Fürsten als solche und mit grossem Segen für ihre Länder regieren und wirken, und in Glanz und Ehre bestehen können, wenn sie auch nicht in voller Souveränetät nach Innen durch ihren Adel oder ihre Beamten walten, und dass ein constitutioneller Fürst, in dem Maasse als er es selbst sein will, indem er sich selbst

beschränkt, um nicht blos zu herrschen, sondern zu regieren, in vollem Maasse ein deutscher Fürst sein kann, ja dass er es in vollerem Maasse geworden ist, seit er die fremde Art, welche sich seit dem Untergange des Reiches in das Fürstenleben eingedrängt hatte, von sich gethan hat. Man vergleiche in dieser Hinsicht in Baiern den König Max I. mit dem König Ludwig, in Würtemberg den König Friedrich mit dem König Wilhelm, und man wird klar sehen, dass ein deutscher Fürst kein napoleonischer Satrap mit der Krone sein kann. Das unschätzbare Capital von Volksliebe und anhänglicher Treue konnte zwar auch innerhalb dieses veredelten Fürstenthums durch diese und jene Fehlgriffe gemindert werden, aber vergeudet und verloren wurde es doch nicht. Die Frage blieb immer noch ungelöst, ob der deutsche Fürst sich nicht auch selbst beschränken könne und solle, nicht nach Innen, sondern nach Aussen, nicht seinem Theilvolke, sondern der Nation, der geforderten Einheit Deutschlands gegenüber. Sie musste aber zur Lösung kommen, wenn nicht gerade in der eigenen Landesbevölkerung, vermittelst der von den Fürsten in Selbstbeschränkung ihrer Herrschaft gegebenen Organe beständig die Forderung hervortreten sollte, dass dem Gesammtgefühle und der allgemeinen Forderung der Nation durch Schaffung einer wirklichen Einheit ihres politischen Lebens Befriedigung werde. Die deutsche Bundesverfassung konnte diesem Drange nicht Genüge leisten, sie war dazu nicht bestimmt, also auch darauf nicht berechnet. Es war kein anderer Weg für sie denkbar, als der einer neuen abermaligen Selbstbeschränkung der Fürsten. Blickte man in die Geschichte zurück, so war dieselbe in ihr, nämlich in dem früheren Bestehen und den Zwecken und Zielen des Reiches, begründet, und dass dieselben zuletzt unerreichbar geworden, das eben war ja die Ursache namenlosen Unglücks und schmählicher Niederlage des gesammten Vaterlandes geworden. Wenn daher zu der innern Beschränkung der Fürstenmacht der Rückblick auf die frühere ständische Ordnung in den deutschen Landen den geschichtlichen Anhalt gab, so hier die Rückschau auf die besseren, kraftvolleren Zeiten des Reiches, in welchen die Fürsten sich selbst dadurch

am treuesten dienten, dass sie nicht unter einem unmächtigen Reichshaupte stehen, sondern an ein starkes sich anlehnen wollten.

Eine neue Gestalt des Bundes unter Einem Oberhaupte, auch ohne dass dieses eine so hohe Stellung über den Reichsfürsten einnahm, wie einst der römische Kaiser, ja selbst wie der deutsche König, war die möglichst freilassende, die bescheidenste Form dieser gesuchten Einheit. Hatte sie aus freier Vereinbarung nicht entstehen können, weil jede der beiden Mächte, von welchen eine nothwendig Kern und Spitze eines solchen Bundes sein musste, nicht durch Willkür und Ehrgeiz, sondern durch wirkliche in der Geschichte wurzelnde Nöthigungen verhindert war, von dem Anspruch auf die Leitung zurückzutreten, weil weder Oesterreich seine alte, noch Preussen seine neue Geschichte verneinen durfte, so entstand mit Sicherheit die Erwartung, dass der unlösbare Knoten sein Alexanderschwert finden werde, und es war der künftige Gang deutscher Geschichte davon abhängig, ob dieses Schwert vom Süden oder vom Norden herfahren würde. Als es aber den Knoten zerhauen hatte, da konnte ein Zweifel nicht mehr obwalten, was dem deutschen Fürstenthum nunmehr als dringende Forderung nahe trete.

Bis hierher hat der ehrliche Deutsche sich an die Geschichte der Vergangenheit gehalten, und sie hat ihn in die Gegenwart geführt, in die Gegenwart mit allen ihren drängenden und treibenden Kräften, mit ihren offenen und verhüllten Fragen an die Zukunft. Eine dieser Fragen ist schon berührt, die nach der Republik. Sie hängt mit den andern, die wir zu besprechen haben, doch auch zusammen. Denn unverhohlen hat die demokratische Abtheilung der Particularisten, derer, die in Süddeutschland einen Anschluss ihrer Heimaths- oder Zufluchtsländer an den norddeutschen Bund als das unausbleibliche Verderben schildern und mit entbranntem Zorn über die Lasten sprechen, welche der Bund auflege und welche die Assimilation des Militärstaats Preussen aufnöthige, ihre Hintergedanken laut werden lassen, nämlich ihre Hoffnung, auf diesem Wege zur Republik zu gelangen. So sehr sie dem Kaiser der Franzosen,

der die Republik mit ihren eignen Zauberformeln bannt, grollen, so sind ihre Blicke doch hoffnungsvoll nach Paris gerichtet, weil sie dort die Republik hinter dem republicanischen Kaiserthrone lauern sehen. Sobald sie aufwacht und hervorbricht, werden sie ihre Stunde gekommen glauben. Auch dann wird sie zwar in der That nicht kommen, denn die süddeutschen Bevölkerungen werden so grober Bethörung sich nicht hingeben, auch dann nicht, wenn die andre Macht, welche zum Bunde gegen Norddeutschland sich des Demokratismus nicht schämte, die ultramontane Clerisei, wie sie ja sonst schon gethan hat, bis zur Republik mitgehen sollte. Die Fürsten freilich und die getreuen deutschen Unterthanen werden alsdann sehen, auf welche Rohrstäbe sie sich gestützt haben, die entweder morsch entzwei brechen oder dem Stützenden durch die Hand gehen. Aber ob es dann für sie der französischen Hülfe gegenüber nicht zu spät sein wird, und ob alsdann der norddeutsche Bund sich, wie Preussen 1848 und 1849 gethan hat, zum Retter hergeben und dieselbe gefährdete und gefährdende Einrichtung wiederherstellen wird, ist noch eine sehr ernste Frage. In der Gegenwart des Augenblicks und so lange die napoleonische Herrschaft noch auf einigermassen festen Füssen steht, mag es möglich sein, sich der Demokratie zu erwehren, ja sich derselben zu bedienen, und zugleich sich vom deutschen Bunde fern zu halten. Aber die Politik des Augenblicks ist eine blinde Politik, sie ist weder ehrlich noch klug, sondern sie kann nur zu bittern Enttäuschungen führen. Den innern Feind, die auf Anarchie gerichtete oder auch die nach Republik aussehende Demokratie, also die falsche, die undeutsche Demokratie mit ihren etwaigen Bundesgenossen im Innern wird der gesunde Volksgeist der Schwaben und Baiern von den Thronen ihrer Könige abwehren, aber ob er auch im Stande sein wird, die eiserne Hand vom Westen zurückzustossen oder abzuhauen, wenn ihr die Handhabe gelassen wird, wie bisher? Ich glaube es nicht und halte daher, so unmöglich die Republik in Deutschland, sei es die grosse gesammte Republik, sei es die kleine Partial-Republik, auf längere Dauer ist, doch nicht für eben so unmöglich, dass die unklare, schwankende,

wählerische Haltung der süddeutschen Staaten sie durch eine unselige Periode französischer Beherrschung durchgehen lässt. Die deutschen Fürsten werden die Opfer dieser falschen Politik sein, und Baiern, von dessen Entschliessung in dieser Frage Alles abhängt, wird die Schuld zu tragen haben. Es wird damit die Rechnung bezahlen, die es zu den Zeiten der Gegenreformation unter seinem stolzen fanatischen Max und in den Reichszeiten, da es mit Frankreich gegen Oesterreich ging, hat aufwachsen lassen, und wird mit dem gestraft werden, womit es gesündigt hat. Ihm kann der übrige Süden nur folgen, wenn es sich entschieden auf die deutsche Seite stellt und ein festes Bundesverhältniss mit dem Norden, sei es in der Vorstufe eines sich anschliessenden Südbundes, sei es ohne solche Mittelstufe hervorbringt. Thut es dies nicht, so wird es entweder in den Strudel, den sie dort zu schaffen suchen, mit hineingerissen, wogegen, wie bemerkt, die ultramontane Luft, die durch Altbaiern geht, nicht schützen kann, oder es muss allein thun, was es mit den Nachbarn zu thun sich besinnt, nämlich zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen Deutschland und Oesterreich sich entscheiden und alle Gefahr laufen, die eine Entscheidung gegen Deutschland ihm bringen muss und die in Geringerem nicht bestehen kann, als in der Lösung des Bandes, welches Pfalz, Main-Franken und die alten preussischen Gebiete mit Altbaiern zusammenhält. Dass die deutsche Kraft und der deutsche Wille die übrigen Theile des Südens nicht in französischen Händen lassen würden, dass Alt-Würtemberg und sein fränkischer Theil, wenn auch der oberschwäbische vielleicht durch den Ultramontanismus, der jetzt zu neuen Vorschritten mit ansetzt und sich an die Universität Tübingen gewagt hat, sich in einer französisch-österreichischen, bairisch-ultramontanen Einrichtung noch eine Weile halten könnte, nicht in den fremden Händen bleiben könnten, das sind nicht willkürliche Meinungen, sondern ziemlich sichere Aussichten. Würden aber nicht die Fürsten in ihrer Selbständigkeit nach Aussen diesen Bewegungen unausbleiblich unterliegen?

Nach allen diesen Betrachtungen erscheint es als die ausreichendste Sicherung des deutschen Fürstenthums, dass es sich,

wie in Norddeutschland bereits geschehen, zum festen Bunde um das Preussen zusammenschliesse, welchem Niemand weder die Kraft noch den Willen absprechen wird, die Freiheit des Fürsten niemals der sogenannten Freiheit des Volkes zum Opfer zu bringen. Hier grade erscheint, wie nirgends so, der Fürst, der König als der Schöpfer des Staates, als der Pfleger des Volkes, als eins mit demselben. Nie wird das preussische Volk, auch wenn es auf dem Wege der constitutionellen Bewegung seinen Führern, auch oft solchen, die sein Vertrauen nicht verdienen, weit hin folgen mag, von seinem König lassen und dulden, dass man ihm eine Abstraction von vollziehender Gewalt an die Stelle des lebendigen, persönlichen Herrschers unterschiebe. Auch als constitutionell verfasstes Volk wird das preussische Volk seines deutschen Wesens und Charakters sich bewusst bleiben und wird als freies Volk um seinen freien König sich schaaren. Und das Fürstenhaus selbst, kann irgend eines in Europa eine stärkere Bürgschaft geben, dass es seinem Volke treu bleiben und einem wesenlosen Scheine, einer Chimäre von absoluter Souveränetät jemals die Liebe und das Vertrauen desselben opfern wird? Man blicke zurück auf die edlen Häupter dieses Königshauses bis zum Anfang der Hohenzollern, also durch fünftehalb Jahrhunderte. Wo war auch nur Ein Fürst des Landes, dem nicht der ächt deutsche Sinn der Fürstentreue innewohnte? Man blicke in die letzte Vergangenheit dieses Jahrhunderts und sage, ob edlere, geistesklarere, für das ächt Deutsche entschlossenere Herrscher zu finden sind, als die, welche Preussens Geschicke leiteten? Man blicke hinaus, so weit dies Sterblichen vergönnt ist, in die Zukunft und sehe die Hoffnungen des Königshauses sich entfalten. Weder Preussens Volk noch Preussens Herrscherhaus ermangeln der Kraft und der Einsicht, welche Deutschland vor dem namenlosen Unglück bewahren können, in den Schwindel und Strudel der Revolution, der demokratischen Bodenlosigkeit gerissen zu werden.

Hier also findet das deutsche Fürstenthum den festen Anhalt und jeder deutsche Volksstamm den sicheren, weil gemeinsamen Schutz wider die Gefahren, die von innen drohen

können; und in diesem Verbande wird es nicht ein blos empfangener Schutz, sondern durch Erhöhung der Kraft ein sich selbst gegebener sein. Man weise nicht auf die Einverleibungen hin, die in den Elbherzogthümern, in Hannover, Kurhessen und Nassau geschehen sind, mit der Geberde, die bedeuten soll: ist dies nicht das endliche Loos der Fürsten, die sich an Preussen schliessen? Jeder solcher Hinweis ist ein Widersinn. Sind denn die Elbherzogthümer durch die Freundschaft Dänemarks mit Preussen das Eigenthum des letztern geworden? hat denn Hannover, hat Hessen, hat Nassau sich an Preussen geschlossen und dieses diese Anschliessung mit schwarzem Undanke gelohnt? Man rede nur mit offenen Augen und mache sich keinen Nebel vor, der die Dinge ins klare Gegentheil umspiegelt, völlig auf den Kopf stellt. Könnte es, selbst die soviel ausgeschrieene Ländersucht und den so oft geschilderten Ehrgeiz Preussens als wahr und wirklich angenommen, einen sichereren Schutz und Schirm für einen deutschen Fürsten im Besitz seines Landes, seiner Herrschaft, eine festere Gewähr für ein deutsches Volk geben, dass es unter dem Scepter seines Landesfürsten fortleben werde, als ihre Angehörigkeit an den deutschen Bund unter Preussens Führung? Nicht ein Dorf eines deutschen Landes vermöchte der König von Preussen sich anzueignen, ohne dadurch den Bund zu sprengen, dessen Erhaltung sein eigenstes Interesse ist. Denke man sich diesen Bund gelöst und die deutsche Macht aufs neue durch Zertheilung geschwächt und verhehle sich, dass alsdann die Feinde eines mächtigen Deutschlands sich mit aller Hoffnung des Gelingens auf dies isolirte Preussen stürzen würden! Eine wahre Sünde ist es, wenn dieses Schreckgespenst der Annexion sich in den Kreisen noch herumtreibt, wo man aus ganz anderen Gründen die Einheit Deutschlands nicht will. Und ist denn diese preussische Ländersucht, dieser preussische Ehrgeiz etwas anderes, als eine böswillige Erfindung seiner Feinde, der Gegner eines einheitlichen und mächtigen Deutschlands seit mehr als hundert Jahren gewesen? Wenn Preussen so erwerbsüchtig war, so wäre es wahrlich nicht dabei stehen geblieben, blos diejenigen Länder sich einzuverleiben, denn es bedurfte um

seine und Deutschlands Nordgränze zu schützen, seine eigene Absperrung von der See, die ein emsig angestrebtes Werk ausländischer Politik war, zu beseitigen, zwischen sich und dem Rheine nicht unter Umständen gefährliche, seine eigenen Provinzen von einander scheidende Gegner zu haben. Was aber sollte Preussen irgend vermögen, über seine jetzige Consolidirung hinauszustreben und einen Staat zu schaffen, desssen örtlicher Mittelpunkt seine eigenen alten Länder gar nicht sein könnten?

Doch es ist wohl nicht im Ernste nöthig, dem an die Wand gemalten Schreckbild mit weiteren Worten entgegenzutreten. Es verschwindet bei näherer Beschauung von selbst. Die Annexion der Länder des norddeutschen Bundes ist eben durch den Bund unmöglich geworden, Preussen hätte sich selbst die gierigen Hände gebunden, wenn es solche Hände überhaupt hätte. Es giebt aber Leute genug in Deutschland, die das besser und anders wissen. Es könnte sich dabei nur noch um die süddeutschen Länder handeln. Und wer wollte es für an sich undenkbar halten, dass die alten hohenzollernschen Lande, welche jetzt einen Theil Baierns bilden, einmal wieder in den alten Zusammenhang zurückkehrten, der jetzt doch ein ganz anderer wäre, da nur Länder des norddeutschen Bundes zwischen den alten und neuen Provinzen liegen, da überdies Frankfurt, Hanau, die übrigen anstossenden hessischen Landschaften dem preussischen Staate angehören, da ohne Zweifel bei einer so grossen Veränderung der deutschen Dinge, wie solche Annexion sie voraussetzte, auch die alten Bisthümer und überhaupt das Mainthal, und mit ihm auch wohl das alte Nürnberg unter die Hohenzollern träten? Die überrheinischen Gebiete schliessen sich ohne dies an die hessischen, die wir uns ausserhalb des Bundes nicht mehr lange denken können und an Rheinpreussen mit Leichtigkeit an. Hier allerdings läge eine Gefahr, wenn Preussen wirklich so ländersüchtig wäre, denn die alten Fäden ziehen noch immer. Dagegen was sollte Preussen mit dem so ganz süddeutschen Altbaiern, mit dem Volke schwerer Zunge und ultramontaner Beherrschung? Dieses aber getrennt von den fränkischen Landen der baierischen Krone würde des

inneren Reizes entbehren, der es nicht ruhen lässt, es würde in kleinlicher sinnlicher Behaglichkeit versinken. Denn die geistige Anregung von Würzburg und Erlangen würde ihm wenig mehr sein, München aber wäre in seiner bisherigen Stellung nicht haltbar und würde seine geistige Stellung verlieren. Ein deutscher Geistesheerd würde erlöschen und es wäre etwas geschehen, das durch die erweiterte Vereinigung deutscher Ländergebiete nimmermehr aufgewogen werden könnte. Dass aber nach dem Rheine zu die Wächter deutscher Sicherheit eher verstärkt als geschwächt werden müssen, sieht man in ganz Deutschland ein. Wenn Würtemberg nicht dem Bunde beitritt, so wird die Zeit nicht ausbleiben, da sich die Frage erhebt, ob das in die Einheit Deutschlands mit allen seinen Kräften hineinstrebende Baden als ein solcher Wächter eines breiteren Hinterlandes bedarf, um seine Wache mit Nachdruck als Glied des deutschen Bundes halten zu können? Die Gefahr für ein der Einheit Deutschlands fern bleibendes Würtemberg liegt in dem Interesse deutscher Sicherheit. Weder Baiern in seiner jetzigen Gestalt darf in diesem Interesse im Rücken Badens und Hessens, somit des deutschen Bundes liegen bleiben, noch darf es Würtemberg. Sind sie Bundesglieder, so sind sie selbst, diese zwei Königreiche und zwei Grossherzogthümer, die südlichen Markgrafen gegen Frankreich und es ist dann die Sache des Bundes, die Fürstengewalt in ihnen keiner sie untergrabenden feindlichen Macht unterliegen zu lassen, der Bund ist ihre Bürgschaft. Sind sie es nicht, so bürgen zwar inzwischen für ihre deutsche Treue die bekannten Bündnisse, aber würde eine demokratische Herrschaft sich an dieselben gebunden achten? Der norddeutsche Bund darf sich mit diesen Bündnissen als dem einzigen und bleibenden Bande nicht zufrieden geben. Er darf sich, um keinen Anlass zum Kriege, denen, die ihn wünschen, zu geben, wohl nicht beeifern, die süddeutschen Staaten in den Bund zu ziehen. Aber er darf auch, selbst auf die Gefahr des Krieges, sie nicht zurückweisen, wenn sie von ihrem unzweifelhaftem Rechte des Anschlusses Gebrauch machen wollen. Streng genommen hat jeder einzelne Staat dieses Recht und es müsste ihm auch einzeln der Anschluss offen stehen.

Aber wenn gerade einer der kleineren Staaten ihn vollzöge und die grösseren zurückblieben, würde nicht darin schon der gereizte Zustand der eifersüchtigen Fremden den Kriegsfall erblicken, ja desto lieber erblicken, weil die Südmacht eine getheilte, möglicherweise mit Oesterreich — wenn dieses durch einen unbesonnenen Minister zum zweiten Male in das furchtbare Wagniss eines Existenz-Krieges geworfen würde — zur Herstellung alter unmöglicher Zustände verbunden sein würde. Gefährlich für Deutschland wäre diese Verbindung allerdings und das wissen die Männer, welche dort auf die Beschlüsse Einfluss üben und die Versuchung liegt für sie nahe genug, nicht einen solchen Entschluss zu fassen, sondern sich möglichst lange die Möglichkeit vorzubehalten. ihn zu fassen. Liesse sich doch sogar über den Bündnissbruch, der darin läge, mit dem Scheine des fremden Zwanges hinwegkommen. Ich sage nicht, dass irgendwo solche Absichten bestehen, aber dass auch solche Gedanken mit in der Wolke schweben, welche noch die deutsche Stellung der südlichen Staaten einhüllt, das wird man schwerlich in Abrede stellen können, da es anders gar nicht möglich ist. Die Gedanken denken sich selbst, wenn sie aus der Lage erwachsen. Aber — ein gewagtes Spiel würden diejenigen spielen, die sich halb unwillkürlich dem Wirbel eines solchen Entschlusses zutreiben liessen. Ich weise nochmals auf das künftige Frankreich und kann nicht glauben, dass, wer es redlich mit dem deutschen Fürstenthum meint, gegen die innere Gefahr desselben gleichgültig sein kann.

Wenn aber einerseits diese Gefahr auch als eine äussere und doch zugleich als eine innere droht, andererseits aber die Existenz unabhängiger Staaten auf dem Spiele steht, wenn die äussere Macht glücklich und ohne Mitwirkung der noch ungebundenen Fürsten Deutschlands abgewehrt wird, so ist der Anschluss an das nach Innen und nach Aussen gerade durch diesen Anschluss mächtig schützende Deutschland der einzige Weg zur Erhaltung des deutschen Fürstenthums als eines wesentlichen Elementes deutscher Freiheit. — Ich höre schon die Stimmen, welche mir entgegen rufen: „Um die Freiheit zu schützen, soll die Selbständigkeit aufgegeben werden? sind es

freie Fürsten, die von den Beschlüssen des Reichstages abhängen und wird nicht dieser, aus Urwahlen hervorgegangen, gerade die demokratischen Elemente immer mehr in den Vordergrund treten lassen und durch seine Beschlüsse die Existenz der Einzelstaaten zum blossen Schein herabdrücken? wird nicht der Einheitsstaat schon jetzt durch einzelne dieser Beschlüsse unverkennbar angestrebt und wird nicht diejenige Beseitigung der Fürstenmacht auf dem Wege des Bundes angestrebt werden, die sonst nur als möglich, vielleicht als wahrscheinlich in Aussicht steht? Wird nicht hier einfach die Charybdis mit der Scylla vertauscht?"

Der ehrliche Deutsche wird nicht anstehen, auch das Gebiet des Reichstages, wie aller solcher beschliessenden Versammlungen, als ein oft gefährliches anzuerkennen. Es kann in denselben das demokratische Element zu einer bedeutenden Macht und Geltung gelangen, aber niemals das republikanische. Die Gefahren der Zukunft, wie ich sie oben geschildert, sind kaum aus der Luft gegriffene. Die napoleonische Herrschaft neigt ihrem Ende zu und wenn sie dem Namen nach sich erhält, so wird sie es nur können, wenn mit kaiserlichem Namen und imperialistischen Formen umhängt, der Herrscher doch nur Präsident einer Republik ist. Wie bald dann die Wahl, durch die auch er seine Stelle einnimmt, nach dem Hinscheiden des jetzigen Imperators zu einer periodischen werden wird, weiss Niemand. Dass aber Ansprüche aus den militärischen Kreisen erwachsen werden, die denen der blossen Abstammung und zwar von einer neu gewählten Dynastie vorgezogen werden können, lässt sich leicht denken. — Dass im Reichstage sich das Interesse der concentrirten Kraft des Bundes in den Vordergrund drängt, dass noch Manches, das bisher Fürst und Regierung und Volksvertretung der einzelnen Lande zu bestimmen gehabt, seiner Bestimmung wird anheimgegeben werden, ist wohl sicher anzunehmen. Allein diss sind doch nur Entwicklungen, die auch in den Einzelstaaten schon eine Bahn durchlaufen haben und noch weiter dieselbe verfolgen werden, indem von Zeit zu Zeit Revisionen der Verfassung werden erlangt werden, deren jede der Volksvertretung eine höhere Macht auf

Kosten der Regierung und des Landesfürsten bringt. Wie weit dieselben gehen können, wenn kein Gegengewicht der demokratischen Strömung mit überlegener Macht gehalten wird, das lässt sich nicht sagen. Auf dem Gebiete des Bundes aber besteht dieses Gegengewicht in vollem Maasse. Der Bundesrath ist der Rath der Fürsten des Bundes. Er sammelt sich unter dem Vorsitze Preussens und ohne seine Zustimmung kann kein Beschluss des Reichstages zum Gesetze des Bundes werden. Wird jemals die Mehrheit dieses Bundesrathes die Vergewaltigung der Einzelstaaten, ihrer Regierungen und Fürsten auf dem Wege der Gesetzgebung gutheissen? Wird denn der preussische Vorsitzende, der den Herrscher des grössten deutschen Landes darin vertritt, nicht gerade das stärkste Interesse haben, einem Versuche der gesetzgebenden Majorität entgegenzutreten, welche das ganze Wesen des Bundes, wenn sie gelängen, verändern müssten? Diesen Einwurf glaube ich also ruhig zurückweisen und die Gefahr von dieser Seite als eine nicht vorhandene betrachten zu dürfen. Dabei steht mir aber nicht im Voraus schon fest, dass alles Weitergreifen der Bundesgesetzgebung in das Gebiet der bisherigen Legislation der Einzelstaaten hinein vom Uebel sei. Vielmehr halte ich es für einen unschätzbaren Gewinn, dass in dem Reichstag des Bundes die Hoffnung liegt, künftig das dem Auslande fast zum Gespötte gewordene Verhandeln der kleinen Landtage kleiner Länder über die deutschen, ja sogar über die europäischen Gesammt-Angelegenheiten verschwinden zu sehen. Es ist gewiss in hohem Grade erfreulich, wenn diesen Verhandlungen mancher Stoff entzogen wird, an welchem sich allerdings grossartige politische Reden anknüpfen lassen, der aber in dem einzelnen deutschen Lande, auch dritten und vierten Ranges in der Grösse und Bedeutung, doch nicht zu irgend einer wirksamen Entscheidung gelangen kann. Und wird nicht gerade auf diesen Gebieten die meiste Verstimmung zwischen dem Landesfürsten und einem Theile seiner Unterthanen hervorgerufen? Für den Frieden und das Wohlsein der deutschen Länder wird dadurch, dass die grossen, die Leidenschaften und die widerstreitenden Interessen am meisten berührenden Fragen

in den Kreis des Reichstages verlegt werden, wobei dann die Gegenwirkung, wo sie hervortritt, sich nicht in einem einzelnen fürstlichen Willen concentrirt, sondern einem ganzen Bundesrathe zur Last fällt, am besten gesorgt.

Man wird aber nun fragen, ob denn, was dem deutschen Fürstenthum in seinen Herrschaftsgebieten alsdann noch von Macht, Einfluss, wirklicher Regierung zukomme, nicht ein zu kleiner Rest sei, um nicht geradezu selbst durch seine Kleinheit zu den demokratischen Wünschen und republikanischen Plänen Anlass zu geben, deren Verminderung doch von mir als Motiv für den Anschluss an den Bund bezeichnet worden ist? Dies verneine ich mit vollster Entschiedenheit. Vielmehr konnte es nicht genug beklagt werden und wurde auch beklagt, dass in jedem der deutschen Länder die Regierung und der Landesherr mit so vielen und mannigfaltigen Gegenständen, mit militärischen, mit diplomatischen und internationalen, mit den grössesten und den kleinsten zugleich, neben den wirklich das Wohl des Landes selbst betreffenden in Anspruch genommen seien. Welche Sorgfalt aber kann der materiellen und der geistigen Cultur des Landes zugewendet werden, wenn Zeit und Kraft dafür frei bleiben! Da stehen die deutschen Fürsten als oberste Richter und als Verwalter des Begnadigungsrechts, als die höchste Spitze der inneren Verwaltung, der Finanzen, als die mächtigsten Förderer des Ackerbaues, der Industrie, des Handels, als diejenigen da, welche die höheren Aemter besetzen und die zusammenfassenden Berichte über deren Wirksamkeit empfangen, sie haben die Macht und die Aufgabe, den Volksunterricht in seinen immer mehr sich erweiternden und immer völliger sich specialisirenden Zweigen zu pflegen, der Wissenschaft und der Kunst freie Bahnen und fröhliches Gedeihen zu schaffen, sie stehen entweder als protestantische Landesherren als oberste Leiter an der Spitze ihrer Landeskirchen oder sie haben als katholische Fürsten die Gränzen zwischen der Kirche und dem Staate zu wahren, sie sind von Höfen nnd einem mehr oder minder einflussreichen Adel umgeben. Welch ein Feld unabschbarer Wirksamkeit auch in einem klei-

neren Staate noch neben der im Bundesrathe zu übenden für die gemeinsamen deutschen Angelegenheiten!

Konnte man bisher von den Landesherren in ihrer vielfach zertheilten und zerrissenen Thätigkeit irgend erwarten, dass sie den geistigen Cultur-Interessen ihres Volkes, dass sie dem innersten Herzen derselben, der Religion und Kirche, die sachkundige Aufmerksamkeit widmeten, wie es etwa die deutschen Fürsten zur Zeit der Reformation thaten? Und doch leben wir in einer Zeit, da diese Gegenstände von der entscheidendsten Bedeutung für das gesammte Volksleben werden. Nach dieser höchsten Seite hin ihre Aufmerksamkeit und zwar dauernd und eingehend zu wenden, dürfte bald eine gebieterische Anforderung an den Landesherren werden und zwar um so mehr an ihn als einen Sachkundigen, weil in allen unter ihm stehenden Kreisen die Theilung in entgegengesetzte Lager der Ansichten und Ueberzeugungen durchgreifen wird. Ob die katholische Kirche ultramontane Papstkirche, ob sie nationale bischöfliche Kirche sein und beziehungsweise werden soll, ob ein dem deutschen Leben fremdes, romanisches Wesen in der Kirche die lähmende Herrschaft behalten oder ob sie als deutsche katholische Kirche neu aufblühen soll, das ist eine Frage der Zukunft und zwar nicht der fernen. Ob in der evangelischen Kirche die schroffe Sonderung der Bekenntnisse trotz des tausendfachen Ineinanderwirkens derselben fortbestehen oder alles Evangelische, ohne Verletzung der Freiheit des Bekenntnisses, in Einer Kirche sich ausgestalten soll, wie es die Gesetzgebung des Bundes, welche jeden einem Bundeslande angehörigen Deutschen in jedem Bundeslande in Bezug auf öffentliche (doch wohl auch auf kirchliche) Aemterbesetzung als Inländer betrachtet wissen will, bereits voraussetzt, ob in der evangelischen Kirche die Grundlage der Reformation und ihrer Bekenntnisse verlassen werden soll, weil einzelne Vertreter der „modernen Bildung“ sie mit diesen nicht mehr zuträglich finden? ob, wenn dies nicht nicht geschieht, die Bekenntnisse mit starrem buchstäblichem Legalismus als Joch und Gesetz auferlegt werden dürfen, ob ein innerlich unwahrer Orthodoxismus, der dann leicht als ein Verführer zur Heuchelei erscheint,

herrschen und jeder freieren Bewegung der Geister in der Kirche den eisernen Schlagbaum entgegenstehen soll oder ob, um diesem zu entgehen, allen zufälligen Ansichten im Lehramt der Kirche Thür und Thor entriegelt sein sollen? das sind doch Fragen, welche ihre Entscheidung in einer nicht fernen Zukunft überall finden müssen. Und in wessen Hand wird die schliessliche Entscheidung mehr liegen, wenn auch Synoden und Consistorien sie werden vorbereitet haben, als in der unserer deutschen Fürsten?

Auch auf dem Gebiete der Schule ist in weiten Kreisen die Frage lebendig geworden, ob dieselbe mit ihrer bisherigen Geschichte, die sie als Tochter der Kirche hat entstehen, als Schwester der Kirche hat grossjährig werden gesehen, entschieden brechen oder den Gang Hand in Hand mit ihr fortsetzen soll? wenn ersteres beliebt würde, so hätte der Staat entweder als ein religiöser, als christlicher, als katholischer oder evangelischer, sich zu bewähren und von sich aus die Erziehung zur Gottesfurcht, zu Glauben und Frömmigkeit in die Hand zu nehmen, oder er hätte sich als religionsloser, als die reine Weltlichkeit hinzustellen und damit der Kirche das Recht zu geben, ihn als ein dem Reiche Gottes fremd und feindlich entgegenstehendes Gebiet zu betrachten, weil die Welt und das Reich Gottes, welches letztere alsdann die Kirche mit ihrer Kunst und Wissenschaft allein wäre, in stetem Kampfe stehen. Dann wäre das ganze Resultat der Reformation, wie es weit über die evangelische Kirche hinaus vorliegt, aufgegeben und man wäre zu den kirchlichen Grundsätzen des Mittelalters, welchem der Staat als Welt gegenüber der Kirche galt, während das Kaiserthum den christlichen Staat, der auch die Kirche in sich trug, darstellen wollte, zurückgeworfen, nur mit dem Unterschiede, dass der Staat dieser feindlichen Betrachtung der Kirche zustimmte. Welch ein Ergebniss der modernen Bildung, wenn sie nun wieder in die alte Unbildung umkehrte! Hier ist ein grosser Scheidepunkt für das deutsche Volksleben ganz nahe gerückt und wiederum wird Ueberzeugung und Wille des Landesfürsten die Entscheidung für das Eine oder das Andere nicht unwesentlich bedingen. Soll die Schule, nicht die Magd, aber die

freie Hand in Hand gehende Schwester der Kirche sein und bleiben? Dann aber weiter, und dies ist ein neues Gebiet der Arbeit, soll das kirchliche Wissen und Verstehen länger fast kastenartig im Kreise der Theologen und Geistlichen abgeschlossen bleiben? und wie ist dafür zu sorgen, dass die Beamten, die Aerzte, die Militärs, die Lehrer der Schulen auf allen höheren Stufen nicht ferner grösstentheils kirchlich Unwissende bleiben? und dass die Diener der Kirche der weltlichen Wissenschaft nicht fremd und argwöhnisch oder geringschätzend gegenüberstehen?

Hier knüpfen sich die tief eingreifenden Fragen der Zukunft gerade an die eigenthümlichen Schöpfungen des Landesfürstenthums, an die Universitäten, die Specialschulen, die Akademieen und Gymnasien an. Darf die Theologie von den Akademieen der Wissenschaft ferner ausgeschlossen bleiben und wenn sie es bleibt, soll es darum geschehen, weil ihre Beziehung zum innersten Leben, dem der Religion, es fordert oder weil sie nicht als eine Wissenschaft für Alle, sondern nur für den Kirchendienst, für die demselben gewidmete Kaste, betrachtet wird.

Ich will nicht weiter gehen, sondern den erwarten, der mir entgegnet, dass nach dem Gesagten ein deutscher Landesfürst noch darum von der im Anschluss an die deutsche politische Gesammtheit liegenden Selbstbeschränkung zurücktreten darf. An diese appellire ich ganz allein, an die selbstlose Hingabe an und für das grosse Vaterland. Ist dieses weniger der Selbstbeschränkung und des Opfers einer vermeintlichen Selbständigkeit werth, die in Wahrheit doch immer aufgeopfert werden muss, wo es zu grossen Entscheidungen kommt, als die Forderungen des Constitutionalismus, dem ein solches Opfer längst gebracht ist? Es handelt sich um nichts mehr aber auch um nichts weniger als den ächt fürstlichen Adel deutscher Gesinnung.

Sicher aber und für die Existenz des Fürstenthums bedrohlicher konnte nichts sein, als wenn unter der Deckung des fürstlichen Staates die schamlose und lügenhafte Allianz des Demokratismus und Ultramontanismus sich vollzöge. Auch in

einem vorwiegend katholischen Lande würde sie dieser Adel schmählich herabwürdigen. In einem durch die Geschichte mit der Signatur des evangelischen Landes bezeichneten aber würde sie den Fluch jedes ächten Deutschen über die Thäter einer solchen Thorheit herabziehen.

Ich glaube in diesem ehrerbietigen Schreiben, das an eine so hohe Adresse gerichtet ist, mit keinem Gefühl, Gedanken oder Worte diejenige Ehrfurcht verletzt zu haben, welche ich den von Gott in der Geschichte gesetzten hohen Häuptern deutscher Nation mit Freuden zolle und verharre in dieser Ehrfurcht

Eurer Königlichen Majestäten, Königlichen und Herzoglichen Hoheiten und hochfürstlichen Durchlauchten

allerunterthänigster

Germanus Sincerus.

II.

ÜBER IDEALISMUS UND REALISMUS.

EINE ZEITBETRACHTUNG.

Zu den Gegensätzen, die in unseren Tagen im Kampfe liegen, gehören auch die beiden in der Ueberschrift bezeichneten Richtungen der Geister, in Staat und Kirche, in Kunst und Wissenschaft, bewusst oder unbewusst im Leben unseres ganzen Volkes, und theilen die Gebildeten, die Denkenden in zwei Partheien von freilich sehr ungleicher Stärke. Die Einen, und ihrer ist die grosse Mehrzahl, triumphiren, dass mit dem vorigen und dem Anfang dieses Jahrhunderts die Zeit vorüber ist, wo der Deutsche, um der schmachvollen Zerrissenheit und Unterdrückung des Vaterlandes zu entrinnen, die unsichtbare Welt der Ideen in Philosophie und Poesie zur seligen Wohnstatt erkor und es geduldig hinnahm, von andern Völkern als Phantast verspottet zu werden. Die Andern, denn es fehlt nicht ganz an Solchen, trauern, dass über der staunenswerthen Erweiterung unserer Kenntnisse in Geschichte und Natur, der Herrschaft über ihre geheimen Kräfte, und bei der grossartigen Entwickelung des Weltverkehrs, ja bei dem gewaltigen, Bewunderung und Neid erregenden Aufschwung unserer nationalen Macht, die ewigen Ideen der Wahrheit, Schönheit und Gerechtigkeit für die Mehrzahl der Zeitgenossen ihren Werth verloren zu haben scheinen. Wie ist es nun? Liegt hier wirklich ein unversöhnlicher Gegensatz vor? haben wir uns unbedingt für das eine oder Andere zu entscheiden? Oder ist es nur die Zerrissenheit unserer

Natur, der Zwiespalt unseres Innern, der uns als Widerspruch erscheinen lässt, was nur zwei Seiten der Einen, lebendigen Wahrheit sind? Die Antwort auf diese Fragen und den sichern Compass für unser eignes Denken und Thun können wir nicht finden ohne uns klar zu machen, was denn das Ideale und Reale sei, dem jene Richtungen als Ziel nachtrachten; und wir versuchen dies, um der Entscheidung in keiner Weise zu präjudiciren, nicht auf abstraktem, philosophischem Wege, sondern an der Hand der Geschichte, in der jene lebendige Einheit uns entgegentritt und der menschliche Geist bald mehr der einen, bald der andern Seite sich zuneigt.

Als Gott der Herr, so erzählt die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, Himmel und Erde und was darinnen ist und zuletzt den Menschen ihm zum Bilde erschuf, „da sah Gott an, Alles was er gemacht hatte; und siehe da, es war sehr gut", oder mit andern Worten: es entsprach vollkommen seinen heiligen Liebesgedanken; seine Weisheit, Macht und Güte war in der Mannichfaltigkeit der geschaffenen Dinge sichtbar ausgeprägt; in vollkommener Harmonie der Erscheinung mit seinem und ihrem Wesen waren sie auch herrlich und schön, oder, wenn wir jene Gottesgedanken mit dem griechischen Worte Idee bezeichnen: Alles in der geschaffenen Welt entsprach seiner Idee, war ideal, und weil zugleich wirklich real. So tief ist auch der Glaube an die Realität dieses ursprünglichen, idealen Zustandes der Welt in dem menschlichen Herzen gewurzelt, dass selbst die Völker, zu denen die Ueberlieferung von dem Paradise jenes ersten Menschenpaares nicht hindurchgedrungen, unter dem Druck der schlechteren Gegenwart im Anfang der Dinge ein goldenes Zeitalter träumten, in dem alle Vollkommenheit gewohnt habe.

Woher nun aber diese schlechte Wirklichkeit, wenn das Paradies kein blosser Traum ist? Sollen wir uns zu der trostlosen Ansicht bekennen, dass jenem goldenen Zeitalter nach Naturnothwendigkeit ein silbernes, diesem dann ein ehernes u. s. w. gefolgt sei, dass also die Welt, die als herrlichster

Schmuck (Kosmos) aus der Hand des Schöpfers hervorging, weil die Kraft, die sie hervorgebracht, sie nicht in ewiger Jugend zu erhalten vermöge, sich im Laufe der Zeit gleichsam verbrauche? Sollen wir also auch in der Menschheit nicht einen dem tiefsten Sehnen des Herzens entsprechenden Fortschritt, sondern stetigen Rückgang und endlichen Untergang annehmen? Das sei ferne! Unendlich tröstlicher nicht nur, sondern in der Natur der Dinge begründet und desshalb im Stande jenes Räthsel vollkommen zu lösen, ist der Aufschluss, den jene heilige Urkunde uns auch über die Ursache der traurigen Veränderung giebt, unendlich tröstlicher weil sie uns den Weg der Erneuerung zeigt, ja die sichere Hoffnung einer Wiederbringung aller Dinge eröffnet.

Als in dem Rathe der ewigen Wächter beschlossen ward eine sichtbare Welt zu schaffen, an der die herablassende Liebe Gottes sich erweisen könne, da war der herrlichste Gedanke der: „Lasset uns Menschen machen, ein Bild das uns gleich sei!“ Zwar sollten sie gleich den Pflanzen und Thieren des Feldes aus Erde gebildet, aber vom Geiste Gottes angehaucht, eine lebendige Seele in sich tragend und fähig sein, ihren Schöpfer zu erkennen und zu lieben. Denn in der freien Gegenliebe des vernünftigen Geschöpfes wollte die herablassende Liebe des Schöpfers ihr volles Genüge finden. Aber der Mensch trug diesen köstlichen Schatz in irdenem Gefässe, und das höchste Geschenk göttlicher Gnade, die freie Selbstbestimmung, ward ihm zur Versuchung und zum Fall. Denn während er in der Prüfung an Gottes Gebot die Liebe zu Ihm in freiem Gehorsam bewähren und also das göttliche Ebenbild, das er im Keime in sich trug, von Stufe zu Stufe zu höherer Vollkommenheit entwickeln, also in der Einheit mit dem Schöpfer zu dessen voller Erkenntniss und zu der höchsten dem Geschöpf möglichen Freiheit emporsteigen sollte: griff er, berückt durch die List der Schlange, ungeduldig und eigenmächtig nach dem verheissenen Gut, — um es in der Losreissung von Gott für immer zu verlieren. Für immer, wenn nicht die göttliche Liebe sich seiner erbarmt und in noch grösserer Herablassung zum Sünder ihm den Erlöser verheissen hätte, welcher der Schlange

den Kopf zertreten und zwar durch ihren Stachel zum Tode verwundet, aber durch Tod und Auferstehung von Neuem Leben und unsterbliches Wesen ans Licht bringen werde.

War nun mit dem Fall des Menschen auch die unvernünftige Schöpfung, die Natur, gefallen und einer Erlösung bedürftig geworden? Wie oft man es vom Standpunkt der kirchlichen Orthodoxie behauptet hat: die göttliche Offenbarung in heiliger Schrift alten und neuen Testaments enthält dafür kein sicheres Zeugniss. Denn wenn dem ersten Menschen als Folge seines Falles angekündigt ward, dass der Acker ihm fortan Dornen und Disteln tragen und er ihn im Schweisse seines Angesichts bauen, dem Weibe, dass sie mit Schmerzen Kinder gebären solle, Beide aus dem Paradiese getrieben, also der glücklichen Harmonie mit der Schöpfung, der unmittelbaren Herrschaft über dieselbe beraubt worden, um sie erst durch Mühe und Arbeit wieder zu gewinnen, und endlich der leibliche Tod als Strafe der Sünde ihnen nicht erlassen werden konnte: so bezeugt dies Alles zwar eine durchgreifende Aenderung in dem Verhältniss des Menschen zur Natur, nicht aber eine Aenderung der Natur an sich. Und die dunkle Stelle des Römerbriefes (8, 19—23) scheint mehr eine Befreiung der Kreatur von der Knechtschaft und Unterdrückung durch den sündigen Menschen zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, d. h. eine Herstellung der ursprünglichen Harmonie der vernünftigen und unvernünftigen Schöpfung, als eine Erneuerung dieser Letzteren an sich anzudeuten.

Die andere Offenbarung Gottes aber in der Natur selbst, zeigt schon jetzt dem geöffneten Auge des Geistes eine solche wunderbare Gesetzmässigkeit und Herrlichkeit, dass an dieser realen Idealität das gläubige Gemüth die Weisheit, Allmacht und Güte des Schöpfers und im Vergleich damit die eigene Thorheit, Schwäche und Unreinheit erkennen kann.[1]) Man

1) Eine heidnische Afrikanerin, die nie einen Missionar gesehen noch gehört, brach bei dem Anblick des gestirnten Himmels über die eigene Unreinheit in Thränen aus und wurde von den Ihrigen für wahnsinnig gehalten, bis sie später durch die Predigt des Evangeliums zum christlichen Glauben kam und seinen vollen Trost empfing.

wird dagegen die zerstörenden Naturereignisse, Sturm, Feuer und Erdbeben, geltend machen, und wir leugnen nicht, dass ihre für den Menschen und seine Werke verderbliche Macht ihm in seinem sündigen Bewusstsein als Strafe erscheinen kann und muss. Aber wir behaupten, dass diese gewaltsamen Erscheinungen an sich ebenso wohl wie die stillen und wohlthuenden Entwickelungen der Jahreszeiten, des blumigen Frühlings nach dem Winterschlaf der Natur, des Sommers und des Herbstes mit ihren Früchten, sich nach unwandelbaren Gesetzen vollziehen, und dass, was uns als Kampf der Naturkräfte wider einander erscheint, nur nothwendiger Durchgang zu neuer Harmonie ist. Auch in der organischen Welt der Pflanzen und Thiere wechselt zwar Leben und Tod und dieser Letztere erscheint uns als der Feind von Jenem und als ein Uebel an sich.[1]) Aber wenn wir sehen, wie aus dem Tode stets neues Leben hervorgeht: so erkennen wir darin nur das gesetzliche Walten des Gottes, von dem geschrieben steht (Psalm 104, 29 folg.): „Verbirgst du dein Angesicht, so erschrecken sie (die Geschöpfe); du nimmst weg ihren Odem, so vergehen sie und werden wieder zu Staub. Du lässest aus deinen Oden, so werden sie geschaffen und erneuerst die Gestalt der Erde.“ Auch die andern heiligen Gesänge wissen nichts von gestörter Ordnung der Natur sondern rühmen, dass „die Himmel die Ehre Gottes erzählen“, und „die Erde seiner Güte voll ist“.

Diese reale Idealität der Natur, das ist ihr göttliches Gepräge ist es auch, was die heidnischen Völker, denen die Erkenntniss des Einen, ausserweltlichen Gottes verloren gegange, aber die Ahnung eines Göttlichen geblieben war, veranlassten, dieses Göttliche in der sichtbaren Schöpfung zu suchen und

1) Insbesondere der Kampf der Thiere unter einander, dessen Aufhebung nach Jesaias 11, 6—9, 65, 25 ich doch nur als Bild des im Reiche Gottes zu erwartenden Friedens unter den Menschen betrachten kann. Die Zähne des Löwen sind nicht zum Krautfressen geschaffen, und das Thier, das er damit zerreisst, stirbt wie die Pflanze im Munde des Schafes.

ihm Dienst und göttliche Ehre zu erweisen. So vor Allen die Griechen, die in dem milden Himmelsstrich, auf den blühenden Inseln und Halbinseln, wohin die Wanderung sie geführt, besonders versucht waren, in ihrer nächsten schönen Umgebung das Göttliche zu schauen; ja denen der Mensch selbst in den herrlichen Gestalten ihrer Jünglinge, Männer und Frauen, mit dem denkenden Geiste, nur als die Krone der Natur erschien. Wie erklärlich also, dass sie den einzelnen wohlthätigen Kräften der Natur, dem Himmel, der Erde und dem Meere, Sonne, Mond und Sternen eine dem Menschen ähnliche, nur höhere Persönlichkeit zuschrieben, in jedem Hain, jeder Quelle eine Gottheit ahnten und den Gott des Himmels, Zeus, als den Herrscher über Alles verehrten, aus dessen Haupt die göttliche Vernunft, Pallas Athene, entsprungen sei. Die dichterische Phantasie des Volkes bildete diese Vorstellungen zu einer Götter- und Heroenwelt aus, die uns Homer's Gedichte mit dem Zauber des hellenischen Idioms in ihren Kämpfen auf der Erde und in dem seligen Frieden auf den Höhen des Olymps lebendig vor das Auge führen. Und was sollen wir sagen von den Bildwerken griechischer Sculptur, in denen uns ihre Gestalten als göttlich-menschliche Ideale entgegentreten, und mit ihrer überirdischen Schönheit und Erhabenheit Geist und Herz entzücken? Leicht wären wir versucht, mit dem zu fröhlichen Götterfesten vereinten Volk der Hellenen in dieser schönen Erscheinungswelt den Himmel auf Erden zu träumen. Aber zur rechten Zeit wecken seine tieferen Geister selbst uns aus diesem Traume. Die tragischen Dichter erinnern uns, dass Sünde und Fluch, Schmerz und Tod das Menschenleben durchziehen; und von den Weisesten, die neben der Schönheit des Lebens dem höchsten Gut und der Wahrheit nachtrachten, glaubt der Eine (Plato) sie in der unsichtbaren Welt der Ideen zu finden, die doch nur ein schwaches Spiegelbild der ewigen Gottesgedanken sind, der Andere (Aristoteles) vollzieht zwar in folgerichtigem Denken, die Einheit des ewigen Seins in den wechselnden Gestalten des Werdens, vermag aber eben so wenig die Wirklichkeit zu der Höhe des vollkommenen Seins zu erheben.

Und welches war diese Wirklichkeit? Der Staat, den die griechischen Stämme wie ihre Tempel jeder in seinem Styl, aber insgesammt nach dem in der Natur vorgebildeten Gesetz und Ebenmaass aufgebaut, blühte zwar während eines kurzen Frühlings und zeitigte in dem heissen Kampf mit der feindlichen Macht des Orients die edelsten Früchte von Vaterlandsliebe und Heldengrösse. Aber nach dem Siege erwachten alsbald die Dämonen der Herrschsucht und des Neides, und die einzelnen Stämme zerfleischten sich unter einander, bis endlich die halb barbarische Macht Philipps von Macedonien und dann der derbe Realismus Roms die Freiheit der Griechen zum Phantom ihrer Eitelkeit, ihre Kunst und Wissenschaft zum Lebensschmuck ihrer Herren erniedrigte.

Und warum zerstob die ideale Welt der Griechen vor der rauhen Wirklichkeit, wie Spreu vor dem Winde? Weil sie nicht von der Schönheit der Schöpfung zum Schöpfer aufsteigend in Ihm den Werkmeister und in dem unendlichen Geist das Urbild des von ihm abgefallenen menschlichen Seins erkannten, sondern der Erscheinung als Idol göttliche Ehre erwiesen und sich selbst als Natur betrachtend, als Fleisch vom Fleische geboren, seiner Herrschaft und seiner Verweslichkeit anheimfielen. Diese Thorheit und Schuld, und als Frucht derselben die Nachtseite ihres Volkslebens musste ein Jude, der Apostel Paulus ihnen zeigen, der im Brief an die Römer (1, 20 fol.) von ihnen sagt: „Dieweil sie wussten, dass ein Gott ist, — damit dass Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit wird ersehn, so man dess wahrnimmt an den Werken, nämlich an der Schöpfung der Welt, also dass sie keine Entschuldigung haben, — und haben ihn nicht geehret als einen Gott, noch ihm gedanket, sondern sind in ihrem Tichten eitel geworden und ihr unverständiges Herz ist verfinstert; da sie sich für weise hielten, sind sie zu Narren geworden und haben verwandelt die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes in ein Bild gleich dem vergänglichen Menschen. — Darum hat sie auch Gott dahin gegeben in ihrer Herzen Gelüste, in Unreinigkeit, zu schänden ihre eigenen Leiber an

ihnen selbst; die Gottes Wahrheit verwandelt haben in Lügen, und haben geehret und gedienet dem Geschöpf mehr denn dem Schöpfer, der da gelobet ist in Ewigkeit.“ [1])

Woher aber kam dem Paulus diese Weisheit? Das lehrt uns die Geschichte des von Griechen und Römern verachteten Volkes der Juden, dem er durch seine Geburt angehörte. Hatte dieses nun etwa eine finstere realistische Ansicht menschlicher und göttlicher Dinge? Von Vielen unserer Zeitgenossen wird sie ihm schuldgegeben; aber mit grossem Unrecht. War ihm doch als „dem auserwählten Volke Gottes“ mit der Offenbarung ein Blick in die himmlische Welt des Vollkommenen zu Theil geworden, in deren Licht freilich die gefallene Menschenwelt um so tiefere Schatten warf. In den Geschichten, Gesängen und Weissagungen, die uns das Geistesleben der Israeliten in seiner ganzen Eigenthümlichkeit und Fülle nahe bringen, erscheint daher die Idealität des Göttlichen und die Realität des Menschlichen in schroffem Gegensatz.

Wie ideal beginnen diese Geschichten mit dem Hirtenleben einer frommen Familie, deren Haupte Gott der Herr, wie unsern ersten Aeltern im Paradise, sichtbar erscheint, dem er die grosse Verheissung giebt, dass durch seinen Saamen, d. i. Christus, die ganze Menschheit gesegnet werden solle, und dem er auch Geringeres, was er thun will, gleich einem Freunde nicht verbergen kann (1. Mos. 18, 17). Und ist nicht dieser Abraham selbst in der brüderlichen Liebe gegen Loth, in der heldenmüthigen Errettung desselben aus feindlicher Gefangenschaft, in der Bereitschaft endlich Gott sein Liebstes zu opfern, eine durchaus ideale Gestalt? Aber schon in dem Hause seines Sohnes Isaac tritt die traurige Realität der Sünde wieder zu Tage; Zwietracht der Brüder, durch die Schwäche der Aeltern genährt. Und nachdem der Jüngere, Jacob, der das irdische

1) Möchten unsere modernen Heiden es sich merken, dass der erste Glaubensartikel von der Schöpfung, den freilich unsere Philosophie so wenig zu begreifen als ihn wegzuschieben vermag, der Fels ist, an dem die alte Welt um ihres Unglaubens willen zu Grunde ging.

Erstgeburtsrecht betrüglich an sich gebracht, durch Trübsal und heissen Busskampf zu dem Israel Gottes und würdigen Träger der grossen Verheissung wiedergeboren ist: erneuert sich unter seinen Söhnen die Sünde, Neid und Verrath der Brüder an Joseph. Aber, was sie böse gemeint, wendet Gott dem Verfolgten selbst und ihnen aus Gnaden zum Heil; in Aegypten finden sie Schutz und Nahrung in der Hungersnoth, und ihre Nachkommen erwachsen hier zu einem zahlreichen Volke.

Auch die Geschichte dieses Volkes beginnt in dem idealen Abglanze göttlicher Gnade und Herrlichkeit. Aus der drückenden Knechtschaft Aegyptens wird es von einem andern Freunde Gottes, dem Moses, unter grossen Zeichen und Wundern ausgeführt; auf dem heiligen Berge offenbart sich ihm Gott im Feuer und Dunkel der Wolke und dem Hall der Posaune als Gesetzgeber und Bundesgott; durch vierzigjährige Wanderung in der Wüste gereinigt und verjüngt zieht es unter Josua's Heldenkraft in das ihm verheissene Land ein, da Milch und Honig fliesst, und vertreibt oder unterwirft seine heidnischen Bewohner in fortgesetzten siegreichen Kämpfen. Auch die Verfassung des Volkes, nach göttlicher Anordnung, ist eine ideale. Es ist ein freies Volk; denn es erkennt keinen Herrn als seinen Gott, dem es seine Opfer zwar durch ein auserwähltes Priestergeschlecht darbringt, der aber seinen Willen nicht durch sie, sondern unmittelbar durchs Loos oder durch ausserordentlich erleuchtete Propheten und Helden kund thut und durch den Erfolg bewährt. So lebte der Israelit unter seinem Weinstock und Feigenbaum ein glückseliges, ideales Leben; und wenn er die Erstlinge seiner Heerde oder des Feldes seinem Gott an heiliger Stätte darbrachte, so war es ein fröhliches Fest, an dem auch der Fremdling in seinem Thor und Wittwen und Waisen ihren Theil hatten. Kein Armer oder Bettler wurde in Israel gesehen; denn dem Unglücklichen war der Rückfall seines Erbguts nach bestimmter Zeit gesichert. Auch als das Volk nach dem Beispiel seiner Nachbarn von Samuel, dem Grössesten seiner Richter und Propheten, einen König begehrte, sah Gott ihm diese Schwäche nach und erwählte, nach dem Abfall Sauls,

in David einen Mann nach seinem Herzen, dessen kriegerisches und glorreiches Königthum, wie das friedliche und glänzende seines Sohnes Salomo ein Vorbild sein sollte der königlichen Herrschaft ihres fernen Sprösslings, des Gottes und Menschensohnes, Christi, einer Herrschaft ohne Ende im Reiche des Geistes und der Herrlichkeit. — Aber damit ist auch die ideale Zeit vorüber. Entzweiung und blutige Feindschaft der Bruderstämme, Abfall von dem lebendigen Gott und Götzendienst mit allen seinen Greueln brechen herein, und, als die warnende Stimme Gottes im Munde der Propheten von der Masse des Volkes überhört wird, das göttliche Gericht seiner Wegführung in die Gefangenschaft.

Wenn also die Geschichte des israelitischen Volkes neben der Idealität göttlichen Thuns die realste Sünde und Schwäche des Menschen offenbart, so spiegelt sich dieser Gegensatz noch deutlicher in den Aussprüchen und Gesängen seiner hervorragendsten Geister. Die darin niedergelegte Theologie und Anthropologie, d. i. Erkenntniss Gottes und des Menschen, die in der ganzen alten Welt nicht ihres Gleichen hat, ist ein grösseres Wunder, als was sonst das alte Testament von äusseren Zeichen und Wundern berichtet, und bestätigt, dass wir es hier mit einer Offenbarung aus der Höhe, d. h. einer unmittelbaren Einwirkung des unendlichen Geistes auf den endlichen zu thun haben. Oder wo fände sich bei den Weisesten und Besten anderer Völker die Kunde von einem lebendigen, persönlichen Gott, der nicht die ewige Materie geformt, sondern die ganze sichtbare Welt aus dem Unsichtbaren hervorgebracht (Hebr. 11,3) in diesem Sinne aus Nichts geschaffen hat? wo der Begriff von seiner Heiligkeit und Gerechtigkeit, mit der er über die Sünde unerbittlich zürnt, aber den Sünder mit unermüdlicher Langmuth trägt und ihm, wenn er sich vor ihm demüthigt, Gnade schenkt? Und was den Menschen betrifft, so erscheint in den Bekenntnissen der grössten und heiligsten Männer dieses Volks eine tiefe Erkenntniss des natürlichen Verderbens des Menschen und seiner Erlösungsbedürftigkeit, wie sie nicht die Vernunft, sondern nur das Licht von oben geben konnte.

Aber freilich die vollkommene Versöhnung, die in dem

Menschen wieder real gewordene göttliche Idealität fehlt noch; auch der Gläubige schaut sie nur in ferner Zukunft. Deshalb ist auch ihm der Tod, der Sünde Sold, das grösseste der Uebel. Denn jenseits des Grabes hat auch der Fromme kein bewusstes, in Gott freudiges Dasein und keinen Ersatz für die erduldeten Entbehrungen zu erwarten. Daher die härteste Prüfung des Glaubens der scheinbare Widerspruch mit der göttlichen Gerechtigkeit, dass es dem Gottlosen hier so wohl geht, während der Gerechte leidet, ein Widerspruch, der nur unvollkommen dadurch gelöst wird, dass über Jene der Tod als ein Gericht Gottes plötzlich hereinbricht, während der Fromme aus Todesgefahr errettet und mit langem Leben gesättigt wird.

Doch, je finsterer die Nacht des allgemeinen Verderbens im Volke und des göttlichen Gerichts über dasselbe wird, um so lauter ertönt auch die alte Verheissung eines Retters, nicht blos aus der gegenwärtigen äusseren Noth, wie sie durch die Rückkehr der Stämme Juda und Benjamin unter Cyrus zu kümmerlichem Dasein sich erfüllte, sondern eines Erlösers von der Sünde in der Zeit des neuen Bundes, da Gott der Herr sein lebendiges Gesetz in die Herzen seines Volkes schreiben, alle Völker zu gleichem Heil herzurufen und also ein ideales Reich der Gerechtigkeit und des Friedens auf Erden gründen werde.

Nach langem Warten und immer inbrünstigerem Flehen der Gläubigen: Ach, dass du den Himmel zerrissest und herabführest! — als endlich die vorbestimmte Zeit erfüllt war: da erschien die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi, und zunächst in seiner Person die vollkommen wiederhergestellte Einheit göttlicher Idealität und menschlicher Realität. Denn „das Wort, das im Anfang bei Gott und selbst Gott war, der Abglanz seiner Herrlichkeit und das Ebenbild seines Wesens, ward Fleisch und wohnete unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit.“ — Freilich trat dagegen die Realität des Bösen in der

gefallenen Menschheit noch einmal im schroffsten Gegensatz hervor. „Er kam in sein Eigenthum und die Seinen nahmen ihn nicht auf.“ Sein Volk, dem er zunächst als Retter erschienen war, geblendet durch ein falsches Messiasidol, verwarf ihn in seiner göttlich-menschlichen Niedrigkeit. Aber dieser letzte Widerstand musste nur dazu dienen, im Leiden seine ideale Tugend und im Unterliegen seinen Sieg noch herrlicher hervorstrahlen zu lassen.

Wenn also ein Menschenherz im tiefen Schmerz über die Unvollkommenheit aller menschlichen Dinge, über die Sünde und das Elend dieser Welt, und vor Allem über die eigene Sünde, mit heisser Sehnsucht nach dem Vollkommenen verlangt: so verweisen wir es nicht auf das Reich der Träume, auch nicht auf die Heroen und Heiligen der Vor- und Mitwelt, an denen neben idealen Zügen stets so viele Mängel bemerkbar sind, sondern sagen ihm mit dem frommen Dichter:

Seele, willst du dieses finden,
Such's bei keiner Kreatur,
Lass was irdisch ist dahinten,
Schwing dich über die Natur:
Wo Gott und die Menschheit in Einem vereinet,
Wo alle vollkommene Fülle erscheinet;
Da, da ist dein bestes vollkommenes Theil,
Dein Ein und dein Alles, dein ewiges Heil.

Aber ach! was hülfe es uns, wenngleich wir mit Johannes dies Vollkommene, „das da von Anfang war, mit unseren Augen gesehen und beschaut, ja mit unsern Händen betastet hätten,“ oder es jetzt aus seinem Wort im Geiste nur anschauten: was hülfe es uns, wenn wir in der Sünde und im Tode liegen blieben? im Blick auf die himmlische Erscheinung müssten wir uns um so elender fühlen. Wohl uns also, dass er nicht auf Erden erschien um sich dienen zu lassen und aus seiner göttlichen Herrlichkeit sich einen Triumph zu bereiten (Phil. 2, 6) sondern um durch sein heiliges Leben, sein geduldiges Leiden, durch seinen Tod am Kreuz und seine siegreiche Auferstehung der Sünde und dem Tode die Macht zu nehmen und in der Menschheit, die verlorene göttliche Ebenbildlichkeit wieder herzustellen. Durch Ihn und in Ihm ist Alles bereit;

mit Einem Opfer hat er in Ewigkeit vollendet, die geheiliget werden.

Da aber diese Heiligung und Vollendung der Menschheit, die Realisirung göttlicher Idealität in ihr, nicht ohne ihre Mitwirkung, nämlich durch die gläubige Annahme des von Gott gewirkten Heils, zu Stande kommen kann: so zeigt auch die Geschichte der christlichen Welt noch viele Abweichungen von dem geraden Wege zu jenem Ziel; nicht nur die Abkehr vieler Tausende von aller Idealität und die Versenkung in die sichtbaren und sinnlichen Dinge gleich dem Thiere, also einen unbedingt verwerflichen Realismus, sondern auch die mannichfaltigen feineren und deshalb noch gefährlicheren Verirrungen, da der Mensch statt des göttlichen Ideales Menschliches, seien es Gedanken oder Werke oder die Menschheit selbst, zu seinem Idole macht. Ja auch der einseitige Idealismus, der von der realen Welt sich abwendend, ganz in der idealen Welt des Geistes leben zu können oder nur in dem Jenseits das Heil zu finden meint, wie christlich er sich dünkt, ist eine Verirrung, die nur zu oft durch den Umschlag in ihr Gegentheil gestraft wird.

Zwar die Lehre der Apostel, die uns die grosse Thatsache des Heiles dolmetschen, und das Leben der ersten apostolischen Gemeinden war fern von dieser idealistischen Weltflüchtigkeit, die man dem Christenthum so häufig schuld giebt. Ueberschwenglich in dem Preise der unaussprechlichen Gabe des Himmels und in der Schilderung des daraus quellenden Geisteslebens, zeigen sie, wie dieses den ganzen Menschen nach Geist, Seele und Leib heiligen und alle natürlichen, von Gott geordneten Lebensverhältnisse durchdringen soll. „Alle Creatur Gottes ist gut", lehren sie, „und nichts verwerflich, was mit Danksagung empfangen wird." „Alles ist euer, ihr aber seid Christi, Christus aber ist Gottes", das ist die heilige Kette, die die Erde mit dem Himmel verbindet. Wie die ewigen Gottesgedanken in der Schöpfung der Welt real geworden, wie das ewige Wort Fleisch ward, so soll auch das ideale göttliche

Leben in der Menschheit real werden, für jetzt dem Anfange nach, am Ende der Zeiten aber, wenn Er in Herrlichkeit wiederkommen und einen neuen Himmel und eine neue Erde schaffen wird, in der Vollendung. Nur die Noth der apostolischen Zeit, da die junge Gemeinde von der Fäulniss der heidnischen Welt umgeben war, von dem heidnischen Staat ausgestossen und verfolgt wurde, machten es den Aposteln unmöglich, auf alle menschliche Berufsarten einzugehen; Kunst und Wissenschaft, die Aufgaben des Staatsmanns u. A. liegt ihnen noch fern; nur den passiven Gehorsam gegen die Obrigkeit empfehlen sie und warnen vor der Verflechtung in irdische Händel, ja selbst vor der Ehe, als einem zur Zeit gefährlichen Stande.

Aber freilich, als die Fülle der ersten Geistesausgiessung von der Gemeinde gewichen und die Lehre Christi und der Apostel ihr zum gesetzlichen Buchstaben geworden war, trat zunächst in der falschen Glorie eines gesuchten Märtyrerthums und in der Heiligkeit der Anachoreten jener einseitige Idealismus ein, der dann mit dem äusseren Siege des Christenthums über die heidnische Welt unter Constantin sofort in sein Gegentheil, einen falschen Realismus umschlug. Nun schien selbst den Erleuchtetsten, wie einem Augustin, das Reich Gottes nicht blos im Geiste, sondern mit äusserer Geberde gekommen, die Herrschaft Christi auf Erden durch seine Knechte, die Bischöfe und Priester, für immer begründet.

Und diese Idealisirung des natürlich Realen und Anticipation der nur verheissenen, zukünftigen Vollendung wurde, als die germanischen Nationen mit ihrem angeborenen Idealismus in die christliche Kirche eintraten, zu der glanzvollen Lebensgestalt ausgebildet, die auf allen Gebieten des Mittelalters uns mit gerechter Bewunderung erfüllt. Im Reiche Carls des Grossen, das Staat und Kirche in nie gesehener Harmonie umschloss, erneuerte sich als historisches Ideal die Weltherrschaft des christlichen Roms. Und als dann dem deutschen Reiche die römische Kirche selbständig gegenübertrat, idealisirte man diesen Dualismus durch die zwei von Christus selbst der Menschheit zu Lehen gegebenen Schwerter des geistlichen und weltlichen Regiments. Von den unzähligen kleineren Herr-

schaften und Genossenschaften, die sich ihnen feudalistisch unterordnen, hat jede ihr eigenthümliches Heiligthum, und das ganze Leben des Einzelnen von der Wiege bis zum Grabe erhält durch religiöse Vorstellungen und Handlungen eine ideale Weihe. Die Wissenschaft tritt frei in den Dienst der Offenbarung und die Kunst verbindet durch ihre himmelanstrebenden Dome die sichtbare mit der unsichtbaren Welt. In allem diesem stellt sich eine Einheit des Idealen und Realen dar, die in ihrer Art einen ähnlichen Zauber über das Gemüth ausübt wie die Herrlichkeit Griechenlands.

Allein, dass darin nicht blos, wie es sein soll, das Ideale real, sondern natürlich Reales zum Idol geworden, zeigt sich, wie bei den Griechen, in der Nachtseite dieser herrlichen Erscheinungswelt. Der Klerus, der bis zu seinem Haupte, dem Statthalter Christi auf Erden, die Gemeinde der Heiligen auf Erden darzustellen prätendirt, fällt von dieser anmaasslichen Höhe um so tiefer in Fleischeslust, Augenlust und hoffärtiges Leben. Im Kampf mit seiner Herrschsucht zertrümmert der deutsche Staat und die einzelnen Stämme werden nur noch durch das Idol eines „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ zusammen gehalten. Die Wissenschaft verkümmert in dogmatistischer und spitzfindiger Scholastik, und die religiöse Kunst mit ihrer romantischen Vergötterung der Heiligen entzückt zwar die Phantasie, verdunkelt aber dadurch das wahrhaft heilige Ideal des Gottes- und Menschensohnes und giebt dem Herzen keinen Ersatz für den durch Ihn, und nur durch Ihn vermittelten Zugang zu dem Herzen des Vaters, keinen Trost für sein tiefstes Erlösungsbedürfniss, keine Kraft zur Ueberwindung der Sünde und des Todes.

Da jammerte den Herrn des durch seine Lehrer zu löchrichten Brunnen geführten, verschmachtenden Volkes, und er erweckte einen Mann, der, nachdem er die reale Tiefe des menschlichen Verderbens im Geiste an sich erfahren, die überschwengliche Fülle göttlicher Gnade empfing und zu einer Kindlichkeit des Glaubens erhoben ward, die ihn befähigte, Göttliches und Menschliches, Geistliches und Natürliches in seinem wahren Verhältniss zu erkennen und zu lehren, Martin Luther. In der

That erscheint in seiner Person und in der von ihm ausgehenden Bewegung der Geister Ideales und Reales in ihrer richtigen Einheit, d. h. in der Abhängigkeit des Letzteren von dem Ersteren, wie nicht seit der Apostel Zeiten. Wie glüchlich, wenn diese von Luther in der Idee vollzogene Einheit auch im Leben der christlichen Völker wirklich, also real geworden wäre. Aber auch hier sollte es sich zeigen, dass für die gefallene Menschheit zwischen Beidem eine Kluft ist, die nur successiv und in der Zeit nicht vollkommen ausgefüllt werden kann.

In den romanischen Ländern siegte der falsche realistische Idealismus der Kirche des Mittelalters, und im Staate der ideenlose Realismus machiavellistischer Fürstengewalt. Nur das aus der Mischung romanischer und germanischer Elemente entstandene Volk Englands realisirte im Staat nach heissen Kämpfen die Idee politischer Freiheit wie kein anderes, während es dagegen in der Kirche sich zwischen dem katholisirenden Realismus der Hochkirche und dem Idealismus der Sekten spaltete. In Deutschland begünstigte zunächst die Zersplitterung des Reiches die Verkündigung und Annahme der Ideen Luthers, ohne dass diese jedoch bei seinem Mangel an organisatorischem Talent in einer entsprechenden Verfassung der Kirche realisirt worden wären. Und als die jesuitische Reaktion einen dreissigjährigen Religionskrieg entzündete, der die Blüthe des Landes durch wilde Söldnerheere zertreten liess und im Friedensschluss das deutsche Reich in einen zerbrechlichen Bundesstaat auflöste: da war die Nation denn freilich nur auf den Glauben an ihre ideale Einheit und Grösse, von der sie nichts sah, angewiesen. Denn selbst auf religiösem und geistigem Gebiet wurde im siebzehnten Jahrhundert die freie und einheitliche Entwickelung zunächst durch den Umschlag des echten Idealismus Luthers in den Realismus buchstäblicher Orthodoxie, dann durch die einseitig praktische Richtung des Pietismus gehemmt. Erst im achtzehnten Jahrhundert nahm der deutsche Geist, von den Banden des Orthodoxismus und Pietismus gelöst, einen neuen, nie gesehenen Aufschwung. Aber bei dem traurigen, keine Anziehungskraft übenden Zustand in Staat und Kirche, führte er zu dem einseitigen Idealismus,

gegen den, wie wir im Eingang erwähnten, unsere Zeit reagirt.

Um dieses unmittelbaren Bezugs auf die Gegenwart willen bleiben wir noch einen Augenblick bei diesem Idealismus des vorigen Jahrhunderts stehen. Charakterisirt wird er vorzugsweise durch die grosse Epoche unserer schönen Litteratur, insbesondere durch ihre zwei grössten Dichter, Schiller und Göthe. Beide verhalten sich gleich indifferent zu den grossen Realitäten, dem Staat und der Kirche ihres Volkes und ihrer Zeit, und sind nur dem Reiche der Ideen in der Natur und Menschenwelt zugewandt, repräsentiren aber hierin noch zwei verschiedene Richtungen. Mit einem Worte können wir die des Ersteren, der seinen Ausgang von der kantischen Philosophie nahm, durch Transscendenz, die des Andern, der sich zu der spinozistischen Weltanschauung hinneigt, durch Immanenz bezeichnen. Denn für Schiller besteht zwischen dem Idealen und Realen ein absoluter Gegensatz. Nur das Reich des Gedankens, der in Gefühl und Phantasie eine künstlerische Gestalt annimmt, ist ihm das wahrhaft Reale, Ewige und Beseligende; die Wirklichkeit das schlechthin Vergängliche, ein sich stets wiederholendes leeres und ungenügendes, ja drückendes Einerlei.

„Alles widerholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie;
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie."

Den Verzicht auf die Verwirklichung jener Ideale spricht er in herbster Weise in der „Resignation", in schönster und rührendster in dem Gedicht „die Ideale" aus. Zum Eingang in jenes unsichtbare Reich ladet er ein durch die Worte:

„Werft die Angst des Irdischen von euch,
Fliehet aus dem engen, dumpfen Leben
In des Ideales Reich."

— und durch die anderen noch schöneren:

„In des Herzens heilig stille Räume
Musst du fliehen aus des Lebens Drang;
Freiheit wohnt nur in dem Reich der Träume,
Und das Schöne blüht nur im Gesang."

Wie ganz anders Göthe! Selbst wo er aus eigenster Erfahrung den Geisteskampf seiner Zeit schildert, wie im Werther, im Faust und Tasso, fühlt man, dass der Dichter selbst siegreich daraus hervorgegangen und eine, wenn auch nur natürliche Versöhnung der idealen und wirklichen Welt gefunden hat. Der wunderbare Zauber seiner Poesie beruht eben auf der anschaulichen Wahrheit der persönlichen Gestalten, Naturscenen und Gefühle, deren Spiegelbilder er in uns hervorruft, und auf dem idealen Glanze, der über sie ausgegossen ist. Die höchste Aufgabe der Kunst, die Wirklichkeit in ihrer idealen Wahrheit zu zeigen, ist insofern hier gelöst. Es ist aber bezeichnend für die vorherrschend idealistische Richtung unserer Nation trotz der materialistischen Zeitströmung, dass nach dem Maass der Durchschnittsbildung Schiller für ihren Lieblingsdichter gilt, während Göthe unter den wahrhaft Gebildeten längst die Palmen errungen hat.

Sollen wir aber das Mangelhafte in dem Idealismus beider Geistesheroen unseres Volkes angeben, so können wir dies nach unserer Grundanschauung nicht, ohne auf ihr Verhältniss zur Offenbarung einzugehen. Nun zeugen zwar alle Blätter ihrer edelsten Werke davon, dass das Christenthum, gleich einem Sauerteige, das gesammte moderne Geistesleben durchzogen hat, und dass desshalb Keiner, der überhaupt auf den Geist bauen will, sich seinem Einfluss zu entziehen vermag. Wir können daher nach dem apostolischen Ausspruch: „Alles ist euer", uns der Strahlen der ewigen Wahrheit freuen, von denen auch sie erleuchtet waren und die ihre Werke noch in verschiedener Weise abspiegeln. In Schiller finden wir mehr den ausserweltlichen, persönlichen Vatergott und die Strenge des christlichen Sittengesetzes; in Göthe den in Natur- und Menschenwelt waltenden unendlichen Geist und die im Christenthum postulirte und verheissene Einheit von Gesetz und Neigung[1]), seiner

1) Schillers vortreffliche Ausführung dieser Einheit als des Zieles echter Sittlichkeit in der Abhandlung „über Anmuth und Würde", womit er dem kategorischen Imperativ Kant's entgegentritt, dürfte auf Göthe'schen Einfluss, vielleicht der „Bekenntnisse einer schönen Seele" im „Wilhelm Meister" zurückzuführen sein.

zahlreichen Weisheitssprüche nicht zu gedenken, die gleich Radien auf den Mittelpunkt christlicher Weltanschauung zurückweisen. Aber dem anderen apostolischen Wort: „Ihr aber seid Christi und Christus ist Gottes," getreu, müssen wir mit Schmerz bekennen, dass Beide, während sie sich von den edlen, unvergänglichen Früchten dieses Lebensbaumes nähren, sie ihn selbst, Christus als den einigen Mittler zwischen Gott und den Menschen, nicht erkannt haben, und sich deshalb zu ihm als einen Undenkbaren und ihr System Störenden rein negativ verhalten. Damit ging ihnen aber zugleich nicht nur der tiefere Blick in die sehr reale Nachtseite der Menschenwelt, sondern auch die Fülle idealer Gottesgedanken, die in der Offenbarung alten und neuen Testaments enthalten sind und deren Mittelpunkt Christus ist, verloren. Sie substituiren ihnen die eigenen, durch Deduction aus den höchsten Principien der Philosophie oder durch Induction aus der Erfahrungswelt gefundenen Gedanken, die im glücklichsten Fall nur ein trüber Widerschein jener göttlichen Ideen sind. Die Folge war ein zwiefacher, unberechenbarer Verlust für unsere Nation und für jene grossen Schriftsteller selbst. Für unsere Nation, insofern dadurch zwischen ihrer klassischen Litteratur und dem Christenthum, also zwischen diesen zwei Culturelementen, eine schwer auszufüllende Kluft sich bildete, während die Italiener, Spanier und Britten das Glück geniessen, in ihren grössten Classikern, Dante, Cervantes und Shakespeare, Dichter von christlicher Weltanschauung zu besitzen. Für jene Schriftsteller selbst, weil sie durch ihre Abwendung von der geschichtlichen Volksreligion die echte Popularität einbüssten, die dem Dichter nicht gleichgültig sein kann. Denn die Bibel ist nun einmal thatsächlich das unvergleichliche Volksbuch, das durch seine lebensvollen Erzählungen, frommen Gesänge und tiefsinnigen Lehren über dem einförmigen und drückenden Leben der Geringsten im Volke einen idealen Himmel wölbt. Aber auch der gebildete Christ kann bei aller Anerkennung und Freude über das was Schiller und Göthe ihm geben, nicht übersehen, was er in ihnen vermisst; ja er fühlt sich verpflichtet, insbesondere die Jugend zu warnen, sowohl vor Schillers Idealismus, der die Seele zu

einer künstlichen Höhe hinaufschraubt, ohne ihr Kraft und wahren Frieden zu geben, als vor Göthe's Idealisirung der natürlichen Dinge, die, gleich der griechischen, die realsten Realitäten, Sünde und Tod, mit Blumen überdeckt.

Wie steht nun also unsere Zeit zu diesem Idealismus des vorigen Jahrhunderts? Nach dem zwiefachen, in der Weltgeschichte waltenden Gesetz der Continuität und Freiheit, hat derselbe sich zwar in den Anfang des gegenwärtigen Jahrhunderts fortgepflanzt, sobald er aber in seiner Einseitigkeit und verhältnissmässigen Unwahrheit offenbar wurde, auf allen Lebensgebieten eine realistische Reaktion erzeugt, die wir jetzt nachzuweisen und zu beurtheilen versuchen.

Es ist merkwürdig, dass die glänzendste politische Erscheinung des achtzehnten Jahrhunderts, die Heldenthaten Friedrichs des Grossen und seines Heeres, zwar von deutschen Dichtern besungen wurde und in der ganzen von der Misere des heiligen römischen Reichs niedergedrückten Nation ein edleres Selbstgefühl weckte, aber eine wahre Versöhnung des Idealen und Realen im Gebiete des Staates für die Deutschen nicht herbeigeführt hat. Der Grund möchte hauptsächlich darin liegen, dass Friedrich jene Misere für den grösseren Theil Deutschlands fortbestehen lassen musste und die eigene Fürstengewalt zwar nicht machiavellistisch für selbstsüchtige Zwecke, sondern als „erster Diener des Staates" nur für diesen und für Zwecke der Humanität verwandte; dass er aber als Kind seiner Zeit für die höchste politische Idee, für Volksfreiheit keinen Sinn hatte. Dass indess der Staat ohne geordnete und lebendige Theilnahme des Volkes an ihm eine künstliche Maschine ist, die zwar durch einen mächtigen Willen in Bewegung gesetzt eine Zeit lang grosse Dinge ausrichtet, aber von diesem verlassen bei dem ersten Stoss in Trümmer zerfällt, bewies zum Erstaunen der Welt der Zusammenbruch des Staates Friedrichs des Grossen im Jahre 1806. Während es im Süden und Westen Deutschlands nicht an einfältigen oder heuchlerischen Idealisten fehlte, die in dem rohen, mit den Ideen von

1789 nur übertünchten Realismus des Siegers, Napoleons I., eine neue glückliche Aera der Menschheit begrüssten: reifte in Preussen in sieben Jahren tiefster Schmach und Unterdrückung der unzerstörbare Idealismus unseres Volkes,[1]) d. h. sein Glaube an Wahrheit und Gerechtigkeit, zu der Thatkraft, die, als die Zeit erfüllt war, das Joch des Unterdrückers nicht blos vom eignen Halse, sondern mit Hülfe der Bruderstämme von dem der ganzen Nation abschüttelte. Dadurch eben war jene Zeit der Befreiungskriege so gross und so segensreich in ihren Folgen, dass die Idee göttlicher Vorsehung und Gerechtigkeit, also auch der Hülfe für Völker die ihr vertrauen und sie anrufen, im Siege thatsächlich, also in ihrer Realität offenbar, und der Glaube daran in der ganzen christlichen Welt neu erweckt wurde. Und dieselbe Einheit des Idealen und Realen repräsentirten ihre grossen Führer: der derbe Realist York, der doch nicht ohne den alten Spruch, „Den Anfang, Mittel und Ende, Herr Gott, zum Besten wende!“ in die Schlacht ging, der idealer gerichtete Gneisenau, und der beide Richtungen instinctmässig in sich vereinigende Blücher, der nach dem Siege (1815) zur Beschämung rationalistischer Theologen Gott dem Herrn allein die Ehre gab; endlich der Minister vom Stein, der vom Bergassessor zum leitenden Staatsmann aufsteigend die sicherste Kenntniss realer Dinge mit der stillen Begeisterung für hohe Ideen verband, und nachdem es seinem beharrlichen Glaubensmuth und seinem richtigen Blick für die wahren, ideal-realen Mächte gelungen war, den Unterdrücker seines Volkes zu stürzen, in bescheidener, dem Ewigen zugewandter Zurückgezogenheit sein Leben beschloss. Solche Thaten, solche Vorbilder wirken mehr als die schönsten Worte des Redners und Dichters, obgleich es auch an solchen, die sie dem Volke dolmetschten (Fichte, Schleiermacher, E. M. Arndt u. A.) nicht fehlte.

Aber nach dem Kriege, wie kläglich ging da wieder der

1) Es ist und bleibt hierfür bezeichnend, dass eine edle Französin, Frau von Staël, in der Zeit der tiefsten Erniedrigung Deutschlands es voraussagte: einem Volke, das so edle Geisteskräfte in sich schliesse, könne die Knechtschaft nicht für immer bestimmt sein.

gemeine Realismus eigensüchtiger Staatsmänner und der phantastische Idealismus begeisterter Volksfreunde aus einander. Dass es freilich leichter ist, die Herrschaft des Unrechts zu zerstören, als auf ihren Trümmern neues Recht aufzubauen, bewies selbst der genannte grosse Staatsmann, der sich in der Konstruction Deutschlands von dem historischen Idol der deutsch-österreichischen Kaiserwürde, in Preussen von seinen reichsritterlichen Vorurtheile nicht losmachen konnte. So kam es dort zu dem kläglichen Nothbehelf des deutschen Bundes, hier nur zu dem achtbaren Neubau eines Beamtenstaates, verbrämt mit dem Zierrath ständischer Provinzialvertretungen. Die ideale Bewegung der Befreiungskriege aber verpuffte in den leicht unterdrückten demagogischen Umtrieben der akademischen Jugend und ihrer strafbareren Verführer. Nur die Heeresverfassung Preussens, in der die allgemeine Wehrpflicht im Bunde mit der Tradition altpreussischer Kriegstüchtigkeit das ganze Volk um seinen König schaart, war im Gebiete des Staats eine bleibende reale Frucht jener grossen idealen Zeit.

Fünfundzwanzig Jahre verliefen dann, in denen Deutschland die Segnungen des Friedens und die Früchte treuer Arbeit genoss, als durch den Regierungsantritt König Friedrich Wilhelms IV., eines geistig reich begabten und durchaus ideal gerichteten Fürsten, die früher getäuschten Hoffnungen der Nation auf Verwirklichung ihres Ideals von Einheit und Freiheit neu belebt wurden, — um nach zehn Jahren abermals zu Grabe getragen zu werden. Man ist im Allgemeinen geneigt, die ganze Schuld des Misslingens auf den Idealismus jenes edlen Fürsten zu schieben, dem in der That die Vorsehung bei dem grössten Reichthum an Ideen die Gabe, sie in wahrhaft praktische Gedanken zu verwandeln und energisch durchzuführen versagt hatte. Aber näher besehen, theilte die Nation diesen Fehler und diese Schuld im vollsten Maasse. Zwei politische Parteien hatten sich in der Stille der Restaurationszeit gebildet und traten jetzt hervor, um den entscheidenden Einfluss zunächst am Thron jenes Fürsten, mittelbar auf die Neugestaltung Preussens und Deutschlands kämpfend. Die eine, bei Weitem zahlreichste, die sogenannte liberale Partei, war erfüllt

von dem Idol des Repräsentativsystems, welches, theils auf den pseudo-philosophischen Ideen Rousseau's, theils auf Abstractionen der Englischen Verfassung ohne ihre nothwendigen Voraussetzungen beruhend, in Frankreich soeben seinem zweiten Bankerott entgegen ging und für dessen Verwirklichung in Deutschland gleichfalls die wesentlichen Elemente fehlten. Die andere, die sogenannte conservative Partei, schwärmte für das Idol der „guten alten Zeit" und bemühte sich bei ihrer angeborenen Unproductivität und numerischen Schwäche durch ihren Einfluss bei Hof die wenigen noch übrigen feudalistischen Verfassungselemente, die mit ihren sehr realen Interessen in naher Verbindung standen, gegen den liberalen Nivellirungstrieb des allmächtigen Beamtenthums zu conserviren, auch sonst jeden Fortschritt zu hemmen. Gegen diese schwache Defensive musste die durch den Zeitgeist unterstützte Aggression der liberalen Partei Schritt für Schritt Terrain gewinnen und endlich zum Siege führen. Der Umsturz des constitutionellen Throns in Frankreich (1848) erschütterte wie ein elektrischer Schlag alle Regierungsgewalten in Deutschland bis zu völliger Ohnmacht und legte die Entscheidung über seine Zukunft in die Hände eben jener liberalen Partei. Aber was hat sie in den zwei Jahren ihrer unumschränkten Herrschaft zu Stande gebracht? Die Nationalversammlung in Frankfurt, welche die bedeutendsten Männer aller liberalen Fraktionen in sich schloss, unternahm es, unter völliger Verkennung der realen Mächte ein ideales Verfassungsgebäude voll innerer Widersprüche aufzuführen, musste also mit einer absoluten Fehlgeburt endigen und bahnte hierdurch der Restauration des elenden Bundestages den Weg. In Preussen drückte zwar der grossmüthige und wortgetreue König sein Siegel auf das Werk derselben Partei, die liberale Verfassungsurkunde, aber eben damit wurde dem Preussischen Staate der Widerspruch einer Volksvertretung ohne organischen Unterbau, welche alle Gewalt an sich zu reissen strebt, und eines allmächtigen Beamtenthums dauernd eingepflanzt. Zwar kam mit dem Fiasco der liberalen Partei in der deutschen Frage im Jahre 1850 die conservative Partei zur Herrschaft. Aber statt in den acht Jahren ihres entschei-

denden Einflusses die Verfassung durch einen organischen Unterbau zu ergänzen und zu berichtigen, begnügte sie sich, durch ihr Idol und ihre realen Interessen geleitet, mit der Restauration der ständischen Provinzialvertretungen, die nach wie vor für den Staat nichts leisteten, und der Bildung eines Herrenhauses aus der Landaristokratie, welches ein drittes widerspruchsvolles Element unseres Verfassungslebens bildet.

Dass unter diesen widerspruchsvollen Verhältnissen auch das Ministerium der sogenannten neuen Aera, das durch seine gemässigt liberale Richtung in ganz Deutschland neue Hoffnungen erregte, wenig oder nichts zu Stande gebracht hat, ist kein Wunder. Doch bezeichnet seine kurze Verwaltungszeit ein Fortschritt auf dem Punkte, wo in Preussen Ideales und Reales glücklich geeint ist. Unter seiner Mitwirkung gab der König aus eigenster Inspiration der Heeresverfassung, ohne ihre aus den Befreiungskriegen stammende Idee zu verletzen, eine der bedeutend angewachsenen Volkszahl entsprechende Entwickelung und stärkte dadurch die reale Macht Preussens vorbereitend, um die ihm gestellte Aufgabe für das grössere Vaterland zu lösen. Vorsehungsvoll fiel diese dann in die Hände eines Mannes, der als geborener Realist im schneidendsten Widerspruch mit seinen idealistischen Vorgängern von rechts und links, mittelst der realen Macht des dem Könige ergebenen tapferen preussischen Heeres diese Aufgabe zwar nicht löste, aber sie dem Ziele um ein Bedeutendes näher brachte, indem er den Dualismus Oesterreichs und Preussens in Deutschland beseitigte, die Misère des Bundestags zertrümmerte und Preussens Herrschaft bis zur Mainlinie vorschob. Dass bei einer so grossen Umwälzung Wahrheit und Recht nicht immer geschont wurden und die Idee der Einheit und Freiheit Deutschlands mehr als Mittel zum Zweck gebraucht wurde, können die eifrigsten Verehrer des kühnen und gewaltigen Mannes nicht in Abrede stellen. Seine Erfolge und sein Vorbild konnte also nicht wie das der Heroën der Befreiungskriege den Glauben an jene idealen Mächte stärken, sondern musste auf politischem Gebiete einen Realismus zur Herrschaft bringen, der für die moralische Zukunft unserer Nation fürchten lässt. Wir vertrauen aber

ihrem tiefgewurzelten echten Idealismus, dass sie nicht auf die Dauer, gleich ihren westlichen Nachbarn, in dem Ruhm, der Macht und dem Glanz des Staates bei innerer moralischer Fäulniss Befriedigung finden, sondern dass ihr gesunder Kern die harte realistische Schale durchbrechen und, wenn Gott Gnade giebt, vielleicht im heissen Kampf mit dem eifersüchtigen Auslande, eine Staatsform ans Licht bringen wird, in welcher auf der von Gott geschaffenen Naturbasis der Nationalität die ewigen Ideen der Wahrheit und Gerechtigkeit, der Autorität und Freiheit sich zu realem Dasein verkörpern. [1])

Nachdem der falsche Idealismus des vorigen Jahrhunderts die Religion auf den dürrsten Rationalismus und Moralismus reducirt und die Kirche zu einem von den Gebildeten ignorirten, ja verachteten Schemen herabgebracht hatte: erzeugte der Aufschwung der Nation in den Befreiungskriegen auch auf diesem Gebiete die glücklichste ideal-reale Reaktion. Die ihnen vorausgehende Noth hatte in Preussen Fürst und Volk zu tiefer Busse erweckt; die göttliche Hülfe, durch welche die ungeheure gemeinsame Anstrengung gekrönt wurde, erneuerte den Glauben an den alten Gott, den Gott, der sich in Christo der Welt geoffenbart hat. Dieser frisch aus der ewigen Quelle entsprungene Glaube hatte ein echt idealistisches Gepräge und verband durch die gemeinsame Erfahrung der Hülfe protestantische, katholische und griechische Christen zu einer bis dahin nicht gesehenen Einigkeit im Geiste. Aber als dieses ideale religiöse Leben naturgemäss sich in der religiösen Gemeinschaft, der Kirche, zu realisiren strebte, traten auch jene Unterschiede wieder hervor; und das hätte man nicht zu beklagen gehabt, wäre nur die Einigkeit im Geiste geblieben! Diese zu erhalten und ihr einen entsprechenden realen Ausdruck zu geben,

1) Die realen Bedingungen dieses Erfolges zu erörtern, ist die Aufgabe einer „Politik nach dem Maass der gegebenen Zustände", also nicht dieses Ortes. Beachtenswerthe Beiträge für die innere Politik bietet Gneist, Staatsverwaltung und Selbstverwaltung nach englischen und deutschen Verhältnissen. Berlin 1869.

war das Ziel der Union der beiden evangelischen Bekenntnisse, welche zwar Anfangs in idealistischer Unbestimmtheit hervortrat, dann aber in der begründeten Voraussetzung, dass der Lehrunterschied die kirchliche, insbesondere die Abendmahlsgemeinschaft nie hätte ausschliessen sollen, in der grundsätzlichen Herstellung derselben eine hinreichend bestimmte reale Gestalt gewann. Die katholische Kirche schloss sich in dem erneuerten Realismus des Tridentinischen Concils ab und der wieder hergestellte Jesuitenorden sucht bis zur Stunde die freieren, idealen Geistesimpulse, die von Männern wie Mühler u. A. ausgehen, zu erdrücken. Die griechische Kirche identificirte sich in ihrem Centralgebiet, Russland, von Neuem in byzantinischer Weise mit dem absoluten Staate und bedrückt je länger je mehr das katholische und evangelische Bekenntniss als für die Einheit des Reiches gefährliche Elemente.

Leider hat in der evangelischen Kirche Deutschlands jene schöne Einheit des Idealen und Realen nicht lange bestanden. Die Gegensätze sind in fehlerhafter Einseitigkeit einander entgegengetreten und drohen als Parteien die Kirche zu zerreissen. Einseitig realistisch war schon der bald nach den Befreiungskriegen sich zeigende Pietismus, weil in seiner Gesetzlichkeit und krankhaften Gefühlsrichtung von der Idee, ihrer Erkenntniss und freien Darstellung abgewandt. Nicht minder ist es der Orthodoxismus und Confessionalismus unserer Tage, der nominell die Einheit und Reinheit lutherischer Lehre auf seine Parteifahne schreibt und unter dessen Anhängern zwar die Menge der Pastoren sich mehr oder weniger an den Buchstaben des Bekenntnisses bindet, ohne ihre Gemeinden hinter sich zu haben, die erleuchteten Führer aber in den verschiedensten, theils das Bekenntniss überschreitenden, theils ihm widersprechenden Meinungen auseinandergehen, so dass die Bekämpfung der verhassten Union, nicht ohne Beimischung politischer Motive, das einzige sie verknüpfende Band scheint. — Ein falscher Idealismus aber liegt der Richtung zum Grunde, die der Offenbarung und dem Wunder, weil der Verstand sie nicht begreift, die Möglichkeit, also auch die Wirklichkeit abspricht und das Christenthum, gleich dem Rationalismus des vorigen

Jahrhunderts, auf ein dürftiges Residuum religiös-sittlicher Abtractionen reducirt, nur dass sie dieses, um seiner Dürre zu entgehen, entweder mit einigen Sätzen Hegelscher Philosophie (D. Strauss) oder mit sentimentaler Romantik (E. Renan) unserem oberflächlich gebildeten Publikum mundrecht zu machen sucht. Auch ihre Verheissung einer die gesammte Zeitbildung in sich schliessenden Volkskirche ist durchaus trügerisch. Denn ihre Anhänger im gebildeten Laienstande wollen sich eigentlich nur die Kirche vom Leibe halten, und die in rohestem Realismus der Religion überhaupt entfremdeten Massen unseres Volkes für die Kirche wieder zu gewinnen ist sie ganz ohnmächtig; schon jetzt wird sie von den radikalen Führern dieser Massen weit überboten.

Glücklicher Weise sind aber diese beiden Richtungen, wie breit sie sich machen, nicht die einzigen, ja nicht einmal die einflussreichsten Vertreter und Führer unserer theuern evangelischen Kirche. Gott der Herr hat sich auch jetzt seine Siebentausend vorbehalten, die nur vor ihm und nicht vor jenen Idolen ihre Knie beugen. Wir besitzen eine Theologie, welche in freiestem Gebrauch der kritisch-historischen, exegetischen und philosophischen Hülfsmittel die positiven Schätze der Offenbarung in den heiligen Schriften alten und neuen Testaments, die den Kern aller evangelischen Bekenntnisse bilden, zu heben und für das kirchliche Gemeinbewusstsein fruchtbar zu machen weiss. Die Verkündigung des Evangeliums aber zieht nach aller Erfahrung da am Meisten an und bringt die meiste Frucht, wo sie in glücklicher Vereinigung des Idealen und Realen im Christenthum die Kraft göttlicher Heilsgedanken Geist und Herz lebendig näher zu bringen und alle Lebensverhältnisse damit zu durchdringen versteht. Auch das Leben der Gemeinde hat von einseitiger Gefühlsinnigkeit eine glückliche Wendung zu realer Liebesthätigkeit genommen; zunächst in der die Phantasie besonders ansprechenden, weil in die Ferne wirkenden Heidenmission; dann alsbald in den mannichfaltigen Arbeiten der inneren Mission, die in sichtbarer Nähe der geistlichen und leiblichen Noth unseres Volkes zu steuern und also, allen idealistischen Täuschungen feind, den in Christo erschienenen

Heilsgedanken Gottes in der gefallenen Menschheit zur vollen, realen Wahrheit zu machen strebt. Gelingt es unserer Kirche dieses freie Thun durch einen entsprechenden Organismus zu ergänzen, in welchem das Ideal von Eph. 4, 16, wenn auch nur unvollkommen, verwirklicht ist, so darf sie, wie sichtbar auch die Mächte der Finsterniss zum Gerichte reifen, unter gnädigem Walten ihres unsichtbaren Hauptes dem auch durch sie und in ihr kommenden Reiche Gottes freudig entgegensehen.

Wenn die bildende Kunst nach dem Ausspruch eines ihrer grössten Meister den Geist zum Vater und die Natur zur Mutter hat und bestimmt ist, die Wahrheit der Dinge in ihrer sinnlichen Erscheinung schön darzustellen, so scheint schon ihr Begriff die Einheit von Idealem und Realem vorauszusetzen. In der Wirklichkeit aber sehen wir auch sie zwischen Idealismus und Realismus, und selbst bis zu rohem Realismus schwanken.

Es ist beachtenswerth, dass ihr erstes Wideraufleben in Italien durch den Uebergang von der stereotypen Idealität byzantinischer Gemälde zu der lebensvolleren Naturwahrheit in Giotto's Werken, unbeschadet ihres idealen Gehaltes, bezeichnet wird.[1]) Und so ist sie bald mehr nach der einen, bald nach der anderen Seite fortgeschritten, bis sie zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts in den erhabenen Compositionen Michel Angelo's auf Seiten der Idee, in dem Licht- und Farbenzauber Tizians für die sinnliche Erscheinung und durch Raphaels unsterbliche Werke im Ebenmaass beider Richtungen ihren Höhepunkt erreichte. Die folgenden Jahrhunderte zeigen das merkwürdige Schauspiel, dass auch der künstlerische Geist, wenn er das Höchste erreicht sieht, der Reflexion und unter deren Herrschaft in seinen Productionen der Manier verfällt. Unter den künstlerich so reich begabten Niederländern aber machte sich ein Realismus geltend, der in der Landschaft, dem Blumenstück und Stilleben die Idealität der Natur, im Genre die

1) Vergl. Rumohr, Italienische Forschungen. Bd. I.

Gemüthlichkeit, freilich auch mit Verzicht auf alle Idealität das Gemeine des Volkslebens meisterhaft darstellt.

In Deutschland brach die Kunstgeschichte zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts mit Albrecht Dürer, Peter Fischer und Hans Holbein ab, Meister, die wenn ideale Wahrheit und charaktervoller Ausdruck derselben, nicht Schönheit der Formen, die dem nördlichen Himmel mehr versagt scheint, zum Maasstab genommen wird, ihren grossen italiänischen Zeitgenossen würdig an die Seite treten. Später ging für unser Vaterland, wie die politische Einheit und Selbständigkeit, so auch die künstlerische verloren, bis der geistige Aufschwung unseres Volkes im vorigen Jahrhundert zunächst den Sinn für die höchsten Kunstleistungen der Vergangenheit, in Winkelmann, Lessing, Göthe, und dann auch produktive Kräfte weckte. Diese sahen sich aber von Anfang an und sehen sich bis zur Stunde, weil die Tradition abgebrochen ist und das Höchste hinter ihnen liegt, abermals auf die Reflexion angewiesen und stehen also in der Gefahr, entweder bei dem berechtigten Streben an die Vergangenheit wieder anzuknüpfen der Nachahmung, oder, wenn sie diese verschmähen, der Willkür zu verfallen. Die Aufgabe aber ist, nach dem Maass des Grössesten, was die Vergangenheit geleistet, aus dem eigenen Geiste, in dem die ewig junge Natur sich spiegelt, Neues hervorzubringen, worin die Gegenwart ihr bestes Selbst wiedererkennt.

In der Malerei rief die Bekanntschaft mit den altitaliänischen Meistern in Rom und München eine romantische Schule hervor, die sich nur allmälig und nicht in allen ihren Gliedern von manierirter Nachahmung frei gemacht hat. Overbeck's sämmtliche Werke tragen neben eminenter künstlerischer Begabung und tief christlicher Empfindung davon die Spuren. Ganz selbständig hat dagegen Cornelius von Anfang an, von dem Geiste der erhabensten Kunstschöpfungen aller Zeiten angeweht, sich zu dem grössten Meister unserer Zeit entwickelt und durch seinen Vorgang auch Anderen die Wege gezeigt. Nach seinem oben erwähnten Ausspruch strebte er grundsätzlich der Einheit des Idealen und Realen nach; auch zeigen seine Compositionen, wie grossen Fleiss er auf das Studium

der Natur, Anatomie, Gewandung u. A. verwandte. Wenn aber seine Stärke dennoch auf der idealen Seite liegt, so dass er an Tiefe und Reichthum der Ideen die grossen Meister des sechszehnten Jahrhunderts noch übertroffen haben dürfte: so ist der Grund in seiner einseitigen Begabung, insbesondere in der Gewalt und Fülle seines Geistes zu suchen, die ihm auf die Mittel der Darstellung nicht immer die nöthige Aufmerksamkeit zu verwenden gestattete.

Wennn überhaupt in Rom und München in Composition und Zeichnung eine überwiegend ideale Richtung verfolgt wurde, so rühmt sich die von Berlin aus durch Schadow in Düsseldorf begründete Schule, dieser Einseitigkeit durch liebevolle Beachtung der Natur und glückliche Anwendung der Farbe entgangen zu sein. Die Historienmalerei dieser Schule zeigt aber weniger den kräftigen Naturalismus und den schöpferischen Farbensinn der Venetianer und Niederländer, als eine reflectirte Idealität, welche auf den socialen Geschmack Berlin's zurückweist und in diesem Kreise daher so ungetheilten Beifall gefunden hat.[1]) Ein edler, ideale Bezüge nicht ausschliessender Realismus findet sich hier und anderwärts in einem gemüthvollen Genre (Knaus, Vautier u. A.) und in der Landschaft (Lessing, A. u. O. Achenbach), der in Schirmer's und Prellers Werken sich selbst der Historie anschliesst. Ein Realismus der schlechtesten Art dagegen ist es, der, wetteifernd mit der frivolsten französischen Litteratur, durch effektvolle Darstellung des Unsittlichen und Unschönen den übersättigten Gaumen einer blasirten Welt zu reizen sucht.

In der Skulptur führte die Erkenntniss echt griechischer Werke, die wir ursprünglich Winkelmann verdanken, Thorwaldsens schöpferischen Genius zu freien Nachbildungen derselben von unvergänglichem Werth; aber christliche Gegenstände in ihrem eigenthümlichen Geist darzustellen und eine ganz unserer Zeit angehörige Schule zu gründen, war ihm ver-

1) Selbst Lessings lebensvolle und charakteristische Gestalten sind theatralisch und genrehaft, weil er es verschmähte, durch das Studium der grössesten Kunstschöpfungen aller Zeiten sich zu der Höhe des historischen Styls zu erheben.

versagt. Im Gegensatz zu dieser griechischen, also uns fremden Idealität, hat ein edler Realismus in dem monumentalen Porträt Bedeutendes geleistet (der ältere Schadow, Rauch und seine Schule), ja in Riethschel's Lutherdenkmal einen echt idealen Aufschwung genommen. Einen neuen Weg geht in Darstellung idealer Vorwürfe A. Wittig in Düsseldorf, der nach dem Vorgang der besten Bildwerke des sechszehnten Jahrhunderts in antiken Gegenständen ideale Naturlebendigkeit, in christlichen den seelischen Ausdruck mit schöner Naturwahrheit in Gestalt und Gewandung glücklich verbindet. Unbedingt verwerfen müssen wir dagegen auch hier den Naturalismus neuester Zeit, der im Widerspruch mit dem Grundgesetz der Sculptur, durch stille Grösse und Idealität einen geistigen Eindruck hervorzurufen, durch unruhige Bewegung und unschöne Formen nach sinnlichen Effekten hascht.

Auch in der Wissenschaft, insbesondere ihrer Führerin der Philosophie, erscheint auf der Wende des achtzehnten zum neunzehnten Jahrhundert ein Fortschritt von einseitigem Idealismus zu einem berechtigten Realismus, der nur in unseren Tagen zu der entgegengesetzten Einseitigkeit ausgeartet ist.

Kant verwahrte sich zwar auf das Entschiedenste gegen den Vorwurf des Idealismus im metaphysischen Sinn (wie der Berkeley's) und behauptete, dass der Erscheinungswelt ein Reales zum Grunde liege; hat aber doch, indem er den Gesetzen der Vorstellung und des Denkens nur subjektiven Werth zuschrieb, die Möglichkeit einer Erkenntniss des Dinges an sich leugnete, und nur in den höchsten sittlichen Ideen, Tugend, Unsterblichkeit, Gott, ein erkennbares Absolutes annahm, die einseitig idealistische Richtung seiner Zeit begünstigt. Auch Fichte's noch consequenterer subjektiver Idealismus war nicht geeignet diesen Mangel zu ergänzen. Erst mit Schelling's Naturphilosophie, die von der Idee ausgehend die wirkliche Welt zu begreifen suchte, trat eine entschieden realistische Wendung ein, welche gleichzeitig in den Erfahrungswissenschaften, den historischen sowohl als den natürlichen, zu be-

merken ist. Hegel hat dann diese Einheit des Idealen und Realen in seinem Grundsatz, dass alles Wirkliche vernünftig sei, auf die Spitze getrieben und durch den Schein, nach beiden Seiten volle Befriedigung zu gewähren, seiner Zeit imponirt. Aber nicht nur musste, bei näherer Prüfung jene Einheit als usurpirt, oder durch didaktische Trugschlüsse erschlichen offenbar werden, sondern der innere Widerspruch trat nach dem Tode des Meisters in der Spaltung seiner Schüle in zwei Parteien hervor, wovon die Eine die dialektisch-ideale Seite seines Systems festhielt, während andere selbständige Philosophen auf andern Wegen mit der Idee an die Wirklichkeit heran zu kommen suchen; die andere Hälfte der Hegel'schen Schule aber dem einseitigsten Realismus verfiel. Diesem kommt der gewaltige Aufschwung der Naturwissenschaften entgegen, der durch seinen betäubenden Eindruck die grosse Mehrzahl ihrer Vertreter zur Verwerfung alles Idealen, bis zu den Begriffen Kraft, Gesetz, Geist u. A., und zu dem krassesten Materialismus verführt hat. Unter dem glänzenden Namen Alexander von Humboldt's, der ihm keineswegs huldigte, dessen Grösse aber mehr auf Universalität des Wissens und Combination der Erscheinungen als auf Tiefe des Gedankens beruht,[1]) werden die augenblicklichen Resultate der Naturwissenschaft popularisirt und jene materialistische Weltanschauung in der Masse unseres Volkes verbreitet, die bereits den Glauben an sittliche und religiöse Ideen in erschreckender Weise untergraben hat. Es fehlt nur,

1) Vergl. sein schönes Bekenntniss in den so eben erschienenen „Briefen an Bunsen" S. 16 folg., wo er über die im Jahre 1834 nach Hegel's Tod vereitelte Berufung Schellings nach Berlin, deren Gegner sich auf ihn beriefen, sagt: „Ich, der nie anders als mit den Ausdrücken der Bewunderung (Vorrede eines Naturgemäldes) von Sch. gesprochen. Einem Deutschen steht es wahrlich nicht an, das edle Bestreben, das Beobachtete zu verknüpfen, das Empirische durch Ideen zu beherrschen, mit Verachtung zu behandeln. Ich habe nie die Möglichkeit einer Naturphilosophie bezweifelt u. s. w. Ich bin fest überzeugt, dass des grossen Naturphilosophen Ankunft Mitscherlich's oder Kunth's chemische und botanische Vorlesungen nicht um Einen Zuhörer vermindert haben würde; der Philosoph würde mit Achtung jeden behandelt haben, der auf dem Wege der Beobachtung den Horizont des empirischen Wissens

dass auch des Engländers Buckle Leugnung des freien Willens in der Geschichte und ihre statistische Zurückführung auf Naturgesetze bei uns importirt und zur Herrschaft gebracht würde, um unter dem Trugbild falscher Civilisation alle Grundlagen echter Culturentwicklung zu zerstören.

Wohin muss dies führen? Was ist von den kommenden Generationen zu erwarten? Die Schule ist es, die mit der Jugend unseres Volkes seine Zukunft in der Hand hat; und, insofern sie vom Zeitgeist beherrscht wird, drohen uns hier ernste Gefahren. Was zunächst die höheren Schulen, die Bildungsstätte der denkenden Klassen, betrifft: wer bürgt dafür, dass in denselben der naturwissenschaftliche Unterricht nicht jener materialistischen Richtung folgt? dass nicht vielfach philologische Mikrologie an die Stelle der Begeisterung für das Alterthum, eine vom Zeitgeist beeinflusste tendenziöse Historie an die Stelle wahrhaft objektiver, d. i. christlicher Geschichtsbetrachtung tritt? Beurtheilen wir die Leistungen dieser Schulen nach dem Erfolg, so ist es Thatsache, dass viele Jünglinge zwar mit gutem Wissen ausgestattet, aber geistig blasirt zur Universität kommen, und statt begeisterter Hingabe an die Wissenschaft, nur die Vorbereitung für ihr künftiges Fortkommen ins Auge fassen, folglich als Männer dann von dem Ehrgeiz der Carriere, von dem Trachten nach Besitz oder von Genusssucht beherrscht werden müssen. Und in Bezug auf die Volksschule erhebt sich allenthalben ein wahrer Sturm der demokratischen Partei, der ihr mit ihrem confessionellen, d. i. ihrem religiösen Charakter ihre höchste Idealität rauben will, und wenn es ihr gelänge, wenn namentlich die Vertreter der Schule selbst sich dazu hergäben, sie schliesslich auf Abrich-

---

zu erweitern strebt, weil er in dem Beobachteten selbst das Material erkennt, welches der Geist ordnen, beherrschen soll.“ Und von sich selbst sagt er S. 18: „Von dem rein metaphysischen Studium durch schwächere Geistesanlagen und frühe Beschäftigung mit dem empirischen Wuste getrennt, war mein Zweck des lebhaften Wirkens in dieser Angelegenheit (für Schellings Berufung) der u. s. w.

tung für's Gewerbe, städtisches oder ländliches, beschränken würde.

Was also haben Alle, denen die Zukunft unseres Volkes theuer ist und die an die Ideen des Guten, Schönen und Wahren glauben, bei dem, wie wir gesehen, auf allen Lebensgebieten über Hand nehmenden einseitigen schlechten Realismus zu thun? Sollen sie mit dem grossen Strome schwimmen? Das sei fern. Vor Allem möchten wir sie zu der ernsten, eingehenden Prüfung einladen, ob nicht, wie wir nachzuweisen versuchten, in dem Christenthum, wie es seine ursprünglichen Urkunden den unbefangenen Leser sicher erkennen lassen, principiell die Weltanschauung gegeben sei, in der Ideales und Reales zur vollkommnen Einheit sich zusammenschliesst. Haben sie sich aber hiervon überzeugt, so möchten wir sie ferner bitten, unter Nichtachtung des Spotts der Menge und mit Beiseitesetzung aller secundären Meinungsverschiedenheiten, mit Allen die jene Ueberzeugung theilen vereinigt, durch lautes Zeugniss und, nach dem Maasse des Berufs und der Macht, durch entschiedenes Handeln jenem drohenden Verderben zu steuern.

Rheineck, im Juli 1869.

von Bethmann-Hollweg.

III.

ZUR GRÜNDUNGSGESCHICHTE DES DEUTSCHEN ZOLLVEREINS.

I.

In den 51 Jahren zwischen Waterloo und Königgrätz ist die Gründung und Entwickelung des Zollvereins unstreitig nicht allein das segensreichste, sondern auch das grösste Ereigniss deutscher Geschichte.

Und zwar haben zu diesem Ereignisse alle drei Hauptmassen zusammengewirkt, in welche Deutschland geographisch sich gliedert: das süddeutsche Hochland, die norddeutsche Tiefebene und jenes Mitteldeutschland, welchem so oft die Aufgabe zugefallen ist, die Gegensätze von Nord und Süd zu vermitteln und das Ganze dadurch zusammenzuhalten. Zu diesem Mitteldeutschland rechne ich nicht bloss das mitteldeutsche Gebirge mit seinem nördlichen Vorterrassen und seiner westlichen Gabelung, also dem Ursitze der Reformation und der neuhochdeutschen Büchersprache; sondern auch das ganze mittlere Rheinland, welches die extrem süddeutsche Schweiz und das extrem norddeutsche Niederland durch einen der schönsten Flussläufe der Welt mit einander verknüpft. So gehört Baden z. B. nach seiner geographischen Breitenlage zu Süddeutschland; es steht aber durch die Tieflage und Wasserverbindung seiner wichtigsten Theile Norddeutschland wesentlich nahe. Und wenn sein Staat sich mehr als einmal die Aufgabe gestellt hat, ein nach Süden vorgeschobener Posten nord-

deutschen Wesens die gar zu weit gehende Sonderung der beiden grössten Gegensätze zu verhüten: so ist das geographisch recht wohl erklärbar. Etwas Aehnliches gilt von dem ostfränkischen Mainlande.

In merkwürdig typischer Weise haben sich um die Gründung des Zollvereins das Hauptverdienst erworben: ein grosser Staatsmann, ein grosser Tages-Schriftsteller und eine grosse Regierung.

Für den eigentlichen Erfinder des Zollvereins, sofern bei solchen Dingen von einem Erfinder die Rede sein kann, halte ich den badischen Staatsmann Nebenius, für denjenigen, welcher am meisten beigetragen hat, das deutsche Volk für diese Erfindung empfänglich zu machen, den Schwaben List, in Verbindung namentlich mit der Augsburger allgemeinen Zeitung und dem Cottta'schen [1]) Verlage überhaupt; wogegen sich hauptsächlich Preussen das Verdienst erworben hat, die Sache ins Leben zu führen. Und zwar ragen unter den preussischen Staatsmännern, welche hierfür zusammenwirkten, besonders hervor: der Finanzminister Maassen, der Geheime Rath Beuth und der damalige Geheime Legationsrath (nachmals geistliche Minister) Eichhorn, alle drei in dem von mir vorhin charakterisirten Mitteldeutschland geboren.[2])

Man hat mit Recht gesagt, dass in Dentschland fast zu keiner Zeit die Gegensätze der Nationaleinheit und Particularsouveränetät einander so schroff gegenüber standen, wie unmittelbar nach den sogenannten Befreiungskriegen. Musste der Sieg grossentheils dem Nationalgefühle zugeschrieben und dieses letztere eben durch seinen Erfolg mächtig gehoben werden, so wurde andererseits die von Napoleon auf dem Papier begründete, aber thatsächlich niedergehaltene Souveränetät der

1) Es war bekanntlich der Freiherr v. Cotta selbst, der zu Anfang des Jahres 1829 durch seine Verhandlungen zu Berlin den späteren Anschluss von Bayern und Württemberg an Preussen auf das Wirksamste vorbereitet hat.

2) Karl Georg Maassen geboren 1769 zu Cleve; Peter Christoph Wilhelm Beuth geboren 1781 ebendaselbst; Albrecht Friedrich Eichhorn geboren 1779 zu Wertheim am Main.

Mittelstaaten erst nach seinem Sturze recht lebendig, um so mehr, als sie sich zumal in Süddeutschland, bald durch Anschluss an den neufranzösischen Liberalismus moralisch sehr zu verstärken wusste.

Auch auf dem Gebiete des Zollwesens, d. h. also des nationalen und internationalen Handels, war die Lage Deutschlands während der ersten Jahre des allgemeinen Friedens in vieler Hinsicht schlimmer, als je; und doch zugleich auch die Empfindlichkeit, die gegen diesen Druck reagirte, besonders lebhaft. Das deutsche Reich hatte zwar seit dem gescheiterten Versuche von 1521 gar Nichts gethan, um gegenüber dem Auslande ein nationales Handelssystem zu organisiren. Ebenso wenig hatte es im Innern jene Unzahl mittelalterlichen Zollstätten aufgehoben, die, keinem System entsprechend, nur geschichtlich erklärbar, den Verkehr der Deutschen unter sich stärker belästigten, als in irgend einem anderen Kulturlande.[1]) Aber es war nach den Reichsgesetzen, zumal seit der Wahlcapitulation Josephs I. von 1690, weder die Vermehrung, noch die Verlegung der vorhandenen Zölle gestattet. Namentlich durften sich die einzelnen Territorien zwar wohl durch Einfuhr- und Ausfuhrverbote, aber nicht durch Grenzzölle von einander absperren; weshalb z. B. das 1764 eingeführte bayerische Grenzzollsystem auf dem Reichstage ernstlich angefochten wurde. Dagegen hoben alsbald nach der Auflösung des Reiches Bayern 1807, Württemberg 1808, Baden 1812 ihre Binnenlandzölle auf und errichteten dafür Grenzzölle. — Ungleich wichtiger waren die Vorgänge in Preussen seit 1818. Dieser Staat hatte früher wegen der zerrissenen Lage seines Gebietes Grenzzölle für unmöglich gehalten, und die Erhebung seiner indirecten Steuern in der Form städtischer Thoraccisen bewirkt, wodurch er zugleich die ländliche und städtische Bevölkerung zu treffen glaubte. Schon die Gewerbefreiheit des platten Landes hatte diese Voraussetzung durchlöchert, und überhaupt war nach Wiederherstellung des Friedens eine

1) Schon im 14. Jahrhundert nannte der Engländer Thomas Wiccius die vielen Zölle eine miram Germanorum insaniam.

Reform unbedingt nothwendig. In den alten Provinzen allein gab es 60 verschiedene Zoll- und Accisetarife, die letzteren zusammen 2775 verschiedene Gegenstände umfassend, so dass der Minister von Struensee das indirecte Steuernsystem Preussens mit Recht ein Chaos genannt hatte. Zum internationalen Freihandel überzugehen, was manchen damaligen Staatsmännern wohl nicht unlieb gewesen wäre, schien deshalb unmöglich, weil keine der übrigen Grossmächte in derselben Richtung ernstliche Schritte thun wollte. Die niederrheinischen Fabrikherren beklagten in einer Bittschrift an den König (22. April 1818): „von allen Märkten Europas sind unsere Gewerbe durch Zolllinien ausgeschlossen, indess alle Gewerbe Europas in Deutschland einen offenen Markt haben." Also immer nur Amboss, nie Hammer! So umgab sich denn auch Preussen 1818 mit einer Zollgrenze, die in den gewohnten Verkehr der Deutschen um so tiefer einschnitt, als sie bei der Zerstreuung der preussischen Gebietslage nicht weniger als andere 28 deutsche Staaten berührte. Namentlich ward dies empfunden auf beiden Seiten der sächsischen Grenze, wo der neue Zoll einen uralten Verkehr zerrissen hatte.

So war denn zwar für die Mehrzahl der Preussen die Lage etwas besser geworden; aber für die Mehrzahl der übrigen Deutschen galt mehr als je der Vergleich de Pradt's, welchem die Deutschen wie Gefangene vorkamen, die nur durch ein Gitter mit einander verkehren durften.

Für sie waren eigentlich alle Schattenseiten der Handelsfreiheit und des Sperrsystems vereinigt, ohne die entsprechenden Lichtseiten! Was die Lage besonders schlimm machte, war die Ueberproduction, wozu sich der englische Gewerbfleiss in den ersten Friedensjahren, durch grosse Ueberschätzung der Conjunctur hinreissen liess, und deren Ergebnisse um so mehr auf den offenen deutschen Markt geschleudert wurden, je mehr sich die meisten anderen Staaten durch ihr Zollsystem dagegen verschlossen hielten. Und die englischen Korngesetze vergrösserten noch die Noth, indem sie die natürlichste Bezahlungsweise der englischen Fabrikate mittelst deutscher Landbauproducte hinderten.

So regte denn schon 1816 auf der Leipziger Messe E. Weber eine Versammlung von Kaufleuten und Fabrikanten an, welche der Bundesversammlung mittelst einer Denkschrift die traurige Lage der deutschen Industrie ans Herz legen sollte. Gleichzeitig fehlte es nicht an Zeitungsartikeln, selbst an Broschüren, um die Nothwendigkeit eines Schutzes gegen das englische Uebergewicht und zugleich einer Wegräumung der Zollschranken im Innern zu betonen. Auf dem Bundestage kam es am 19. Mai 1817 zu dem ersten Versuche, Art. 19 der Bundesacte: „wegen des Handels und Verkehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten, sowie wegen der Schifffahrt" in Berathung zu treten. Württemberg beantragte die Aufhebung der Korn- und Vieh-Ausfuhrverbote, die von mehreren Bundesstaaten während der Theuerung erlassen waren. Ein sofort gewählter Ausschuss entwarf alsbald eine Uebereinkunft zur Freiheit des Korn- und Schlachtviehhandels zwischen sämmtlichen Bundesgliedern; Preussen, Baden, die thüringischen Staaten, Sachsen, Nassau und die freien Städte nahmen sich der Sache an. Allein Hannover verwahrte sich gegen die Verbindlichkeit eines Majoritätsbeschlusses in solchen Dingen; Mecklenburg wollte die ganze Angelegenheit der freien Uebereinkunft zwischen den Einzelstaaten überlassen sehen; Bayern knüpfte seine Zustimmung an die unerfüllbare Bedingung, dass sämmtliche Bundesstaaten auch mit ihren nicht zum Bunde gehörigen Ländern unwiderruflich dem Beschlusse beiträten. So wurde denn am 14. Julius auf Oesterreichs Antrag neue Berichterstattung an die Regierungen beschlossen, und damit die ganze Sache ins Unendliche verschoben.[1]) Ein charakteristischer Anfang, dem alle späteren Anläufe der Bundesgesammtheit auf demselben Gebiete nur zu sehr gleichen sollten!

Nicht viel ermuthigender war insonderheit die Aufnahme, welche die Sache auf den Wiener Ministerial-Conferenzen im Winter 1819/20 fand. An diese hatte sich nicht bloss der von List zu Frankfurt a. M. 1819 gestiftete „deutsche Handels-

1) Ilse, Geschichte der Deutschen Bundesversammlung I. 184 ff. 407 ff.

und Gewerbeverein", sondern auch der Hamburger „antipiratische Verein" mit Denkschriften gewandt: der letztere speciell gerichtet auf Einheit in den Maassregeln der Handelspolitik, Einführung einer allgemein deutschen Flagge und Unschädlichmachung der Barbaresken. Obgleich von den kleineren Bundesgliedern manche recht wohl einsahen, dass eine Reform auf diesem Gebiete zur Minderung des Odiums führen konnte, welches der Bund auf dem Gebiete der vorzugsweise sogenannten Politik nur allzu sehr erregt hatte, so kam schliesslich doch weiter nichts heraus, als eine Rückverweisung der Frage an den Bundestag, welcher sie doch eben seinerseits, weil er selber daran verzweifelte, der Conferenz zugewiesen hatte. So entzückt und hoffnungsreich List damals an seine Frau schrieb: „unsere Sache macht gewaltiges Aufsehen . . . der Congress hat zu unseren Gunsten schon einige Beschlüsse gefasst . . . wir sind auf dem Wege, die österreichische Regierung auf andere Ansichten zu bringen" (List's gesammelte Schriften I., 4 Bd.); so entschieden war der Congress bereits über die Vorfrage, „dass ein deutscher Verein, der nirgends eigentlich zu Hause gehöre, gar nicht denkbar sei" und man daher mit einem solchen auch in gar keine Verhandlung treten könne.[1])

II.

FRIEDRICH NEBENIUS.

Es ist für die neuere Geschichte von Deutschland charakteristisch, dass wir die nachfolgende Erörterung mit einem Staatsbeamten anfangen müssen: freilich wohl dem grössten unter den vielen, theoretisch wie praktisch gleich hervorragenden Beamten, wodurch sich Baden seit der Regierung Karl Friedrichs vor anderen deutschen Staaten ausgezeichnet hat,

1) Aegidi: Aus der Vorzeit des Zollvereins, 32.

und wodurch manche sonst unverkennbare Fehlstellen, welche in der historisch eigenthümlichen Landes- und Volkscomposition des badischen Staates gegründet sind, bisher immer noch gutgemacht wurden.

Nebenius war der Sohn einer wackern badischen Beamtenfamilie, geboren 1784 zu Rhodt in der Rheinpfalz. Nachdem er in Tübingen studiert hatte, lernte er als Volontär beim Präfecten zu Besançon die Napoleonische Verwaltungspraxis, verschmähte aber den ihm gewordenen Antrag, in den französischen Dienst selber zu treten. Seit 1811 war er in Baden für die Reorganisation des directen Steuerwesens (in Verbindung mit Börsch), auch des indirecten Steuer- und Domänenwesens thätig: wobei sich die charakteristisch deutsche Merkwürdigkeit ereignete, dass seine Reformpläne zuerst in Nassau und dann erst, empfohlen durch den nassauischen Erfolg, in Baden selbst durchgeführt wurden. Um 1818 arbeitete Nebenius den Entwurf der badischen Verfassung aus, der alsdann ohne erhebliche Aenderungen Gesetz wurde, nur den Artikel von den Domänen ausgenommen (59), in welchem Nebenius das Domanialeigenthum dem Staate zuerkannt hatte, wogegen die wirklich promulgirte Verfassungsurkunde von Patrimonialeigenthum des grossherzoglichen Hauses redet: ein Artikel, der seitdem „entweder einen Zankapfel oder ein Noli me tangere zwischen Regierung und Ständen gebildet hat." (Vogelmann.) Von Nebenius, damals noch Finanzrath, rührt auch das gleichzeitige Wahlgesetz mit seinem fast allgemeinen Activwahlrechte zur II. Kammer her. Nach seiner Versetzung ins Ministerium des Innern (1823) setzte er die Einführung des metrischen Systems für Maass und Gewicht durch. Auf den Landtagen der dreissiger Jahre war er die rechte Hand des Ministers Winter, wie denn namentlich die Gemeindeordnung von 1831 eine gemeinsame Arbeit der beiden Freunde ist, die zugleich an dem Zustandekommen der Ablösung der bäuerlichen Lasten einen grossen Antheil hatten. Als Vorstand der Gesetzgebungscommission war Nebenius u. A. für die neue Civilprocessordnung mit Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens thätig; als Minister des Innern, was er nach Winters Tode wurde, für die

frühzeitige Aufnahme des Eisenbahnbaues. Seine grosse Vielseitigkeit zeigte sich u. A. darin, dass er noch, ehe er Minister war, auf den Landtagen meist als allgemeiner Regierungscommissar zu wirken hatte. Doch musste er im October 1839 der von Blittersdorff geführten Reaction weichen. Einen Antrag Friedrich Wilhelms IV., in preussischen Dienst zu treten,[1]) lehnte er jedoch ab, wurde auch 1845 wieder ins badische Ministerium zurückberufen. Indess nöthigte ihn 1849 seine wachsende Augenschwäche, der praktischen Thätigkeit zu entsagen. Er starb 1857.

Ueber die Eigenthümlichkeit von Nebenius amtlichen Arbeiten äussert sich der spätere Präsident des badischen Finanzministeriums, Staatsrath Vogelmann, der längere Zeit unter Nebenius gedient hat, in einem Privatbriefe an den Verfasser dieser Blätter, wie folgt: „Ohne Ausnahme haben sich die Vorträge, Gutachten, Gesetzentwürfe von Nebenius durch erschöpfende Behandlung, klare Darstellung und stilistische Form ausgezeichnet. Es ging ihm gegen die Natur, seinen Namen unter eine Arbeit zu setzen, die nicht nach allen Seiten hin wohl durchdacht, und durch und durch fertig war. Dies hat ihm die rasche Erledigung der vielen Geschäfte seines Ministeriums oft recht schwer gemacht.“ [2])

III.

Theoretisch steht Nebenius wesentlich auf demselben Standpunkte, wie die nächsten Fortsetzer Ad. Smiths in

1) Der König dachte hierbei zunächst an eine freie Stellung von Nebenius in der Berliner Akademie, woneben er denn auch von der obersten Staatsleitung in Gegenständen seines Faches persönlich zu Rathe gezogen werden sollte, aber seine Stellung als badischer quiescirter Beamter nicht aufzugeben brauchte.

2) Ich selbst finde dieses Urtheil vollkommen bestätigt in den handschriftlichen Berichten, Briefen etc. von Nebenius, welche mir die Güte des Herrn Major Nebenius und Archivrath von March, jenes der Sohn, dieses der Geschichtsschreiber des verstorbenen Ministers, zu lesen vergönnt hat. Ueberall der weite Blick des Staatsmannes und die Gründlichkeit des Geschäftsmannes aufs Schönste vereinigt.

England und Frankreich. Er theilt z. B. die Unklarheit, die gerade bei den exacteren Männern dieser Schule so oft zur Verwechselung führt zwischen absoluter und relativer Höhe der verschiedenen Zweige des Volkseinkommens; sowie er auch hinsichtlich der sogenannten unproductiven Klasse von Menschen und Verzehrungen noch ganz die Smith'sche Lehre fortsetzt. (Oeffentlicher Credit, I. Aufl. 35. II. Aufl. 677.)

Zwar die hoch abstracte Methode Ricardo's liegt ihm fern. Dessen Satz z. B., dass der Zinsfuss gar keinen Einfluss auf den Preis der Waaren übe, sei von J. B. Say gut widerlegt worden. (Oe. C., I. Aufl., 239.) Nebenius bekämpft auch den Satz Ricardo's, wonach bloss die Fortschritte der Minenproduction den Preis der Edelmetalle erniedrigen (173 ff.) bekennt sich aber sofort als Anhänger der sogen. Currency-Lehre, indem er seit den grossen Papiergeldemissionen Gold und Silber von ihrer früheren Preisbeständigkeit gänzlich abgefallen glaubt, so dass sie jetzt zu den stärkst im Preise schwankenden Waaren gehören. (Dgl. II. Aufl., 156.) Noch 1835 trug er über die Ausgabe von Banknoten ganz die gewöhnlichen Ansichten der Currencyschule vor (Zollverein, 138): namentlich auch was die Gefahren des Privatbankwesens und die Möglichkeit von Handelskrisen durch eine bloss zu starke Notenemission betrifft (Oe. C., II. Aufl. 139, 185 ff.): wobei sonderbarer Weise behauptet wird, dass Noten in kleinen Apoints am stärksten ihrem Gesammtbetrage nach schwankten. (186.) Seine schöne Abhandlung im Jahrgange 1841 der deutschen Vierteljahrsschrift ist eine Hauptvertreterin der Ansicht, dass jede relative Vermehrung der Umlaufsmittel eine entsprechende Entwerthung derselben herbeiführe; wesshalb er auch meint, die Menge des umlaufenden Geldes habe gar keinen Einfluss auf die Leichtigkeit, Kapitalien als Darlehen zu erhalten. (Oe. C., II. Aufl. 15.)[1]) Ricardo's Lehre von der Steuerab-

1) Hiermit hängt wohl das grosse Interesse zusammen, welches Nebenius an der geschichtlichen Entwickelung der Edelmetallproduction und des Geldpreises nahm. So schon im Anfange der I. Auflage seines Oe. C., nachher wieder in der D. Vierteljahrsschrift 1841. Er gehört dabei zu den bedeutendsten Autoritäten, die jedem Kriege eine Herab-

wälzung hat ihm theoretisch offenbar imponirt. (Z. V. passim.) Praktisch jedoch möchte er keinen sehr hohen Werth darauf legen. Er bestreitet entschieden die Nothwendigkeit, dass alle Steuern schliesslich auf Rente und Zins fallen müssen. (Oe. C., II. Aufl., 468.) Bei grösserem Steuerbedarfe lässt sich mit einer einzigen Steuer nicht auskommen. Und zwar sollte das Verhältniss zwischen directen und Verbrauchssteuern von dem Verhältnisse zwischen Steuergrösse überhaupt- und Volkseinkommen bestimmt werden. Sind die Steuern niedrig, so behilft man sich am besten mit directer Besteuerung, welche den Verkehr am mindesten belästigt. Bei grösserem Bedarfe müssen alsdann immer mehr auch indirecte zu Hülfe genommen werden. (Oe. C., I. Aufl., Anhang 111 ff.) In gleichem Sinne findet er solche Grundsteuer-Kataster, wie in Frankreich, viel zu kostspielig für ihren Nutzen, auch viel zu langwierig, zu schnell veraltend und doch im Einzelnen auch sehr zweifelhaft. Selbst die sehr genaue Vermessung scheint ihm unnöthig! Er appellirt dagegen an: „den allgemeinen Ueberblick der Verhältnisse, einen gewissen praktischen Tact, allgemeine statistische Notizen etc.", woraus man „auffallende Verschiedenheiten der Anlage leidlich verbessern" kann (a. a. O. 103 ff.)

Neben dieser praktischen Abstumpfung der doctrinären Spitzen erinnert es an Malthus, wie Nebenius die Möglichkeit ferneren Wachsthums der Volkswirthschaft immer erst sorgfältig prüft, anstatt sie ohne Weiteres vorauszusetzen. Sehr geläufig ist ihm der Unterschied zwischen Ackerbau und Gewerbfleiss, wodurch der erstere von Natur Schranken hat, die kein Mauthgesetz erweitern kann. (Z.-V. 70.) Auch kommen bei ihm Keime vor, welche unmittelbar die Lehre J. St. Mills von der Unschädlichkeit der Kapitalzerstörung bei stationären Völkern vorbereiten. (Oe. C., II. Aufl. 71.)

Wodurch sich Nebenius mit den meisten Deutschen von

drückung des Geldpreises zuschreiben. (Oe. C., II. Aufl., 122 ff.) Uebrigens finde ich schon in einem sehr werthvollen Briefe des badischen Kaufmannes Gründbach an Nebenius, worin die Zusendung der neuen Auflage des „öffentlichen Credits" verdankt wird, eine merkwürdig klare Einsicht in die Irrthümer der Currencyschule ausgesprochen

der englischen Doctrine besonders unterscheidet, das ist seine Umkehr von ihrer Abneigung gegen jede Staatsintervention. Am erfolgreichsten hat sich dies bethätigt auf dem handelspolitischen Gebiete, durch seine grossartige Wirksamkeit für den deutschen Zollverein.

Aber denselben Grundzug finden wir auch in seiner Schrift „über technische Lehranstalten in ihrem Zusammenhange mit dem gesammten Unterrichtswesen." (1833) Nebenius, der Schulkamerad von A. Böckh, war lebenslang ein warmer Verehrer des klassischen Alterthums. Er hatte sich im Ministerium des Innern um die Hebung der Gymnasien, sowie als langjähriger Curator von Heidelberg um die Blüthe dieser Universität grosses Verdienst erworben. So führte er denn auch hier seinen speciellen Gegenstand durchweg zurück auf die tieferen volkswirthschaftlichen und Kulturvorgänge im Allgemeinen. Die Elementarschule soll ja nicht von ihrer ältesten und treuesten Pflegerin, der Kirche, losgerissen werden, weil der Religionsunterricht die Hauptgrundlage aller Menschenerziehung ist. (Vorw. VII.) Nebenius warnt auch vor zu grosser Mannichfaltigkeit des Volksunterrichtes auf Kosten des Nothwendigsten, wobei gerade der bessere Lehrer sich nur zu leicht mit einzelnen talentvollen Schülern ausschliesslich beschäftigt. (Vorw. IX.) Der Schulzwang ist nöthig im Interesse der wahren Freiheit selbst, deren der geistig und sittlich Verwahrloste weder fähig noch würdig ist. (11) Was den technischen Unterricht hauptsächlich empfiehlt, ist der Gedanke, durch ihn die früheren, unzulänglichen, zwecklosen oder selbst schädlichen Maasregeln des Staates zur Förderung der Industrie, durch Staatsgewerbe, Vorschüsse, Prämien, hohe Schutzzölle etc., auf eine zeitgemässe Art zu ersetzen (35 ff.). Nebenius zeigt vortrefflich, wie in allen Ländern die Uebel des stationären Zustandes nur durch Fortschritte der Technik beseitigt werden können (38 fg.); wie namentlish der wachsende Kapitalreichthum am meisten als Mittel sur Verbesserung der Productionsmethoden nützt. (45.) Die Aufhebung des Zunftwesens wird erst durch besseren Unterricht wahrhaft wohlthätig. (58.) Auch gegen die Gefahren der Uebervölkerung ist derselbe ein Mittel,

da sich der gebildete Gewerbtreibende später zu verheirathen pflegt, und der Unterricht auf polytechnischen Lehranstalten auch Personen der besonders überfüllten höheren Klasse in Stand setzen wird auszuwandern. (59 fg.) Ueberhaupt beruhen die politischen Gefahren der hochentwickelten Industrie mehr auf sittlichen, als auf wirthschaftlichen Gründen, und sind daher mehr durch Unterricht zu heben, als durch Einschränkung der Industrie selbst. (Z.-V. 257 ff.) Trotz alledem warnt Nebenius doch sehr bestimmt davor, in den Seminarien die Schullehrer auf Kosten ihres Hauptfaches zu technischen Lehrern zu machen (Technische L. A. 93), oder auf Kosten der Disciplin die Gesellen etc. neben fünfzehnjährigen Knaben die Bürgerschule besuchen zu lassen. (94.)

Ein grossartiges Verdienst hat er sich erworben durch sein Werk über den öffentlichen Credit. Vielleicht die beste Monographie, welche in der volkswirthschaftlichen Literatur von Deutschland überhaupt existirt, und gewiss die bedeutendste Schrift, welche über das Staatsschuldenwesen in irgend einer Sprache geschrieben ist: charakteristisch genug gerade während der Pause zwischen dem riesenhaften Wachsthume der englischen Staatschuld bis 1815 und der Nachahmung dieses Beispiels in so vielen Continentalstaaten seit 1840.

Schon in der ersten Auflage (1820) ist es ein Hauptstreben des Verfassers, die Einflüsse des Kapitalmarktes, Geldmarktes und Staatscredits auf den Preis der Staatspapiere scharf zu sondern. Im Ganzen jedoch überwiegt hier das geschichtliche und statistische Detail der jüngsten Vergangenheit sehr vor der allgemeinen Theorie. Die zweite Auflage (1829) hingegen behält jenes Detail einem, leider nie herausgegebenen zweiten Bande vor, und ergeht sich desto ausführlicher in theoretischen Erörterungen: hin und wieder mit einem Grade von Abstraction, den man bedauert, so z. B. wenn selbst der Name des Staates verschwiegen wird, von welchem der Verfasser das jeweilige Beispiel entlehnt hat (422); aber dafür mit einer Gründlichkeit und Schärfe, die wenig zu wünschen lässt. Von den zehn Kapiteln dieses Bandes: „Ueber die Natur und die Ursachen des öffentlichen Credits“ behandeln das II., III. und IV. die Lehre

vom Kapital- und Geldmarkte im Allgemeinen, durchweg aus dem Standpunkte der damals neuesten und bewährtesten Fortschritte zumal der englischen Nationalökonomik.

In seiner Theorie der Staatsschulden liegt Nebenius die kurzsichtige Allwissenheit so vieler Zahlenstatistiker ebenso fern, wie jene Ueberschätzung der materiellen Dinge, des Individuums und Augenblickes, wozu die Schule der unbedingten Freihändler neigt. Aufs Gründlichste setzt er aus einander, wie in verschiedenen Staaten gleiche Quantal- und Quotalziffern, z. B. über den Betrag der Staatsschuld, wenn nicht alle sonstigen Verhältnisse gleich sind, eine sehr verschiedene Bedeutung haben können; wie also die blosse Rechnung, es kommen so und so viele Thaler Schuldkapital auf den Kopf der Bevölkerung, es werden so und so viel Procente des Staats- oder selbst des Volkseinkommens durch die jährliche Zinsenlast verschlungen etc., eigentlich gar keinen Werth hat. (Oe. C., II. Aufl. 274 ff.) Für den Staatscredit ist aber ausserdem noch eine Menge von Elementen wichtig, die sich gar nicht in Ziffern ausdrücken lassen: die Lage der Länder, der Einfluss politischer Verbindungen, der Charakter der Regierung, Kraft und Geist des Volkes und die Kunst der Regierung, jene Kraft zu gebrauchen, diesen Geist zu leiten. Wäre es selbst möglich, dies Alles zur Ziffer zu bringen, „so steht das Schicksal der Länder und Völker in den Händen der Vorsehung, welche so oft alle Berechnungen menschlicher Klugheit zu Schanden macht." (291.)

Was Nebenius für diesen Gegenstand geleistet hat, lässt sich nicht auf einen bestimmten, etwa von ihm zuerst entdeckten, bahnbrechenden Hauptsatz zurückführen. Dass die unproductive Verwendung einer Staatsanleihe Zerstörung eines Kapitals ist, die Staatsschuldscheine blosse Anweisung auf künftige Staatseinnahmen, die inländische Zinszahlung ein blosser Uebertrag aus einer Hand in die andere: das wussten bereits lange vor Nebenius, Ad. Smith, J. B. Say, Hamilton u. A., allerdings mit stufenweise fortschreitender Klarheit, aber ohne dass sich irgendwo ein eigentlicher Sprung aus Finsterniss zu Licht nachweisen liesse. Auch Nebenius hat die obigen Wahr-

heiten keinesweges in ganz vollendeter Formulirung ausgesprochen. Um völlig klar zu sein, hätte er noch viel schärfer die Aufbringung von der Verwendung einer Anleihe, die inländische Aufbringung, Verzinsung, Tilgung oder Repudiation von der ausländischen sondern müssen. In seiner allgemeinen Kritik der Staatsanleihen trägt er Manches vor, was sich nur auf die Folgen der Kapitalvernichtung überhaupt bezieht, ohne doch für die Frage, ob Anleihe oder Steuervermehrung, irgend relevaat zu sein. (I. Aufl., 240. II. Aufl. 669 ff.) — Seine Stärke, wodurch er allen Vorgängern überlegen ist, besteht in seiner fast erschöpfenden Gründlichkeit, in seiner steten Wechselbeziehung zwischen den allgemeinsten Theorien und der besondersten Praxis, in seiner grossen Welt- und Menschenkenntniss. Ueberall die edelste Solidität, ein unbestechlicher Widerwille gegen alles Schwindel- und Scheinwesen, alle Staatsverschwendung u. dgl. m. Niemand kann versichtiger vor jeder Maasregel warnen, die schliesslich zum Bankerotte führen muss; aber auch Niemand ernster betonen, dass ein offener Bankerott immer noch viel weniger schadet, als ein maskirter.

Bei einem solchen Manne versteht es sich eigentlich von selbst, dass er die Bestreitung laufender Bedürfnisse durch Anleihen in ruhiger Zeit schlimmer nennt, als schmerzliche Einschränkung in den Ausgaben oder harten Druck vermehrter Steuern (II. Aufl. 293), aber doch eine Anhäufung von Ausgaberückständen noch schlimmer, als selbst die höchst verzinslichen Anleihen (316). So verlangt er aufs Entschiedenste, dass in guten Jahren ebenso viel getilgt werden soll, wie in bösen Jahren geborgt ist: aber nur mit dem wirklichen Ueberschusse der Einnahmen über die Ausgaben, da sonst jeder Tilgungsfonds nur eine verführerische und kostspielige Illusion bildet. (429 ff.) Anhäufung des Volksvermögens bei wenigen Uebereichen würde an sich die Besteuerung erleichtern, wenn sich nicht gerade die Nabobs gern und mit Erfolg der Steuer widersetzten und lieber das Geld zu neuen Anleihen hergäben. Nebenius tadelt dies Verfahren in England nach 1815 sehr, wo die Einkommensteuer abgeschafft und dafür der Tilgungsfonds beschränkt wurde. Die Reichen, die keine Lust hatten,

jährlich selbst 3 Mill. Pf. St. von ihren Coupons zur Tilgung beizutragen, hätten daran denken sollen, dass ja die Einkommensteuer schon bei den Bedingungen der meisten Anleihen mitberechnet war, und dass ihnen selbst schliesslich die fortgesetzte Tilgung am meisten genützt haben würde. (I. Aufl. 201 ff. 343.) Wie Nebenius allen Zwang verwirft, die Mündelkapitalien in Staatspapieren zu stecken (II. Aufl., 320), so auch jede Lotterieanleihe, welche die Spielsucht mehr, als die Sparsamkeit des Volkes befördert. (350 ff.) Er ist durchaus kein Freund der Verschreibung höherer Nominalsummen an die Gläubiger, als diese wirklich eingezahlt haben (372 ff.): wodurch man sich nicht bloss die Tilgung erschwert, sondern auch die rechtmässige, ja pflichtmässige Zinsreduction, sobald der landesübliche Zinsfuss gesunken ist. (307.)[1]) So entschieden er überhaupt Geschenke an die Staatsgläubiger auf Kosten der Steuerpflichtigen verwirft, z. B. wenn ein entwerthetes Papiergeld wieder hergestellt werden soll (486 ff.), ebenso kräftig betont er, dass sich der Staat gegenüber seinen Gläubigern nicht blos nach dem Buchstaben des Vertrages und dem öffentlichen Nutzen, sondern auch nach Billigkeitsrücksichten zu benehmen hat. (305 fg.) Feind jeder Agiotage, rechnet er es zu den schlimmsten Folgen einer grossen Staatsschuld, dass sie die Anzahl der müssigen Renteniere, die Ungleichheit in Vertheilung der Glücksgüter und die Bedeutung desjenigen Eigenthums vergrössert, dessen Werth erheblichen Schwankungen unterworfen ist. Mit einem Worte, der ganze Geist dieses Buches wird künftige Geschichtsschreiber an die ebenso wirthschaftliche als rechtliche Schuldenverwaltung erinnern, wodurch sich gleichzeitig Preussen und die deutschen Mittelstaaten in der Geschichte des Staatscredites überhaupt so sehr ausgezeichnet haben.

Nebenius Ansichten und Verdienste hinsichtlich der badischen Maass- und Gewichtsreform (1823) charakterisiren

1) Die 1837 erschienene Schrift: „Ueber die Herabsetzung der Zinsen der öffentlichen Schulden“ ist nur eine praktisch und statistisch detaillirte Ausführung gewisser Abschnitte des grossen Creditwerkes. Auch hier zeigt sich der zugleich rechtliche und billige Sinn von Nebenius z. B. in seiner Beurtheilung der französischen Vorgänge.

sich im Einklange mit allen übrigen Seiten seiner Thätigkeit, am kürzesten durch die Einleitungsworte seiner Abhandlung über diesen Gegenstand:[1] „dass der mehr oder minder rasche und glückliche Erfolg heilsamer Bestrebungen der Regierungen gar häufig von ganz unbedeutend scheinenden Umständen abhängt, die, je nachdem sie beachtet oder übersehen werden, einen wesentlich fördernden oder hemmenden Einfluss ausüben."

IV.

Wenn List das Verdienst hatte, die sogenannte öffentliche Meinung für den Gedanken des Zollvereins empfänglich zu machen, freilich nur in grossen, unbestimmten Zügen und auf eine Weise, die für Staatsmänner oft mehr abschreckend, als empfehlend sein musste:[2] so war es gleichzeitig Nebenius, welcher demselben Gedanken durch eine bewunderungswürdig praktische Formulirung zuerst Lebensfähigkeit verlieh.

Wir haben diesen Mann in seiner Stellung als einen der gründlichsten Anhänger und detaillirt-praktischsten Fortbildner der Ad. Smith'schen Lehre vorhin geschildert. In derselben Richtung liegt auch seine Zollvereinsthätigkeit. Nebenius ist nichts weniger, als ein Genosse der extremen Schutzzollpartei. Er vergleicht diese mit Aerzten, welche dem Kranken zur Beruhigung der Nerven Opium eingeben, diesem, damit es nicht verstopfe, ein gelindes Abführungsmittel, diesem wieder einen magenstärkenden Stoff zusetzen, und damit dieser endlich nicht erhitzt, die Mischung mit einer kühlenden Flüssigkeit vermehren. (Z.-V. 22 fg.) Ihm selber

1) In Rau's Archiv der politischen Oekonomie. (1840) IV. 226 ff.

2) So hegten auch die Unternehmer der Leipzig-Dresdener Eisenbahn 1835, wo noch Viele an der Möglichkeit dieses kleinen Unternehmens zweifelten, ernstliche Besorgnisse, dass List's grossartiger und mit Begeisterung vorgetragener Plan eines deutschen Eisenbahnsystems jeden möglichen bescheidenen Anfang desselben discreditiren könne. (Amtl. Denkschrift über die L. D. Eisenbahn in den ersten 25 Jahren, 1864, 59.) Eine Probe von List's enthusiastischer Verkennung der Wirklichkeit s. in seinen ges. Schriften I., 37 vergl. mit II., 21.

gilt die Freihandelslehre im natürlichen Zustande für eine „unbestreitbare ewige Wahrheit;“ nur ist Deutschland durch die Maassregeln des Auslandes in einer vielfach unnatürlichen Lage, so dass sich die Gewerbe nicht in gleichem Verhältnisse, wie der Ackerbau, entwickelt haben (Z.-V. 25) und nun Heilmittel nöthig sind, die in einem ganz gesunden Zustande schädlich wären. (Z.-V. 250.)

Darum verlangt schon die Schrift „über den Zustand Grossbritanniens in staatswirthschaftlicher Hinsicht“ (1818) für Deutschland Verkehrsfreiheit im Innern und Grenzzölle nach Aussen. (100 ff.) Das wird nun weiter entwickelt in der 1818 verfassten Denkschrift über die deutsche Zollfrage,[1]) einer reinen Privatarbeit, obschon sie der badischen Regierung vorgelegt, von dieser benutzt und in lithographirten Exemplaren 1819 der Wiener Conferenz mitgetheilt wurde. In dieser Schrift ist beinahe Alles genau so gefordert, wie es der Zollverein zwischen 1828 und 1866 verwirklicht hat. Um Art. 19 der Bundesacte nach seinem wahren Sinne zu vollziehen, soll man nicht fragen, wie weit die bestehenden Einrichtungen dies möglich machen, sondern wie diese Einrichtungen nach dem Bedürfnisse des Ganzen zu modificiren sind. (14.) Uebrigens denkt Nebenius schon hier offenbar mehr an eine freie Vereinigung der einzelnen Bundesstaaten, als an eine Bundesmaassregel im Ganzen, da er ausdrücklich räth, der Eintritt in den Verein solle juristisch nur auf eine bestimmte Zeit binden; man entschliesse sich dann leichter dazu, und benutze die Freiheit des Wiederaustrittes am Ende doch nicht. (15.) Wer es unpraktisch nennen wollte, dass Nebenius also den Bund hierbei doch nicht ganz aus dem Spiele gelassen hat,[2]) obwohl

1) Abgedruckt 1833 als Anhang zu der Denkschrift für den Beitritt Badens zum Zollverein.

2) Die 1833 erschienene Denkschrift für den Beitritt Badens zum Zollverein meint, wenn die Bundesacte den Zweck des Zollvereins hätte erfüllen sollen, so hätte sie einen Zollverein mit wenigen Grundbestimmungen vorschreiben und alles Uebrige einer Commission von Sachverständigen mit Majoritätskraft anheimstellen müssen. Sonst mussten alle Verhandlungen über einzelne Maassregeln beim Bunde schon am Erfordernisse der Einstimmigkeit scheitern. (3.)

Artikel 19 der C. A. „eine blosse Kapitelüberschrift ohne Inhalt“ war und schon am 4. März 1820 auf den Wiener Conferenzen eine Verweisung der Handelsfrage an den Bundestag mit unwillkürlich ausplatzendem Gelächter der anwesenden Diplomaten begrüsst sein soll:[1]) der übersieht, wie ja sämmtliche deutsche Zolleinigungsverträge der Bundesperiode eine ausdrückliche Bestimmung enthalten, dass sie sofort erlöschen, wenn vor ihrer Ablaufszeit eine Zoll- und Handelseinigung sämmtlicher deutschen Bundesstaaten eintreten sollte! — Die erste Einrichtung des Zollvereins räth Nebenius sehr einfach zu machen, da man viel schwerer eine verwickelte Einrichtung bessert, als die Lücken einer einfachen ausfüllt. (25.) Mässigkeit der Zollsätze wird schon durch die Thatsache empfohlen, dass Baiern mit 4 bis 6mal höheren Zöllen, als Baden, gleichwohl pro Kopf nicht mehr einnimmt. (18.) Die Zollerträge sollen im Verhältnisse der Bevölkerungszahl unter den Einzelstaaten vertheilt werden.[2]) (24.) Die Fortdauer von Ausgleichungsabgaben für verschiedene Accisessysteme ist unbedenklich, da man sich hierbei auf voluminöse, leicht beantliche Waaren beschränken, nur einen auf kurze Distanz geführten Grenzverkehr treffen und bei der Controle von den einheimischen Gewerbtreibenden sehr unterstützt sehen wird. (28.) Als Hauptgrund für den Zollverein macht Nebenius die von den deutschen Staaten gefühlte Nothwendigkeit geltend, die feindseligen Maasregeln des Auslandes zu retorquiren; was sie aber jetzt nicht können, ohne sich selbst oder ihren deutschen Nachbarn empfindlich zu schaden, wohl gar dem Auslande noch zu nützen. (5. 8. Uebrigens erwartet schon diese Denkschrift als Folge der Zolleinigung Gleichheit der Münzen, Maasse, Gewichte, Einheit des Patentwesens, der Handelsgesetze, des Transportsystems. (32.) So werde „Deutschland auf der einen Seite aller mannichfaltigen Vortheile, welche seine Trennung in ein-

1) Aegidi: Vorzeit des Zoll-Vereins, 59.

2) Wie viel einfacher und gerechter, als der Vorschlag der Punctationen vom 19. Mai 1820, den Zollertrag „nach dem Mittelverhältnisse zwischen Ausdehnung und Bevölkerung der Staaten“ zu vertheilen! (Aegidi: Vorzeit, 101.)

zelne Staaten, und zugleich aller Wohlthaten, welche nur ein gemeinsames Zusammenwirken grosser Kräfte zu gewähren vermag, immer mehr theilhaftig werden.“ [1])

Der einzige, wie die Folgezeit lehrt, praktische Irrthum, welchen Nebenius damals noch hegte, betrifft die Nothwendigkeit einer gemeinsamen Zollverwaltung: ein Irrthum, den übrigens auch die preussische Regierung theilte, [2]) nur mit dem Unterschiede, dass sie an eine preussische Centralbehörde, Nebenius an eine von der Bundesversammlung abhängige dachte. Bekanntlich hat erst Hessen-Darmstadt 1825 den überaus folgenschweren Gedanken ausgesprochen, dass jedem Staate die selbständige Zollverwaltnng unter angemessener Controle überlassen werden sollte.

Wie sehr aber Nebenius in allen übrigen Punkten dieses Gebietes seiner Zeit voraus war, zeigt eine Menge von Aussprüchen bedeutender Zeitgenossen. Der berühmte Publicist von Martens, der als hannoverscher Bundestagsgesandter über die List'sche Denkschrift von 1819 zu referiren hatte, erklärte die Aufhebung aller Binnenzölle in Deutschland und die damit verbundene Retorsion gegen das Ausland zwar für eine Sache, die „theoretisch sehr scheinbar als vortheilhaft dargestellt werden könne,“ die aber kaum ausführbar sei. Vielleicht wäre sie nur um den allzu hohen Preis einer Revolution, wie die französische zu erreichen! [3]) Die List'sche Denkschrift von 1820 hatte zur Erleichterung vorgeschlagen, alle deutschen Zölle an eine Actiengesellschaft zu verpachten, welche den Regierungen

1) Uebrigens war Nebenius durchaus kein Unitarier im heutigen Sinne des Wortes. In einem Berichte an den Minister von Berstett (September 1820) erklärt er sich von Darmstadt aus besonders darum für das Gelingen der dortigen Conferenzverhandlungen „weil dasselbe, abgesehen von dem grossen national-ökonomischen Vortheile, den erfreulichen Beweis geben würde, dass gemeinsame Maassregeln mehrerer deutschen Staaten selbst in einem Falle, wo mehr als irgendwo die Interessen sich kreuzen, dennoch zu Stande kommen können, wodurch den Einheitspredigern das wichtigste und schlagendste Argument siegreich entrissen würde.“

2) Aegidi: In Nr. 1 der Zeitschrift: Zollverein, 1865.

3) Bundestagsprotoc. von 1819, §. 103. Beil. 26, loco dicto, S. 333 ff.

den bisherigen Zollertrag verbürgen sollte! (Gesamm. Schriften II. 43.) Vorher (Organ für den deutschen Handels- und Fabrikantenstand vom 1. August 1819) sogar nur die Einberufung eines Congresses von Kaufleuten und Fabrikanten, um den zweckmässigen Plan eines Bundeszollsystems zu entwerfen. In den Protocollen der Wiener Conferenz wird Nebenius Denkschrift gar nicht erwähnt: so wenig Gewicht legte man diesen „frommen Wünschen" (nach Metternichs Ausdrucke) bei! Selbst der badische Minister von Berstett hat sich offenbar seiner früheren Befürwortung in Wien bald fast zu schämen angefangen.[1]) Hessen-Darmstadt und Baden empfahlen 1820, dass zwar unter den vertragschliessenden Staaten Verkehrsfreiheit eingeführt werde, aber einem jeden von ihnen freistehen sollte, Grenzzölle gegen fremde Länder nach eigenem Ermessen aufzulegen. Aehnlich, wie dies kurz vorher der nassauische Minister von Marschall gemeint hatte.[2]) Was uns heute selbstverständlich scheint, dass Verkehrsfreiheit zwischen souveränen Staaten, die überhaupt Grenzzölle haben, nur durch Zollgemeinschaft erreicht werden kann, war damals eine Einsicht, mit welcher Nebenius in seiner Denkschrift (15 ff.) noch so gut wie allein stand. Selbst ein Mann wie Leop. Kühne[3]) hielt noch 1836 „die Gemeinschaftlichkeit der Zollrevenüen gar nicht für ein nothwendiges Bedingniss jedes Zollvereins."

Besonders merkwürdig ist es, wie sich einer der klügsten Männer damaliger Zeit, Friedrich Gentz, über die Zollfrage 1819 äussert, und zwar nicht in einer diplomatischen Note oder einem Zeitungsartikel, — da könnte man denken, dass nur der praktische Widerwille Oesterreichs gegen das, was später der Zollverein geworden ist, ihm die Feder geführt, — sondern in einem vertrauten Briefe an seinen Busenfreund Adam Müller. (15. December.): „Ich lege Ihnen das aufrichtige Geständniss ab, dass ich bis jetzt von Maassregeln zur Lösung dieser Auf-

1) Aegidi: Vorzeit des Z.-V., 57. Von einzelnen Gesandten wurde die Denkschrift jedoch sehr vorzüglich befunden: a. a. O. 27.

2) Aegidi: Vorzeit 29, 65 fi. Nebenius in der D. V.-J.-Schr. 1838, II. 328.

3) Ueber den deutschen Zoll-Verein, 9.

gabe so wenig einen Begriff habe, als wenn es sich darum handelte, den Mond in eine Sonne zu verwandeln.“ Es liegt in diesem Ausspruche etwas von einer Bileamsprophetie, da in Wahrheit der Zollverein zu den Hauptmitteln gehört hat, um den preussischen Staat, welcher bis dahin nur allzu oft blosser Mond gewesen war, in eine Sonne zu verwandeln!

In seiner späteren Schrift über den Zollverein, der Denkschrift für den Beitritt Badens (1833), dem grösseren Werke über den deutschen Zoll-Verein (1835) und den Aufsätzen der Cotta'schen Vierteljahrsschrift (1838, 1840), hat Nebenius viel Gemeinsames mit List, nur dass er immer weit besonnener und praktischer auftritt.

Auch Nebenius ist kein Anhänger Englands. Selbst für die Fortschritte der Russen in Asien hat er ein gewisses Interesse, weil sie England zuwider sind. (Zoll-Ver. 323.) Den Donau-Main-Kanal hält er für wichtig namentlich in dem Falle, dass England wieder einmal die Meere beherrschen sollte, wie zu Napoleons Zeit, (329.) Doch giebt er zu, dass ohne Englands Credit Europa schwerlich von Napoleon frei geworden wäre. (Oeff. Credit, I. Aufl., 210.) Die bisherige Ueberlegenheit der englischen Industrie scheint ihm nur etwas Vorübergehendes. In der ersten Zeit nach 1815 musste sie sich am empfindlichsten zeigen, dann jedoch wieder abnehmen durch die hergestellte Freiheit der Meere, das Wiederaufblühen des Continents im Allgemeinen, die Nachahmung der englischen Maschinen, die Uebersiedlung englischer Kapitalien, während Englands Korngesetze die wohlfeileren Lebensmittel des Continents fern hielten. (a. a. O. 339. 444 ff.) Die Schleuderpreise, zu welchen England seine Fabrikate bisweilen herübergeworfen hat, sind gewiss nicht aus böser Absicht zu erklären, sondern z. B. 1815 ff. eine Folge der Maassregeln, welche zur Wiederherstellung der Valuta getroffen wurden. (Denkschr. v. 1833, 4.) Freilich muss der Zollverein sich auch dagegen schützen. (Z.-V. 89.) Denn was hilft es dem Schiffbrüchigen, den ein Stärkerer vom Rettungsbrette hinunterstösst, wenn dies immerhin auch nur durch die eigene Noth des letzteren herbeigeführt wird? (Oeff. Cr. 430.)

Die allmäliche Erziehung des Gewerbfleisses versteht Nebenius noch gründlicher als List. So meint er schon 1835 dass Garne und Rohtücher zwar anfangs sehr milde verzollt werden, späterhin aber ein verhältnissmässiger Schutz für Gespinnste und Gewebe eintreten soll, um das ganze Gewerbe unabhängig zu machen. Er rühmt namentlich der Baumwollspinnerei nach, dass sie uns gegenüber Nordamerika von der englischen Vermittlung emancipiren, gute Techniker bilden und dadurch selbst die Leinenindustrie heben werde. (Z.-V. 55 ff. 307 fg.) In der deutschen Vierteljahrsschrift von 1840 (I. 307 ff.) meint er, wenn einmal das System der unbedingten Freiheit verlassen worden, so müsse man die einzelnen Zweige der Production nicht isolirt, sondern in ihrer mannichfaltigen Wechselwirkung betrachten. Um alle Theile harmonisch zu entwickeln, muss der Staat, soweit die natürlichen Bedingungen dazu vorhanden sind, alle gleich kräftig unterstützen. „Sonst schwillt ein Glied an, das andere schwindet, und der ganze Körper wird ungestalt. Eigentlich sollten die Webereien sich auf die Spinnereien stützen. Diese letzteren aber sind gar schwache Spinnenfüsse, die der wohlgenährte Körper, auf den hohen Stelzen der britischen Garneinfuhr einherschreitend, nur mühsam nachschleppt.“ — Daneben jedoch ist Nebenius für gänzlich freie Einfuhr des Roheisens, weil so viele andere Gewerbe dasselbe gebrauchen. (Z.-V. 67.) Die Hebung der Rübenzuckerfabrikation scheint ihm nicht eine gute, sondern sehr schlimme Folge hoher Zuckerzölle. (231.) In dem wachsenden Verbrauche von Kolonialwaaren begrüsst er mit Freude einen mächtigen Hebel der Industrie und Civilisation, (232.) weshalb er auch die hohen Reiszölle tadelt. (199.) Er ist sehr für Differenzialzölle z. B. zu Gunsten Brasiliens, wenn dieses Reciproca gewährt. Deutschland würde hier um so mehr erreichen können, als die englisch-französische Kolonialpolitik den Preis des Kaffees im Allgemeinen drückt, indem sie auch die unfruchtbareren Grundstücke ihrer eigenen Kolonien zum Mitbewerbe in Stand setzt. (244.)

Wie List, hebt auch Nebenius unter den Gründen für ein deutsches Zollschutzsystem das Interesse des Ackerbaues hervor,

das eines einheimischen Absatzes um so dringender bedürfe, als die englische „gleitende Scala" des Kornzolls die deutschen Kornpreise in das nachtheiligste Schwanken versetzt. (110. 122.) Er beklagt ein Land wie Hannover, wo ein Theil des Volkes dürftigen Pflügerlohn erhält, während der andere, welcher Landrente, Kapitalzins, Besoldung zieht, seinen Gewerbebedarf vom Auslande kommen lässt. (282.) Ebenso sehr betont er den allgemein politischen Gesichtspunkt: wie der Zollverein durch Verstärkung Deutschlands gerade den auswärtigen Friedens- und Freihandelsfreunden willkommen sein müsse und nur dem rücksichtslosesten Egoismus fremder Staaten Anstoss geben könne. (296 fg.) Er warnt auch, wie List, vor falscher Reciprocität, wenn etwa England einen Zoll von 1000 Fl. auf die immer noch prohibitive Höhe von 500 Fl. herabsetzte, und Deutschland alsdann mit der entsprechenden Herabsetzung eines 50 Fl. Zolles auf 25 Fl. antworten zu müssen glaubte. (345.) — Dagegen liegt es dem List'schen Gedankenkreise wesentlich fern, wie der praktische Finanzmann Nebenius einen Hauptnutzen des Zollvereins darin erblickt, dass nun Artikel der Lebensnothdurft in keinem Vereinstaate höher besteuert werden könnten, als in anderen. Dies verstärke die auf ein gutes Steuersystem hinzielende Tendenz des Vereins, Luxusartikel zu belasten. (103 ff.)

Auf Badens Zollpolitik hat Nebenius lange Zeit grossen Einfluss geübt. Schon während der Darmstädter und Stuttgarter Verhandlungen sieht man deutlich aus dem Tone der an ihn gerichteten Briefe des Ministers von Berstett, dass Nebenius dabei nichts weniger, als ein blosses Werkzeug gewesen. Nach dem Erscheinen der Denkschrift von 1833 für den Anschluss Badens an den Zollverein, bemerkt das handschriftlich erhaltene Tagebuch des verstorbenen Markgrafen Wilhelm, dass „nun alle Zweifel schwiegen und Jedermann sich von der Nützlichkeit und Nothwendigkeit des Anschlusses überzeugt fühlte." Auch die Gegner der Sache müssen Nebenius für die Hauptperson gehalten haben. So ist mir ein anonymer Drohbrief bekannt, vom 18. Februar 1834, mit dem Postzeichen Freiburg, worin ihm, wenn der Zollverein mit

Preussen zu Stande komme, als „Verräther des Vaterlandes der Tod geschworen“ wird. Er werde somit „den vom sogenannten juten Könige verdienten Orden nicht lange tragen und sich der empfangenen Friedrichsdor nicht länger freuen, als Judas Ischarioth seiner Silberlinge.“

Um die Entwickelung des Zollvereins hat sich Baden das grosse negative Verdienst erworben, nicht zum baierisch-württembergischen Vereine zu treten und diesen letztern eben dadurch zum Eintritt in den grossen Zollverein vorzubereiten. Man hat es lange als Inconsequenz betrachtet, dass Baden, von welchem der Gedanke eines allgemeinen deutschen Zollvereins zuerst kräftig zur Sprache gebracht worden war und welches auch später noch bei den Verhandlungen über Gründung eines südwestdeutschen Sondervereins so vielen Eifer gezeigt hatte, nach dem wirklichen Zustandekommen einerseits des baierisch-württembergischen, andererseits des preussisch-darmstädtischen Vereins keine Lust hatte, weder dem einen, noch dem anderen beizutreten. Es geschah dies aber im vollsten Einverständnisse mit Nebenius, der wiederum, wie wir aus seinen gedruckten und ungedruchten Schriften wissen, das vollste Bewusstsein der Zwecke dieses Verfahrens hatte. Immer war es seine Ansicht gewesen, dass für den kleinen Umfang eines südwestdeutschen Vereins nur sehr mässige Zollsätze passten, und dabei das höhere Ziel eines grossen deutschen Gesammtvereins stets im Auge behalten werden müsste. Nun hatte er „die vollkommene Ueberzeugung, dass, wenn der süddeutsche Verein mit Einschluss Badens auf der Grundlage hoher Zölle zu Stande gekommen wäre und nur zehn Jahre in seinem beabsichtigten Umfange bestanden hätte, eine Vereinigung mit Preussen und Sachsen die grössten Schwierigkeiten würde gefunden haben. Ein Baden umfassender süddeutscher Verein konnte als ziemlich wohl arrondirt bestehen. Hohe Schutzzölle würden schnell eine Industrie hervorgerufen haben, die sich mit aller Kraft der Aufhebung der Schranken, welche den Norden und Süden trennten, widersetzt hätte. Ein baierisch-württembergischer Verein war zu schlecht arrondirt, als dass in seinem Gebiete ohne unerträglichen Kostenaufwand ein

strenges Mauthsystem mit einem hohen Tarif[1]) gehörig hätte gehandhabt werden können. Daher erschrack ich nicht, als der baierische und württembergische Commissär mir zu Stuttgart erklärten, wenn Baden abtrete, würden Baiern und Württemberg sich vereinigen. Ich erschrack nicht, als der hessische Bevollmächtigte erklärte, Hessen würde suchen, sich mit Preussen zu vereinigen. Ich war froh darüber, weil ich überzeugt war, dass die Erfahrung weniger Jahre genügen würde, das Bedürfniss einer grossen Vereinigung fühlbar zu machen."[2]) Dieser wollte Baden sich alsdann gerne anschliessen, aber keiner der beiden Sondergruppen. Die Denkschrift von 1833 für Badens Anschluss veröffentlichte Nebenius vornehmlich zu dem Zwecke, als der württembergische Landtag über den Anschluss an Preussen zu entscheiden hatte, dessen Gegnern jede Hoffnung zu nehmen, als wenn Baden jemals für den bloss württembergisch-baierischen Verein gewonnen werden könnte, aber auch den Freunden des Anschlusses die Besorgniss auszureden, als ob Baden in seiner bisherigen Isolirung unbedingt verharren möchte. Es ist bekannt, mit welchem glänzenden Erfolge dieser Schritt von Nebenius gekrönt wurde.

Mit welchen Gedanken sich vorher einflussreiche Kreise in Württemberg und Baiern trugen, zeigt das „Manuscript aus Süddeutschland" (London, 1820), das bekanntlich von dem kurländischen Radicalen Friedr. Ludw. Lindner, dem Entlarver Kotzebues, unter directem Einflusse des Königs von Württemberg verfasst und von württembergischen Diplomaten hinter dem Rücken des Ministers von Wintzingerode verbreitet wurde. Ein merkwürdiges Gemisch von Rheinbundsideen mit Ideen des damaligen süddeutschen Liberalismus und der neuerdings sogenannten Trias! Die rein deutschen Mittel- und Kleinstaaten sollen gegenüber den Grossmächten, die auch

1) Wie Baiern ihn wünschte. In den Jahren 1829—31 hat der baierisch-württembergische Verein durchschnittlich 44 Proc. der rohen Zolleinnahme für Zollverwaltungskosten aufgewendet!

2) Aus einem handschriftlich von mir benutzten Aufsatze von Nebenius: „Meine Wirksamkeit für den Zollverein." Vergl. die Denkschrift von 1833.

ausserdeutsche Besitzungen haben, ebenso gegenüber Ländern wie Hannover und Holstein, zu einer Art von dritten Grossmacht zusammengefasst werden. Die mittelalterliche Freiheit Deutschlands wird als Anarchie getadelt (21), dem deutschen Adel vorgeworfen, dass seine Vorfahren Räuber und Mörder gewesen (26), die bisherigen Mediatisirungen laut gebilligt (89), Baierns Rheinbundspolitik aus wahrer Liebe zu Deutschland erklärt. (93.) Vom Continentalsysteme Napoleons wird gerühmt, dass es unsern Gewerbfleiss belebt habe. (107.) Eine Bürgschaft gegen den Seedespotismus von England ist das Eine, was Allen noth thut. (136.) Es erinnert in übelster Weise an List, wenn die Hansestädte die deutschen Barbaresken heissen, deren Interesse als englische Factoreien auf Plünderung des übrigen Deutschlands, auf Vernichtung seiner Industrie gerichtet ist. (209.)[1])

Den Beitritt Oesterreichs zum Zollvereine wünscht Nebenius aus nationalen Gründen offenbar sehr; mindestens ein freundliches Verständniss der beiden Zollgruppen, gemeinsame Bewachung der Zwischengrenze u. s. w.; obwohl es ihm von jeher eingeleuchtet hat, dass für Oesterreich ein viel geringeres Einigungsbedürfniss mit dem übrigen Deutschlande besteht, als für Preussen, und ebenso umgekehrt. An die politische Schwierigkeit, zwei Grossmächte so innig zu vereinigen, scheint er nicht gedacht zu haben; ebenso wenig an das Hinderniss der österreichischen Finanzlage. (Z.-V. 287 ff.) So hat er auch, wie der spätere Erfolg lehrt, in seinem grossen Creditwerke die österreichische Finanzverwaltung von 1815—1820 sehr überschätzt, und sagt viel zu viel, wenn er Oesterreich „an natürlichen Hülfsquellen so reich nennt, wie irgend ein anderes

1) Lindner wurde 1824 auf Betrieb der deutschen Grossmächte aus Stuttgart verwiesen, ging nach Strassburg, Paris, später nach München, wo er 1832 geadelt, und Herausgeber der offiziösen Zeitung wurde, auch viel für die Augsburger allgemeine Zeitung schrieb. Vergl. die gleich ungünstigen Urtheile über ihn von Gentz (Briefe an Pilat II, 346; I., 437) und v. Treitschke (Histor.-polit. Aufsätze, III. Aufl, 207 ff.); wogegen Eckard (Baltische Provinzen, 261 ff.) ihn gerechter würdigt.

Land.“ (I. Aufl. 400 ff.) — Vom Beitritt der Hansestädte zum Zollverein erwartet er so günstige Folgen für sie selbst, dass er ihn nach dem etwanigen Beitritte der benachbarten Bundesländer alsbald nicht mehr zweifelhaft nennt. (Z.-V. 274.) Uebrigens war er, wie das Praktikern von gemässigtem Charakter zu gehen pflegt, mit einigem Erfolge leicht zufrieden gestellt: wie er denn z. B. noch 1838 die fortdauernde Isolirung der Küstenländer mindestens für unschädlich erklärte. (V.-J.-Schr. 341.) Ob G. Fischer[1]) nach allem Diesem zu weit geht, indem er Nebenius den „geistigen Vater des Zollvereins“ nennt, werden wir am Schlusse dieses ganzen Aufsatzes prüfen.

V.

FRIEDRICH LIST.

Die grosse theoretische Bedeutung List's kann nur verstanden werden auf Grund seiner noch viel grösseren praktischen Bedeutung. Für eine Menge der wichtigsten praktischen Staats- und Wirthschaftsfragen unserer Zeit ist er geradezu Prophet: freilich auch mit jener tragischen Lebensfärbung, welche vom Prophetenberufe unzertrennlich zu sein pflegt!

Geboren zu Reutlingen 1789 in einer geachteten Handwerkerfamilie, wurde ihm der angeerbte Widerwille des Reichsstädters gegen das württembergische Schreiberregiment noch verschärft durch unglückliche Zufälle, die, veranlasst von übermüthigen Büreaukraten, seiner Mutter und seinem Bruder vorzeitig das Leben kosteten.[2]) Als er nun selbst württembergischer Verwaltungsbeamter geworden war, schloss er sich

1) In der gediegenen Abhandlung in Hildebrands Jahrbüchern für N.-Oekonomie und Statistik, 1864, I. 341; 1865, II. 387.

2) S. die Lebensbeschreibung List's von Häusser im I. Bande von L's. gesammelten Schriften (1850), S. 6 fg.

im Verfasssungskampfe gegen die altständische Partei mit voller Seele dem Reform-Ministerium von Wangenheim an. So namentlich auch in der Presse, wo seine Erstlingsschrift: System der Gemeindewirthschaft,[1]) das Motto führte: „das Dorf und die Stadt lerne unter der Aufsicht des Regenten sich selbst regieren;“ ebenso in seiner 1817 übernommenen Professur der Staatswirthschaft und Staatspraxis zu Tübingen, die ausdrücklich dazu errichtet war, das routinemässige Schreiberwesen durch wissenschaftliche Einsicht zu verbessern und hiermit gegenüber dem alten Landtage kampffähiger zu machen.[2]) Auch als Wangenheim (Ende 1817) gestürzt worden war, verfocht er in der Zeitschrift: Volksfreund aus Schwaben (seit 1818) die Grundsätze der constitutionellen Volksvertretung, Jury, Oeffentlichkeit, Pressfreiheit, ganz besonders aber der Gemeindeselbständigkeit, da alle Staatssouveränetät und Centralisirung ohne Freiheit der Corporationen, „ein französisches Hirngespinnst sei, entweder eine Freiheitsfaselei oder ein Attentat, morgenländischen Despotismus einzuführen.“ List gerieth auf diesem Wege, seitdem sich die Regierung mit den reactionären Bestandtheilen der altständischen Partei verbündet hatte, in eine immer schroffere Opposition, die schon 1819 zur Niederlegung seiner Professur führte. Dies wurde zunächst veranlasst durch sein obenerwähntes Auftreten als Consulent des deutschen Handels- und Gewerbevereins, welches die Regierung für unvereinbar mit seiner Staatsdienerpflicht erklärte. Viel ärger noch wurde der Gegensatz, wie List im December 1820 in die zweite Kammer des württembergischen Landtages eintrat, und nun bei seinen Wählern in Reutlingen eine Adresse anregte, die in kräftiger Sprache nicht blos eine Menge liberaler Gemeinde- und Staatsdienstreformen, sondern auch Oeffentlichkeit und Geschworenengericht in Criminalsachen, Ablösung der Zehnten

1) Im württembergischen Archiv Bd. II., Heft 2.

2) Vergl. sein Gutachten in den gesammelten Schriften II., S. 1 ff. worin auch gerathen wird, keine besondere staatswirthschaftliche Facultät zu gründen, vielmehr die bisherige juristische zu einer staats- und rechtswissenschaftlichen zu erweitern: eine Ansicht, mit welcher die Kenner beider Wissenschaften meist übereinstimmen werden.

und Grundgefälle, Verkauf der Domänen[1]), Abschaffung der Accisen und Strassengelder, sowie der meisten Staatsgewerbe, eine grosse Verminderung der Beamtenzahl und Besoldung, endlich Deckung des noch übrigen Staatsbedarfes durch eine einzige directe Einkommensteuer forderte. (Häusser I., 75 ff.) Der König scheint ihm dies nie vergeben zu haben, und die Regierung setzte es, da auch die Liberalen List nur matt vertheidigten, bei der Kammer durch, dass er wegen der gegen ihn verhängten richterlichen Untersuchung aus dem Landtage ausgestossen wurde. Bald nachher wurde er sogar zu zehnmonatlicher Festungshaft verurtheilt; hat dieselbe auch, nach vorgängiger Flucht ins benachbarte Ausland und freiwilliger Heimkehr von dort, wirklich zum Theil in Hohenasperg abgesessen. Man beschäftigte den grossen Volkswirth eine Zeitlang mit Abschreiberei für das Platzcommando! (Häusser I., 135.) Indessen wurde ihm der Rest seiner Strafzeit gegen das Versprechen der Auswanderung erlassen.

Da ihm württembergische Verfolgungen auch in Frankreich keine Ruhe liessen, ging er 1825 nach den Vereinigten Staaten, wo ihm die warme Begünstigung des Generals Lafayette sehr nützlich wurde. Für seine geistige Entwickelung ist dieser Ortswechsel unstreitig ein Glück gewesen. List war kein Büchermann, aber im höchsten Grade begabt, durch den Augenschein zu lernen. Wie sehr musste der in ihm schlummernde geschichtliche Sinn geweckt und entwickelt werden in einem Lande, wo er die verschiedensten Kulturstufen zwischen Urwald und Grossstadt dicht neben und hinter einander sehen konnte; wo jede Neuerung, fast wie ein physikalisches Experiment, freien Spielraum hatte, und Alles in vollster Oeffentlichkeit vor sich ging! Hier hat sich der praktische Sinn allmälicher Reform so sehr in ihm ausgebildet, dass er selbst die Negersklaverei nicht sofort abzuschaffen, sondern er-

1) In diesem Punkte scheint er lebenslänglich exentrisch geblieben zu sein. Wenigstens waren ihm noch 1842 die besonderen Gründe, welche selbst auf hoher Kulturstufe die Staats-Forstverwaltung empfehlen, unklar. (II., 199.)

ziehungsweise erst durch eine milde Leibeigenschaft zu ersetzen rieth. (III., 8, 396.) —

Auch persönlich fand List vielen Anklang in Nordamerika. Nachdem er Landwirth und Zeitungsredacteur gewesen war, schrieb er 1827 auf den Wunsch der pensylvanischen Gesellschaft zur Beförderung der Manufacturen eine Reihe von Briefen,[1]) die als Vorläufer seines späteren Hauptbuches zu betrachten sind und gewaltigen Eindruck machten. In den folgenden Jahren beschäftigte er sich mit ebenso gemeinnütziger wie glücklicher Speculation in Kohlenwerken und Eisenbahnen. Jedoch „im Hintergrunde aller seiner Plane lag Deutschland", (Worte seines Tagebuches): wie er denn z. B. gleichzeitig einen tief eingehenden Briefwechsel mit Baader über ein deutsches Eisenbahnsystem führte.

List kehrte desshalb zurück, sowie die Bewegung der Juliusrevolution die erstarrten Verhältnisse auch von Deutschland wieder in Fluss gebracht zu haben schien. Doch war es für die Stellung, die er hier finden sollte, von vorne herein charakteristisch, dass sich der Hamburger Senat weigerte, ihn als Consul der Vereinigten Staaten anzunehmen. Er musste daher in derselben Eigenschaft nach Leipzig gehen. Das Behagen einer ruhigen Anstellung war ihm überhaupt nicht beschieden, weder bei der Leipzig-Dresdener Eisenbahn, um die er sich so grosse Verdienste erworben, noch im baierschen Staate, wo er nach Augsburg übergesiedelt, ein besoldetes Amt wünschte, das keine eigentliche Kanzleiarbeit, sondern blos Gutachten, Berichte über Selbstgesehenes fordere, und die Freiheit, in unparteiischer Weise auch anderen Regierungen ähnlich zu dienen, gewähren sollte. (I., 334.) Vielmehr ist sein ganzes Leben in Deutschland von 1832 bis zu seinem Tode ein kampferfülltes, wobei wir nach den Gegenständen seiner Agitation zwei Abschnitte sondern müssen.

1) Zusammengedruckt unter dem Titel: Outlines of American political economy, Philadelphia 1827. Ohne Zweifel hat der berühmte schutzzöllnerische Report von A. Hamilton, welcher 1791 dem nordamerikanischen Hause der Repräsentanten überreicht worden war, hierbei auf List eingewirkt.

In die ersten Jahre fällt die mit Rotteck und Welcker besorgte Herausgabe des Staatslexikons, dieses Hauptorgans der, namentlich süddeutschen, Liberalen, welche vor der bundestäglichen Reaction nicht verstummen wollten. Gleichzeitig suchte List dem Gedanken eines deutschen Eisenbahnsystems[1]) Bahn zu brechen, hauptsächlich durch die kleine Schrift: Ueber ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems, und insbesondere über die Anlegung einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden. (1833.) Ausserdem noch durch seine Eisenbahnjournale (1835—37), sowie durch seine eifrige Theilnahme an den Gründungsarbeiten der Leipzig-Dresdener Bahn selbst. Welche Vorurtheile waren hier zu bekämpfen: dass es in Deutschland wegen Bodentheuerung und Kapitalmangels gar nicht möglich sei, Eisenbahnen zu bauen; dass sie jedenfalls der Staatskasse, der öffentlichen Sicherheit (durch Explosion, Ueberfahren u. s. w.) schaden würden u. dgl. m.! Wie richtig List hier die Zukunft voraussah, zeigt das jener Broschüre beigegebenen Kärtchen, worauf als künftige Linien verzeichnet stehen: die von Basel nach Frankfurt, von Frankfurt nach Kassel, Hannover, Bremen, sowie nach Gotha, Leipzig, Berlin; von Berlin über Magdeburg, Hannover, Minden nach Cöln, andererseits nach Hamburg, Pommern, Schlesien und Westpreussen; von Leipzig nach Dresden und Prag, nach Berlin, nach Magdeburg, andererseits nach Zwickau und Chemnitz, sodann über Bamberg, Nürnberg nach München und über Augsburg nach Lindau. Endlich noch Querbahnen von Augsburg über Stuttgart nach Karlsruhe und von Lübeck über Hamburg nach Bremen. Es hat bekanntlich nur wenige Jahre gebraucht, um alle diese Bahnen zu vollenden, während damals die grosse Mehrzahl der Urtheilenden von Schwindelei redete.

Seit 1838 kehrt die Thätigkeit List's wieder auf das Gebiet zurück, wo sie 1819 begonnen hatte: er wurde jetzt vornehmlich der Theoretiker und Agitator des deutschen Zoll-

1) Auch ein französisches Eisenbahnsystem hatte er angeregt durch seine Schrift: Idées sur les réformes économiques et commerciales applicables à la France in der Revue encyclopédique von 1831.

vereins. Hierher gehört schon sein Versuch, die Preisfrage der französischen Akademie zu beantworten, was ein Volk, das zur Handelsfreiheit übergehen will, berücksichtigen müsse, um die Interessen der Producenten und Consumenten am billigsten mit einander zu versöhnen: ein Versuch, der zwar nicht gekrönt, aber doch von der Akademie für surtout remarquable erklärt wurde. Dieselbe Richtung verfolgen seit 1839 zahlreiche Aufsätze List's in der Augsburger allgemeinen Zeitung und der Cotta'schen Vierteljehrsschrift, woraus sich denn 1841: das nationale System der politischen Oekonomie aufbaute. Während der erste, allein vollendete Band dieses Hauptwerkes den internationalen Handel, die Handelspolitik und den deutschen Zollverein erörtert, sollte ein zweiter Band den Anschluss der Hansestädte, Hannovers, Mecklenburgs etc. an den Zollverein, die Beziehungen zu Holland, Belgien, den Schifffahrtsvertrag mit England und die österreichisch-ungarischen Verhältnisse abhandeln: ein dritter Band das deutsche Transport-, Münz- und Patentwesen. (I. 375., II. 435.) In den Jahren 1843 bis 1846 redigirte List das Zollvereinsblatt, das vom Standpunkte des nationalen Systems die Entwickelung des Zollvereins im Einzelnen fördern und leiten wollte: eine Thätigkeit, die 1844 durch eine langdauernde, zum Theil agitatorische Reise nach Oesterreich und Ungarn mehr aufgefrischt, als unterbrochen wurde.

Inzwischen hatte sich jedoch List's Gesundheit zu sehr geschwächt, um den aufreibenden Folgen seines ruhelosen, kampferfüllten Lebens noch Trotz zu bieten. Die tiefe Verstimmung, die ihn allmälich ergriff, als wenn alle Welt gegen ihn verschworen, er selbst heimathlos, die wirthschaftliche Zukunft seiner Familie hoffnungslos wäre, hängt ohne Zweifel zusammen mit einer, durch die Section später nachgewiesenen, Verfettung der wichtigsten Verdauungswerkzeuge. Am 30. November 1846 starb er durch Selbstmord in der Nähe von Kufstein.

VI.

Beinahe Alles, was List für Deutschland erstrebte, hat sich noch vor seinem Tode ganz oder halb verwirklicht, freilich ohne dass er selbst dieses Erlebens recht froh geworden wäre, so die Abschwächung des Feudalismus und der Büreaukratie, die Zunahme des gewerbfleissigen Mittelstandes, die Macht der öffentlichen Meinung, zumal der Presse, das Nationalbewusstsein der Deutschen nach Innen wie nach Aussen, speciell gehoben durch den Zollverein und das Eisenbahnsystem, endlich noch die Erhebung der Staatswirthschaftslehre oder Nationalökonomik zu einer wahrhaft politischen und nationalen Wirthschaftslehre. Und zwar hat List persönlich zu dieser Entwickelung mächtig beigetragen: er unstreitig einer der Ersten, die ohne Staatsamt, ohne Sitz auf den Landtagen, bloss durch schriftstellerische Thätigkeit einen grossen Einfluss auf die Staatsverhältnisse Deutschlands eroberten. Wie er selbst wohl beklagt hat, dass unser Volk, statt des rechten Gleichgewichts der productiven Kräfte, zu viele Philosophen, Philologen und Literaten, zu wenige Techniker, Kaufleute (?) und Seeleute besitze; so muss es List als ein grosses Verdienst nachgerühmt werden, dass er in dem, bis dahin wenigstens viel zu unparteilichen Deutschland, der erste Begründer der volkswirthschaftlichen Parteiung gewesen ist. Denn der Kampf, zumal der friedliche, pflegt productiver zu sein, als die gegensatzlose Gleichgültigkeit.

List war in der That ein gewaltiger Agitator. Er hatte „den Muth", was die Hauptbedingung des Erfolges auf diesem Gebiete ist, „an eine grosse Nationalzukunft zu glauben und in diesem Glauben vorwärts zu schreiten." (III., 199.) Mit Zuversicht prophezeiet er (1846) „eine nahe politische Erhebung Deutschlands zu Gunsten nationaler Einheit und einer dieselbe sichernden nationalen Organisation." (II., 456.) Hierzu kam eine Arbeitsenergie, die sich, wenn er von einem Gegenstande erfüllt war, kaum Schlaf gönnte, so dass er Wochenlang von 2 Uhr früh bis 6 oder 7 Uhr Abends fast unterbrechungslos geistig produciren konnte. (I. 233.) Seine Sprache ist zwar

übermässig mit Fremdwörtern gemischt, auch wissenschaftlich oft sehr wenig scharf;[1]) aber höchst gewandt, populär verständlich und ansprechend, reich an wirksamen Schlagsätzen, die leicht von Mund zu Mund gehen konnten. So z. B. die berühmte Widerlegung der Ad. Smith'schen Lehre von der Unproductivität aller persönlichen Dienste: „Wer Schweine erzieht, ist ein productives, wer Menschen erzieht, ein unproductives Mitglied der Gesellschaft; ein Newton, Watt, Kepler sind nicht so productiv, als ein Esel, Pferd oder Pflugstier." (III., 151.) Ganz besonders aber mussten die Gemüther für List's Agitation gestimmt werden durch sein enthusiastisches Vertrauen auf die Grösse des Fortschrittspielraums im Allgemeinen. „Als gewiss betrachtet er (1846), Grossbritannien werde in weniger als 80 Jahren 100 Mill. Menschen zählen und mittelbar oder unmittelbar über 500 bis 600 Mill. Afrikaner, Asiaten und Oceanier herrschen; sein Reichthum und seine Macht werden in gleichem Verhältniss wachsen." (II. 433.) Namentlich in seinem Kampfe gegen das, was er Malthus Lehre nennt, spricht er von schlummernden Naturkräften, wodurch zehn-, vielleicht hundertmal mehr Menschen, als jetzt leben, ernährt werden können. Er hofft auf agrikulturchemische Entdeckungen, welche die Ertragsfähigkeit des Bodens verzehnfachen sollen. Schon jetzt besitze man in den artesischen Brunnen ein Mittel, Wüsten in reifes Fruchtfeld zu verwandeln etc. (III., 138.) Wie sehr musste ein Mann, welcher die Politik wesentlich als „Wissenschaft der Zukunft" fasst, (II., 416 fg. 434) in solchen Ansichten gleichsam einen Fonds besitzen, auf den er zur Empfehlung seiner Vorschläge starke Wechsel ziehen konnte!

Auch die, wissenschaftlich an sich betrachtet, Fehler dieses Mannes waren grossentheils von der Art, seine populär praktische Wirksamkeit zu erhöhen. Dahin gehört die völlig unsystematische Form seines „Systems", seine zahllosen Wiederholungen, gleichsam Variationen desselben Grundthemas: was zum Theil daher rührt, dass seine meisten grösseren Schriften nicht bloss durch Zeitungsartikel vorbereitet, sondern

1) Man vergl. u. A. die völlig dilettantische Widerlegung der Ricardo'schen Rentenlehre. III., 256.

oft geradezu aus Zeitungsartikeln zusammengesetzt sind. Dahin gehören ferner seine gewaltigen Uebertreibungen, das einseitige Hervorheben der gerade zunächst vorliegenden Frage, wodurch natürlich viele Widersprüche entstehen, die aber von hundert Lesern kaum Einer merkt. Zuletzt noch die bei Praktikern so häufige Ueberschätzung einzelner Staatsmaasregeln, wo man das, was höchstens Förderungsmittel, oft nur Symptom ist, für die Hauptursache erklärt, um es erfolgreicher beantragen zu können.

So z. B. haben sich die Deutschen zwischen 1820 und 1840 „vergebens zu Wasserträgern und Holzhauern der Briten erniedrigt; man behandelte sie doch schlechter, als das unterjochte Volk der Hindus.“ (III., 369.) Die deutsche Industrie ist erst 15 Jahre alt. (II., 459. In dem „zur Manufacturindustrie wenig berufenen“ Russland hat das Prohibitivsystem binnen wenig Jahren „Nationalprosperität“ bewirkt. (III., 4.) Wenn die Nordamerikaner ihren Zollschutz aufgeben wollen, so „thun sie besser, sobald als möglich in die englische Kolonialabhängigkeit zurückzukehren.“ (III., 286.) Ein „Eisenbahnsystem wird die stehenden Heere überflüssig machen oder doch ihre unendliche Verminderung ermöglichen.“ (Sächs. Eisenb.-System, 8.) Dabei übersieht es List in wirklich auffallender Weise, wie seine Panacee des Gewerbeschutzes doch z. B. in Spanien und dem nachcolbertischen Frankreich ganz anders gewirkt hat, als z. B. in England (II., 395 ff.), dass man im Ernst also hier von keiner Panacee reden kann. Hin und wieder genirt es ihn gar nicht, zu seiner Beweisführung statistische Zahlen zu benutzen, die er selbst eigentlich für übertrieben hält, wenn es nur „mehr als wahrscheinlich ist, dass sie noch im Laufe des gegenwärtigen Jahrzehnts erreicht werden.“ (III., 67.)

In hohem Grade ungerecht, oft förmlich ungezogen ist seine Polemik gegen andere Schriftsteller. Er hat damit im Interesse des augenblicklichen Erfolges ein Beispiel gegeben, das unserer Literatur noch heute schadet. Die Physiokraten z. B. sollen ihre tiefsten Grundsätze als Maske gebraucht haben, um revolutionäre Maassregeln bei Hofe einzuschmuggeln.

(III., 331 ff.) Von Ad. Smith wird zu verstehen gegeben, dass er eigentlich gegen seine wahre Ueberzeugung Freihändler gewesen, veranlasst vielleicht durch seine Stellung als englischer Zollbeamter. (III., 41.) Jedenfalls habe er in der Wissenschaft „unermessliche Rückschritte gemacht, einen Geist der Sophistik, Scholastik, Unklarheit und Heuchelei" eingeführt. (III., Vorrede XXXIX.) J. B. Says Vertheidigung der Handelsfreiheit soll auf Hass gegen Napoleon beruhen. (III., 243.) Dagegen heisst ein knapp durchgekommener preussischer Examenscandidat, der brieflich gegen Rahel Varnhagen einige keck und einseitig absprechende, obschon nicht geistlose Worte über Ad. Smith geäussert hatte, „Deutschlands grösster Nationalökonom" (III., Vorr. XXXVIII.): freilich ein Urtheil, das List selber nachmals für ein nicht im Ernste gemeintes erklärt hat. (I., 279. II. 433.)[1]) Ganz besonders zeigt sich dieser theoretische Mangel und praktische Vortheil in seiner fortgesetzten Polemik gegen „die Schule", ein mystisches Wesen, das für alle, von einzelnen Volkswirthen seit Ad. Smith begangenen Irrthümer solidarisch verantwortlich gemacht wird, ohne ihm selbst die weitest verbreiteten Berichtigungen irgendwie zu Gute zu rechnen. Freilich die wohlfeilste Art, durch Polemik einem literaturunkundigen Leser zu imponiren!

Es sind hauptsächlich drei Fehler, welche „der Schule" vorgeworfen werden." Ein bodenloser Kosmopolitismus, der weder die Natur der Nationalität anerkennt, noch auf die Befriedigung ihrer Interessen Bedacht nimmt; ein todter Materialismus, der überall den Tauschwerth der Dinge ins Auge fasst, ohne die geistigen und politischen, die gegenwärtigen und zukünftigen Interessen, sowie die productiven Kräfte der Nation zu berücksichtigen; ein desorganisirender Individualismus, der Alles vom Standpunkte des Kaufmanns betrachtet, so dass z. B. Ad. Smiths Werk im Grunde nichts weiter ist, als ein System der Privatökonomie aller Individuen, wie sie sich bilden würde, wenn es keine besonderen Staaten, Verfassungen, Kultur-

1) In ähnlicher Weise gesteht er II. 433, dass sein wiederholter Spott über Peel und Gladstone mit der grössten Hochachtung, ja Bewunderung dieser Staatsmänner verbunden sei.

znstände, Nationen, Nationalinteressen, keine Nationalleidenschaften und Kriege gäbe." (III., 181, 336.) — Wer möchte diese Vorwürfe, obwohl sie gegen Ad. Smith selbst entschieden zu weit gehen, wer möchte sie völlig grundlos nennen? Was namentlich den Kosmopolitismus betrifft, so betitelt schon Quesnay sein Hauptwerk: Physiocratie ou du gouvernement le plus avantageux au genre humain, und schreibt unter der Voraussetzung, dass die Kaufleute aller Völker eine Handelsrepublik bildeten. Aehnlicher Weise definirt J. B. Say die politische Oekonomie (im Gegensatze der économie privée und der économie publique einzelner Völker) als die Lehre von den Interessen aller Nationen, d. h. der menschlichen Gesellschaft im Allgemeinen. Auch Sismondi schreibt ihr als Aufgabe vor, sich mit dem Wohlsein des menschlichen Geschlechts zu beschäftigen. Wie sehr aber dieser Kosmopolitismus das entgegengesetzte Extrem, den Individualismus, berührt, und wie leicht bei dem letztern Alles, was nicht augenblicklich und handgreiflich ist, verkannt wird, bedarf kaum der Auseinandersetzung.

List erinnert in diesen Angriffen unwillkürlich an Ad. Müller, der sich auch bereits 1820 über seine frühesten praktischen Bestrebungen sehr günstig geäussert hatte.[1]) Indessen zeigt die nähere Betrachtung sogleich, dass beide Gegner die Ad. Smith'sche Lehre von höchst verschiedenem Standpunkte aus bekämpfen.

Müller schwärmt für die sinkende Grundaristokratie. List beinahe ebenso sehr für die emporsteigende Geld- und Fabrikaristokratie, obwohl sein in so vieler Hinsicht prophetischer Geist auch die neueren Fortschritte des Associationswesens und namentlich die Betheiligung von Arbeiter-Actionären bei den grossen Fabriken schon 1839 dunkel geahnt hat. (II., 145.)

1) List's gesamm. Schriften II., 53 ff. Die kolossale Uebertreibung, womit Breygemann: List's nationales System der politischen Oekonomie beleuchtet etc. (1842), List als einen blossen Plagiator Müller's darstellen wollte, ist insofern wenigstens begreiflich. Grundähnlichkeiten und Grundverschiedenheiten beider Männer gut erörtert von C. Hildebrand N.-O. der Gegenwart und Zukunft (1848) I., 60 ff.

Müller würde am liebsten die mittelalterliche Naturalwirthschaft wiederherstellen, während für List die neuere Geldwirthschaft noch lange nicht genug entwickelt ist. — Beide bewundern England. List nennt es sein Ideal, das moralisch, religiös, intellectuell, mehr noch politisch und wirthschaftlich erste Land der Erde, ein Volk, das selbst an Sinn für Gerechtigkeit, Freiheit und Aufklärung nicht Seinesgleichen auf der Erde hat. (I., 222. II. 440 fg.) Aber während Müller auf's Wärmste das Bündniss Deutschlands mit England empfiehlt, so warnt er doch aufs Entschiedenste vor jeder Nachahmung Englands, weil uns die mittelalterliche Grundlage fehle, die in England allein im Stande sei, die moderne Entwickelung ungefährlich zu machen. List hingegen will das englische Wesen auf dem Festlande, zumal in Deutschland, so viel wie möglich nachgeahmt wissen. Der deutsche Adel soll sich den englischen zum Vorbilde nehmen (I., 176), ganz besonders aber die Regierungen der englischen Gewerbepolitik nachfolgen. Will England dies erschweren, so räth er zum Kampfe gegen England, das unmittelbar nach der Besiegung Napoleons einer ökonomischen Weltherrschaft ganz nahe gestanden habe. Nur durch ein veredeltes Continentalsystem, ein grossartiges Bündniss aller übrigen europäischen Staaten mit Nordamerika lässt sich diese Gefahr beseitigen. (I. 237., II. 135.) — Beide, Müller wie List, betonen gegenüber dem Individuum und Augenblicke das Ganze des Volkes und Volkslebens. Sehr schön bemerkt auch List, wie die Individuen den grössten Theil ihrer productiven Kraft aus den gesellschaftlichen Einrichtungen und Zuständen schöpfen (III., 121); wie man daher z. B. das Christenthum, die Abschaffung der Sklaverei, die Erblichkeit des Thrones, die Gewissensfreiheit und viele ähnliche Dinge sehr wohl zum geistigen Kapital eines Volkes rechnen kann. (III., 148 fg.) Allein während Müller seine organische Auffassung des Ganzen bis zur Mystik treibt, ist das Gemeinwesen für List doch eigentlich nur ein Mittel zur Förderung individuellen Glückes, kein ethischer Selbstzweck, so dass List folglich den Rationalisten des 18. Jahrhunderts viel näher steht, als man nach Müllers Vorgang erwarten sollte. — Die schliessliche Ver-

söhnung aller nationalen Gegensätze erwartet Müller von einer herrschenden Kirche, List von einer Universalconföderation mit ewigem Frieden, welche sich bilden soll, nachdem die Mehrzahl der Völker zu einem ziemlich gleich hohen Grade von Kultur, Macht und Reichthum gelangt ist. (II., 112.)

Ein grosser Theil ihrer Verschiedenheiten beruhet wohl darauf, dass sich Müllers eigenthümlicher Gedankenkreis im Kampfe gegen die französische Revolution und die Weltherrschaft Napoleons gebildet hatte, wogegen List zum Manne reifte unter dem Eindrucke der volkswirthschaftlichen Auszehrung, an welcher Deutschland seit dem Pariser Frieden bis zur Gründung des Zollvereins litt.

Wie schon Müller gegenüber dem abstracten Liberalismus und Büreaukratismus des 18. Jahrhunderts auf die Geschichte verwiesen hatte, so thut dies auch List; und er hat dadurch wesentlich beigetragen, die deutschen Nationalökonomen zur Theilnahme an historischer Wissenschaft zu nöthigen. Er selbst freilich giebt sich nach dieser Seite hin starke Blössen. Wie manche vermeintlich historische Thatsache, die er besonders häufig benutzt, löst sich bei schärferer Kritik in Dunst auf! So z. B. dass im Mittelalter England zu den Hansestädten so gestanden habe, wie nachmals Polen zu Holland (III., 37); oder dass Spanien unter Karl V. den Franzosen in jeder Hinsicht voraus gewesen. (III., 314.)[1]) Man bemerkt auch bald, wie seine historische Gelehrsamkeit nicht aus den Quellen, sondern nur aus den allernächsten Handbüchern geschöpft ist. Freilich um so ehrenvoller, dass er mit Wenigem so viel zu machen gewusst hat!

Denn List besitzt einen vorzüglichen historischen Sinn. So stellt er in seiner schönen Abhandlung: „Die Ackerverfassung, die Zwangwirthschaft und die Auswanderung“ (1842) den Gesichtspunkt auf, dass wie bei der Staatsverfassung, so auch bei der Ackerverfassung ganz besonders die Kulturstufe des Volkes, von dem es sich handelt, zu berücksichtigen ist.

1) Während doch Karl V. selbst zu sagen pflegte: „Frankreich hat an Allem Ueberfluss und Spanien Mangel an Allem.“ (Ranke, Fürsten und Völker I., 393 ff.

(II., 156.) Er zeigt hier in geistreichster Weise, wie das dörfliche Zusammenwohnen der Landleute und die mit diesem verbundene Zerstreuung ihrer Grundstücke über die ganze Feldmark für die Anfänge der Civilisation höchst wohlthätig sein mussten, wie aber heutzutage, was Vernunft und Wohlthat war, Unsinn und Plage geworden ist. Daher sein Drängen auf Zerstreuung der Dörfer und Zusammenlegung der Wirthschaftsgrundstücke, wobei er die Volkskrankheit der hier und dort, (zumal in seiner Heimath Württemberg!) eingerissenen Zwangwirthschaft namentlich durch eine in grossem Stil organisirte Auswanderung heilen und der Wiederkehr des Uebels durch mässige Heirathsbeschränkungen und partiellen Höfeschluss vorbeugen will. (II., 222 fg.) Auch für die Beurtheilung der Domänenwirthschaft bringt er ein historisches Auge mit. Ehemals war die Macht und das Ansehen einer Dynastie fast in gleichem Verhältniss mit der Bedeutung ihrer Domänen (II. 198); während neuerdings ein Staat mit übergrossem Domanium doch nicht im Stande ist, sein ganzes Bedürfniss auf diesem Wege zu decken, gleichwohl aber auf einen wirklich tüchtigen Bürger- und Bauernstand, welcher dem zahlreichen abhängigen Beamtenthum als Gegengewicht und nöthigenfalls auch als Stütze dienen könnte, verzichten muss. (II. 194.) Auch hier scheint dem Verfasser sein Württemberg vorgeschwebt zu haben. — Selbst von den Klöstern, die in der Folge ein so furchtbares Kulturhinderniss geworden sind, erkennt er sehr gut, warum sie im Mittelalter so lange Zeit förderlich wirkten. (III., 85.) Nicht minder von den Kasten, die vor Erfindung und allgemeiner Verbreitung der Schrift zur Erhaltung und Weiterbildung der Künste und Gewerbe unentbehrlich gewesen seien. (III., 291.) Auch den Zünften rühmt er nach, dass sie zur Zeit ihres Ursprunges die Dienste eines Local-Schutzsystems vertreten haben. (II., 141.)

Am Tiefsten maassgebend für List's eigenthümliche Ansichten ist seine Lehre von der normalen Entwickelung der Völker durch fünf auf einander folgende Stufen hindurch: I. Das Jägerleben, ohne eigentliche Arbeitstheilung; II. das Hirtenleben, wo sich die Arbeitstheilung noch

auf das Innere der Familie beschränkt; III. der Ackerbau, dessen Landrente die Gründung von Städten und Manufacturen erst möglich macht; IV. die Agricultur-Manufacturperiode; V. die Agricultur-Manufactur-Handelsperiode, welche der vollkommenen Reife entspricht, bis jetzt aber eigentlich nur in England recht durchgedrungen ist. (II., 106 fg.) Von der dritten Stufe an hat sich das weitere Fortschreiten nicht selten dadurch modificirt, dass einzelne wohlgelegene Städte oder Küstengegenden eine Manufactur-Handelskraft für sich entwickelten, und sich damit von ihrem Hinterlande, welches nur blosses Ackerbauland blieb, getrennt erhielten. So die Hansesädte gegenüber Skandinavien u.s.w. und nachmals Holland gegenüber Deutschland im Grossen. Natürlich konnte die Blüthe solcher, zwar hochcultivirten, aber unvollständigen Wirthschaftsbildungen höchstens so lange währen, als die ihnen gegenüberstehenden Grosstaaten auf eine eigene Wirthschaftspolitik verzichteten. — Mit unerschöpflicher Beredtsamkeit ergeht sich List in Erörterungen, wie sehr jede folgende Stufe der frühern überlegen sei, namentlich der vollständige Agricultur-Manufactur-Handelsstaat dem blossen Agriculturstaate. Die von List so oft (am besten III., 201 ff.) gezogene Parallele zwischen dem gebundenen, isolirenden, fortschrittslosen Schlendrian des blossen Ackerbaues und der tausendfältig verknüpfenden, befreienden, spornenden Regsamkeit der Industrie gehört sicher zu dem Geistreichsten, was die neuere Nationalökonomik geschrieben hat: obwohl nicht zu leugnen, dass hierbei oft mit entschiedener Einseitigkeit der Gewerbfleiss und die höhere volkswirthschaftliche Kultur überhaupt verwechselt worden. So z. B. übersieht List, wie doch selbst in England die See- und Colonialmacht, auch die Litteraturblüthe bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts der Fabrikentwickelung mehr voraufgegangen, als nachgefolgt sind.

Es ist nun die Aufgabe des Staates, mit seiner erziehenden Politik den natürlichen Fortschritt des Volkes zu immer höherer Reife mehr zu beschleunigen, als er ganz von selbst erfolgt sein würde. „Soll der Förster zuwarten bis der Wind im Laufe von Jahrhunderten den Saamen aus einer Gegend in

die andere trägt, und auf diese Weise öde Haiden in dichte Wälder verwandelt werden?" (III., 123 fg.) Wenn zwei Völker mit einander verkehren, das eine schon im Besitz einer entwickelten Manufacturkraft, das andere noch ein blosses Ackerbauvolk: so ist bei freier Concurrenz das letztere kaum im Stande, eigene Gewerbe zu gründen, weil sie von den längst bestehenden, an Kapital und Arbeit aller Art überlegenen Gewerben des höher kultivirten Volkes ebenso leicht niedergehalten werden, wie selbst der hoffnungsvollste Knabe von einem athletisch ausgebildeten reifen Manne. Das von List so kräftig betonte „Princip der Stetigkeit der Werkfortsetzung," (III, 290 ff.) wonach es viel leichter ist, ein schon begonnenes Geschäft zu vergrössern, als ein neues Geschäft zu beginnen, wird ganz besonders auf diesen Punkt bezogen. — Früher war das zum Theil anders: wie noch die Hauptgewerbe, hausmässig betrieben, den nationalen und localen Geschmack zu berücksichtigen hatten, auch manche Vortheile des reicheren Landes von dem niedrigeren Arbeitslohne des ärmern aufgewogen wurden. Jetzt aber, wo die Fabrik und Maschine immer mehr die Haus- und Handarbeit überwiegen, wo der Transport immer wohlfeiler, die Mode universaler wird, jetzt würde, bei völliger Handelsfreiheit der gewerbliche Vorsprung, den z. B. England schon hat, immer grösser werden, bis dieser Staat schliesslich die Manufactur- und Handelsstadt der Welt, alle übrigen Staaten gleichsam das dazu gehörige platte Land würden. (Zollvereinsblatt 1843, Nr. 44.) Dies zu Gunsten der minder entwickelten Völker zu verhüten, ist die Aufgabe des Schutzsystems: das mit niedrigen Zöllen beginnen mag, um die Consumenten nicht durch plötzliches Abschneiden der gewohnten Zufuhr in Verlegenheit zu setzen; das nachher aber seine Zölle in einem vorausbestimmten Verhältnisse soweit steigern muss, wie es der Zweck, Erziehung einer Gewerbekraft, fordert; und das zuletzt nach Erreichung dieses Zweckes zur Handelsfreiheit zurückkehrt.

Hiernach betrachtet auch List die Handelsfreiheit als Regel, nur allerdings mit einer grossen, auf den mittleren Culturstufen regelmässigen, Ausnahme. Für ganz rohe Völker, die erst auf die Vorstufe des Gewerbfleisses gehoben werden

sollen, ist der freie Handel mit dem höher cultivirten Auslande, das ihnen als Lehrmeister dient, am besten geeignet. Dasselbe gilt natürlich von solchen Völkern, die so wie so keine Aussicht haben, jemals Gewerbevölker zu werden: eine Kategorie, zu welcher List mit befremdlicher Geschichtsverkennung, nicht blos die ganze Tropenwelt (auch Ostindien?), sondern sogar Spanien rechnet. (III., 194.) Wenn auf der andern Seite die heutigen Engländer Handelsfreiheit predigen, so thun sie das von ihrem Standpunkte aus mit Recht. Ihr Gewerbfleiss ist volljährig geworden. Da sie nun die Leiter nicht mehr brauchen, auf der sie zur Höhe emporgestiegen sind, (gewiss nicht ungeachtet, sondern wegen ihres frühern Schutzsystems!) so möchten sie die jetzt noch unten Stehenden bereden, auf den Gebrauch derselben Leiter zu verzichten. Und doch ist die wahre Welthandelsfreiheit nur erreichbar, wenn viele Nationen gleich hoch entwickelt sind, ähnlich wie der ewige Frieden eine Mehrzahl gleich mächtiger Staaten voraussetzt. Also durch Retorsionen und vorübergehende Handelsbeschränkungen zur Welthandelsfreiheit! die an sich freilich das Ideal ist, und die höchste Stufe menschlichen Wohlstandes bedeutet. (II., 35.) [1])

Diese Grundansicht hat List, zumal auch in seinem Zollvereinsblatte, gegen die mannichfaltigsten Einwürfe vertheidigt. Wollte man jede schutzbedürftige Industrie mit dem Namen „Treibhauspflanze“ brandmarken, so macht er dawider geltend, dass auch unsere Obstbäume, Weinstöcke, Hausthiere vorübergebend einer künstlichen Pflege bedürfen, und selbst die Menschen nicht völlig der Natur überlassen werden, sondern in den Treibhäusern der Kinderstube, Schule etc. aufwachsen. (Z.-V.-Bl. 1843, Nr. 6.) — Sprach man vom Monopol, wel-

1) Uebrigens meint C. Hildebrand (N.-Oek. der Gegenwart und Zukunft I., 87) mit Recht, wenn alle Völker im List'schen Sinne eine allseitige Gewerbekraft entfaltet haben und nunmehr in die handelsfreiheitliche Universalconföderation eingetreten sind, so wird alsbald wieder ein heftiger Nationalkampf um die Versorgung des tropischen Marktes entbrennen; weiterhin auch ein Kampf um die einheimischen Märkte, worin alle ungesunden, mühsam und mit grossen Opfern erzogenen Gewerbzweige wieder zerstört würden.

ches der Zollschutz den Gewerbetreibenden sichere, so will ja auch List seine gewerbliche Erziehung nur da versucht wissen, wo das Volk gross und entwickelungsfähig genug ist, um bald eine gehörige innere Concurrenz entstehen zu lassen. (II, 116 fg.) — Sagte man, jeder Gewerbeschutzzoll gehe auf Kosten des Landmannes und beschränke dessen Freiheit, so fragt List, ob nicht der deutsche Landmann, der englische Fabrikate mit Korn bezahlt, von den englischen Korngesetzen mindestens ebenso sehr in seiner wirthschaftlichen Freiheit beschränkt werde, wie durch den deutschen Zolltarif. (III., 176.) Er hebt zugleich hervor, dass eine Gesammtconsumtion von 70000 einheimischen Gewerbetreibenden für den deutschen Landbau ebenso viel, und zwar weit sicherer, bedeutet, wie Alles, was von 1833—1836 an seinen Producten nach England ausgeführt worden ist. (Z.-V.-Bl. 1843, Nr. 5.) Uebrigens begegnet es dem sonst so kühnen Propheten, die Ausfuhr lebendigen Viehes von Deutschland nach England selbst mit Hülfe des Dampfes für unmöglich zu erklären. (II., 259.)

Gegenüber der seit Hume vorherrschenden Lehre von der Handelsbilanz, welche schliesslich in dem Worte Baudrillarts gipfelt, dass diese ganze Lehre nur ein Aberglaube sei, war List schon 1818 ff. der Ansicht, dass keinesweges jeder auswärtige Handel für beide Nationen vortheilhaft. Es giebt in der That eine Passivbilanz für ganze Völker: „wenn das Volk nämlich die Bedürfnisse, die ihm von Aussen geliefert werden, und die es verzehrt, nicht mit seinem Erwerbe zu decken vermag, sondern sein nationales Kapital angreifen muss.“ (II, 36.) Wohl sind die edlen Metalle Waaren, gerade wie andre Waaren auch. Wenn wir Deutschen aber Gold und Silber ausführen, so greifen wir damit unsere Ersparnisse an, da wir weder selbst ein Gold- und Silberland sind, noch mit anderen Gold- und Silberländern in bedeutendem Verkehr stehen. Zwar werden uns die ausgeführten Metalle, nachdem sie bei uns im Preise gestiegen sind, schon wieder zufliessen; aber nicht als Tauschartikel, sondern als Anlehen, wodurch uns die Möglichkeit eröffnet wird, sie abermals hinzugeben, um sie abermals in dieser Gestalt wieder zu empfangen.“ (II., 37.) Jedenfalls hat die

Preissteigerung des Geldes bei uns, welche den Uebergang von der Geldausfuhr zur Geldwiedereinfuhr bildet, ein Preissinken unserer Grundstücke etc. zur Folge, wodurch alle Steuern, Schulden etc. weit empfindlicher, ja unzählige Menschen ruinirt werden. Immerhin mag sich das Gleichgewicht zwischen Aus- und Einfuhr in langen Zeiträumen von selbst wiederherstellen, wenn durch nichts Anderes, so wenigstens durch Handelskrisen und Nationalbankerott. Es kommt aber darauf an, die Aus- und Einfuhr auch in kurzen Zeiträumen, wo möglich von Ernte zu Ernte, zu balanciren. (II., 31, 36 fg. 48, 137.) Unser Schriftsteller ist hierbei so wenig Mercantilist, dass gerade er die Lehre aufstellt, je reicher ein Volk oder Individuum, desto unbedenklicher kann es sich von Baarschaft entblössen, weil es dieselbe durch seine Verfügungskraft über die Kassen Anderer nöthigenfalls am leichtesten wieder an sich ziehen kann. (III, 280.)

Und wenn schliesslich die Freihandelsmänner den Verlust betonen, welchen der Schutzzoll dem Volksvermögen dadurch zufügt, dass er hindert, an der wohlfeilsten Stelle zu kaufen: so hält List diesem Einwurfe seine Theorie der productiven Kräfte entgegen. Was man verliert, sind Tauschwerthe; aber man gewinnt dadurch productive Kräfte, die auf die Dauer viel mehr bedeuten. Man denke nur an die Erziehung unserer Kinder, wo wir ja auch unbedenklich Tauschwerthe opfern, um productive Kräfte auszubilden. (III., 147.) List bemerkt sehr gut, dass es bei allen volkswirthschaftlichen Fragen nicht sowohl auf die nächsten Erfolge, sondern darauf ankommt, wie man „den tüchtigsten, ehrenhaftesten Bürger, den besten, dauerhaftesten Staat und die mächtigste, angesehenste Nation producire. Man muss hier, will man nicht vor den folgenden Generationen zu Schanden werden, immer den höchsten Standpunkt einnehmen.“ (II., 151.) Selbst der Reichthum wird nur auf diese Art wahrhaft gross und sicher. So ist z. B. der Opiumhandel, welchen die Werthetheorie als Gewinn des chinesischen Volkes betrachten könnte, nach der Kräftetheorie ein furchtbarer Verlust gewesen. (II., 102 fg.) — Wie gut dieser Gegensatz für List's praktische Zwecke benutzt werden konnte, Bekämpfung der in Deutschland herrschenden absoluten Frei-

handelslehre, ist klar. Als Princip freilich für die Wissenschaft im Ganzen ist er schwerlich haltbar: schon weil er die Wechselwirkung verkennt, wonach die tauschwerthen Güter Kräfte enthalten oder nähren, und die Kräfte wiederum Tauschwerthe hervorbringen, meistens sogar selber Tauschwerth besitzen. [1])

Die Ausführung der vorstehenden Sätze leidet freilich an den bei List so häufigen Uebertreibungen und Uebersehungen. Auch an Selbstwidersprüchen: wie er z. B. die Nordamerikaner gegen englische Retorsionsdrohungen mit dem Hinweise ermuthigt, dass England vom Handel mit Nordamerika viel abhängiger sei, als umgekehrt (III., 359); während es doch ein Hauptsatz seines ganzen Systems ist, dass im Verkehr zwischen Ackerbau- und Gewerbevölkern die grössere Abhängigkeit sich auf Seiten jener finde. Aber zwei grosse theoretische Verdienste liegen doch jedenfalls hier vor. Einmal eine beträchtliche Förderung der Lehre von der internationalen Handelsbilanz, deren Gunst von den alten Mercantilisten nach dem rohen Uebergewichte der Geldeinfuhr geschätzt wurde, von den Populationisten des 18. Jahrhunderts schon feiner nach dem Uebergewichte der beschäftigten Menschenzahl, von List nach dem Uebergewichte der volkswirthschaftlichen Cultur überhaupt. Hiernächst ein durchaus nicht misslungener Versuch, die verschiedenen Systeme der Handelspolitik in ihrer relativen Gleichberechtigung aus den Hauptentwickelungsstufen der Volkswirthschaft selbst zu erklären. Doch bleibt die wichtigste Seite aller dieser Theorien immer die praktische Bedeutung derselben für den deutschen Zollverein.

1) Auch sonst begegnet es List zuweilen, dass er einen angeblich allgemeinen wissenschaftlichen Grundsatz aufstellt, um einen ganz speciellen praktischen Zweck dadurch zu befürworten. So z. B. wenn er III., 293 seinem Principe der Werkfortsetzung die Regel entnimmt, man solle die Baukosten der Eisenbahnen ganz durch Creditmittel bestreiten: die lebende Generation „handelt sogar ungerecht gegen sich selbst und gegen die wahren Grundsätze der N.-Oekonomie, wenn sie einen namhaften Theil dieser Last auf die eignen Schultern nimmt.“

VII.

In Bezug auf diesen Zollverein hat nun List neben einzelnen Phantasmen wieder sein prophetisches Vermögen bewährt. Schon 1819 sagte er voraus, welche weitere Segnungen sich daran knüpfen würden. „Es werden Kanäle entstehen, die Flussschiffahrt sich vervollkommnen; man wird gemeinsame Maassregeln zur Verbesserung des Strassenbaues treffen; gleichmässige Creditanstalten und Handelspolizeianstalten werden die Völker Deutschlands inniger unter sich verbinden; Patente werden zu neuen Erfindungen aufmuntern, und Deutschland zugleich durch Beschützung seiner Handelsschiffe, sowie durch Handelsverträge mit fremden Nationen, welche auf gegenseitigen Vortheil gegründet sind, seinen Wohlstand nach Aussen sicher stellen." (II., 42.) Im Zollvereinsblatte formulirte er dies genauer. Vollständiger Bundesconsularetat, Aufstellung einer Kriegsflotte, Ermittelung eines Seecontingentfusses. Errichtung einer Bundesadmiralität, einer Schiffahrtscommission und eines Bundesadmiralitätsgerichtes, sowie Herstellung von regelmässigen Paket- und Dampfbootfahrten nach fremden Ländern und Welttheilen. Im Innern Leitung der Flussschiffahrts- und Eisenbahnangelegenheiten, insofern die einzelnen Staaten sich nicht darüber verständigen können und der Bundeszweck dadurch leidet; Herstellung eines deutschen Kanalsystems, Gleichstellung von Maass und Gewicht, Postreform, gleichmässige Handels- und Patentgesetzgebung, Leitung der Auswanderung, Veranstaltung nationaler Kunst- und Gewerbeausstellungen[1]) mit Preisaufgaben; endlich Aufstellung eines Handelsrathes und statistischen Büreaus für den Bund" (I., 307.) Eine deutsche Nationalbank war schon 1833 in Aussicht genommen. (Ueber ein sächs. Eisenb.-System, 49.)

Alles dies wird freilich erst recht möglich durch den Beitritt der deutschen Küstenstaaten: deren Fernbleiben vom

1) Schon 1820 hatte List mit grossem Eifer eine Gewerbeausstellung in Verbindung mit den Leipziger und Frankfurter Messen betrieben: II., 51.

Zollverein List daher „einen Nationalskandal“ nennt, welchem um jeden Preis abgeholfen werden muss.“ (III., 384.) Er begreift völlig die stärkende Kraft der Seebäder, wo die Nationen ihr Auge gewöhnen in weite Fernen zu sehen und sich jenen Philisterunrath abwaschen, der allem Nationalaufschwunge so hinderlich ist. Das Salzwasser vertreibt ihnen die Titellust, die Blähungen der Stubenphilosophie, die Krätze der Sentimentalität, die Lähmungen der Papierwirthschaft, die Verstopfungen der Pedanterie. Seefahrende Leute lachen über das Hunger- und Sparsystem am Boden kriechender Nationalökonomen, wohl wissend, dass die See an guten Dingen unerschöpflich ist, und dass man nur Muth und Kraft haben dürfe, sie zu holen.“ (I., 305.) Namentlich betont er gern den engen Zusammenhang des Schiffergewerbes mit der politischen Freiheit. (III, 121.) Darum soll nicht bloss Holland, sondern auch Dänemark dem deutschen Zollbunde einverleibt werden. (III., 183.) Bisher war Holland der continentale Brückenkopf Englands: in Zukunft sollte es der Führer deutscher Seemacht sein. (III., 386 fg.) Zur Erreichung dieses Zieles muss freilich den Holländern hart zugesetzt werden. Wie List im Zollvereinsblatte den Handelsvertrag mit Holland, als viel zu günstig für dieses, eifrigst bekämpfte, so meint er schon 1825, dass man zur Befreiung des Rheines Havre begünstigen müsse. (I., 147.)

Ueber die Frage aller Fragen deutscher Politik, nämlich die Stellung zu Oesterreich, hat sich List nicht mit voller Klarheit ausgesprochen. Eine Zeit lang dachte er darauf, seine Reformplane an Oesterreich anzulehnen: es handle sich eigentlich nur darum, die Grundsätze des österreichischen Schutzsystems auf ganz Deutschland auszudehnen und im Innern die Schranken wegzuräumen. (I., 49.) Späterhin vermuthe ich bei ihm eine ähnliche Ansicht, wie sie das sogenannte Gagernsche Programm von 1848 hat: Zusammenfassung des übrigen Deutschlands unter Führung von Preussen; enges Bündniss dieses geeinigten Ganzen mit Oesterreich. — Wohl hätte er gegen Schluss des Mittelalters eine noch grossartigere Nationaleinheit für möglich gehalten: wenn die Hansa in ihrer blühendsten Periode, mit den oberdeutschen Städtebündnissen

vereint, ein mächtiges Unterhaus gegründet hätte (III., 46); oder wenn Karl V. die spanische Krone weggeworfen und seine Stellung als Regent der Niederlande und deutscher Kaiser benutzt hätte, um die Reformation in grossem Stile durchzuführen. (III., 52. Als aber auf dem Zollvereinscongresse von 1845 die süddeutschen Freunde höherer Schutzzölle gegen den Widerstand Preussens nicht hatten durchdringen können, und nun viele derselben von Sprengung des Zollvereins und Anschluss an Oesterreich sprachen, bekämpfte List solche Missstimmung jedenfalls insofern, „als Oesterreich zum Theil auch Elemente in sich schliesse, welche mit Deutschland nicht auf gleicher Höhe der Bildung ständen; daher vor der Hand nur von einem näheren Anschluss zwischen den beiden Handelskörpern, nicht von einer vollständigen Vereinigung die Rede sein könne." Z.-V.-Bl. 1845, 518 fg. 553.) Wie der Zollverein hauptsächlich ein Werk der preussischen Regierung ist, so hat überhaupt „Deutschland seine Wiedergeburt nur von Preussen zu erwarten." (II., 466.) Auch anderswo malt er aus, wie ganz anders und besser die Geschichte von Deutschland sich gestaltet hätte, wenn Holland, Belgien, das Rheingebiet und Norddeutschland ein nationales Territorium gebildet. (III., 54.) — Ein warmes Interesse hat List übrigens für Oesterreich immer gefühlt, wie er denn auch bei den dortigen Gewerbtreibenden sehr populär war und die möglichste Annäherung des Zollvereins an Oesterreich, zumal dessen Schutzsystem befürwortete. (I., 334 ff.) Er wollte den Strom deutscher Auswanderung vorzugsweise nach Ungarn lenken, wo er eine Grundlage für seine grossartigen Kolonisirungspläne im Orient zu gewinnen hoffte. „Keine Verbindung, von welcher man sich eine schönere Harmonie, reicheren Ehesegen, mehr materielle und geistige Prosperität versprechen dürfte, wie die zwischen Deutschen und Magyaren. Die eine Partei bringt Fruchtbarkeit, productive Kraft im Ackerbau, Kapital in Gewerbe und Handel, Sinn für bürgerliche Ordnung, hohe Ausbildung in den Wissenschaften und Künsten mit; die andere ritterlichen Sinn, kriegerischen Geist, politisches und rhetorisches Talent, feurigen Patriotismus, politische Institutionen, die in ihrer Grundlage

vortrefflich sind und nur noch der Feile bedürfen, endlich grosse Naturfonds." (II., 211.) Freilich ist Manches, was er hierüber sagt, entweder phantastisch unklar gedacht, oder nur auf die augenblickliche Ueberredung berechnet. So z. B. wenn er schleunigste Magyarisirung der nach Ungarn ausgewanderten Deutschen räth, und ein magyarisches Reich in Aussicht stellt, das bis zum Balkan reichen, 50 bis 60 Mill. Einwohner zählen und zu den ersten Nationen Europas gehören soll. (II., 211 fg.)

Hieran schliessen sich im weitern Hintergrunde noch Gedanken von einem englischen Kolonialreiche in Vorderasien, das ein Mittelglied zwischen England und Ostindien bildet (II., 451); von einer grossen europäischen Union gegenüber Nordamerika, deren Haupt England sein wird, freilich erst nachdem es in neidloser Freundschaft das Heranwachsen Deutschlands zu Seinesgleichen anerkannt hat. (III., 403.) Zum Theil erklären sich diese Träumereien durch eine tiefe Abneigung List's gegen Frankreich und Russland, die in natürlicher Bundesgenossenschaft die Feinde germanischer Freiheit sind, weil sie beide das Bedürfniss haben, ihre eigene unzulängliche Nationalität durch Einverleibung germanischer Stämme zu vervollständigen. (II., 442 ff.) Namentlich gegen Russland hegt List die stärkste Besorgniss und wahren Abscheu: er vergleicht es mit einem reissenden Thiere, das nur dann still liegt, wenn es entweder einen früheren Frass verdaut, oder sich durch Schlaf wieder kräftigt, oder auf neue Beute lauert. Wenn es durch ein sonderbares Naturspiel ein menschliches Haupt bekommen hat, so wird es dadurch noch furchtbarer, weil es nun seinen thierischen Instinct mit um so grösserer Consequenz, Verschlagenheit und scheinbarer Mässigung verfolgen kann. (II., 315.)

So entschieden List übrigens für die preussische Hegemonie ist, so bestimmt verlangt und hofft er, dass Preussen aus einem büreaukratischen Staate ein parlamentarischer werden solle (II, 382.) In diesem Sinne lehnt er sich an die süddeutschen Ständeversammlungen, an den rheinpreussischen Provinzial-Landtag u. s. w. an, und ist der gleichzeitigen preussischen Regierung gewiss oftmals unbequem gewesen. Anderer-

seits lag ihm der Gedanke einer unnöthig weit gehenden Centralisirung der deutschen Verhältnisse ganz fern, so dass er z. B. räth, die auswärtige Handels- und Colonialpolitik des Zollvereins in Betreff der Donau und des Orients ebenso an Bayern zu übertragen, wie in Betreff des Nordens und der überseeischen Länder an Preussen. (III., 411.)

Da List Schutzzölle u. s. w. weder unbedingt fordert, noch unbedingt missbilligt, sondern nur unter gewissen Voraussetzungen empfiehlt, so kann er auch den Versuch einer Theorie machen, wie sich diese Erziehungsmaasregel je nach der verschiedenen Reife des Zöglings am besten abstufen lasse. Zuerst müssen diejenigen Gewerbe emporgebracht werden, die Artikel des gemeinen Massenverbrauchs produciren: weil sie die wichtigsten sind, die meisten Menschen beschäftigen, von Schmugglern am wenigsten gefährdet werden, die beste Ausfuhr nach der heissen Zone bewirken etc. (III., 305.) Hierauf mögen die Luxusartikel an die Reihe kommen. Es sollen ferner die jeweiligen Halbfabrikate nicht eher beschützt werden, ehe nicht die Ganzfabrikate dem Bedürfnisse des Schutzes entwachsen sind, (II., 409) dann aber um so gewisser, als ja sonst der ganze Gewerbzweig unselbständig bleibe. Gemäss dieser Regel war List in dem berühmten Streite der deutschen Baumwollspinner und Weber ganz wohl damit einverstanden, wie der bisherige Zoll die letzteren bevorzugt hatte. Von jetzt an müssten aber auch die Garne einen hohen Zollschutz erhalten, da nur durch eine starke Baumwollspinnerei der unmittelbare Handel mit Amerika aufblühen, Deutschland sich von der englischen und holländischen Vermittelung emancipiren, die Maschinenfabrikation gehoben werden könne. Die Abwägungen C. Kühne's, welcher dagegen erinnert hatte, wie sehr das Interesse der Spinnerei an Arbeiterzahl und Lohnhöhe dem Interesse der Weberei nachstehe und immer nachstehen werde, bekämpfte er mit der Einrede: wie doch auch der menschliche Körper, dem man die Augen, Ohren, Zehen und Finger entrisse, an Gewicht nur wenig verlieren würde. (Z.-Bl. Bl. 1844, S. 211. — Uebrigens ist der List'sche Erziehungsapparat vom Tadel grosser Künstlichkeit nicht freizusprechen.

Nicht genug, dass sich die Schutzzölle eigentlich mit jedem verschiedenen Reifegrade des beschützten Gewerbes, mit jedem Stärkegrade der ausländischen Concurrenz verändern müssen, wobei das Zuviel fast ebenso schädlich ist, wie das Zuwenig; sondern er wünscht auch eine Menge von Differenzialzöllen, bald zu Gunsten der Hansestädte, wohl auch Oesterreichs, weiterhin zu Gunsten derjenigen überseeischen Staaten, welche die Einfuhr unserer Gewerbeproducte begünstigen. Dabei ist er über die Grundsätze, wonach eben jene Reife der Industrie bemessen werden soll, in solchem Grade schwankend, dass er z. B. das preussische Zollsystem von 1818 ein Jahr später für den Ruin des deutschen Handels erklärte (II., 19 fg.), 1841 für die „meisterhafte Erhörung der Bitte der preussischen Manufacturisten" (III., 102), es aber nachher wieder im Zollvereinsblatte gern als ein halbes Freihandelswesen tadelte. Selbst die Form des Gewichtszolles, welche Preussen dem Werthzolle vorzog, wurde 1819 als eine besondere Feindseligkeit gegen Deutschland verurtheilt, 1841 dagegen belobt!

VIII.

PREUSSEN UND DIE ÜBRIGEN DEUTSCHEN REGIERUNGEN.

Was nun die Hauptsache betrifft, nämlich die praktische Verwirklichung der Zollvereinsgedanken, so sind auf diesem Gebiete die meisten deutschen Regierungen lange Zeit ihren Unterthanen vorauf gewesen. Im baierisch-württembergischen Zollverein war fast der ganze Handelsstand gegen den Anschluss an Preussen.[1]) In Württemberg stimmten 1833

1) Vergl. Sick Geschichte der Entstehung des grossen deutschen Zoll-Vereins, 1843, 39, fg. 54. Fischer a. a. O., 1864, I. 365.

auf dem Landtage fast alle Führer der liberalen Partei gegen den Zollverein mit Preussen: namentlich Uhland, P. Pfizer, Römer und Zais. Ebenso 1834/35 in Baden Männer wie v. Rotteck, Welcker, v. Itzstein, Rindeschwender. Eine Leipziger Petition, die mit Hunderten angesehener Unterschriften bedeckt war, fürchtete vom Anschlusse Sachsens den Untergang der Leipziger Messen und die Verarmung der Stadt. Auch in Hannover war es 1851 die Regierung welche den Anschluss durchsetzte, und zwar waren es theils finanzielle, theils politische Gründe,[1]) welche sie bewogen, den Wünschen der Masse dabei entgegenzutreten. So lange eine deutsche Regierung entschiedenen Widerwillen gegen den Zollverein hegte, ist sie regelmässig von der öffentlichen Meinung ihrer Unterthanen viel mehr unterstützt, als gedrängt worden. Selbst in Frankfurt, das sich zum Beitritt erst verstehen wollte, nachdem es rings vom Zollverein umzingelt war, und das noch im Mai 1832 zur Vermeidung dieser äussersten Nothwendigkeit einen, wesentlich auf Einschwärzung englischer Fabrikate berechneten, Handels- und Schifffahrtsvertrag mit Grossbritannien geschlossen hatte: selbst hier war nicht blos der gesetzgebende Körper mit 57 gegen 11 Stimmen diesem Vertrage beigetreten, sondern es hatte auch gleichzeitig einer der angesehensten und wissenschaftlichsten Bürger, der Historiker Böhmer, in seiner Schrift: „Das Zollwesen in Deutschland, geschichtlich beleuchtet" (1832) die entschiedenste Warnung vor dem Zollverein ausgesprochen, gewiss nicht im Widerspruche mit der Mehrzahl der Frankfurter! Noch im März 1833 haben die Leipziger Stadtverordneten mit 22 gegen 18 Stimmen beschlossen, den Rath um eine Petition beim Landtage gegen Sachsens Beitritt zum Zollverein zu bitten, worauf der Rath freilich nicht eingegangen ist.

Uebrigens haben sich mehrere deutsche Regierungen um die Gründung und Entwickelung des Zollvereins grosse Verdienste erworben. Von Baden war schon früher die Rede. Baiern und Württemberg haben das erste praktische Beispiel ge-

1) Hoffnung des liberalen Ministeriums v. Münchhausen auf den Beistand Preussens gegen die reactionäre Klage der Ritterschaften am Bundestage! (Stüve in Bluntschli-Braters Staatswörterb. IV., 712.)

geben, dass ein wirklicher Zollverein zwischen unabhängigen Staaten gegründet werden könne; und nachher der König von Württemberg den folgenreichsten Schritt eingeleitet, nämlich die Verschmelzung des kleineren süddeutschen Vereins mit dem grossen norddeutschen. Hessen-Darmstadt hatte bereits 1825 den Gedanken ausgesprochen, der allein im Stande war, die Bedenken der Mittelstaaten zu heben: dass nämlich unter gegenseitiger Controle die Verwaltung der Zölle auf ihrem Gebiete jeder Einzelregierung selbst zu überlassen sei.[1]) Es hat aber auch 1828 damit Bahn gebrochen, dass es zuerst die Furcht vor Preussen überwand.[2]) Wie Nebenius in seinen „Rückblicken" sagt, „liess die Billigkeit, womit Darmstadt den preussischen Tarif und die preussischen Einrichtungen in allen ihren Theilen anzunehmen sich erbot, den Versuch Preussens weniger gewagt erscheinen, und die Schnelligkeit, Geschicklichkeit und Treue, womit Darmstadt den Vertrag vollzog, mussten alle Bedenken vollends besiegen." Schon 1820 hatten sich die hier genannten Staaten, Baiern, Württemberg, Darmstadt, Baden, dann Nassau, dem sich bald noch Kurhessen und Thüringen anschlossen, durch einen Präliminarvertrag zur Führung von Verhandlungen zum Zwecke der Verkehrsreform anheischig ge-

1) Ich habe eine Zeitlang vermuthet, auch dieser, so höchst fruchtbare Gedanke möchte vielleicht auf Nebenius zurückzuführen sein. Doch sprechen die Ausdrücke, womit er in dessen Aufsatze: „Meine Wirksamkeit für den Zollverein" erwähnt wird, dagegen. Nebenius sagt nämlich: „mein Aufsatz (von 1819) enthielt die Grundzüge der ganzen Einrichtung, wie sie gegenwärtig besteht, mit der einzigen Ausnahme, dass keine Centralbehörde, wie ich sie wollte, gebildet ward." Möglicherweise hat zu Darmstadt's Vorschlage das frühere Auftreten Württembergs bei den Vorverhandlungen einen Hauptanstoss gegeben. Wenigstens charakterisirt Nebenius in einem Berichte an den Minister von Berstett (Darmstadt, September 1820) die damalige Stellung Württembergs hauptsächlich dadurch, wie die dortigen „Schreiber" durchaus nicht auf die Besetzung so vieler Zollbeamtenstellen verzichten wollten. Die gleichzeitigen Einwendungen der grossherzoglich hessischen Regierung beruhten dagegen mehr darauf, dass ihre Unterthanen bisher noch gar keiner Mauthen gewohnt gewesen.

2) Vergl. Nebenius in der D. V.-J.-Schr., 1838, II., 335, 350.

macht, Verhandlungen die bis 1823 in Darmstadt gepflogen wurden.

Hannover hat durch seinen Beitritt gerade in der gefährlichsten Krise des Zollvereins Preussen so weit gestärkt, dass dessen Führerschaft behauptet werden konnte. So hat Kurhessen 1831 den mitteldeutschen Handelsverein gesprengt, der freilich bloss negativ war, — die Mitglieder fast isolirt, ohne gemeinsames Zollwesen, aber mit der Verpflichtung, nur unter ausdrücklicher Einwilligung des ganzen Vereins mit einer ausserhalb desselben stehenden Macht in einen Zollverein zu treten, — aber, weil hinter Hannover damals noch die englische Macht stand, für den Zollverein höchst gefährlich. Ueberhaupt ist Kurhessen wegen seiner brückenartigen Lage zwischen Nord- und Süddeutschland, sowie zwischen der östlichen und westlichen Hauptmasse des preussischen Staatsgebietes ein besonders wichtiges Land, das wohl eben darum, wenn es von der Willkürlaune eines despotischen Fürsten regiert wurde, „die nationalen Katastrophen herbeizuführen pflegte." (Aegidi 93.) Es hatte schon 1819 (seit dem 12. Septbr.) zuerst von allen deutschen Staaten, das preussisahe Zollsystem mit förmlichen Retorsionen auf das Heftigste bekämpft, dann aber 1820 auf dem Wiener Conferenztage den bereits im Entstehen begriffenen Zollbund zwischen Thüringen und dem Südwesten Deutschlands verhindert. Selbst von Braunschweig lässt sich rühmen, dass sein Austritt aus dem nordwestlichen Steuervereine 1841 den späteren Anschluss der übrigen Mitglieder wesentlich befördert hat; sowie in der Krisis von 1851 das Festhalten der Thüringer an Preussen den Zusammenhang zwischen Sachsen und dem südwestlichen Deutschland sehr lockern musste.

Das Meiste natürlich bleibt immer Preussens Verdienst; auch abgesehen davon, dass bei der Grösse und zerstreuten Lage seines Gebietes jede grössere Vereinigung deutscher Staaten ohne Preussen rein unmöglich gewesen wäre. Die Erfahrung lehrt, dass Versuche, im Wege des Congresses zwischen mehreren Staaten einen ganz neuen Zolltarif zu vereinbaren, fast immer gescheitert sind. Bis jetzt ist eine solche Vereinbarung nur auf dem Wege zu Stande gekommen, dass die kleineren

Staaten den Tarif des grössten annahmen. So zwischen Baiern und Württemberg, zwischen Preussen und Hessen-Darmstadt im grossen Zollverein, zwischen Hannover und Oldenburg etc. zwischen Oesterreich und den kleineren oberitaliänischen Staaten. Es war mithin von der höchsten Bedeutung, dass der preussische Tarif von 1818 eine so weise Mittelstrasse einschlug: zugleich dem Schutzbedürfnisse des deutschen Gewerbfleisses entsprechend, und doch auch von einem Manne wie Huskisson 1827 als Muster für Englands Reformen anerkannt. (Speeches III., 131.)[1]) Insofern verdient der spätere Finanzminister Maassen, als Schöpfer des preussischen Zollsystems, auch unter den Gründern des deutschen Zollvereins einen Ehrenplatz.

Hierzu kommt die bewunderungswürdige Consequenz, aber auch Geduld und Selbstbeherrschung, d. h. eben wahre Stärke, die Preussen in seinen Zollverhandlungen mit den übrigen deutschen Staaten bewiesen hat. Nach dem übereinstimmenden Zeugnisse von Nebenius und Kühne hat es an keinen deutschen Staat seinerseits den Antrag gestellt, das preussische Zollsystem anzunehmen. Welche Schwierigkeit machten nicht schon die in Preussen inclavirten Länder! Wie z. B. der Herzog von Anhalt-Köthen 1820 in Wien drohete, die auswärtigen Mächte zum Schutze seiner „gekränkten Souveränetät" gegen das preussische Zollsystem auffordern zu wollen; und verlangte, dass alle Inclaven durch einen 4 bis 6 Stunden breiten zollfreien Rayon mit dem nächsten nichtpreussischen Nachbarstaate in Verbindung blieben.[2]) Es dauerte volle 11 Jahre bis alle Inclaven dem preussischen Zollsysteme beigetreten waren: zuerst Schwarzburg-Sondershausen (1819), zuletzt Birkenfeld. (1830.)[3]) Preussen schonte hierbei das Selbstgefühl auch der Kleinsten so sehr, dass z. B. das ihnen entzogene Veto gegen künftige Veränderungen der preussischen Zollgesetze regelmässig in die Worte gekleidet ist: solche Veränderungen „bedürfen der Zu-

1) Aehnlich schon 1820 in einer Petition der City von London, worüber Huskisson 1826 redete. (Speeches II., 465.)

2) Aegidi in Nr. 16 des „Zollvereins", 1866.

3) Der erste Staat der beitrat, ohne völlig von preussischem Gebiete umschlossen zu sein, war Anhalt-Bernburg: 10. Octbr. 1823.

stimmung der . . . Regierung; diese Zustimmung wird aber nicht verweigert werden, wenn die Veränderung in Preussen allgemein getroffen wird.“ — Dass nachher alle Staaten mit selbständiger Zollverwaltung ein liberum Veto in der Zollgesetzgebung eingeräumt wurde, Preussen also z. B. einem Staat wie Braunschweig sich in Zollsachen juristisch vollkommen gleichstellte, und überhaupt unter den 13 Stimmen des Zollvereins sich nur Eine vorbehielt, während es doch allein mehr Quadratmeilen und Einwohner besass, wie alle übrigen Vereinsglieder zusammen: ist ein Act fortwährender Selbstverleugnung, wie er in der Geschichte kaum zum zweiten Male vorgekommen sein wird. Einen schönen Belag hierfür bildet die Thatsache, dass die für gewisse Fälle in den Zollvereinsverträgen reservirte schiedsrichterliche Entscheidung niemals wirklich in Anspruch genommen ist.[1]) Dies scheint um so mehr zu bewundern, als die Vertheilungsart der Zollerträge, bei dem geringeren Verbrauche zollpflichtiger Waaren in Süddeutschland, unstreitig dem preussischen Fiscus grosse Opfer gekostet hat, während die umgekehrten, an sich wohl äquivalenten Vortheile Preussens bei den Schutzzöllen, zumal bei der Rübenzuckerbesteuerung, nicht der Staatskasse, sondern nur einzelnen Unterthanen zu Gute kamen. Ueberhaupt setzt ein Zollverein mit seiner tiefgehenden Gemeinschaft der ganzen Wirthschaftspolitik einen solchen Grad wechselseitigen Zutrauens voraus, dass man sich fast wundern möchte, wie derselbe zwischen souveränen Staaten je möglich gewesen; und Fischer hat Recht, dass in der Schweiz wie in Nordamerika die volle Zollgemeinschaft erst mit der Umwandlung des Staatenbundes in den Bundesstaat durchgedrungen ist. (a. a. O. 1867, I. 281.)

Oesterreich hätte sich gewiss nicht dazu verstanden: Oesterreich, das wegen Ungarns auf den Wiener Conferenzen von 1819/20 nicht einmal den freien Kornverkehr mit dem übrigen Deutschlands zugeben wollte,[2]) das noch Mitte 1848 die Zollgemeinschaft mit demselben officiell für unmöglich er-

1) Houth-Weber. Der Zoll-Verein seit seiner Erweiterung durch den Steuer-Verein, 144. Fischer a. a. O. 1867, I. 307.

2) Aegidi: Vorzeit, 92 ff.

klärte,[1]) und das auch noch während der Krisis von 1851 nie ernstlich daran gedacht hat, sich auf Grund eines gleichen Stimmrechtes mit den kleineren deutschen Staaten in einen Zollverein zu begeben.[2]) Man sieht, die Bequemlichkeit der wohlabgerundeten österreichischen Gränze muss etwas Verwöhnendes gehabt haben, die Unbequemlichkeit der preussischen Gränze, die 28 deutsche Staaten berührte, etwas heilsam Erziehendes! Wie oft hatte Oesterreich laut Denen zugestimmt, welche im vermeintlichen Interesse deutscher Gesammtheit gegen den preussischen Particularismus eiferten, und ist dabei im Stillen froh gewesen, dass Preussen das Odium auf sich nahm und dem österreichischen, noch viel abgeschlosseneren Particularismus damit die Nothwendigkeit ersparte, sich zu enthüllen![3])

Während der Jahre 1819 ff. hat sich kein deutscher Staat den ersten Versuchen eines Zollvereins von Bundeswegen stärker und beharrlicher widersetzt, als gerade Preussen. In der berühmten Sitzung der Wiener Conferenz vom 11. Mai 1820 erklärte der preussische Minister von Bernstorff zum höchsten Erstaunen der ganzen Versammlung, „dass Rechte, welche einzelne Bundesglieder aus einer anderen Quelle herleiteten, als

1) v. Thielau, Gemeinschaftliche Productionssteuer von Salz und Rübenzucker, 1851, Vorw. VIII. Es ist mir sehr zweifelhaft, ob die in Frankfurt der provisorischen Bundescommission übergebene Bruck'sche Denkschrift vom 30. December 1849 mit ihrer Ankündigung, dass Oesterreich mit allen seinen Ländern in den deutschen Bund und Zollverein treten wolle, was den letztern Punkt betrifft, ernstlich gemeint gewesen.

2) Eine Denkschrift des österreichischen Handels-Ministeriums vom 22. Febr. 1853 nennt die kleinen Staaten mit gleichem Virilstimmrecht „ein Bleigewicht an unseren Füssen, das jede freie Bewegung hemmte, nur die Wahl liesse zwischen Gewaltschritten oder einer resignirten Nachgiebigkeit gegen die untergeordneten Interessen, Bedenken und Ansichten." Die vermeintlichen Zugeständnisse Oesterreichs, worauf die Darmstädter Coalition für den Fall des Austrittes aus dem Zollverein rechnete, waren nur diplomatische Manöver, die selbst dann noch fortgesetzt wurden, als Oesterreich sich insgeheim bereits mit Preussen verständigt hatte. (v. Hock in der Oesterreich. Revue, 1864, II. 65 ff.)

3) Vergl. Aegidi Vorzeit, 52.

der Bundesacte selbst, niemals Gegenstand der Entscheidung des Bundes werden könnten. Hier ständen sich die Bundesglieder als Souveräne europäischer Staaten gegenüber, die den Streit mit einander völkerrechtlich auszugleichen hätten, und nicht vor der Bundesversammlung. Nie habe Preussen die Bundesacte anders verstanden; nie werde es in eine solche Beschränkung seiner Souveränetät willigen und vom Bunde Recht nehmen." Es half auch nichts, wie man dem Minister bemerklich machte, dass wenn sein Satz richtig wäre, Streitigkeiten zwischen den Bundesgliedern schliesslich mit den Waffen ausgeglichen werden müssten, und der Bund selbst auf solche Art ganz aufhören würde. (Aegidi 86.) Schon am 5. Mai hatte sich Preussen gegenüber den Beschwerden des Herzogs von Anhalt-Köthen „beinahe bedauernd" erklärt, den Bund eingegangen zu sein. (a. a. O. 81.) So wenig dachte es daran, von seiner vollen Souveränetät in Bezug auf die Zollgesetzgebung etwas nachzulassen. Um die Macht des Bundes auf diesem Gebiete nicht einmal geistig zu verstärken, lehnte es anfänglich sogar die Zuziehung von Sachverständigen zu den Bundestagsberathungen ab. (a. a. O. 39.) Daher so viele der besten Vaterlandsfreunde in den Jahren 1819 ff. gegen Preussens Zollpolitik eine wahre Erbitterung hegten. So meinte List in seiner Eingabe an den Bundestag vom 14. April 1819, dass durch die Aufrechthaltung dieses Zollgesetzes der deutsche Handel total ruinirt werde, und dasselbe darum dem Geiste des deutschen Bundes schroff entgegenstehe. (Ges. Schr. II. 20.) Wohlmeinende Mitglieder der Wiener Conferenz beklagten: Preussen verkenne das, was es gross machen könne; es verscherze Neigung und Zutrauen der Bundesstaaten und werde einst noch bereuen. Selbst ein Mann wie der Grossherzog Karl August von Weimar theilte diese Ansicht. (Aegidi, 61. 51.)

Und doch hatte Preussen bereits in der ersten Sitzung des Handelsausschusses der Wiener Conferenz, am 12. Januar 1820, den Grundsatz ausgesprochen, der nachmals zum Ziele führte: den Grundsatz der Separatverhandlung mit den einzelnen Bundesstaaten. (Aegidi 35.) Eben dieser Grundsatz war schon vorher in der Instruction des preussischen Conferenz-Bevollmäch-

tigten vom 10. November 1819 mit folgenden Worten aufgestellt: „Man kann die Sache nur darauf zurückführen, dass einzelne Staaten, welche durch den jetzigen Zustand sich beschwert glauben, mit denjenigen Bundesgliedern, woher nach ihrer Meinung die Beschwerde kommt, sich zu vereinigen suchen, und dass so übereinstimmende Anordnungen von Gränze zu Gränze weiter geleitet werden, welche den Zweck haben, die inneren Scheidewände mehr und mehr fallen zu lassen." (Aegidi 131.)[1])

Ob dies auf einem positiven Plane beruhte, welcher den preussischen Staatsmännern schon damals wäre klar gewesen, bezweifle ich. Der preussische Particularismus war damals so particularistisch, wie irgend ein anderer; glücklicher Weise aber umfasste er beinahe ebenso viele Deutschen, wie alle Mittel- und Kleinstaaten zusammen genommen, so dass er Aussicht hatte, durch Absorbirung der kleineren Particularismen zum Nationalismus zu werden. Von Bundeswegen konnte man zu Nichts kommen, das war sicher: schon weil Oesterreich wegen seiner Stellung zu Ungarn immer die nöthige Einstimmigkeit verhindern musste. Ob aber der Plan der Wiener Punctationen vom 19. Mai 1820 zwischen Baiern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Nassau und dem ernestinischen Sachsen, der in allen Hauptpunkten mit dem Plane von Nebenius übereinstimmte (Aegidi 99 ff.), auch dann hätte scheitern müssen, wenn Preussen ihn ebenso eifrig unterstützt hätte, wie es nun dagegen war: ist eine andere Frage. Zum Glück eine für den Praktiker müssige Frage! „So klammert sich der Schiffer endlich noch am Felsen fest, an dem er scheitern

1) Wie wenig Preussen, mag man nun diesen Grundsatz loben oder tadeln, mit demselben allein stand, beweist der Vortrag des hannoverschen Bundestagsgesandten über die List'sche Adresse, der ebenfalls „die Erfüllung des 19. Artikels der Bundesacte mehr von besonderen Vereinbarungen zwischen einzelnen, insonderheit benachbarten Staaten, als von allgemeinen Bundestagsbeschlüssen erwartet." Vergl. die oben citirten Stellen der Bundesprotocolle von 1819. Auch Metternich hat in der Carlsbader Conferenz am 30. August 1819 Aehnliches geäussert. (Aegidi Vorzeit, 20.)

sollte!" wie Aegidi sehr treffend erinnert. Jedenfalls sind jene Verabredungen niemals über den Zustand blosser Punctationen hinausgekommen. Ihr punctum saliens, ihren praktischen Lebensfunken scheint die Nebenius'sche Idee erst empfangen zu haben, als Preussen allmälich die Ausführung in seine Hand nahm, und zwar dann auf dem Wege des Sondervertrages mit den einzelnen Bundesstaaten.[1])

Seit 1848 ist in der Entwickelung des Zollvereins unverkennbar eine gewisse Stagnation eingetreten. Wie v. Thielau sagt: „nicht wegen ablehnender Beschlüsse von Ständeversammlungen, sondern wegen geringer Production der General-Conferenzen an Vorlagen für jene Versammlungen. Die Schwierigkeit der Vereinbarung unter den Regierungen nahm ins Unerträgliche zu. Wir standen still, während unsere Nachbarn vorwärts eilten." (Heft II., 9.) Der tiefere Grund hiervon war unstreitig die seit 1848 begreiflicher Weise vermehrte Eifersucht der mittelstaatlichen Regierungen auf Preussen. Zwar hatte Leop. Kühne (1853) gemeint, die lebhafte Opposition so vieler Zollvereinsglieder gegen Preussen, die sich in der Krisis von 1851 ff. zeigte, sei an sich schon Beweis genug, wie so gar nicht ihre politische Selbständigkeit dadurch geschmälert worden.[2]) Man würde heutzutage kaum glauben, dass er selbst diese Beruhigung ernstlich für wahr gehalten, wenn nicht auch Nebenius in seinen handschriftlichen „Rückblicken auf die Entstehung und allmäliche Erweiterung des Z.-V." sagte: „man wird in keinem Stadium der mannichfach verzweigten Verhandlungen irgend eine Spur einer, dem mercantilen Interesse fremden politischen Absicht finden." Wer aber ein grosses, unzweifelhaftes Bedürfniss einer Nation befriedigt, der muss dadurch einen entsprechenden Einfluss auf diese Nation erhalten!

1) So sind bekanntlich die Gedanken der Eisenbahn und der Locomotive, die uns heute als nothwendig zusammengehörend erscheinen, Menschenalter hindurch unfruchtbar neben einander hergegangen, bis Stephenson darauf verfiel, sie durch Vermählung mit einander erst fruchtbar zu machen.

2) Ansprache an die deutsche Handels- und Fabrikwelt etc., 22 fg.

Die Ereignisse des Jahres 1848 bewiesen klar, dass derjenige Grad von Einheit, welchen der Zollverein gewährt hatte, auf die Länge nicht mehr genügen konnte.

IX.

Der Ruhm von Nebenius, der eigentliche so zu sagen Erfinder des Zollvereins gewesen zu sein, ist besonders von zwei verschiedenen Seiten her bestritten: einmal im Interesse List's, sodann im Interesse der preussischen Regierung.

Die List'schen Ansprüche wurden vornehmlich von dessen Biographen Häusser vertreten, und Nebenius selbst hat dagegen ein von mir benutztes, bisher noch ungedrucktes Memoire verfasst.

Unterscheiden wir eine höhere und niedere Priorität, so wird selbst die letztere in Bezug auf den Zollvereinsgedanken nicht List, sondern Nebenius zuerkannt werden müssen. Dessen Schrift über den Zustand von Grossbritannien, welche in ihren deutschen Klagen und Reformwünschen ziemlich ebenso weit kommt, wie List's früheste öffentliche Anregung dieser Gegenstände, nämlich die Adresse an den Bundestag vom 14. April 1819, ist nach Ausweis der Vorrede schon im Mai 1818 gedruckt, nach der Versicherung von Nebenius aber schon 1817 verfasst worden. Was die speciellere Denkschrift von 1819 betrifft, so legte sie der Minister von Berstett am 16. August 1819 als Beifuge eines kurzen amtlichen Memoires der badischen Regierung [1]) dem Karlsbader Congresse vor, nachdem sie bereits früher den Hansestädten mitgetheilt worden war und hier lebhafte Opposition gefunden hatte. Ueber das genaue Datum, wann diese Denkschrift vollendet, dem Minister v. Berstett übergeben und von diesem verbreitet worden sei, war Nebenius schon 1833 „in Ungewissheit." Doch fand er „in seinen Papieren Spuren ihrer Existenz in gewöhnlicher

1) Abgedruckt in: Klüber und Walcker; Wichtige Urkunden für den Rechtszustand der deutschen Nation, 1844, 288 ff.

Schrift schon vor 1819.“ Nach einer Mittheilung Rau's (vom 9. Junius 1857) meinte sich auch der Minister v. Dusch, welchem Nebenius die Schrift vor Berstett übergeben hatte, zu erinnern, dass dieselbe von 1818 war. Hiermit stimmt es sehr gut überein, wenn List selber in einem von mir gelesenen Briefe vom 3. November 1819 Nebenius um seine „Mitwirkung in der Sache des deutschen Handels bittet, in der Ueberzeugung, dass Niemand in Deutschland die Verhältnisse des deutschen Handels so durchdrungen, Niemand für diesen Plan soviel vorgearbeitet hat.“

Noch viel günstiger für Nebenius beantwortet sich die Frage der Priorität im höheren Sinne des Wortes. „Es ist vollkommen gewiss, dass seine Denkschrift der erste, bis jetzt bekannt gewordene Versuch war, die Ausführbarkeit einer Zolleinigung in Beziehung auf alle voraussichtlich entgegen gestandenen Schwierigkeiten nachzuweisen und die Grundzüge der zu treffenden Einrichtungen zur klaren Anschauung zu bringen. Nicht wer unter Tausenden, welche die Verwirklichung eines Gedankens verlangen, seine Stimme am lautesten erhebt, sondern wer bei entstandenem Zweifel über die Möglichkeit seiner Verwirklichung die Art, wie die entgegenstehenden Schwierigkeiten zu besiegen und die Ausführung zu sichern sei, auf befriedigende Weise entwickelt, bringt das Ei des Columbus zum Stehen.“ (Nebenius a. a. O.) Gerade bei Kennern macht der stete Ruf, es müsse anders werden, keinen guten Eindruck, wenn der Rufende selbst über dies „Andere“ sich ganz im Unklaren befindet, und über das „Werden“ keinen Aufschluss zu geben vermag. Darum versichert Nebenius auch, dass er bei allen Verhandlungen deutsches Staaten über Zoll- und Handelssachen, denen er beigewohnt, kein einziges Mal List habe als Auctorität nennen hören. Man darf auch nicht vergessen, dass List, wie die Schwierigkeiten der eigentlichen Arbeit mit den Darmstädter Verhandlungen begannen, vom Schauplatze abgetreten war, und erst wieder eingriff, als die Zollvereinssache ihre schwersten und gefährlichsten Jahre bereits hinter sich hatte. Uebrigens zeigt sich die edle Bescheidenheit von Nebenius in folgenden Worten seiner Aufzeichnun-

gen: „Wie hoch man die Wirksamkeit des Einen oder Andern für den deutschen Zollverein anschlagen mag, so würde ohne Verletzung der Gerechtigkeit und historischen Wahrheit kein Einzelner als intellectueller Urheber des grossen Werkes bezeichnet werden können, das man zunächst der durch schwere Erfahrungen gewonnenen Einsicht in den weitesten Kreisen, dem erwachten Nationalgefühl, den Bestrebungen patriotischer Männer in allen Ländern, die dem Zollverein angehören, zu verdanken hat."

Die besonders durch Aegidi vertretene Ansicht von einer preussischen Herkunft des Zollvereinsgedankens,[1]) dass also Preussen „nach einem mit äusserster Zurückhaltung gehegten Plane" schon 1819 und 20 „die Mittel und Wege allerdings durchdacht, (nur noch nicht angewandt) habe, wie die übrigen deutschen Staaten für Preussen Inland sein konnten, ohne preussische Provinzen zu werden:" ist wenigstens nach den bisher vorliegenden Quellen unverweislich und mir überhaupt unwahrscheinlich.

Nebenius, der ebenso wahrheitsliebende, als über diesen Gegenstand wohl unterrichtete Gewährsmann, erklärt ganz unumwunden „die Behauptung für unbegründet, dass man in Preussen bereits 1818 bei der Reform des Zollwesens die Gründung des Vereins in Aussicht gestellt, und durch die damals getroffenen Einrichtungen den Weg hierzu habe bahnen wollen." Es war damals „und wohl bis 1827 keine Hoffnung vorhanden, Preussen für die Sache eines grossen deutschen Zollvereins zu gewinnen." (D. Vierteljahrsschrift 1838, II., 338.) In seinen ungedruckten: Historischen Rückblicken etc. nennt Nebenius „Alles, was von früheren Andeutungen, Absichten und Einleitungen des preussischen Cabinets in Bezug auf die Vereinsfrage behauptet wird, reine Erdichtung. Hätte, was wir nicht wissen

1) S. Aegidi's Schrift: „Aus der Vorzeit des Zoll-Vereins, Beitrag zur deutschen Geschichte", 1865, und dessen Aufsatz: „Der Gedanken des Z.-V." in der Zeitschrift: Der Zollverein, 1865, Nr. 1 und 1866, Nr. 16: Arbeiten, deren hohe Verdienstlichkeit um die Geschichte des Zollvereins Jeder freudig anerkennen muss, auch wenn er in der vorliegenden Frage von der Ansicht des Verfassers abweicht.

und nicht wissen können, auch damals schon der eine oder andere der preussischen Staatsmänner, die dem Schauplatze der süddeutschen Bestrebungen näher standen, sich noch so entschieden für die Ansicht ausgesprochen, dass Preussen wohl thue, sich an die Spitze der Verbindung zu stellen, so wäre die Thatsache, dass bis 1828 eine solche Absicht dem Berliner Cabinette in der That fremd blieb, und es sich jeder Art von Einwirkung auf die Stuttgarter und Darmstädter Verhandlungen in irgend einem Sinne enthielt, dadurch in keiner Weise widerlegt." Nebenius meint, der obige Irrthum sei in England aufgekommen, wo man im ganzen Vereine weiter nichts sah, als was unmittelbar das englische Interesse berührte, nämlich den Tarif; und nur, weil der Zollvereinstarif im Wesentlichen der preussische von 1818 blieb, den ganzen Verein als die Weiterentwickelung der preussische Reform von 1818 betrachtete.

Der Streit erledigt sich durch eine scharfe Unterscheidung zwischen Zollanschluss und Zollverein.[1]) Zu einem Zollvereine gehört, dass jedem Vereinsstaate nicht nur die selbständige Theilnahme an der gesammten Gesetzgebung des Vereins, sondern auch die selbständige Zollverwaltung innerhalb seines Gebietes nach Maassgabe der vereinbarten Gesetzgebung zugestanden bleibt; während sich bei einem Zollanschlusse der kleinere Staat dem einheitlichen Zollsystem eines grösseren Nachbarstaates in der Weise anschliesst, dass er zwar einen verhältnissmässigen Theil der gemeinsamen Zolleinkünfte empfängt, aber auf selbständige Theilnahme an der Zollgesetzgebung, sowie auf die oberste Leitung der Zollverwaltung innerhalb seines Gebietes verzichtet. Wer die unsäglichen Schwie-

1) Diesen Unterschied zuerst und in gründlicher Weise erörtert zu haben, ist das Verdienst G. Fischers, (in Hildebrand's Jahrbüchern für National-Ock. und Statistik 1866, II. 224 ff.) mit dessen Bekämpfung der Aegidi'schen Ansicht (a. a. O. 1864, I. 342, 1865, II. 361 ff., 1866, II. 228 fg.) ich fast durchweg übereinstimme. Wie sehr Aegidi Zollverein und Zollanschluss mit einander vermischt, zeigt sich u. A. in seiner Aeusserung, dass man im Zollverein ebenso gut von einer Unterwerfung Preussens unter Schwarzburg, Darmstadt, Baiern etc., wie von einer Unterwerfung Anhalts unter Preussen reden könne. (Zollverein 1866, Nr. 16.)

rigkeiten kennt, welche der Zollanschluss auch der kleinsten in Preussen inclavirten Staaten fand, der wird sicher zugeben, dass vor 1866 selbst bei einem Staate wie Braunschweig, geschweige denn wie Baiern, nimmermehr an einen solchen Anschluss zu denken war. Der grosse Zollverein wäre auf diesem Wege mindestens bis 1866 einfach unmöglich gewesen; und dass die preussischen Erfolge von 1866 das langjährige Bestehen und tiefe Wurzelschlagen des Zollvereins zur wesentlichen Voraussetzung hatten; wird kein Sachkundiger in Abrede stellen.

Alle von Aegidi mitgetheilten Urkunden, welche Preussen die Priorität des Zollvereinsgedankens sichern sollen, enthalten nun entweder bloss allgemeine, unbestimmte Aeusserungen von Geneigtheit, die Beschwerden der Bundesgenossen im einzelnen Falle durch Vertrag zu beschwichtigen; oder sie bezeugen, dass Preussen schon damals eine Ausdehnung der Zollanschlüsse gewünscht und gehofft hat, wie sie zunächst die kleineren inclavirten Staaten und Staatstheile sich gefallen lassen mussten. In die erste Kategorie stelle ich z. B. die Note des Grafen Bernstorff an Sachsen-Gotha vom 19. Februar 1819,[1]) worin es heisst, dass Preussen seit dem Wiener Congresse nichts gethan habe, was eine Vereinigung des deutschen Bundes zu allgemeinen Zollgesetzen erschweren könnte. Die Zollreform vom Mai 1818 sei sogar ein Beförderungsmittel hiervon, da sie die früheren Einfuhrverbote mit sehr mässigen Einfuhrabgaben vertausche. Es werde keinen Anstand haben, auch diese gegen jeden deutschen Bundesstaat aufzuheben und den Fabriken desselben freie Einfuhr zu gestatten, welcher die preussischen Fabrikate in gleicher Weise eingehen lasse, und eine genügende Gewähr zu geben vermöge, dass nicht fremde Fabrikate als eigene in die preussischen Staaten eingeführt würden. — In die zweite Kategorie schlägt der von Aegidi (Zollverein 1865, Nr. 1) mitgetheilte Bericht des badischen Gesandten zu Berlin, wonach man dort im Februar 1820 „von der Meinung ausgeht, dass der Zweck, freien Handelsverkehr zwischen den

1) Bei Joh. Falke Geschichte des deutschen Zollwesens (1869), ff. im Auszuge mitgetheilt.

deutschen Bundesstaaten, nicht erreichbar wäre," und es jedenfalls „für Preussens Interesse nachtheilig sein würde, wenn es nicht die oberste Leitung über ein dabei festzustellendes Zollsystem erhielte." Die Bernstorff'sche Note an Sachsen-Gotha vom 13. Juni 1819 (Zollverein 1866, Nr. 16.) enthält zwar den Ausdruck: „gemeinsamer Zollverband mit Preussen auf gleiche Berechtigung und Verpflichtung." Allein das Ganze lässt doch keinen Zweifel, dass hiermit nur die Verkehrsfreiheit der gegenseitigen Unterthanen und die Revenüentheilung gemeint sind, während man im Uebrigen nicht an einen Zollverein, sondern nur an einen Zollanschluss dachte. Den einzigen Irrthum der Nebenius'schen Denkschrift von 1819, dass es unthunlich sei, den Einzelstaaten die Zollverwaltung auf ihrem Gebiete zu lassen, theilte Preussen noch 1820 im vollsten Maasse. (Fischer a. a. O. 1867, I. 289 fg.) Noch im März 1826 glaubte es „kaum, dass von einer Unterhandlung mit Darmstadt über Erweiterung und Begünstigung des gegenseitigen Verkehrs Erfolg zu erwarten sein dürfte." Ja, noch im September 1827" besorgte es wohl, dass die Schwierigkeiten einer vollständigen Verschmelzung der beiden Zollsysteme „unbesiegbar sein möchten." [1]) So dass Fischer (a. a. O. 1865, II. 385) und Nebenius (D. Vierteljahrsschr. 1838, 335) wahrscheinlich Recht haben, wenn sie meinen, erst der wirklich erfolgte Abschluss des baierisch-württembergischen Zollvereins habe die Bedenken Preussens wegen Ausführbarkeit eines solchen ganz beseitigt. [2])

Was die vorstehenden Erwägungen nicht unwesentlich bestärkt, ist die Thatsache, dass J. G. Hoffmann von den Planen, welche Aegidi der preussischen Regierung zuschreibt, bis zu seinem Tode (1847) nichts gewusst zu haben scheint. Zwar sagt er in einer oft citirten Stelle seiner Lehre von den

1) Leop. Ranke: Historisch-politische Zeitschrift II. 114 fg.

2) Gegen die Aegidi'sche Ansicht erklärt sich auch der ebenso unbefangene, als wohl unterrichtete v. Thielau: Der Zollverein und die Krisis, mit welcher er bedroht ist, (1863) I. 28. Nicht weniger die Preussischen Jahrbücher, Bd. XVI. 195, ungeachtet ihrer, wie sie selbst sagen, „natürlichen Parteilichkeit für Preussen".

Steuern (1840, 348): „Preussen bot seinen gesammten deutschen Umgebungen eine Verbindung mit seinem Zollsystem an, und zwar auf Grundlage einer vollkommenen Gleichheit der Rechte und Pflichten und einer Theilung des Einkommens nach der Anzahl der Einwohner. Aber die Zeiten, worin ein solches Anerbieten Gehör finden konnte, waren im Jahre 1818 noch nicht gekommen." Offenbar eine wunderliche Ungenauigkeit und Uebertreibung, da nur von den inclavirten Gebieten die Rede sein kann, und diesen, bei ihrer einfachen Unterwerfung unter das preussische System, doch unmöglich eine vollkommene Gleichheit der Rechte und Pflichten mit Preussen darf zugeschrieben werden. In der That meint Hoffmann (1838) in seiner Lehre vom Gelde (130): Preussen habe sein Zollsystem „mit dem 1. Januar 1819 in volle Wirksamkeit gesetzt, höchst wahrscheinlich ohne zu ahnen, dass der Beitritt der Nachbarn in solcher Ausdehnung erfolgen könnte." Ganz ähnlich noch in seinem Nachlass kleiner Schriften (1838), 677 ff. Bei der hohen Stellung, welche dieser ehrwürdige Mann als ein rechter Typus des guten preussischen Beamtenthums unter Friedrich Wilhelm III. einnahm, gewissermassen als der reinste nationalökonomische Ausdruck damaliger preussischer Regierungsweisheit, ist es schwer zu glauben, dass ihm so wichtige und für ihn so nah liegende Staatsgedanken so lange völlig unbekannt geblieben wären. Der oben erwähnten Aeusserung von Nebenius, die 1838 veröffentlicht wurde, hat meines Wissens weder er, noch Leop. Kühne je widersprochen.

Bei alledem gestehe ich bereitwillig zu, dass solche Negativen die Ansicht Aegidi's nur unwahrscheinlich machen, aber nicht vollständig widerlegen. Es bleibt immer noch denkbar, dass amtliche oder private Papiere ans Licht kämen, die bei Maassen, Eichhorn [1]) oder einem andern preussischen Staats-

1) Ich denke namentlich an diese Beiden, weil Maassen seine tiefe Einsicht besonders bei der Aufnahme Sachsens gegen mancherlei preussische Bedenken gezeigt hat (Kühne, der deutsche Z.-V. von 1834—1845, 26), während Eichhorn „sich schon 1819 und 1820 im Sinne des Zollvereins zu Vertretern anderer deutscher Regierungen zu wiederholten Malen warm und entschieden ausgesprochen" haben soll. (Aegidi im Zollverein 1865, Nr. 1.)

manne gleichzeitig mit Nebenius eine ähnliche Klarheit, wie dieser sie hatte, über die Zukunft des Zollvereins nachweisen. Wenn das geschähe, so würde sich Niemand über die darin liegende Bereicherung der Wissenschaft mehr freuen, als der Verfasser dieser Bogen. Andererseits aber wähne Keiner, dass ein solcher Nachweis für den Ruhm Preussens besonders erwünscht sein müsste! Preussens wahrer, höchster Ruhm liegt in seinem deutschen Berufe; und für diesen giebt es keinen stärkeren Beweis, als wenn recht viele im ausserpreussischen Deutschland geborene grosse Männer und grosse Gedanken nur in und durch Preussen zu rechter Entfaltung gelangen können. Was in dieser Hinsicht für die Befreiungskriege der Hannoveraner Scharnhorst, der Rheinländer Stein, der Mecklenburger Blücher, der Sachse Gneisenau, das bedeutet für den Zollverein der Badenser Nebenius.

Universität Leipzig, September 1869.

Wilhelm Roscher.

IV.

DIE URSACHEN DER GEGENWÄRTIGEN MISSSTIMMUNG WIDER DIE KIRCHE IN DEUTSCHLAND.

Es wird wohl kaum Jemand den Muth haben, die Frage, welche meine Ueberschrift bildet, mit der einfachen Behauptung zu beseitigen, dass eine solche Misstimmung nicht bestehe, oder dass sie nicht in weitem Kreise vorhanden sei oder dass sie nicht der Kirche gelte. Die Thatsachen, von dem blossen Wegbleiben aus dem öffentlichen Gottesdienste, den immer mehr sich häufenden oft aus nichtigen Anlässen hervorgehenden Beschwerden gegen den Diener der Kirche, der seines Amtes wartet, bis zur bitteren, höhnischen und hämischen Verfolgung durch die Presse, ja bis zur gerichtlichen Anklage und selbst zum Mordversuch liegen so vor den Augen der Zeitgenossen, dass ich diejenigen, welche dieselben nicht gesehen oder gehört haben wollen, mit ihrer Abweisung meiner Frage nach den Ursachen ruhig stehen lassen und zum Versuch der Beantwortung schreiten kann. Denen allerdings, welche mir entgegenrufen: Du sprichst von der Kirche, meinst aber nur die evangelische und auch diese nur in bestimmten Gegenden Deutschlands, selbst nur des nördlichen Deutschland, bin ich ein Wort schuldig. Es ist wahr, die lautesten Stimmen und die hässlichsten Thatsachen und Versuche, welche das Dasein der Misstimmung beurkunden und denen gegenüber dieses Wort eine

sehr milde Bezeichnung ist, gehören der Stadt Berlin an. Allein ist diese Stadt ein einsames Eiland im Ocean oder ist sie der Repräsentant dessen, was in der Zeit sich regt und hervordrängt? und wissen andere Städte der preussischen Monarchie gar nichts von den in Berlin lautgewordenen Stimmungen und schlagen die in ihnen erscheinenden Organe der öffentlichen Presse etwa einen ganz andern Ton an? hallen sie nicht vielmehr wieder von dem, was in der einflussreichen Grossstadt sich vernehmen lässt? Und fragen wir weiter über das evangelische Deutschland hin, bleibt da nicht unser Blick an Darmstadt, Heidelberg, an Bremen, Breslau, selbst an dem kleinen Reichenbach haften? Es ist wahr, die katholische Kirche ist stiller und lässt nicht ebenso heftige Töne vernehmen, wenn wir von den Verhältnissen absehen, welche in Oesterreich zu einer starken Gegenwirkung wider die durch das Concordat geschaffene Stellung der Bischöfe gedrängt haben. Aber warum ist sie stiller? gewiss nicht, weil in ihr diejenigen Volksschichten, aus welchen in der evangelischen die saure Verstimmung losbricht, kirchlich hingegebener wären, sondern weil sich dort der modus vivendi schon länger gebildet hat, kraft dessen der Unglaube mit den kirchlichen Erscheinungen nach Aussen wohl zusammen bestehen kann. In Wahrheit aber gehen in der katholischen Kirche die Geistlichen und die gebildete Welt noch weiter auseinander als bei uns, wo nicht ein politisches Interesse sie zusammenführt.

Dass es aber die Kirche ist, gegen welche die Missstimmung gerichtet ist, nicht etwa nur eine in ihr gegenwärtig herrschende Partei, wie man gerne möchte glauben machen, das giebt sich ja sogleich kund, sobald etwas von den alten Besitzthümern derselben in Lehre, kirchlicher Dichtung, äusserer Ordnung sich geltend machen will. Die Bekenntnisse der protestantischen Kirche mit ihrem wesentlichen Inhalt sind es, wogegen man sich abstossend verhält und unter den, wie man jetzt wieder sagt „kleinen aber mächtigen Partei“ sind Alle zu verstehen, welche sich nicht ohne Weiteres von dem lebendigen Zusammenhang mit dem Glauben und Bekenntniss der Reformation losreissen wollen, sondern entschlossen sind.

die alte Wahrheit auch in neuen Gestalten als den unveräusserlichen Kern des kirchlichen Wesens festzuhalten. Wir werden uns daher durch kein Geschrei halbwissender Volksredner, durch keine Acclamation unwissender Haufen, durch kein anständiger erscheinendes Versichern, dass man die Kirche wolle, aber in ihrer ächt evangelischen oder gar in ihrer urchristlichen Gestalt, darüber täuschen lassen, dass in der That eine Abneigung gegen die Kirche, wie sie auf dem Grunde der apostolischen Verkündigung und des reformatorischen Fortbaues besteht, in weiten Kreisen vorhanden ist.

Woher nun diese Missstimmung? Sie hat bei ihrer Stärke und ihrem Umfange sicher nicht bloss augenblickliche und eng begränzte Ursachen und dieselben sind nicht nur auf Einer Seite, etwa bloss in den Leitern und Dienern der Kirche, dem Kirchenregiment und der Geistlichkeit oder bloss in den Gemeinden oder einem Theile derselben zu suchen, sondern es begegnen sich zu vereinter und verstärkter Wirkung Ursachen, die in diesen beiden Kreisen ihre Heimath haben. Billig fangen wir mit den Ursachen an, die in der Kirche selbst liegen. Aber auch hier kann noch, ja muss unterschieden werden zwischen nothwendigen und zufälligen Ursachen, d. h. zwischen den Ursachen, welche die Geschichte der Kirche und ihrer Verhältnisse zur Welt hervorgebracht hat, welche also in der Entwickelung der Kirche durch die Jahrhunderte, in den Epochen, welche diese Entwickelung charakterisiren, eine starke Wurzel haben, und den Ursachen, welche ebenso gut nicht vorhanden sein könnten, weil sie vorübergehenden Einflüssen, augenblicklichen Zuständen und an einzelnen Personen oder Classen von Menschen haftenden Fehlern, Schwächen, Sünden ihr Dasein verdanken.

Einer besonderen Verwahrung wird es wohl dabei nicht bedürfen gegen das Missverständniss, als ob wir unter nothwendigen Ursachen solche meinten, welche durch Naturgesetze oder durch die göttliche Weltordnung mitgesetzt seien und daher absolut nicht fehlen dürften. Wir reden von einer beziehungsweisen Nothwendigkeit, von der, die sich in Folge der menschlichen Zustände, wie sie geworden sind, ergiebt. Die

Unvollkommenheit und unklare Mischung, welche eine Folge ist von der stufenweise allmälichen Entwickelung der Menschen, der Gesellschaft, auch der Kirche, ist die Hauptursache auch dieser Missstände, die dann selber wieder Ursachen für andere Uebel werden. Wenn eine scharfe Trennung des Nothwendigen und des Zufälligen, des von der allgemeinen sündhaften Unvollkommenheit und Einseitigkeit und des von der Sünde und Schwachheit im engern Kreise Herkommenden hier nicht immer möglich ist, so hindert dies doch die Abtheilung, wie sie eben ausgesprochen worden, nicht.

Gehen wir erst auf der Spur der nothwendigen, aus der ganzen Entwickelung der Kirche entstandenen, von früheren oder späteren Epochen derselben zurückgebliebenen Ursachen der Missstimmung, so führt uns diese Spur weit zurück in alte Zeiten und längst gewesene Zustände.

Es versteht sich von selbst, dass aus den reinen Zeiten des Urchristenthums, zu welchem zurückzukehren der Zweck der Reformation war, keine berechtigten Ursachen zu einer Missstimmung gegen die Kirche in der Kirche zurückbleiben konnten. Unberechtigte allerdings, so fern das Christenthum der apostolischen Zeit nie Jedermanns Ding war und auch heute noch nicht Jedermanns Ding ist. Der Glaube an Jesum Christum den Menschgewordenen und nachdem er am Kreuze gestorben, Auferstandenen, war und ist Aergerniss und Thorheit den Juden und Griechen. Von dieser zu allen Zeiten vorhandenen Unfähigkeit zum Glauben reden wir nicht, denn sie stellt einfach die Kirche als Zeugin Christi und die von der Sünde und dem Irrthum gefesselte Welt einander gegenüber.

Aber als die Kirche je länger je mehr sich den vorherigen Religionsgemeinschaften ähnlich zur Seite stellte und ein hierarchisches Priesterthum nach Art der Juden und ein allein wissendes Priesterthum nach Art der Griechen und Römer der verachteten Menge gegenüber aufrichtete, da war in sie ein fremdes Element eingedrungen, das bei weiterer Ausbildung zu einer furchtbaren Entartung des Gemeindelebens führen musste. Dieses Fremde in der Kirche aber war den Nationen, welche zum Christenthum kamen, das Eigene, gehörte

zu dem, was ihnen die Annahme des Christenthums erleichterte, es war ein Gebiet des alten natürlichen Lebens, welches nicht sterben musste, wie es eigentlich gesollt hätte, sondern eine innerlich widersprechende Mischung mit dem Neuen einging. Das Christenthum wurde dadurch leichter volksthümlich, verlor aber an seinem eigensten Wesen. Gerade diese Verwachsung des römisch hierarchischen priesterlichen Wesens mit der volksthümlichen Art liess auch die Reformation in Deutschland, so sehr sie gerade an das Innerste im germanischen Volksthum anknüpfte, nicht sofort auch alle Nachhauche dieses falschen Wesens überwinden. Allerdings war die höhere Hierarchie durch sie vernichtet, aber desto fester hielt sich die priesterliche, jetzt pastorale Hierarchie. Dadurch blieb etwas Romanisirendes im deutschen, nemlich im lutherischen Protestantismus zurück, nicht als allgemeiner Charakter, sondern als sporadische Neigung. Es gab einen lutherischen Clericalismus, der dem innersten Wesen des evangelischen Protestantismus widersprach und einen Rest mittelalterlich römischer Anschauung verrieth. Er trat in der Gestalt eines hoch gesteigerten priesterlichen Amtsbegriffes auf, dem gegenüber die Gemeinde in ächt römischer Weise fast nur als der Stoff erschien, an welchem das Amt sich darzustellen, zu verherrlichen hatte, der, wenn er irgend consequent sein wollte, zu dem Gedanken einer ecclesia repräsentativa, eines Clerus fortgehen musste, der die eigentliche Kirche mit Ausschlus der Gemeinde darstellen sollte. Völlig liess sich dies ja schon deswegen in der lutherischen Kirche nicht durchführen, weil das in oberster Instanz von einem Nichtgeistlichen, dem Landesfürsten, emanirende consisteriale d. h. aus Geistlichen und Laien gemischte Kirchenregiment der Gemeinde eine andere Stellung gab und höchstens den beschränkten Unterthanenverstand in den Gemeinden geringschätzig behandelte. Aber vorhanden blieb in der Zeit nach der Reformation diese Richtung in einzelnen lutherischen Pfarrherrn, oft nicht ganz ohne das kaiphasische „das Volk weiss nichts und ist verflucht", wenn der Wissensstolz der kirchlichen Lehrmeister, mehr als der Gedanke der Amtsmacht vorantrat. Je mehr aber diese letztere, das Bewusstsein von der Amts-

macht, der hierarchische Anspruch, oft im schreienden Widerspruch mit der Amtskraft, also auch mit der Amtsleistung erschien, je mehr sogar die Ausnutzung der Gemeinde für das leibliche Behagen und das Familienwohl des Pfarrers, in allerlei Habsucht und Gewinngier neben dem herrischen Gebahren sich kundgab, desto mehr näherte sich dieser clericale Hochmuth dem pfäffischen Wesen. Zu keiner Zeit der lutherischen Kirche ist diese hässliche Entartung eine häufige oder gar eine vorherrschende Erscheinung gewesen. Aber bei dem grellen Widerspruch, in welchem sie gegen das Wesen des Evangeliums stand, wirkten auch vereinzelte und seltene Beispiele in der öffentlichen Meinung eines weiten Kreises viel stärker, als es der Zahl der Beispiele nach sonst wäre zu erwarten gewesen. Wo aber immer und in welchem auch geringeren Grade sie hervortrat, da musste sie in den bewussten Gliedern der Gemeinde eine Entfremdung und ein Misstrauen, ja sie musste eine Missstimmung hervorbringen, die dann nach der gewöhnlichen gedankenlosen Art der grossen Menge nur allzuleicht auf den ganzen Stand, dem jene Zerrbilder angehörten, übertragen wurde. Es konnte auch nicht fehlen, dass jede Schattenseite im Charakter und Thun anderer Geistlichen, als dieser Clericalen, wenn von denselben auf ein gewisses Decorum und einen Respect vor dem Amte gedrungen wurde, ja wenn die vorgesetzten Behörden, um das Amt in Achtung zu halten, auch gegen starke Versündigungen nicht mit Strafe vorzugehen wagten, die Deutung hervorrief, es solle pfäffisch das Amt gewahrt und seine Würde missbraucht werden, um die unwürdige Person zu decken. Die späteren Zeiten des Pietismus und noch mehr die des Rationalismus liessen diese clericale Richtung aus der Kirche fast verschwinden und es trat an die Stelle des amtsherrlichen Pfarrers der um die einzelnen Seelen bekümmerte Seelsorger oder der patriarchalische Hausfreund und Rathgeber. Erst mit der Wiedererweckung der strengeren Anschauung von der Kirche als einer Anstalt, ja sogar als der Gnadenspenderin, durch deren Vermittlung und Segen der Einzelne zu Christo sich nahen könne, und eben damit auch als einer Macht im Volksleben, welche nothwendig mit einer neuen

Hervorhebung der reformatorischen Bekenntnisse, im Gefolge dieser aber wieder mit einer starken Werthlegung auf die sogenannte reine Lehre verbunden war, mussten auch die clericalen Erscheinungen sich als Erbschaft aus dem Mittelalter und der römischen Kirche wieder zeigen. Das Romanisiren einzelner Geistlichen trat auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens hervor und es gingen Einzelne so weit, die lutherische Kirche als die Sacramentskirche zu bezeichnen und so Wort und Sacrament unprotestantisch und unevangelisch sich gegenüber zu stellen. Es war blosse Inconsequenz, wenn von diesem Standpunkt nicht die Rückkehr in den „Schafstall", wie sie jetzt der Papst von uns verlangt, zur Bedingung des Heiles gemacht würde. Die Stellung den Gemeinden gegenüber trat wieder in der starken Betonung des Amtes, als eines von Christo unmittelbar eingesetzten und verliehenen hervor, welches als Schöpfer der Gemeinde erscheinen sollte und zwar vermittelst des Sacraments. Die Frage: ob das geistliche Amt aus der Gemeinde oder die Gemeinde aus dem geistlichen Amt stamme? wurde hier unbedenklich zu Gunsten der zweiten Alternative entschieden, die Annahme der ersten aber als kirchlicher Demokratismus gebrandmarkt. Es versteht sich von selbst, dass nicht überall auch nur so viel Consequenz herrschte, um alle Folgerungen dieser theoretischen Ansicht praktisch zu ziehen. Wo sie aber gezogen wurden, da trat mit dem Clericalismus auch der Nomismus hervor, die Lust an einer gesetzlichen Behandlung der Gemeinden durch eine scharfe vom Pastor geübte Kirchenzucht. Es gab eine uns noch ganz nahe liegende Zeit, in welcher es schien, als ob die Kirchenzucht das stärkste und heilsamste Mittel wäre, um die im Glauben schiffbrüchigen, sittlich verkommenen, politisch verwilderten Gemeindeglieder wieder zu frommen Schaafen der Heerde zu machen. Wurde doch von dieser Zucht so viel gesprochen, dass man auf die Vorstellung gerieth, diese Enthusiasten der Disciplin möchten am liebsten ihre Heerde mit einer hohen Mauer von allen Seiten umgeben, um drinnen zu waiden, wobei sie lieber verhungern, als der Gefahr von allen Seiten ausgesetzt bleiben sollte. Als überall in Deutschland die Gemein-

den durch die Einsetzung von Presbyterien (Kirchengemeinderäthen, Gemeindekirchenräthen) zur Mitthätigkeit auch für die Kirchenzucht herangezogen wurden, da waren es diese Zuchtmänner, welche den stärksten Widerwillen gegen diese Einrichtung als einen Eingriff in ihre Amtsrechte laut werden liessen. — Aber nicht blos auf diesem Gebiete, sondern auch auf dem innerlichen der gottesdienstlichen Feier machte sich der Clericalismus breit. Man fand von dieser Seite eine Hauptursache des Zerfalls der Kirche in dem Verlassen der älteren liturgischen Formen und Formulare. Die preussische Landes-Agende, welche aus einer allerdings verwirrenden und verworrenen Mannichfaltigkeit der kirchlichen Feier wieder auf einen einfachen, älteren Mustern der evangelischen Kirche entnommenen Typus des Gottesdienstes zurücklenkte, gab selbst den Anlass zu diesen Bestrebungen. Es soll nicht geringschätzig von ihnen geredet werden. Denn sie liegen allerdings im Wesen der evangelischen, weil im Wesen der christlichen Kirche. Handelt es sich doch dabei um die grössere und reichere Theilnahme der Gemeinde am öffentlichen Gottesdienste, während vorher nur der Pfarrer in denselben thätig gewesen war. Fast komisch erscheint es, wenn gerade die Männer, welche den Pfarrer so hoch wie möglich über die Gemeinde stellen und von einer Mitwirkung derselben nach Art der apostolischen Gemeinden zur Leitung des Gemeindelebens nichts wissen wollten, doch so emsig waren, um gerade in dem Höchsten, was nach ihrer sacerdotalen Ansicht vom geistlichen Amte der Cleriker zu thun hatte, im Gebet und Bekenntniss, eine Mitwirkung der Gemeinde herbeizuführen. Aber freilich, das geistliche Amt sollte doch dadurch verherrlicht werden. Wie fremd erschien es, dass in einem Gottesdienste der Liturg vier bis fünfmal von der Gemeinde sich abwandte, um zu dem Crucifix auf dem Altar sich zu kehren, wenn er mit oft schnarrender Stimme sein Solo zu singen anfing, wo vorher klares Sprechen der liturgischen Worte gewaltet hatte, wie dreimal in demselben Gottesdienste er sprach: „der Herr sei mit Euch“ und die Antwort erhielt: „und mit deinem Geiste!“ — War es auch grosser Unverstand der Menge, wenn sie in den zwanziger Jahren

die preussische Agende als „katholisch“ bezeichnete, während sie blos altchristlich und reformatorisch war, allerdings den in der römischen Kirche nur überwucherten Grundtypus des christlichen Gottesdienstes darstellte, so kann es doch nicht ebenso als blosser Unverstand bezeichnet werden, etwa die clericalen Geistlichen die Liturgie missbrauchten, um sich eine dem römischen Priesterthum ähnliche Stellung im Gottesdienste zu geben, dies als ein Katholisiren oder Romanisren zu bezeichnen.

Und Alles geschah im Namen der Confession, des Lutherthums. Die „Confessionellen“ nannten sich diese Clericalen und brachten dadurch das Bekenntniss und die Treue gegen dasselbe in den Verruf romanisirender, hierarchischer Bestrebungen. Ist hier nicht eine klare, eine starke, eine berechtigte Ursache der Missstimmung gegen die Kirche zu finden? Denn wo die Kirche in irgend einem Grade als Heilsmittlerin betrachtet wird, da gehen, man mag sich noch so laut auf die reformatorischen Bekenntnisse berufen, gerade die in diesen edlen Documenten niedergelegten wesentlichen Güter der Reformation unausbleiblich verloren. Lutherisch darf sich mit wirklicher Wahrheit Keiner nennen, der in dieser Weise den ganzen Boden worauf Luther stand, an die mittelalterliche Anschauung von der Kirche herausgiebt. Und ist es der schlecht unterrichteten Menge auch der sogenannten Gebildeten zuzumuthen, dass sie nun den Unterschied sich klar mache zwischen dieser Art eines die Reformation fälschenden Confessionalismus und der ächten Treue gegen die Bekenntnisse der Kirche, welche sich darin kund giebt, dass sie den Werth und Segen der kirchlichen Bekenntnisschriften versteht, nichts desto weniger aber die Freiheit eines evangelischen Christenmenschen keinem Gesetz menschlicher Auctorität opfert?

Hiermit sind wir anderen aus den früheren Epochen der Kirche hergeerbten Ursachen des Misstrauens und der Missstimmung schon ganz nahe gekommen, nemlich den aus der Zeit der Reformation selbst stammenden. Es wird ja Niemand der Einsicht unzugänglich sein, dass eine aus so vielen Quellen und so mannichfachen Vorbereitungen entstandene geistige Bewegung, wie der Umschwung des sechszehnten Jahr-

hunderts auch damals von den Zeitgenossen eine sehr verschiedene Beurtheilung und Werthschätzung musste erfahren haben. Die Reformation war nicht ein einziger Act, nicht das Werk eines einzigen gewaltigen Momentes, sondern es sind solcher Momente eine ganze Reihe zu nennen von dem Anschlag an die Thür der Schlosskirche zu Wittenberg und der Verbrennung des kanonischen Rechtskörpers und der Bannbulle an bis zu dem Bekenntniss Luthers in Worms, der Fürsten und Städte zu Augsburg, der Protestation zu Speyer und dem Augsburger Religionsfrieden. Und nicht blos in der Zeitfolge, sondern auch in den verschiedenen Lebensseiten, die zugleich hervortraten, lag die Mannichfaltigkeit der Reformation, von der Freiheit vom Ablass und Jubiläums-Abgaben, Peters-Pfennigen und anderen römischen Erpressungen an, durch das Recht Aller an Schulbildung, Erkenntniss und freie Ueberzeugung hindurch, von der Rückgabe dessen, was des Kaisers ist an den Staat und die bürgerliche Gesetzgebung und der Mitwirkung der Obrigkeit am Bau der Kirche an bis zu der freudigen Zuversicht ganzer Christenschaaren in ihrer Kindesstellung zu Gott und bis zum allgemeinen Priesterthum der Christen. Freiheit des Gedankens und des Bekenntnisses und Freiheit des Gewissens vom Gesetz, mit der Gebundenheit an Gottes Offenbarung und der festen Hingabe an die göttlichen Heilswege, sie sind lauter besondere Lebensseiten der neuen Bewegung der Geister gewesen und nur in Wenigen fanden sich dieselben alle in lebendigem Bewusstsein zusammen, während die Meisten die eine oder andere Seite stärker, einseitiger betonten.

Die Unterschiede der Lehre und der Verfassung, wie sie in der deutschen und in der schweizerisch-französischen Reformation hervortraten, sie mussten ja schon damals nicht nur die Völker und da und dort auch die Einzelnen in ihnen auf verschiedene Wege führen, sie mussten auch Vereinigungsschritte fordern und gewiss auch unter der Ausdeutung der auf ihre sogenannte Einheit stolzen römischen Widersacher den Zweifel wach rufen, ob überhaupt aus der Bibel eine allen Christen gleichklingende Lehre geschöpft werden könne, ob nicht hier „die Achillesferse des Protestantismus“ zu finden sei, nämlich

das nothwendige Auseinandergehen der religiösen und theologischen Ueberzeugungen. Lutheraner, Reformirte, unter jenen Flacianer und Philippisten, unter diesen Zwinglianer und Calvinisten und wiederum Zwickauer Schwärmer und Münsterische Propheten, Baptisten und Libertiner, alle Sorten von Secten und Enthusiasten, wie schienen sie auf ein Zuflattern des freigewordenen religiösen Lebenstriebes hinzuweisen! Und wenn man nun auf die Bibel als die Quelle religiöser Anschauung, Erkenntniss und Lehre von diesen Allen hingewiesen sah, wie bedenklich musste es dem weiten weltmännischen Blicke mit diesem neuen Wesen aussehen! Wie leicht konnte der spanische Carl die Achseln über die „Mönchszwiste" zucken, auf die sich ihm die ganze Sache zu reduciren schien! Wie sicher musste man in Rom bei dem Rückblicke auf die Albigenser und Waldenser, auf Huss und die Böhmen hoffen, dass auch diese Auftreibung der Dünste in der Kirche wieder heiterem Himmel Platz machen werde! Jene Geringschätzung hat sich nicht bewahrheitet, diese Hoffnungen haben sich nicht bewährt. Aber die Zweifelsfrage ist übrig geblieben, ob aus der Bibel durch freigegebene Auslegung eine einheitliche Lehre sich gewinnen lasse? Die Hinweisung blieb zurück auf die immer feindseliger auseinander gehenden Parteien und Bekenntnisse der Bibelkirche und auch in redlichen Gemüthern regte sich die Verzweiflung an einer höheren Entscheidung darüber, was nun eigentlich die evangelische Wahrheit sei. Wenn auch im öffentlichen Leben diese Verzweiflung unter dem Drucke des territorialistischen Staatskirchenthums sich nicht blicken oder hören zu lassen wagte, so grub sich dieser angstvolle Zweifel heimlich nur desto tiefer in die Seelen Weniger und riss zum kometenartigen Schweifen fort oder trieb in das mystische Suchen nach einer unmittelbaren Erkenntniss der göttlichen Dinge. Das bekannte Spottwort der Jesuiten von der „wächsernen Nase", die man gestalten und drehen könne, wie man wolle, blieb sicher unter den gebildeten Nichttheologen keineswegs ohne Wirkung und wenn man in der Kirche die willkührlichen allegorisirenden Auslegungen der Schriftworte und Schriftthatsachen hörte, wenn man Zeuge davon war, wie vermittelst des hohen Liedes ein

innerlichstes Verhältniss der Menschenseele zu Gott, wie es kaum noch in den johanneischen und paulinischen Schriften des Neuen Testaments angeschaut wird, schon in das Alte Testament hineingedeutet wurde, wie konnte man sich der Befürchtung entziehen, dass in der That die protestantischen Prediger es in ihrer Gewalt haben, ihre eigenen Gedanken und Gefühle im Namen der Bibel vorzutragen? Diese Befürchtung, dass man in der Kirche, den ersteren Grundsatz Freiheit von menschlicher Auctorität sei, doch wieder in die Schlingen einer solchen und zwar nicht einer einheitlichen, consequenten und durch die Stellung ihres Trägers in Ehrfurcht gebietende Höhe gerückten, sondern einer vielköpfigen, auch Zeit und Ort wechselnden und dadurch verwirrenden, oft auch, wenn man die Persönlichkeit des Predigers ansah, geradezu verletzenden und empörenden gerathen sei, wurde durch die Behandlungsweise der heiligen Schrift noch mehr verstärkt. Ich meine diejenige Methode oder vielmehr Unmethode einer vergangenen Zeit, welche von der stufenmässigen Entwickelung der göttlichen Offenbarung, wie sie die biblischen Schriften Alten und Neuen Testaments in einem organischen Ganzen darstellen, keine Ahnung entstehen, sondern die Bibel als ein zufälliges Aggregat von religiösen Anschauungen und Vorstellungen, von Lehren und Thatsachen, als eine Spruch- und Geschichtensammlung erscheinen liess. Ob es die Reihe der sonn- und festtäglichen Perikopen oder eine Auswahl beliebiger Stellen war, über welche die Gemeinde von der Kanzel belehrt wurde, immer war ein nothwendiger innerer Zusammenhang schwer zu erkennen, oft geradezu nicht zu finden.

So schien die Gemeinde der Willkühr der Prediger gegenübergestellt und der heiligen Schrift eher wie einem nur wenig zugänglichen Heiligthum entfremdet als mit ihr vertraut gemacht. Zwar gab es in der Gemeinde nicht wenige Bibelleser, die sich nach ächt evangelischen Principien das Einzelne durch das Ganze, das Dunkle durch das Hellere erklärten und denen hierdurch der Zusammenhang erwuchs, dessen sie bedurften, aber es waren nicht Alle, die sich zu dieser Höhe evangelischer Schriftkenntniss und Lehrerkenntniss zu erheben vermochten.

Allerdings in der schulmässigen Dogmatik, wie sie auf die Analogie der Schrift und des Glaubens aufgebaut war, besassen die Geistlichen sammelnde Einheitspunkte, die in grösserem Maasse auch den denkenden Geistern in der Gemeinde zugänglich wurden. Allein auch diese theologische Lehre zerstückelte sich in die sogenannten Loci, in die einzelnen Lehrpunkte und wurden nur wenig so behandelt, dass von einem Centrum die zahlreichen Radien ausgingen und man vom Umkreis immer wieder auf dasselbe zurückschaute. So blieb es im Ganzen doch bei einem einheitslosen Stückwerk, das eine freudige Zuversicht im Besitze religiöser Erkenntniss nicht zur Herrschaft kommen liess. Und doch legte man gerade auf diese Erkenntniss einen so grossen Werth und liess sich nur allzu leicht dazu verleiten, sie mit dem religiösen Leben des Herzens selbst zu verwechseln. Doch ich darf nicht einem späteren Punkte vorgreifen und bleibe fürs Erste bei dem Bedenklichen dieser atomistischen Behandlung sowohl der Bibel als der Glaubenslehre stehen.

Können wir im Abrede stellen, dass von den eben geschilderten Zuständen des Predigtwesens und des Gemeindelebens Erbschaften bis in die Zeit herüber gekommen sind, in welcher die Missstimmung wider die Kirche sich wenigstens in Einzelnen zu regen anfing? Und würden wir recht thun, wenn wir nicht anerkennten, dass in dem Maasse, als eine höhere Bildung in weiteren Kreisen der Gemeinde sich verbreitete, auch das Bedenken über die Zwiespältigkeit der Lehrtropen des Protestantismus, also über die Entgegenstellung der Lutheraner und Reformirten, über die neben diesen Hauptgegenstellungen herspielende immer wachsende Mannichfaltigkeit der Secten und religiösen Gemeinschaften, der Parteiungen und Ansichten wachsen musste? Giebt es doch in der evangelischen Kirche auch heute noch Gemüther — und nicht die unedelsten — welchen die Vielseitigkeit der christlichen Wahrheit, die eben so zahlreiche Einseitigkeiten ihrer Auffassung und Darstellung möglich macht, eine nagende Sorge wird und die sich oft fast zu der Pilatusfrage gedrängt sehen. Es muss Mittel geben und es giebt sie, um hinsichtlich des Verständnisses der heiligen Schrift aus der blossen Vielspältigkeit herauszukommen und

eine einheitliche Lehre der evangelischen Kirche zu gestalten, in welcher die stufenmässig entfaltete Totalität der heiligen Schrift ihre gewinnende und überzeugende Wirkung thut. Sind wir doch durch die Wissenschaft der biblischen Theologie, also durch die Entwickelung des religiösen Erkennens selbst aus der atomistischen Bibelbetrachtung herausgehoben und gilt es doch nur noch, an dieser höheren und reicheren Erkenntniss sowohl des Mannichfaltigen als des Einheitlichen der Schrift in der rechten Weise der Gemeinde ihren vollen Antheil zu geben. Die Verbreitung höherer Bildung fordert dies und macht es möglich. Ich habe in eine grosse Kirchentags-Versammlung zu Stuttgart ein kurzes Wort darüber hineingeworfen und ich widerhole dasselbe hier und verlange, dass man aufhöre, das Alte Testament auf den Kanzeln zu behandeln, als wäre es nicht die Vorstufe und nicht selten das Neue Testament, als hätte es keine solche Vorstufe gehabt Nicht minder fordere ich, dass man sich der allegorischen Auslegung der Schrift vor der Gemeinde enthalte, weil sie mehr geeignet ist, den Witz, den Scharfsinn und die Phantasie des Auslegers hervortreten zu lassen, als die klare reiche Schriftwahrheit zum Besitz der Gemeinde zu machen. Aber eben so unentbehrlich ist es, dass man neben den an die Perikopen gebundenen Predigten andere halte, welche ganze grosse Gebiete der Offenbarung, besonders das Leben Jesu als das wichtigste und centralste, zum Gegenstand haben, ja, dass man mehr thue und in kirchlichen, Jedermann zugänglichen, mehr auf die Erkenntniss des Ganzen der Offenbarung gerichteten Vorträgen auch der kritischen und angreifenden Litteratur, so weit es möglich ist, Rechnung trage. Endlich, dass der Unterricht über die Lehrunterschiede der Lutheraner und Reformirten, sowie über die Ansichten der in der evangelischen Kirche emporgewachsenen Secten und Parteien nicht blos zu der Schule der Theologen, sondern zu dem Wissensstoff aller Gebildeten gehöre, dass vor Allem da, wo die evangelische Union die Signatur der Kirche bildet, von ihr nicht nur gelegentlich und in allerlei Sinn und Bedeutung im Gymnasial-Unterrichte die Rede sei, sondern dass man sich es angelegen sein lasse, die wissen-

schaftliche Jugend mit dem Wesen dieser hochwichtigen kirchlichen Erscheinung vertraut zu machen.

Nächst der Zeit der Reformation ist es ohne Zweifel die der ihr folgenden Orthodoxie und des Dogmatismus, aus welcher in der Kirche solche Fehler sich nachschleppen, an deren Anschauung manche Gemüther einen gerechten Anstoss nehmen und in Verwechslung derselben mit dem Wesen der Kirche selbst dieser abhold werden. Ich denke dabei an die falsche Werthlegung auf die kirchlichen Bekenntnissschriften sowohl der Reformation als der viel früheren Zeit der ökumenischen Concilien. Der Symbolismus in seiner Uebertreibung bis zum „papiernen Papst“ und zur Symbololatrie ist eine so abschreckende Gestalt, dass seine Begegnung da, wo ein frisches Leben der Entwicklung walten sollte, nur widerwärtig sein kann. Die Geistesträgheit und Denkfaulheit, welcher die fertige Formel bequem ist, weil sie nur nachgeredet zu werden braucht und die sich dann gegen die Anforderung an Gedankenarbeit mit der Verdammung derer zu schützen trachtet, welche die Anforderung stellen, hat nicht wenig dazu beigetragen, die Kirche, wo sie mit den Symbolen identificirt wurde, verdächtig und anrüchig zu machen. Nicht oft genug kann widerholt werden die Erklärung der Formula Concordiæ, gerade dieses Bollwerks lutherischer Rechtgläubigkeit, wonach „alle anderen Schriften ausser den prophetischen und apostolischen anders „oder weiter nicht angenommen werden, denn als Zeugen, „welcher Gestalt nach der Apostel Zeit und an welchen Orten „solche Lehre der Propheten und Apostel erhalten worden. Die „anderen Symbole aber und angezogenen Schriften (die ökume„nischen und lutherischen) sind nicht Richter, wie die heilige „Schrift, sondern allein Zeugniss und Erklärung des Glaubens, „wie jeder Zeit die heilige Schrift in streitigen Artikeln in der „Kirche Gottes von den damals Lebenden verstanden und aus„gelegt, und derselben widerwärtige Lehre verworfen und ver„dammt wurde.“ (Epitome, Eingang). Damit ist ausgeschlossen die kleinmeisterliche Bemessung jedes Lehrgedankens, der aus der Schrift abgeleitet wird, nach dem theologischen Muster und Maasstab der Symbole, ausgeschlossen der falsche Trost,

dass man nur die Worte derselben nachbeten und ihre Formeln als Zaubersprüche anwenden dürfe um rechtgläubig zu sein und Irrgläubige zu vernichten. Vielmehr ist man berechtigt, auch in diesen Symbolen die schlagenden Herzpulse der Schriftwahrheit aufzusuchen und nur soweit sie in den Sätzen derselben den nothwendigen und nicht weiter zu verbessernden Ausdruck finden, den Bekenntnisschriften höheres Ansehen beizulegen, einmal für immer aber darauf zu verzichten, dass man die Kirche und ihre Lehre fertig im Bücherschranke besitzen wolle. Die Treue und die Sclaverei decken sich nicht. Der evangelische Theologe und eben damit der evangelische Geistliche muss sich mit den biblischen Anschauungen der Reformation innig eins wissen, aber er wird den Wortkram verschmähen, der aus den lebendigen Fäden der Bekenntnisse nur Stricke zum Erdrosseln zu bereiten weiss. Was einer früheren Zeit in ihrem heissen Kampfe gegen die jesuitische Gegenreformation verziehen werden muss, das darf eine spätere nicht nachahmen. Wo und wie weit dies geschieht, wird ein Misstrauen gegen die evangelische Glaubenszuversicht und Erkenntnissmacht der Träger und Verkünder des Kirchenglaubens und eben damit eine Missstimmung hervorgerufen. Noch stärker aber wird diese Misstimmung werden, wenn es nicht einmal die Bekenntnisssätze der Reformatoren sind, mit welchen evangelische Geistliche dem, was sie Unglauben nennen, gegenüber treten, sondern wenn sie auch den Erklärungen berühmter orthodoxer Dogmatiker dieselbe Ehre erweisen, sie als diamantene Schilde gebrauchen zu wollen. Wer kann es läugnen, dass dies z. B. in der Lehre von der Inspiration der heiligen Schrift noch bis in die neuesten Tage hinein geschieht und dass selbst gelehrte Theologen sich nicht anders der unbequemen biblischen Kritik zu erwehren wissen, als dass sie für den Kanon, wie er traditionell vorliegt, den Anspruch der wörtlichen Uebernatürlichkeit der Entstehung erheben. Wenn, was heut zu Tage seltener sein und nur noch als Curiosum vorkommen möchte, damit auch die pedantische Schulmässigkeit und die Behandlung der Gemeinde als einer blossen Katechismusschule sich verbindet, so wird diese Erbschaft aus dem alten Orthodoxismus

geradezu unleidlich und man wird den Gebildeten, welchen solche Kirchlichkeit als eine Spottgeburt zuwider ist, kaum anders als von der Anklage auf Verachtung der Kirche, ihrer Lehre und ihres Bekenntnisses frei sprechen können. Je mehr die orthodoxistische Gestaltung der Theologie Alles auf die richtige Erkenntniss stellt und intellectualistisch alle Religion in dem denkenden Kopfe sucht, desto weniger wird sie sich zu beklagen haben, wenn von der Gegenpartei die philosophische, die ästhetische, die historische, die naturwissenschaftliche Erkenntniss ihre Cohorten ihr entgegenrücken lässt. Aber wie weit gefehlt ist es, wenn in der Schlacht der Orthodoxismus den Kürzern zieht, auch nur die ächte Orthodoxie, aber wie noch weiter gefehlt ist es, damit das evangelische Dogma, das Bekenntniss selbst, das evangelische Christenthum oder die christliche Religion überhaupt für geschlagen zu erklären.

Noch einer Durchgangszeit haben wir zu gedenken, aus welcher Ueberreste bis in unsere Gegenwart herein und zwar solche sich erhalten haben, die nicht dem edelsten Kerne jener Zeit angehören. Ich spreche von der Periode des Pietismus.

Vielleicht dass die Erbstücke, welche wir ihm verdanken, noch stärker als alle bisher berührten der neueren Zeitbildung widrig erscheinen. Denn hier betrifft es von beiden Seiten die Gefühlsart, ja das halbsinnliche Empfinden, ein Boden, auf welchem die entschiedensten Feindschaften entstehen. Der Pietismus, dies bedarf einer beweisenden Erörterung nicht mehr, war eine berechtigte Bewegung im deutschen Protestantismus, sofern er die Reaction der subjectiven Frömmigkeit gegen das objective Kirchenthum, der individuellen religiösen Ueberzeugung und Erfahrung gegen die dogmatische Orthodoxie vollzog. Ja seine Berechtigung ging noch tiefer zurück, da er nur in einer von Anfang an verkümmerten Gestalt das anstrebte, was man die Volkskirche zu nennen liebt, nämlich eine persönliche je nach den geistigen und geistlichen Befähigungen mehr oder minder activen Betheiligung aller Gemeindeglieder an dem Gemeindeleben. Dass der Einzelne in volksmässiger Art und Sprache sein geistliches Leben aussprechen und weiter verbreiten dürfe, ja solle, dies war doch der Grundgedanke des Con-

ventikelwesens der Pietisten und nur durch die feindselige Entgegenwirkung der Orthodoxie oder vielmehr des Orthodoxismus und der von ihm geleiteten Staatskirchengewalt wurde dasselbe winkelhaft, wie es sicher nicht beabsichtigt war. Es ist kaum zu bezweifeln, dass gerade der Druck von Oben dem Pietismus eine so unschöne Gestalt gab, wie sie nicht schon durch sein innerstes Wesen bedingt war. Und woher war ihm denn der Formalismus gekommen, dem auch er Opfer brachte, die dogmatische Feststellung innerer Vorgänge, die Normirung der Schritte in der Wiedergeburt des Menschen zum wahren Christen, als aus derselben schematisirenden Schule der Dogmatik, welcher die Orthodoxie sich rühmte? Die Doppelnatur des Pietismus, nach welcher er einerseits an die Orthodoxie und ihre Entartung sich lehnte, andererseits nach der Freiheit des Individuums, der Persönlichkeit innerhalb der Ergriffenheit von Gott in Christo, der Gebundenheit durch die göttliche Offenbarung strebte, machte ihn zu einem Tragelaphen, der nothwendig denen, welche nicht um des edlen Kernes willen die krüppelhafte Schaale verzeihen konnten, zu einer widrigen Erscheinung werden muss.

Es bildete sich unter diesen Umständen die eigenthümliche, nicht der heiligen Schrift durchaus entnommene Sprache, eine Art von besonderem Jargon aus, die man gern „die Sprache Kanaans“ nannte, und die, wenn sich zu der Sprache eine Besonderheit der äusseren Haltung und Geberde gesellte, einen wirklich unangenehmen Contrast zu der allmälich sich nach französischen und später nach antiken Mustern umgestaltenden Sprache der gebildeten Gesellschaft darstellte. Es war die unschöne Lebensform in einer allmälich mehr auf das Schöne in der Darstellung des Lebens gerichteten Gesellschaft, die Vernachlässigung des Aeussern, bald aus wirklicher ausschliesslicher Richtung auf das Innere und Ewige, bald als Affectation dieser letzteren, was den Pietisten bald den Fluch des Lächerlichen auflud, bald ihnen wirklich den Hass der Weltmenschen zuzog. Die scharfe Scheidung zwischen der Welt und den Kindern Gottes liess in der That in nicht wenigen Fällen eine Höhe geistlicher Anmaassung und nur scheinbar demüthigen Selbst-

bewusstseins hervortreten, die einen solchen Hass rechtfertigen konnten. Der dem innerlich religiösen Leben oft sehr fremde Orthodoxist, wie der um die geistlichen Dinge wenig bekümmerte, wohl aber auf Lebensgenuss und schöne Lebensform gerichtete Weltmensch, sie verstanden das Edle und Gesunde in dieser unschönen Erscheinung nicht und schrieben bewusster Heuchelei zu, was eigentlich nur eine unharmonische Entwicklung des geistlichen Lebens zum Grunde hatte. Wenn nun dazu noch ein gewisser Grad des Sensualismus wenigstens im Ausdruck der Frömmigkeit, in der Sprache der Erbauung, ein übermässiger Gebrauch etwa der Bilder des hohen Liedes und der Propheten für die Predigt und die religiöse Poesie kam, so war das ungünstigste Urtheil scheinbar begründet. Je mehr die höhere Gesellschaft an Klopstock, Gellert und Gleim, an Utz und Gotter, oder gar an den Franzosen, je mehr sie an Lessing und Herder und später an Goethe und Schiller Gefallen fand und finden musste, desto entschiedener wurde ihr die Religion in der Erscheinungsform, welche sie im Pietismus gefunden hatte, ein widerwärtiger Anblick. Und wahrlich die Art, wie sich dieser über den Werth des Schönen im Leben, über die Kunst auszusprechen pflegte, vor welcher er in manchen ihrer Kundgebungen als vor dem fleischlichen Wesen der Welt, ja als vor einer satanischen Zauberei warnte und wie er selbst über die ernste Wissenschaft sich äusserte, die er des titanischen Trotzes, der hochmüthigen Selbstüberhebung menschlicher Kraft zieh, war nicht geeignet zwischen dem Reinen und Hohen in der allgemeinen Bildung und zwischen der Kirche eine Brücke zu schlagen. Dass aber die Besseren in der Kirche, denen es mit dem Ziele der Religion, der Seligkeit oder der Gemeinschaft mit Gott, ein Ernst war, von dem Pietismus nicht unberührt blieben, versteht sich leicht und ist anerkannt. Auch bis in die heutige Zeit ist derselbe, wenn auch von vielen seiner Schlacken gereinigt, mit der Orthodoxie d. h. dem Halten an den kirchlichen Bekenntnissen und vor Allem an dem Bibelworte vereinigt, eine wirksame Macht in der Kirche geblieben. Der Schattirungen sind hier so viele, dass wir darauf verzichten müssen, sie zu zeichnen, von der ächten Rechtgläubigkeit bis

zum selten gewordenen kränksten Orthodoxismus, von dem klaren Abzielen auf eine volksmässige aber durch Bildung veredelte Darstellung des Glaubenslebens Aller in der Kirche bis zu der einseitigsten und winkelhaftesten pietistischen Karikatur. Dass von der gedankenlosen Menge alles Widrige, was sich in diesem Gebiete auch in unseren Tagen vorfindet, auch die sittlich eckelhaftesten Zerrbilder einer Verbindung von frommer Sprache und Geberde mit lasciver Gemeinheit und heimlichem Laster, der Kirche zugeschrieben wird, an welcher es als Flecken haftet, ist leicht begreiflich und dann auch, dass es eine Misstimmung wider diese hervorruft, die halb berechtigt und doch wieder in der Verallgemeinerung der Verwerfung des Hässlichen und Schlechten als des Kirchlichen und Orthodoxen eine schreiende Ungerechtigkeit ist. Hier gilt es in der That von Seiten der Kirche und der in ihr hervortretenden Persönlichkeiten eine gesunde Selbstkritik und ein Abthun des trägen und hochmüthigen Sinnes, der sich der durch ächte allgemeine Bildung auch des Umgangs zu erreichenden schönen Lebensform entschlagen will, Denn es ist ein Vorurtheil, dass diese letztere dem Christenthum, dem lebendigen, widerspreche. Vielmehr gehört sie mit zu den Verheissungen, welche der Gottseligkeit gegeben sind. Festes Halten an der seligmachenden Wahrheit der Offenbarung, treues Bekennen zu den Gütern der Reformation, ernstes Arbeiten des Gedankens in den göttlichen Dingen, herzergreifende Verkündigung der Gnade Gottes in Christo und gewaltige Einladung zum Frieden Gottes hindern in keiner Weise den Genuss aller Lebensgüter, welche die Kunst und welche die Weltwissenschaft dem Einzelnen zugänglich macht, sie stehen nicht im Wege der Reinlichkeit in Person und Haus, der Reinheit des Geschmackes und Styles in Umgang und Geselligkeit. Nur dass diese Güter nicht als die einzigen, nicht als die höchsten betrachtet und dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit vorangestellt werden, denn damit wird die schöne Lebensform zur Tünche über dem Moder des inneren Menschen.

Schon neben und noch mehr nach dem Pietismus hat eine andere Art des subjectivistischen Hervortretens der einzelnen

Persönlichkeit sich geltend gemacht, noch viel einseitiger als jener und vermittelst der intellectualistischen Richtung nicht minder dem Orthodoxismus verwandt. Es ist der Rationalismus in allen seinen mehr oder minder entschiedenen Formen. Dass er in unsere gegenwärtige Zeit hereinragt und in ihr noch Wurzeln hat, brauche ich nicht erst zu erweisen. Eine Schilderung dieser religiösen Erscheinung und theologischen Denkweise erwartet Niemand von mir. Auch ihm wohnt ein gewisses Recht des Daseins bei, auch ihm fehlt der Faden nicht, der ihn mit der Reformation verbindet. Stellte doch diese den Einzelnen auf sich selbst und sein Gewissen und so Gott gegenüber. Nicht mehr die Unterwerfung unter Urtheil und Auctorität der Kirche und ihrer infalliblen Vertreter, sondern die eigene ehrliche Ueberzeugung sollte die durchschlagende Entscheidung über die geistliche Stellung des Menschen geben. Wie nahe lag es da, bloss die Form der gewissenhaften Ueberzeugung, ganz abgesehen von ihrem Inhalte, die blosse Ueberzeugungstreue des Subjects, zum Maasstab seines religiösen Lebens zu machen. Und doch, wie weit entfernt sich dieser Gedanke von dem treibenden Gedanken der Reformation! An die göttliche Offenbarung der Bibel bindet diese die Ueberzeugung, ein von ihr Ueberzeugter war ihr die freie Persönlichkeit. Dem Rationalisten aber kam es nur darauf an, was vor seinem Verstande, wie er eben gebildet war, sich als richtig und wahr erwies, und nichts Anderes, als Wahrheit, als göttlich geoffenbarte Wahrheit anzuerkennen. Damit war auch ein Intellectualismus auf den Thron gesetzt und auch die Religion selbst mit der Erkenntniss von ihr verwechselt, wie im Orthodoxismus, nur mit dem Unterschied, dass dieser der göttlich erleuchteten, durch die innere Kraft und Wirkung Gottes selbst wiedergeborenen Vernunft, jener aber der zufälligen Einsicht des Einzelnen das Richteramt in Sachen des Glaubens übertrug. Der Rationalist wollte auch, wie der Pietist, nur seiner inneren geistigen Erfahrung folgen und war gewiss, dass diese ihn richtig zu Gott leiten werde, aber dieser verstand unter der inneren Erfahrung das Werk des heiligen Geistes, die Widerspiegelung des objectiven göttlichen Wortes in der Seele des

Wiedergeborenen, der Rationalist aber den Eindruck, welchen die göttlichen Dinge auf den Verstand, den sogenannten gesunden Menschenverstand eines beliebigen Individuums machen. Wenn er dann der so gewonnenen Ueberzeugung treu blieb und sich weder durch Gegengründe, noch durch andere geistige Einflüsse davon abbringen liess, so war er ein Gläubiger, ein an das Phantom seines Verstandes, also an sich selbst Glaubender, oder dieser Denkgläubige war, wie Marheinecke einmal sagte, ein Mann, „der zu glauben denkt und zu denken glaubt, während es mit beidem = 0 ist."

Wie musste nun und muss noch dieser Rationalismus in den Geistlichen und Theologen auf diejenigen wirken, welche sich der Kirche prüfend gegenüberstellen? Natürlich musste ihnen unverborgen bleiben, dass der rationalistische Kirchenmann auf Katheder oder Kanzel mit der amtlich festgehaltenen Kirchenlehre, mit den Bekenntnissschriften der Kirche, mit der Bibel selbst, also auch mit den liturgischen Formularen des Gottesdienstes, die er handhabte, nicht auf dem besten Fusse stand. Wollte er ein ehrlicher Mann bleiben, so musste er aufrichtig seine Ansichten in dieselben hineindeuten und dies war ohne schreiende Gewaltthaten nicht möglich. Er musste sich über die Norm der Lehre und über die Zeugnisse der Reformation stellen, unter denen er factisch in seinem Amte stand. Es war daher geradezu undenkbar, dass der Mann nicht in tausend Verlegenheiten, nicht blos den wirklich Gläubigen in der Gemeinde, sondern auch denen gegenüber gerieth, die auf Gläubigkeit keinen Anspruch erhoben. War es ihm aber nicht immer möglich, mit Aufrichtigkeit und einer Art Fanatismus des hausbackenen Verstandes die Dinge umzudeuten, so war er unausbleiblich in die peinliche Lage gedrängt, unehrlich zu erscheinen, wenn er das Gegentheil von dem predigte und lehrte, was die Kirche überhaupt und auch durch seinen Mund im apostolischen Glaubensbekenntnisse immer von neuem bekannte. Als ein willkührlicher Zuschneider der Lehre, der die Gemeinde, in welcher der Verstand nicht weniger in Einzelnen, ja in immer Mehreren so gut gebildet war, als in ihm, über sich selbst zu täuschen suchte, als ein Mann, der, wenn er

nicht Fanatiker war, dem bekannten einem Patriarchen des Rationalismus zugeschriebenen Spruche folge: „man müsste ein Generalpächter-Vermögen haben, um den Zumuthungen von Amtsniederlegung, wenn man dem Glauben der Kirche entfremdet worden, nachzuleben", musste der rationalistische Geistliche angesehen werden und somit als ein Solcher, der die pecuniären Vortheile über die Reinheit und Freiheit des Gewissens stelle. Auch die kirchlichen Behörden, die einen solchen Rationalisten ruhig im Amte liessen, kamen in den Verdacht, nicht aus den edelsten Motiven zu handeln. — Dazu kam noch Sonntag für Sonntag der Inhalt der Predigt, die sich andere Gebiete als die des Glaubens und der Religion suchen musste, und sich meist in moralisirenden Betrachtungen ergoss, welche, wenn nicht ein geistreicher und feinsinniger Mann sie handhabte, in triviale Breiten geriethen, in keiner Weise geeignet war, das Urtheil der Gemeinde günstiger zu stimmen. Wohl ist es wahr, dass ein solcher Prediger, um die eigentlich religiösen Zustände seiner Gemeindeglieder wenig bekümmert, mit der Erforschung der Bibel nicht eben sehr beschäftigt, desto mehr Zeit, Lust und Trieb zu andern nützlichen Dingen hatte und auch so seiner Gemeinde diente. Es gab der rationalistischen Prediger nicht wenige, die wohlthätig und hülfreich nach allen Seiten, die besten häuslichen und ökonomischen Rathgeber ihrer Pfarrkinder, sogar die Privat-Advocaten derselben waren und durch ihre gutmüthige Allerweltshülfe in grossem Ansehen standen und sich viel Liebe erwarben. Aber vom geistlichen Amte als solchem zeigten sie damit eben keine hohe Vorstellung, sie ergänzten vielmehr als gute Gesellschafter und heitere Umgangsgenossen die geistlichen Mängel durch oft viel gerühmte weltliche Vorzüge. Aber war es ein Wunder, wenn man sich fragte, ob hierzu eben gerade ein Mann der Kirche, der Religion, ein theologisch geschulter Mann nöthig sei? wenn nicht Wenige meinten, es liesse sich dieser Vortheil in wohlfeilerer Weise erreichen, wenn man rieth, die Geistlichen mit ihrer freien Zeit als Lehrer, als statistische Sammler, als landwirthschaftliche Musterwirthe, als Aerzte u. s. w. auszunutzen? — Es bedarf kaum noch der weitern Erörterung darüber, dass

der Rationalismus die Achtung vor dem kirchlichen Amte und damit auch vor der Kirche selbst auf ein tiefes Niveau herabsetzte und dass es immer Mehreren klar wurde, dass es mit einer Anstalt, die so vertreten wurde, eine eigene Bewandniss haben müsse. Man duldete die Kirche, man verzieh etwa um der weltlich gerichteten und sonst angenehmen Geistlichen willen die noch in der Liturgie hervortretenden Glaubensgedanken, aber mit der Kirche war man eigentlich da schon gründlich zerfallen. Kamen auch nachher, weil der Periode des Rationalismus eine andere folgte, wieder Männer auf die Kanzeln, die mit tiefem Ernste um das Seelenheil ihrer Zuhöher besorgt waren, so dachte man sich ihre Predigt von derselben Sorge um Bewahrung ihres amtlichen Gehaltes eingegeben, welche früher im Gegensatz der christlichen Lehrwahrheit an manchen Predigern hervorgetreten war. „Jetzt verlangt man es von oben her so“ hiess es und keine noch so redliche Ueberzeugung des Pfarrers konnte aus vielen Gemüthern die Idee wegschaffen, derselbe handle nach dem Worte: „Wess Brod ich esse, dess Lied ich singe“. Zerstört war nun einmal das unbefangene Vertrauen zur Lauterkeit der Gesinnung des Geistlichen und je länger je mehr erschienen alle Geistlichen recht Vielen als „Pfaffen“. Wenn etwa der Prediger nicht dem gemeinen Rationalismus ergeben war, sondern einer philosophischen Speculation, auch einer theologischen etwa, nach den eben geltenden Schulen, sei es die Kant's oder Fichte's, oder Schelling's oder Hegel's sein Bestes verdankte, so entstand entweder die Klage, dass man den Mann nicht verstehe, weil er „zu hoch, über die Köpfe weg“ predige oder man glaubte zu merken, dass er die Dinge, welche er der Gemeinde sage, indem er sie in die Sprache ihres, des kirchlichen Glaubens einkleide, für sich selbst in einem anderen Sinne verstehe. Auch dies trug, bei aller Bewunderung für den Tiefsinn des Predigers, nicht dazu bei, wieder ein Vertrauen zum Predigtamte selbst herzustellen.

Sind dies nicht-Ursachen genug, um erst ein Misstrauen gegen die Kirche und das geistliche Amt und dann weiter gehend eine Missstimmung gegen beide hervorzubringen? Dass

aber diese Missstimmung auch die sonst der weltlichen Denkart und Lebensweise näher stehenden rationalistischen Geistlichen in ihrem eigentlichen Amte mittrifft, geht doch wohl daraus hervor, dass, so laut etwa Viele ihren ausserkirchlichen Aeusserungen und Vorträgen zujauchzen, doch ihre Predigt keineswegs die Schaaren ihrer Gesinnungsgenossen um sie sammelt, wenn nicht etwa eine bedeutende Gabe und Kunst der Beredsamkeit, eine künstlerische und ästhetisch bedeutend wirkende Bildung ihnen Zuhörer verschafft. Man hat es mir von einer Seite her vor Jahren sehr verargt, dass ich gesagt habe, der Rationalismus habe unsere Kirchen leer gepredigt, man hat dabei auf einige dieser Ausnahmen hingewiesen, die nicht einmal alle zutrafen, aber es war ein seltsames Unglück, dass der wirklich gelehrte, kenntnissreiche und wackere Mann, der dies thut, kurz hernach selbst seine damalige Stelle mit einer anderen vertauschen musste, weil seine rationalistische Predigt keine Zuhörer herbeizog.

Wenn wir es aber nur mit diesen nothwendigen, aus der Entwickelung der Kirche selbst hervorgegangenen und durch Erbschaften aus den Epochen derselben entstandenen Ursachen der Missstimmung zu thun hätten, so wäre es gut, weil es nicht ausser dem Bereiche des Möglichen liegt, diesen Ursachen allmälich, wenn auch nicht plötzlich, ihre Wurzeln abzugraben. Allein es giebt noch eine Reihe gleichfalls in der Kirche und ihren Dienern liegende Ursachen, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden dürfen. Es sind im Unterschiede von den nothwendigen die zufälligen Ursachen, die in der menschlichen Schwäche und der eigentlichen Sünde der Einzelnen, also hier vor Allem der Prediger, der Geistlichen liegen. Man kann nun zwar sagen, das seien gleichfalls nothwendige Ursachen, weil die menschliche Schwäche zu allen Zeiten gewesen sei und weil Sünde auch den Geistlichen zu aller Zeit angeklebt habe. Es kann mir nicht einfallen, dies im Allgemeinen zu widersprechen. Aber ich werde dennoch dabei bleiben, dieselben unter die zufälligen Ursachen der Missstimmung gegen die Kirche zu zählen, weil, wenn auch Schwäche und Sünde immer bestanden, sie doch nicht immer diese Wirkung

hatten. Es ist wahr, das gräuelvolle Leben mancher Päpste hat in früheren Jahrhunderten in der ganzen Christenheit des Abendlandes, die Lüderlichkeit der Mönche und Nonnen und die Unwissenheit und Rohheit der Geistlichen hat in weiten Gebieten derselben mehr als blos eine Missstimmung hervorgerufen; sie sind sogar Mitursachen der Reformation geworden. Aber in der deutschen evangelischen Kirche ist es eine Erscheinung der neueren Zeit, dass man auf die Geistlichen als Heuchler und als Pfaffen hinweist, wenn von der Kirche und ihren Dienern in gewissen nicht kleinen Kreisen die Rede wird. Es mussten erst die schon geschilderten nothwendigen Ursachen wirken, ehe die zufälligen diese starke schlimme Wirkung haben konnten.

Es möchte wohl in weiten Gegenden Deutschlands die Wahrnehmung auch gemacht werden, die ich in meiner amtlichen Stellung zu machen die schmerzliche Gelegenheit hatte und noch habe, (denn ich glaube nicht, dass die Provinz Brandenburg hierin schlimmer steht als andere Gebiete der evangelischen Kirche) dass Beschwerden und Anklagen wider Geistliche bei den vorgesetzten Oberen sich seit etlichen Jahrzehnten in Vergleichung mit früheren gleichen Zeiträumen in erschrekkender Weise gemehrt haben. Es soll nicht verkannt werden, dass unsere gegenwärtige Zeit durch die Steigerung der Werthe, durch die Anforderungen des reicher ausgestalteten Lebens, durch die erhöhten ökonomischen Bedürfnisse der Familie, durch die grössere Mischung der Gesellschaft, durch die Aufregungen welche der mündliche und schriftliche Verkehr mit sich bringt, mehr Versuchungen zur Ungenügsamkeit, zum Luxus, damit auch zum Erwerb und Zusammenhalten des Erworbenen an den Einzelnen in jeder Lebenslage und Berufsstellung, also auch an den Geistlichen herantreten lässt, als dies frühere Zeiten gethan haben. Ich will also nicht denen widersprechen, welche etwa behaupten, es geschehen in unserer Zeit von Geistlichen mehr Handlungen, welche zu Missstimmung gegen die Kirche Anlass geben. Aber ich will auch nicht übersehen wissen, dass früher gar Manches, das geschehen war, im engeren Kreise verborgen gehalten wurde, theils weil die Achtung vor dem

geistlichen Amte als solchem in den Gemeinden noch mächtiger wirkte und die Träger desselben mit ihren Schwächen und Sünden schützte, theils weil die Glieder der Landgemeinden selbst noch eine weniger freie und selbständige bürgerliche Stellung einnahmen, die sie erst daran denken liess, gegen die Geistlichen klagend vorzugehen, theils weil in den Geldangelegenheiten, welche in den bei weitem meisten Fällen die Ausgangspunkte der Beschwerden sind, eine andere Anschauung herrschte und man von Seiten der Gemeindeglieder mehr freiwilliges Geben an den Geistlichen, als unwilliges Bezahlen auch des rechtlich ihm Zukommenden kannte, weil überhaupt die Habgier und Genusssucht in den Gemeinden selbst noch nicht zu einer soweit verbreiteten moralischen Seuche geworden war, theils endlich, weil selbst die vorgesetzten Behörden, in der guten aber gewiss unrichtigen Meinung, das Amt in Achtung erhalten und daher über die Vergehungen seines Trägers eher den schützenden Mantel breiten, als das scharfe Gericht ergehen lassen zu müssen, nicht gerne gegen einen Geistlichen strafend einschritten. Nehmen wir noch dazu, dass auch die Mittel der Oeffentlichkeit, welche bis in die entlegensten Dörfer das Licht der Publicität tragen, erst ein Werk der neuesten Zeit sind. Diese Mittel sind aber vorhanden und in Wirksamkeit und sind nicht selten für die nun strenger wachenden und strafenden geistlichen Oberen die Handhabe geworden, um ein unwürdiges Glied des geistlichen Standes aus demselben zu entfernen. Allerdings haben sie auch nicht selten bei schärfster Untersuchung nichts gefunden, was den Pfarrer einer Gemeinde den vorliegenden Anklagen gegenüber wirklich belastete. Die Klagesucht und Beschwerdebereitheit muss leider! auch zu den Krankheiten der Zeit gezählt werden und sehr häufig nimmt sie ihren Anlass blos an der Klatschsucht oder an unbedeutenden, leicht und billig zu ertragenden Eigenheiten des betreffenden Mannes.

Aber wenn auch bei näherer Erforschung der Beschwerde gegen einen Geistlichen sehr oft nicht seine Schwäche oder Sünde, sondern die eines oder mehrerer Gemeindeglieder zu Grunde liegt, so ist dies doch nicht immer der Fall und auch wenn es der Fall ist, so nimmt die klatschsüchtige und gegen

die Kirche feindselige Presse von diesem Erfunde selten ebenso Notiz, wie sie es von der Beschwerde gethan. Wenn aber nun bald gegen einen angesehenen Geistlichen die ehrenrührigsten Dinge verlauten, ob wahr oder unwahr ist gleichgültig, bald ein sehr geachteter Prediger wirklich in Wort oder Schrift starken Anstoss giebt, bald ein Pfarrer seines Amtes wegen gröblicher Sünden enthoben und aus dem geistlichen Stande ausgeschlossen wird, bald ein anderer wegen Aergernisses, das ein Glied seiner Familie gegeben hat, von seiner Stelle versetzt oder in den Ruhestand genöthigt wird, wenn daneben in wenigen Jahren ganze Schwärme von Verdächtigungen, üblen Nachreden gegen Inhaber geistlicher Aemter sich hervorthun, die auf ihre Sittlichkeit, ihre Redlichkeit und Lauterkeit eine Makel werfen, was kann in einer Gesellschaft, auf welche die oben geschilderten Ursachen schon lange gewirkt haben, der Eindruck davon sein, als dass die Führer der Jugend, die Verkündiger eines gottseligen Lebens selbst nicht auf dem rechten Wege gehen? Wie oft geschehen die traurigsten Sündenfälle gerade von Männern, die als Prediger und Seelsorger eine hervorragende Stellung eingenommen und als geistliche Leuchtthürme in einer ganzen weiten Gegend gegolten hatten! Mit dem Worte, dass der Versucher gerade an solche Vorkämpfer im Reiche Gottes seine kräftigsten Zauber verwende, das man in früherer Zeit oft aussprechen gehört hat, darf man dem jetzigen Geschlecht wahrlich nicht kommen und es ist gut, dass man Jeden selbst und ganz allein für seine Thaten verantwortlich macht. Aber müssen nicht Viele irre werden, wenn ein solch dröhnender Fall geschieht? Wie oft ist es schon gesagt worden, es sei unverantwortlich, wenn diejenigen, welche ein so heiliges Amt in Gemeinschaft, sei es an derselben Gemeinde, sei es in Nachbargemeinden führen, einander nicht mit liebender Sorge überwachen und bei den ersten Schritten auf einem bösen Wege sofort mahnend, warnend einschreiten, weil doch angenommen werden dürfe, dass ein Geistlicher nicht mit dem ersten Schritte gleich in grobe Sünden falle, sondern diesen leisere Abweichungen vom rechten Wege gewöhnlich vorangegangen seien, die in der Ferne nicht, wohl aber in der

Nähe seien wahrgenommen worden. Und wenn dies unterbleibt, wenn der Fälle mehrere in kurzer Zeit sich folgen, wer will sich wundern, dass man auf dieselben bald strafend, bald höhnend hinweist, um seine eigene Entfremdung gegen die Kirche und das Wort Gottes damit zu decken? Hier kann man sagen die Künstler seien die schlimmsten Feinde der Kunst, die Geistlichen die schlimmsten Gegner der Kirche und es wird es uns Niemand verargen, wenn wir hier eine der Ursachen der gegenwärtigen Missstimmung wider die Kirche finden.

Aber nicht immer handelt es sich um grobe Sünden, um Vergehen oder gar Verbrechen, durch welche ein Geistlicher sein Amt schändet, sondern es können menschliche Schwächen weniger greller Art sein, welche dennoch dieselbe Wirkung auf die jetzige Gesellschaft üben. Hier liegt ein weites Feld vor uns, auf welchem leider! eine nicht geringe Erndte menschlichen Unkrauts wuchert. Es ist keinem Zweifel unterworfen, dass nicht die Geistlichen allein für das verantwortlich zu machen sind, was in ihrer Wirksamkeit fehlt, ja dass sogar gröbere Fehler mit die Früchte dessen sind, was die Gemeinden ausgesäet haben. Wie oft hört man über die Habsucht, die Geldgier, den Geiz einzelner Geistlichen klagen und wenn man näher nachsieht, so sind es Männer, die mit ihren oft zahlreichen Familien auf eine jämmerlich dotirte Pfarre angewiesen sind, deren unzureichendes Einkommen sie nöthigt, jeden Pfennig zu Rathe zu halten. Da verzeiht es sich nun der gleichfalls nicht wohl begüterte Familienvater in der Gemeinde, dem Geistlichen zuzumuthen, dass er die einen erheblichen Theil seines amtlichen Einkommens ausmachenden Stolgebühren nachlasse und wenn er sich dazu nicht versteht, so muss er ein habsüchtiger Geldmensch sein. Wie war doch dies so anders, als die Pfarrkinder noch sich es zur Freude rechneten, dem Pfarrer das Seinige zu geben, ja als sie noch durch freiwillige Gaben seine Lage erleichterten und an den Tag legten, wie werth ihnen seine geistliche Arbeit sei. Wo sind nicht diese freien Gaben beträchtlich gesunken oder ganz verschwunden? Als sie noch in Uebung standen, als es noch Ehrensache war, für den Vorbereitungsunterricht der Kinder zur Einsegnung

dem Pfarrer eine Liebesgabe darzubringen, da konnte er den Armen auch leicht hinsichtlich der festgesetzten Gebühren für Taufe und Beerdigung sich milde erweisen. Jetzt kann er es in sehr vielen Fällen nicht mehr und muss mit schwerem Herzen eben so fest bei dem ihm Gebührenden beharren, wie die Gemeindeglieder ihm gegenüber sich auf das beschränken, was eine herkömmliche oder gesetzliche Nöthigung ihnen abdringt. Es ist wahr, man kann es nur mit blutendem Herzen ansehen, dass die Träger des Amtes, das die freie, opferwillige Liebe zum Grunde seines Wirkens und zum Ziele seiner Arbeit hat, nicht mehr im Stande sind, im Geiste dieses Amtes freigebig und immer lieber gebend als nehmend zu erscheinen. — Es soll Alles dies keine Entschuldigung der Habgier und des Geizes sein, wo diese hässlichen Gestalten wirklich sich zeigen, aber es soll gesagt werden, damit man die Versuchungen der Noth erkenne, in welcher sich nicht blos arme Menschen aus den unteren Classen des Volkes, sondern nicht selten und Jahrzehnte hindurch Männer befinden, die ihres Amtes wegen über den Druck derselben sollten erhoben werden können. Es ist ein unter den Landleuten nicht seltenes Urtheil geworden, dass der Pfarrer ein Harpax sei, der sich für Alles, was er thue, bezahlen lasse. Wie viele, sehr viele Geistliche lassen Forderungen fallen, die sie mit allem Rechte machen können und die ihnen selbst die Pflicht gegen ihre Familien nahe legt, wie viele Prediger des Evangeliums gehen unter dem Kreuze der Nahrungssorgen ihr Leben lang dahin, wie viele müssen ein oft eben ausreichendes tägliches Brod zweimal erwerben, einmal durch die geistliche Arbeit des Amtes, dann durch die landwirthschaftliche Mühe der Bewirthschaftung eines Ackers, der sie allen Wechselfällen der Witterung und der Weltverhältnisse preisgiebt. Aber nachdem dies gesagt ist, soll es nicht verschwiegen werden, dass nichts so sehr die Herzen der Gemeinden verschliesst, als die wirkliche Wahrnehmung des irdischen Sinnes, der Erwerbsgier und des Geizes. Mag der Prediger mit Engelzungen reden, wenn er ein Geizhals ist, so reisst er durch seine Predigt nieder statt aufzubauen, weil er

als unwahr vor Gott und Menschen erscheint. Geiz ist auch hier am meisten eine Wurzel alles Uebels.

Aber nicht auf dieser Seite allein liegen die Gefahren und Versuchungen des Geistlichen und eben damit auch, wenn dieselben nicht überwunden werden, die selbstverschuldeten Ursachen der Missstimmung gegen die Kirche. Es kann auch bei äusserlich guten Umständen, wie sie durch eine reichlich dotirte Stelle oder durch sonstigen Erwerb oder durch Privatvermögen geschaffen werden, sogar bei einer gutmüthigen Freigebigkeit, die den Geistlichen oft sehr empfiehlt, dennoch Alles verdorben sein. Genusssucht, sinnliches Behagen, gar fleischliches Wohlleben ist ein ebenso giftiger Mehlthau auf die Pflanzung der Gemeinde, als der Geiz. Wenn im Pfarrhause der Schornstein beständig raucht, weil des Essens und Tafelns kein Ende ist, wenn die Gäste ab- und zufahren, wenn Musik und Tanz ihre Töne in die Häuser der Gemeinde schallen lassen oder wenn im stillen Gemache hinter Wolken von Tabaksrauch die spielende Gesellschaft sitzt, oder wenn der Pastor seinen täglichen Gang in ein anderes Haus, sei es ein öffentliches oder ein Privathaus thut, um zu geniessen, zu essen, zu trinken, zu spielen, wo soll in der Gemeinde der Gedanke herkommen, dass er ein Diener Jesu Christi sei, der seinem Herrn nachwandle und die Gemeinde ihm nachziehen wolle? Es giebt eine Gastfreiheit, die im Hause des Predigers keine Tugend, sondern ein Laster ist, die vielmehr als Mittel zum eignen Genusse oder als Vorwand für denselben, ja sogar als Vehikel eines der albernsten Arten von Ehrgeiz dient, als dass sie dem apostolischen Mahnworte gemäss ist: „seid gastfrei ohne Murmeln.“ Ich rede aus Anschauungen, wenn ich sage, dass es Pfarrherren gegeben hat, die zuletzt nicht mehr sich einen anständigen Rock erwerben konnten, weil durch diese Art von Gastlichkeit, bei der es auf ein *laute vivere* und auf den Ruhm der „herrlichen Küche“ ankam, eine schmähliche Armuth bei ihnen eingekehrt war. Es sind die Pastoren die auf allen Jahrmärkten, bei allen Schau-Gelegenheiten zu finden sind, die zu so und so vielen regelmässig widerkehrenden Gesellschaften, Clubbs, Partien sich halten, welche das geistliche Amt in den

äussersten Verruf bringen. Ein Mann, der zu Allem Geldmittel und Zeit hat, nur nicht Geld zu Erwerbung der litterarischen Mittel, die sein Beruf erfordert, nicht Zeit zur stillen anhaltenden Vertiefung in das Wort Gottes, nicht zum Gebet und zur seelsorgerlichen Arbeit, nicht einmal zu gründlicher Vorbereitung auf seine Predigt, muss sich im voraus gefallen lassen, dem ernsteren Gemeindegliede als ein verächtlicher Miethling zu erscheinen. Und wie mancher Geistliche, der mit ernsten Vorsätzen in sein Amt getreten ist, hat entweder in der Scylla des Geizes oder in der Charybdis der Weltlust seinen Untergang gefunden!

Man wird mir entgegenhalten, es sei dies ganz natürlich, wenn der Pfarrer mit dem Unterhalt und der Erziehung einer Kinderschaar belastet sei und wird auf die Vorzüge der römisch-katholischen Kirche in dieser Hinsicht hinüberdeuten, man wird vielleicht hinzufügen, nicht wenige Geistliche würden jene beiden Meeresungethüme auf ihrer Fahrt vermieden haben, wenn nicht die Strömung der Familie sie unaufhaltsam in dieselben hineingetrieben hätte. Jene Hinüberdeutung kann ich nur mit einem *sancta simplicitas!* erwidern, wenn sie im Ernste gemeint ist, die Behauptung aber, dass die Ehe und Familie Manchem zum Verderben geworden, kann und will ich nicht bei Seite schieben. Vergnügungssüchtige Frauen, putzsüchtige Töchter, verschwenderische Söhne, weltlustgierige Kinder überhaupt, eitle und fleischlichgesinnte Verwandtenkreise, was haben sie schon für Verderben in Pfarrhäuser und Gemeinden gebracht! Es wird Jedermann zugeben, dass es eine schwere Schuld des Geistlichen, auch des noch jungen und unerfahrenen Mannes ist, wenn er sich mit einer Ehefrau verbindet, deren Charakter, Sinnesart, Richtung und Lebenselement die Welt im schlimmeren Sinne des Wortes ist, wenn er seine Kinder nicht ernst und fest, in Zucht und Vermahnung zum Herrn erzieht, dass ihm die Ergebnisse seiner Erziehung, die Aergernisse, welche von seinem Hause ausgehen, den Mund verschliessen und ihn vor jedem ehrbaren Handwerker oder Tagelöhner, der seinem Hause wohl vorzustehen weiss, zu Schanden machen. Wie oft beklagt man den armen Mann, der hülflos in der Knechtschaft

eines ungeistlichen Weibes und missrathener Kinder seufzt. Aber man verachtet ihn auch und nicht mit Unrecht. Denn es ist ein Zeugniss, wenn es nicht ein einzelner Fall eines falsch gerichteten Kindes neben anderen richtig geleiteten ist, dass der ganze geistige und sittliche Boden seiner Familie nicht ein gesunder war und ist und dass er selbst, auch wenn er Gaben der Beredsamkeit, wohlmeinende Gesinnungen und etwa theologische Gelehrsamkeit aufweisen könnte, doch nicht den Beruf gewählt hat, dem er gewachsen ist.

Es bedarf aber auch nicht einmal so offenkundiger Grundfehler des Familienlebens. Schon eine unverständige, anspruchsvolle, taktlose Pfarrfrau hat nicht selten die ganze Stellung eines Mannes untergraben, der mit einer anderen Lebensgefährtin ein wirksamer Verkündiger der Heilsbotschaft gewesen wäre. Wie oft ist auf dem Dorfe, wo der Pfarrer nicht selten nur den Gutsbesitzer zum näheren Umgang hat, durch solche Frauen dieser Umgang zerstört und das anfänglich gute Verhältniss in die äusserste Entfremdung, ja in bittere Feindschaft verkehrt worden! Hier liegt bei den oft so frühen und unbesonnenen Verlobungen junger Theologen eine recht üble Vorbereitung von Ursachen der Missstimmung gegen die Kirche, die den Dienern derselben zur Last fallen.

Ich habe schon die Trägheit berührt, die dem Pfarrer nicht möglich macht, sein Amt mit Energie zu betreiben, aber nur die, welche aus der Zerstreuung und dem Genussleben hervorgeht. Es giebt aber eine solche auch da, wo man sich auf das Geringste im Geniessen beschränkt, ja wo ein trockenes genussloses Dasein hingeschleppt wird. Wir sehen ab von den vielen Fällen, in welchen der Diener des göttlichen Wortes als Landwirth sich umzuthun hat und dadurch das geistliche Wirken zu kurz kommt. Hier ist eine gewaltige oft recht schwer zu überwindende Versuchung auf dem Plan und man wird mir Recht geben, wenn ich behaupte, auch diese Vernachlässigung des Amtes, um des Mittels willen, welches dargeboten ist, um dem Amte leben zu können, ist eine weder abzuwälzende, noch auch nur zu verkleinernde Schuld. Aber die Trägheit entsteht auch nicht selten aus der Leere der Zeit, welche erlaubt, Alles im

täglichen Leben mit schleppender Langsamkeit zu thun, sich zu Allem in breitester Weise Zeit zu nehmen, mit Schlafen, Essen, Rauchen, Zeitunglesen, Plaudern einen guten Theil der arbeitsleeren Woche hinzubringen und dann sich über den oft arbeitsvollen Sonntag mühsam hinüberzuwälzen, bis das *dolce far niente* am Montag von neuem beginnen kann.

Wie oft hält der Landmann, der die ganze Woche hindurch von früh bis spät im Schweisse seines Angesichtes sich müht, den Pfarrer für den glücklichen Müssiggänger des Dorfes, der sich nur an einem aus sieben Tagen anzustrengen braucht. Und wie oft ist leider! diese Meinung wohlbegründet. Es ist ja wahr, dass die Hauptarbeit des Geistlichen, abgesehen von seiner Einwirkung auf die Schule, seinem Confirmanden-Unterricht, meist auch der Schulung seiner eignen Kinder, auf den Sonntag fällt und es ist nicht minder wahr, dass diese Arbeit an dem einen Tage oft eine übermässig die Kräfte anspannende ist. Jede zu starke Anspannung aber führt zur Abspannung und es gehört sicher die zu ungleiche Vertheilung der Anstrengung mit zu den Ursachen dessen, was wir an manchen Geistlichen soeben beklagt haben. Aber wehe dem Geistlichen, dessen Sonntagsarbeit erst am Morgen des heiligen Tages oder etwa am Sonnabend anfängt. Er hat etwa eine gewisse Leichtigkeit, aus dem gegebenen Text eine Predigt zu gestalten und nun die Gemeinde mit diesem schnell entstandenen Gerichte zu speisen. Er verlässt sich darauf, dass es ihm mehr oder minder jedesmal gelingen werde, sich seiner Sache zu entledigen und so giebt er nicht das Beste, was er überhaupt geben kann, sondern nur das Beste was ihm eben gerade zu Gebote steht. Es ist ein Anderes mit dem gereiften Manne, der nach einem Leben der Forschung in der Bibel, nach einer Fülle combinatorischer Arbeit in ihren Thatsachen, Anschauungen, Gedanken und Sprüchen in rascher Wahl, mit glücklichem Takt und in lebendiger Anregung, „Altes und Neues aus seinem guten Schatze“ hervorholt, nachdem er in strebender Jugend mit Fleiss und Energie seine Reden aus der Gemeinde und an die Gemeinde gesprochen hat. Nicht dem Meister gilt mein warnendes Wort, sondern dem jungen Manne,

der sich einer gewissen Beredsamkeit erfreut und es kaum der Mühe werth findet, seinen wenig gebildeten, genüsamen Hörern ein künstlerisch durchgebildetes Werk aus der innersten Werkstätte des höheren Lebens entgegen zu bringen. Von ihm es das Wenigste, was man fordern kann, dass die Predigt des Sonntags das Gesammtwerk der Woche, eines zusammenhängenden geistlichen Lebens derselben sei. Und vermag er nicht aus tiefen Quellkammern, in welchen im dunklen Schoosse des lebensfeuchten Berges, im Spiegelglanz der Krystalle poetischer Anschauung und in stillem Niederträufeln der hellen Tropfen, welche der Regen des Himmels durch die übergelagerten Schichten hinabgesenkt hat, einen thaufrischen Wasserborn hervorsprudeln zu lassen, so thut es desto dringender Noth, dass er aus dem Umgang mit der Gemeinde, sei es auch oft nur mit den Alten, Kranken und Kindern gewinne, was er am Tage des Herrn in frischer Energie wieder giebt und durch den erhöhenden Hauch des ewigen Wortes zum Labsal der Gemeinde macht. Jeder solche Prediger wird neu sein und bleiben und wenn er auch im fünfzigsten Amtsjahre vor dieselben Hörer tritt, die unter seiner Stimme herangewachsen sind. Aber ich frage, ob nicht eine ungeheure Zahl der alljährlich gehaltenen Predigten dieser Forderung nur wenig entspricht und ob es nicht ein gerechtes Gefühl des Unwillens ist, womit ein Theil der Gemeinde, in Städten oft kein kleiner Theil, aus dem, was sie empfangen, den Schluss ziehen muss, dass der Prediger sie einer ernsten Arbeit nicht werth gefunden hat? Der Mangel an Achtung des Predigers gegen seine Gemeinde, er erzeugt unbedingt und unverhinderlich eine Missachtung des Predigers durch sie. Und wie oft sieht sie, zu was Allem er die Woche hindurch Zeit gehabt hat, wie oft sagt ihr das gute Gedächtniss, dass im zehnten Jahre dieselbe Perikope auch dieselben Gedankenreihen und Wendungen widerbringt.

Je mehr in der evangelischen Kirche die Predigt die wichtigste Stelle unter den Thätigkeiten des Geistlichen einnimmt, desto gerechter ist das Verlangen, dass sie ein blanker Metallspiegel sei, der das Sonnenantlitz der göttlichen Offenbarungen überwältigend widerstrahle. Wenn aber die ermüdende Wieder-

holung, die schleppende Breite und Weitläuftigkeit, die verworrene unklare Unfertigkeit, also überhaupt der Mangel an Vorbereitung, die Mattheit und Trägheit sich von der Kanzel herab lähmend auf die Gemeinde legen, wie will man sich wundern, wenn deren Reihen sich lichten, immer dünner werden und dann wieder die halbe Leerheit der Kirche entmuthigend auf den Prediger zurückwirkt? Welch jämmerliches Schauspiel, einen Mann, der sonst mit den Ansprüchen des geistreichen Gesellschafters oder des gesalbten Priesters, oder des ernsten Lehrers auftritt, sich an einem Texte zerarbeiten zu hören und dabei in weitzerstreuten Wenigen eine entgeisterte Hörerschaft zu sehen, die unmuthig das lang verziehende Ende des Sermons erwartet. Hier sitzt, trotz gutem Willen, durchschnittlicher Gläubigkeit, ordentlicher homiletischer Form eine der Hauptursachen des Uebels, von welchem ich zu reden habe. Nur der Prediger, der seine Gemeinde fasst, packt, festhält, hinreisst, kann erwarten, dass in ihm die Kirche jeden Sonntag oder doch an vielen einen Triumph ihrer Verherrlichung in der Gemeinde und zur Ehre Gottes in Christo feiere. Das Gegentheil ist die immer zunehmende Geringschätzung des öffentlichen Gottesdienstes, weil die Gebildeten in der Gemeinde mehr Anregung durch Lectüre oder, wie sie sagen, durch religiöse Naturfeier finden oder gar, was ihnen im Hause des Herrn entgegenkommt, sich leichter aus den eignen Fingern saugen können. Die Missstimmung aber ist mit der Missachtung sofort da, wenn nun dennoch der Anspruch an die Gemeinde gemacht wird, dass sie komme, regelmässig komme und andächtig höre. Denn es sieht aus, als ob der Prediger nur um seines Behagens und seiner stärkeren Freudigkeit willen dieses Kommen und Hören verlange und das Landvolk sieht wirklich seinen Kirchgang, wo er nicht dem erblichen Sitze zu Ehren geschieht, gar oft als eine dem Pfarrer dargebrachte Höflichkeit an, die versagt werden kann, wenn aus irgend einem Grunde die Zufriedenheit mit demselben schwindet.

Allein nicht blos das Mangelhafte des Predigtwesens, wie es aus fehlendem Ernst und Fleiss der Zubereitung hervorgeht, sondern auch so Manches diesem anhängende mit ihm innerlich

verbundene alte und neue Uebel trägt dazu bei, Manchen aus den Kirchensitzen zu verscheuchen. Es ist vor Allem jener noch lange nicht verschwundene Kanzelton, jene widerliche vornehmthuende Kanzleisprache der geistlichen Rede, jenes „Wir“ im *pluralis majestaticus*, jene gespreitzte Prophetensprache, die auch dem höchsten und edelsten Styl des gewöhnlichen Lebens so fern und fremd bleibt, die den Geistlichen, wo er *ex cathedra* spricht und den Pfarrer und Theologen im täglichen Leben wie zwei ganz verschiedene Personen erscheinen lässt. Es ist wahr, wir sind nicht mehr so völlig in diese Puderwolken des Perrückenstyls eingehüllt, es ist mehr Einfachheit, Natürlichkeit, gesunde Verständlichkeit in die kirchliche Rede gekommen, aber es ist nach dieser Richtung doch nur ein Anfang zu einer neuen, die Predigt den Gemeinden fasslicher machenden Weise geschehen.

Wenn ich nun endlich zu der Frage übergehe, ob bei der allgemein fortgeschrittenen Bildung der Mittelstände, um die es sich bei der Missstimmung gegen die Kirche vorzugsweise handelt, die durchschnittliche der Prediger als ausreichend zu betrachten sei, so muss ich diese Frage auf das Entschiedenste verneinen. In früheren Zeiten, als die classische Sprachbildung fast das einzige Mittel war, einen Mann auf die Stufe der wirklich gebildeten Gesellschaft zu erheben, neben welcher eine mehr französisch geschulte und gedrechselte erst allmählich aufkam, da stand der evangelische Theologe mit seiner Fertigkeit im Sprechen und Schreiben des Lateins, im Lesen des Griechischen und des Hebräischen, wohl etwa gar des Syrischen und Arabischen, als ein angestaunter Inhaber der Gelehrsamkeit da. Er wurde in jener mehr eleganten Zeit der ausländischen Dressur in der vornehmen Gesellschaft allmählich zu einer lächerlichen Pedantenfigur, weil er bei seiner alten gelehrten Weise blieb und nicht die Schmetterlingsflügel der modernen Conversationssprache sich ankleben konnte. Ich will nicht sagen, dass diese Durchgangszeit, die auch nur die obersten Schichten der Gesellschaft stark berührte, einen erheblichen Einfluss auf die Missachtung der Kirche geübt habe. Denn, wenn auch der frivol gewordene Baron mit der französisch

leichtfertig gewordenen Baronesse die Kirche nur noch mit lächelnder Herablassung zu dem alten Brauche besuchte, so war doch der Bauer und der Bürger noch nicht ein Fremdling auf seinem eigenen Kirchensitze geworden. Erst das Durchdringen einer wirklich werthvollen Bildung in den Mittelstand, zugleich die Entstehung eines höheren Mittelstandes in der vermehrten Zahl der Staatsbeamten, in der Entwicklung einer vielzweigigen Industrie, in der Verbreiterung des Handels, in der künstlerischen Ausbildung der Gewerbe, in der Vergrösserung der Zahl der Aerzte und Advocaten, in den höheren Anforderungen an den Militär, ja selbst an den Subalternbeamten, das Erstehen constitutioneller Verfassungen und Versammlungen, die vielseitige Anwendung der Naturwissenschaften auf die Manufactur, der Maschinen auf die Fabrik, die grössere Mischung der Nationen durch die neuen Verkehrsmittel schufen einen gewaltigen Strom der Bildung, dem man nur entweder mit angehören oder als ein Vergessener vom Ufer aus zusehen konnte. Es ist aber auch die Theologie selbst nach ihrer so fundamental wichtigen exegetischen Seite durch die lebendige Berührung mit der modernen Sprach-, Alterthums- und überhaupt Geschichtswissenschaft eine andere geworden. Es ist unmöglich geworden ein Theologe zu sein, ohne hinsichtlich der Kritik der heiligen Bücher im Ganzen und Einzelnen einen festen Stand zu nehmen und diesen in der Weise der profanen Litteraturkritik zu behaupten. Es genügt nicht mehr von der allgemeinen und der vergleichenden Religionsgeschichte nur eine Kenntniss aus der Ferne zu nehmen und das Christenthum einfach dem Heidenthum als die Wahrheit der Lüge gegenüberzustellen. Es geht nicht mehr an, nur einfach der Naturwissenschaft, die so sehr zugänglich geworden ist, alles Mitreden in Sachen der Glaubenswahrheiten abzusprechen und gegen die ungläubigen Naturkenner und Aerzte zu donnern. Die reale Welt will erkannt, verstanden und — nicht blos in der meisternden Weise eines philosophischen Systems — sondern näher und wirklicher mit der idealen verständigt und ausgeglichen sein.

Und diesem gegenüber, was ist dem Geistlichen zu seiner Bildung gegeben? Ein mageres Triennium auf der Universität,

in welches auch die praktische Theologie, ja in welches selbst das Studium der Philosophie und der Geschichte, sowie der höheren Sprachwissenschaft und der Aesthetik, mit eingeschlossen ist und das Alles unter Umständen, die oft dem armen jungen Theologen noch einen guten Theil seiner Zeit und Kraft durch Unterricht für das tägliche Brod rauben. Es kann kaum Jemanden entgehen, dass der Geistliche, wenn er mehr noch und besser als in der alten Zeit, da die allein herrschende classisch-antike Sprachbildung ihn isolirte, an der Spitze der Bildung stehen oder doch nicht blos am Ufer ihres Stromes zusehen soll, einer anderen als der bisherigen Vorbildung bedarf, nicht seichter und doch breiter, als er sie jetzt erhält. Das Zurückbleiben des Geistlichen in dieser Hinsicht, sein Schweigenmüssen, wo von Dingen des Naturwissens die Rede ist, die Versuchung zu einer nicht durch Sachverstand irgend motivirten absprechenden Zurückweisung der von dieser Seite kommenden Bedenken gegen manche Seiten der Offenbarung, die Unfähigkeit den oft weit übertriebenen Cultus hervorragender Geister richtig und treffend zu beurtheilen, sein Bemühen, die Arbeiten der Kritik als ruchlose Angriffe auf das Heiligthum kurz abzuweisen, oder den Eindruck, den sie etwa auf ihn gemacht, vor der Gemeinde zu verbergen, auch sie sind Elemente der Missstimmung der Gegenwart gegen die Kirche.

Soll nun auch noch von der geselligen Bildung die Rede sein, an welcher es so oft dem Geistlichen fehlt und welcher gegenüber, wo sie ihm überlegen entgegentritt, ihm so oft keine andere Waffe zu bleiben scheint, als ein gewisser Cynismus, eine affectirte Verachtung derselben als einer zum weltlichen Wesen gehörigen Unsitte? Nichts kann einen unangenehmeren Eindruck machen, als die Derbheit, mit welcher man zuweilen den Mangel an guten Formen des Umgangs zu decken sucht, oder die falsche demüthige Kriecherei, mit welcher dem Uebergewicht darin auch in Personen, die einer höheren Achtung nicht werth sind, Huldigung dargebracht wird. Hier freilich wird es schwierig, einen Ausweg der Abhülfe anzudeuten. Ist es doch nicht selten die armselige äussere Lage des Pfarrgeistlichen und der Lebenskreis, welchem er entstammt,

die Kümmerlichkeit, durch die er sich hindurch gewunden hat, was ihm das ungeschickte und für den geriebenen Gesellschaftsmenschen komische Ansehen giebt. Die Studierstube, in die er während seiner wenigen Bildungsjahre gebannt war, der Hörsaal und die Kneipe der Universitätsstadt konnte ihm hierin nicht weiter helfen. Bei Manchem hat es die Zeit gethan, in welcher er als Hauslehrer zum erstenmal in Kreisen weilte, welche eine feinere Umgangsform pflegen. Auch die Schule, welche dem Lehrer ein selbstbewusstes Auftreten zur Gewohnheit macht, besonders die städtische Schule, an welcher etwa der junge Theologe seine ersten Jahre gelebt hat, kann dafür etwas leisten. Aber als Wunsch darf es gewiss ausgesprochen werden, dass es möglich werden möge, auch diese Lücke auszufüllen.

Nach allem Gesagten wird man mich nicht beschuldigen können, dass ich etwa zu sehr mit Anerkennung der Ursachen zurückgehalten habe, die auf der Seite der Kirche und ihrer Diener selbst für die in Rede stehende Missstimmung liegen. Wenn ich nun noch diejenigen hinzugefügt haben werde, die in der Verfassung der Kirche, wie sie bisher war, etwa liegen können, so werde ich wohl diese Seite verlassen und auf die andere hinübertreten dürfen.

Wie wenige Nichtgeistliche waren bisher mit den kirchlichen Dingen ernstlich beschäftigt! Die paar weltlichen Ministerial- und Consistorialräthe kommen doch wohl kaum in Betracht und die etwa in Gemeinde-Kirchenräthen thätigen Gemeindeglieder, die mit der Ausübung des Patronatrechts oder mit Verwaltung desselben befassten Personen werden schwerlich in grösserer Zahl an der Missstimmung Theil nehmen. Ist es doch eher zu vermuthen, dass die Kirchenpatrone mit der Art unzufrieden sind, wie man in neuer Zeit die Gemeinden an der Verwaltung der kirchlichen Dinge will Theil nehmen lassen. Es wäre dies eine Misstimmung von streng conservativer Seite her, recht entgegengesetzt der herrschenden von der liberalen Seite und sie wäre mehr gegen das Kirchenregiment, als gegen die Geistlichen gerichtet. Wohl aber kommen vielleicht in Preussen und zwar in den grösseren Städten, die doch

den Ton angeben, die bestehenden Magistrats-Collegien und noch mehr die Versammlungen der Stadtverordneten in Betracht. Die Letzteren sind, wo der Magistrat als Patron zu handeln hat, durch die Städteordnung, die sie den bürgerlichen Dingen ausschliesslich zuweist, von der Mitwirkung ausgeschlossen und doch haben sie in den Republiken, welche unsere Städte eigentlich sind, eine so weitreichende Bedeutung, dass ihr Mitwirkung gleichwohl stattfindet. Es ist ja bei der genannten und bekannten Verfassung begreiflich, dass sie das demokratische Element in ihrer Mehrzahl vertreten und daher schon von dieser Seite her nicht eben der meist conservativen Kirche sehr zugeneigt sein können. Wenn es sich nun um die Wahl eines Geistlichen durch den Magistrat handelt, so wird ihre Stimmung um so eher mit in Betracht kommen, weil ihre Zustimmung nicht erforderlich ist. Sie haben im financiellen Haushalt Gelegenheit genug, es den Patron entgelten zu lassen, wenn er ihrer Stimmung keine Rechnung trägt. Sind sie doch auch die Männer der Wahl und des Vertrauens der Bürgerschaft, welche mit der kirchlichen Gemeinde meist zusammenfällt, also gewissermaassen auch dieser. Es fällt mir nicht ein zu verkennen, dass auch in diesen Versammlungen ein kirchlicher Geist walten kann und ich habe Männer derselben gesehen, gekannt und mit ihnen gemeinsam gehandelt, die im schönsten Sinne Stützen der Kirche in ihrer Stadt waren und noch sind. Aber im Ganzen und Grossen ist es doch unläugbar, dass die Stadtverordneten bei der Wahl der Geistlichen mehr Wünsche für liberal gerichtete, in kirchlicher Beziehung nicht der Bekenntnissstrenge und in sittlich-socialer einer laxeren Observanz zugewendete Prediger haben und dass, wenn solche nicht gewählt werden, sie im Voraus schon eine Abneigung gegen dieselben hegen. Hier werden sich daher die einander abstossenden Kräfte leicht begegnen und wenn von Seiten der Pastoren nicht viel Geschick und Wille zu ausgleichendem Verhalten entgegenkommt, so wird gar leicht der Schein wenigstens entstehen, als befinde sich die Kirche auf der einen, das Bürgerthum mit seiner Selbstregierung auf der anderen Seite. An den städtischen Bürgerkreisen aber zünden leicht auch länd-

liche ihr Licht an und erzeugt sich ein der Kirche abgeneigter Gesammtton. Je mehr die kirchlichen Laien-Elemente, die Gemeinde-Kirchenräthe an den Geistlichen sich fest anschliessen, desto entschiedener werden auch sie Gegenstände der Missstimmung werden. Man wird ihre Wahlart aus einer doch immer von dem Geistlichen stark beeinflussten Vorschlagsliste bemängeln und die Verfassung der Kirche, deren unterste Grundlage doch der Gemeinde-Kirchenrath ist, von diesem Punkte aus angreifen. Nicht selten wird die Missstimmung gegen die Kirche, welche man laut eine „Pastoren-Kirche“ schilt und der man als Ideal eine „Volkskirche“ gegenüberstellt, hieran als an einem Vorwande sich halten, sobald man die in Deutschlang jetzt fast überall und auch in Preussen in der Entwickelung begriffene Presbyterial- und Synodal-Verfassung entgegenhält. Denn allerdings ist diese Verfassung auf die Erreichung einer Volkskirche gerichtet. Aber wer mehr als eine solche will und zwar eine Kirche, die nur die Abspiegelung und Darstellung der jeweiligen empirischen religiösen Zustände der Mehrheit in den Gemeinden oder Parochien sei, der wird in dieser Verfassung eher eine Hinderung für das Anlangen bei seinem Ideale erblicken. Die Missstimmung wird sich daher auch auf diese neuen Verfassungsschritte werfen und in ihnen nur eine Scheinfreiheit der Gemeinden anerkennen wollen, hinter welcher hierarchische Bestrebungen sich wohl verstecken können. Denn in den bisherigen consistorialen Kirchenleitungen wird die der bisherigen Kirche feindselige Partei stets nur Organe des Staates, die sie allerdings einst waren und in manchem deutschen Lande principiell noch sind, sehen wollen, zugleich aber fanatisch beschränkte Zeloten, welchen die Verfassung der Kirche blos als Mittel ihrer parteisüchtigen und herrschlustigen Zwecke dienen. An eine wirkliche Intelligenz und an eine redliche und von Nebenabsichten freie Leitung der Kirche und an eine aufrichtige Selbstbeschränkung des consistorialen Kirchenregiments durch synodale Ordnungen glaubt man auf der feindlichen Seite nicht und will daran nicht glauben. So wird jeder Schritt der Kirchenbehörden, die sich nicht von der kirchlichen Demagogie leiten lassen wollen, als eine Sünde bald gegen die

Freiheit, bald gegen die Toleranz, als eine Verletzung heiligster Rechte der Gemeinden, als unprotestantisch, ja als unchristlich verschrieen und es kann nicht anders kommen, dass vollends jeder etwaige Missgriff einer kirchlichen Oberbehörde die Missstimmung vergrössert. Wer aber wollte behaupten, dass solche Behörden immer und in jedem Falle mit ihren Beschlüssen und Erlassen das Rechte treffen und nie zu begründeter Kritik Anlass geben!

So haben wir denn gesehen, dass auch Solches in der Kirche, was geeignet wäre, nüchternen Beurtheilern ein besseres Vertrauen zu derselben einzuflössen, mit zur weiteren Schärfung der Abneigung wirkt. Wir sind aber damit schon auf die andere Seite hinübergetreten, die uns noch zu betrachten obliegt, nämlich zu den Ursachen der gegenwärtigen Missstimmung wider die Kirche, die in der Gesellschaft abgesehen von der Kirche und ihren Organen liegen. Der geistige Gesammtzustand dieser Gesellschaft ist ein nicht minder starker, ja in der That ein noch stärkerer Factor, als die Schäden der Kirche selbst, die nothwendigen wie die zufälligen, derjenigen Anschauung, welche zu einer weitreichenden Missstimmung gegen die Kirche führt.

Aber auch hier wird es die Gerechtigkeit erheischen, dass wir zwischen nothwendigen und zufälligen Ursachen unterscheiden oder zwischen solchen, welche in der gesammten Zeitentwickelung gegründet und solchen, welche aus der menschlichen Schwäche und aus der eigentlichen Sünde der Einzelnen, vielleicht vieler Einzelnen und damit ganzer Kreise hervorgehen. — Haben wir uns bei der Betrachtung der in der Kirche wurzelnden Ursachen genöthigt gesehen, bis ins Mittelalter und überdies auf die Zeit der Reformation zurückzublicken, so werden wir dies auch hier nicht unterlassen können.

Denken wir an den mittelalterlichen Zustand der Gesellschaft in Deutschland und vergleichen ihn mit dem jetzigen, so wird vor Allem uns der Unterschied entgegen treten, dass vor und zur Zeit der Reformation die ungeheure Mehrzahl des Volkes unfrei, an die Scholle gebunden, der städtische Bürger den Zünften in strenger Ordnung unterthan lebte und nur der Adel

und der bürgerliche Staatsbeamte neben der Geistlichkeit, die aber auch wieder den Bischöfen sehr unterthan oder in Klöstern eng gehalten war, ein freies Dasein genoss und dass jetzt fast überall in Deutschland seit einem halben Jahrhundert und länger die Hörigkeit verschwunden und der freie Staatsbürger zu Stadt und Land die grosse Mehrheit geworden ist. Die Bande sind allerwärts gelöst und noch in ihren letzten Erinnerungszeichen und Nachwirkungen in Lösung begriffen. Freiheit ist die Losung und statt der Bindung des Einzelnen an ein Ganzes, des Individuums an die Corporation ist nunmehr bis zu atomistischer Auflösung hinaus der auf sich selbst stehenden Persönlichkeit ihr Spielraum gegeben. Dafür wird aber auch der Einzelne nicht mehr getragen von einer schützenden und auch dem Schwachen Ansehen und Stellung erhaltenden Gesammtheit, sondern Jeder ist auf die eigene Kraft, Tüchtigkeit und Leistung gewiesen. Wer wollte es läugnen, dass diese gewaltige Umwandlung nicht blos der französischen und der früheren englischen und niederländischen Revolution, dass sie auch in gewissem Maasse der Reformation zu verdanken ist? War es doch diese, welche in den höchsten Dingen den Menschen auf sich selbst, seinen eignen Glauben und seine eigene Ueberzeugung aus dem Worte Gottes stellte, die den gläubigen Menschen frei erklärte von der Auctorität der Kirche, sowohl der idealen Gesammtheit der Gläubigen, als ihrer realen Vertreter, des Klerus und des Papstthums, wie konnte der in den höchsten Beziehungen des Lebens Freie wirklich noch in den niedrigeren Gebieten, dem staatlichen, dem gesellschaftlichen, dem Erwerbsleben ein Geknechteter bleiben? Das Princip, dieses ächt christliche, einmal ausgesprochen und zur That geworden, musste mit der Kraft eines unvergänglichen Lebenskeimes fortwirken, bis es auch die Gebundenheit des Landmannes und des Bürgers nach allen Seiten gelöst hatte. Aber mit der Lösung von den alten Banden und dem Verluste des alten Schutzes musste auch die Kraft des Einzelnen gesteigert werden und sie wird es nur durch Unterricht und Bildung, welche Selbstgefühl und Einsicht verleihen. Die Reformation selbst, durch ihr innerstes Princip getrieben, forderte und schuf die allgemeine

Volksschule, denn sie musste jeden Christen in den Stand setzen, die Bibel zu lesen und zu verstehen. Für diese Schule musste es Lehrer geben und diese mussten abermals ihre Ausbildung erhalten. Die Bildner dieser Lehrer waren aber auch zugleich die Geistlichen und es ergab sich sofort, dass die theologisch-kirchliche Ausrüstung derselben zu den Hauptaugenmerken der Kirchenleitung gehöre. — Sehen wir nun bei einem Rückblick auf die letzten drei Jahrhunderte eine Corporation und Collectivmacht in der Gesellschaft nach der anderen verschwinden, so war es allerdings unmöglich, dass die Kirche allein als eine solche, noch dazu als die reichst dotirte und höchst privilegirte stehen blieb. Sie wurde im wesentlichen dem Staate einverleibt, der das Kirchengut an sich nahm und früher oder später in Staatsgut umwandelte. Aber lange noch und bis in die neuere Zeit bleiben Ueberreste der alten corporativen Stellung in der Exemption der Geistlichkeit z. B. von Steuern und Gemeindelasten übrig, lange noch bewahrte sie insofern das Monopol der Bildung und Gelehrsamkeit, als sie die Universitäten beherrschte und selbst dem Staatsbeamten die Verpflichtung auf ihre Bekenntnisse auferlegte. So stand sie noch als eine in sich zusammengeschlossene Macht und Organisation da, als auf anderen Gebieten längst die Vorrechte der ätzenden Säure der fortgeschrittenen Zeit nachgegeben hatten. Es traf sie der Neid des Nichtprivilegirten gegen den Bevorrechteten, wie den Adel. Es war ein unedler Zug in der Gesellschaft, wenn sie von der sehnlichst erstrebten Lösung der conservativen Bande nicht alle erhofften Vortheile sofort zu geniessen bekam, dass sie denen, welche der alten Vortheile sich noch erfreuten, in halber Feindschaft gegenüberstand. Und zwar konnte der Neid sogar auf die Vergangenheit, auf die früher genossenen Vorrechte sich beziehen, gleich als wären die Neider schon längst durch die Privilegirten in den Nachtheil gesetzt gewesen. Es tritt sogar vielfach eine Art von rachgieriger Schadenfreude an Verlusten hervor, welche die Kirche erleidet. Noch stärker aber als dieser Neid wirkte zum Nachtheil der Kirche der Umstand, dass die nichtgeistlichen Gebildeten, mehr die Aerzte und Beamten, als die eigentlichen Rechtsgelehrten, deren Bildungssphäre sich

erweiterte, je länger je mehr die Gebundenheit an die Kirche als ein drückendes Joch empfunden, das sie je eher je lieber gern abgeschüttelt hätten. Die Verpflichtung der Weltlichen auf die kirchlichen Bekenntnisse dauerte noch lange fort, als der Glaube an den Inhalt derselben schon in Vielen geschwunden war und dass die Kirche solche Unwahrheit im Leben vor ihren Augen sah und dagegen nicht reagirte, dass vielmehr eher die Beseitigung des Kirchenglaubens in den Staatsdienern dieselbe bei den Geistlichen erleichtern und herbeiführen half, das musste der Kirche in der Anschauung der Gebildeten einen Stoss geben. Sehr weitherrschend wurde die Ansicht, dass die Mehrzahl der Geistlichen das nicht mehr glaube, was sie verkündigen und vertreten, insbesondere wurde dies von jedem weltverständigen Manne geistlichen Standes als gewiss angenommen. Wie unzählige Male mochten sich die Urtheiler darin irren, weil sie die Vermittlungen, welche in dem einzelnen Geistlichen zwischen seiner Weltbildung, seiner philosophischen Intelligenz und dem kirchlichen Glauben eintraten, nicht zu verstehen vermochten, oder sich nicht Zeit nahmen zu erwägen. Es war weit nicht ein so allgemeiner Unglaube unter den Geistlichen herrschend, als man meinte, wie denn auch heute noch das Urtheil: „es ist unmöglich, dass dieser gebildete Mann wirklich glaubt, was er predigt“ meist ein unrichtiges und oberflächliches ist.

Genug aber, die Entwickelung der Zeit und der Gesellschaft in ihr brachte im Laufe einiger Jahrhunderte eine ganz andere Gemeinde vor die Kanzel oder — vor die Kirchthüre des Geistlichen. Denn, wie schon bemerkt wurde, das Gehen in die Kirche nahm ab. Die Vermehrung der Bildungsanstalten verschiedener Art, Gymnasien, Realschulen, technische Schulen, Seminarien für Schullehrer, Erziehungsanstalten für Militärs u. s. w. sie liess diese Gegenstellung der Gesellschaft gegen die Kirche und gegen die Geistlichkeit an Ausdehnung gewinnen. Die philosophische- und ästhetische Ganz- oder Halbbildung steigerte in Vielen das Bewusstsein und Selbstgefühl, dass sie der Hülfe des Geistlichen für ihr persönliches religiöses Leben nicht bedürfen. Derselbe stand für sie als ein überflüssiger

Mann da und sie behandelten ihn nicht selten als einen solchen, wenn dennoch das noch kirchlich gebundene Familienleben (Trauung, Taufe, Beerdigung) sie mit ihm in Berührung brachte. Die unbedingt abhängige und gehorsam glaubende Gemeinde war verschwunden und wurde je länger je mehr mit Zweiflern oder mit Unkirchlichen durchschossen.

Wir sind auf einem Punkte angelangt, wo wir die Einwirkung einer dem Christenthum feindlichen Litteratur, erst des Auslandes, dann Deutschlands selbst, der deistischen und der naturalistischen, in Betracht ziehen müssen. Eine Periode des Zweifels, ja des Spottes über die einfache Gläubigkeit, sogar des Hohns gegen die christliche Religion selbst (Voltaire, Diderot, Vayne, Volney u. A.) brach herein, die es als ein wesentliches Attribut weltmännischer Bildung erscheinen liess, nichts zu glauben. Preussens grosser König Friedrich mit seiner belächelnden Toleranz, die französische Sitte und Verbildung der „guten" Gesellschaft, die Ansicht des hochnasigen Beamtenthums, das die Religion und Kirche nur noch als „Kappzaum für den Pöbel" brauchbar, die Geistlichen nebenbei als Schreiber und bequeme Belehrer des Landvolkes für nöthig erachtete, neben allem diesem bei wirklicher heilsamer Entfesselung der Pädagogie, ein fast nur naseweis zu nennendes Schulmeisterthum, das in den Seminarien gross gezogen wurde und sich eigentlich für den zweiten Schöpfer der Menschheit hielt, das Alles waren kranke Auswüchse, Verschiefungen und Verkrümmungen in der Gesellschaft, die ihr nicht zur Ehre gereichen. Man kann sie entschuldigen, wenn man weiss, wie in Gymnasien und sonst in höheren, ja auch in niederen Schulen die Religion gelehrt und behandelt wurde. Allein dass man diese Behandlungsweise herbei führte, dass man sie sich gefallen liess, das ging ja auch aus der Gesellschaft wie sie war, nemlich in den oberen und mittleren Schichten war, hervor. Dass aus diesen Zuständen eine Missstimmung gegen die Kirche nicht erwuchs, ist wahr, aber warum nicht? Weil die Kirche fast auf allen Punkten nachgab, auf die herrschenden Ansichten einging, so dass sie zu Hass und Bitterkeit keinen Anlass geben konnte, höchstens zu Verachtung und Spott. Erst als in die Kirche selbst wieder Leben und Selbst-

bewusstsein durch die neue Werthschätzung ihrer alten und ewigen Güter kam und sie nicht mehr dem negirenden oder indifferentistischen Zeitgeiste d. h. dem Geiste gewisser Volksklassen, der Bourgeoisie, unbedingt huldigte, als sie Anforderungen stellte und wenn man diesen sich entzog, die Dinge mit ihrem rechten Namen nannte, entstand, aber doch aus diesen eben beschriebenen Ursachen, die Missstimmung.

Wer will die Zeitentwickelung schelten und sagen, sie hätte so nicht stattfinden sollen, wie sie stattgefunden hat? Er wird eben mit seiner Censur stehen bleiben und der laute Strom wird an ihm vorüberrollen. Aber wo es sich um das bewusste Thun, die absichtliche Einwirkung handelt, da muss doch das Urtheil darüber walten, ob es ein einseitiges und krankes oder ein gesundes gewesen sei. Man kann eben so gut, ja noch leichter ein Fanatiker des Unglaubens, der Leerheit, der blossen Negative werden, als ein Zelot der Orthodoxie. Und nicht selten sind jene Fanatiker mit der Beschuldigung des Fanatismus schneller bei der Hand, als diese. Der Fanatismus trat wirklich auf, aber er war nicht die nothwendige Folge der Zeitentwickelung. Diese Entwicklung war, wo sie überhaupt einen wissenschaftlichen Hintergrund hatte, noch mit den sogenannten drei Ideen, Gott, Freiheit, Unsterblichkeit, erfüllt und es war ein religiöser Inhalt den begeisterten Anhängern des Rationalismus doch gewiss nicht abzusprechen, nur war es nicht eben der christliche Inhalt, es war nicht das Bewusstsein der Erlösung, sondern nur das Bewusstsein einer unendlichen Fähigkeit des menschlichen Willens. Es war die Atmosphäre, welche von Kant und seinen nächsten Schülern in der Philosophie ausging, in welcher die Zeit lebte und mit Festhaltung der drei Ideen wäre es zwar auch zu einer Verlassung der ächt christlichen Predigt und Geringschätzung des Sacramentes gekommen, aber schwerlich zu dem leidenschaftlichen Verhalten wider die Kirche, von welchem wir jetzt reden müssen. Allein es ist bekannt, wie der Fortgang der Philosophie in Deutschland jene drei Ideen verwandelte, Gott in eine sittliche Weltordnung oder ein Absolutes oder den sich selbst verwirklichenden und zwar im Universum in allen dessen Sta-

dien der Existenz beständig sich verwirklichenden Geist, die Freiheit in die unabwendbare Nothwendigkeit des Sittlichen oder die blosse Fortspielung dessen, was in einer intelligiblen That gesetzt war, in eine mit der Form der Selbstentschliessung und Selbstverantwortung behaftete naturmässige Vollziehung eines Processes, also in das Gegentheil von dem, was man sonst darunter verstanden hatte, die Unsterblichkeit endlich in die Aufgebung des Ichs, der Besonderheit, in das Zurückgehen ins Absolute und Allgemeine, in das Münden in den rastlosen Process des Erdlebens und das Eingehen in immer neue Gestaltungen ohne Continuität der Persönlichkeit, ja gar in den Schall und Rauch des blossen Namens und Nachrufes. Nachdem diese Umgiessungen popularisirt und in weitere Kreise gedrungen waren, konnte nur noch von Atheismus als der höheren Erkenntniss vieler sogenannten Gebildeten die Rede sein und diesem kam der Materialismus mit seinem Aberglauben an den Stoff zu Hülfe, indem er es dem Bewusstsein jedes Schusters begreiflich machte, wie das, was man Geist, Gedanke, Wille, Sittlichkeit, Religion, Gott genannt habe, blosse in dem Gehirn des Menschen sich entwickelnde Vorstellungen seien, die am Ende mehr von der Nahrungs- und Beschäftigungsart der einzelnen Menschen, als von seinem Willen abhängen, denen eine objective Realität nicht entspreche. Wenn man mit diesem Aberglauben gleichwohl einen Cultus des Genius verband, eigentlich nur glücklich organisirten Gehirnen Feste feierte und Statuen errichtete, so war dem Bedürfniss nach Geist genügt und man konnte im Uebrigen dem Gott des Materialismus, den er doch hat, dem Mammon opfern.

Doch ich muss zu der Bildung, der weiteren Verbreitung derselben, der Bereicherung des Wissens in der Masse der Gesellschaft zurückkehren. Die Gymnasien, Realschulen und die praktische Bildung, die das Leben in grossen Fabriken, Handelshäusern, an Centralpunkten des Welthandels brachte, sie sind unschätzbare Güter des nationalen Lebens, denn alle Bildung führt zur Beherrschung des Stoffes durch die Intelligenz und den Willen, enthält also einen beständigen Widerspruch gegen den Materialismus. Aber es muss gesagt werden, dass grade

in diesen Anstalten, auf denen noch mehr als auf den Universitäten Leben und Tod der Gesellschaft ruht, weil ein sehr grosser Theil derselben dort seine einzige ideelle Bildung erhält, dem Christenthum, das doch allerwenigstens ein ebenso starkes Element (wer muss nicht mehr sagen?) der europäischen Civilisation und Cultur ist, als die Weltanschauung der Hellenen und Römer, eine viel zu untergeordnete Stelle eingeräumt ist. Diese Schulen sind mit ihren wesentlichen Einrichtungen gegründet oder schon gegründeten nachgebildet worden, als der Schüler noch aus dem Hause und der Vorschule eine entschiedene Voraussetzung von der Wahrheit der christlichen Dinge mitbrachte und der Religions-Unterricht hatte diese nur zu klarer, gegen die Angriffe der Zeit fester, systematischer Ueberzeugung fortzubilden. Da genügte das Maass des Religionsunterrichts, wie es bestand und noch besteht, höchstens vermindert wurde. Wenn aber, wie heute, mit einer bestimmten Classe des Gymnasiums viele Schüler in das praktische Leben übergehen, ohne auch nur das Ganze des gymnasialen Religions-Unterrichts empfangen zu haben, wenn das erhaltene Fragment die Fähigkeit nicht in sich trägt, dem Schüler, der hernach als Officier, als Kaufmann und Fabrikant einen bedeutenden leitenden Einfluss auf grosse Menschenzahlen zu üben hat, für sein Leben eine Ueberzeugung zu geben und ihn mit den Waffen gegen wandelnde Zeitrichtungen auszurüsten, so muss man doch zugeben, dass selbst, was in guter Meinung, aber ohne rechten Durchblick und weite Ueberschau gegeben worden ist, nur verwirren und für verbreitete Zeitmeinungen zugänglich machen kann. Hierin suche ich die Hauptursache der Unselbständigkeit unserer Gebildeten im Urtheil über religiöse und kirchliche Fragen, der Fähigkeit derselben, von sophistischen Reden, wie man sie neuerdings hört, wenn einer den Fall des ptolemäischen Weltsystems und den Glauben an göttliche Wunder als unvereinbar proclamirt, worüber sich freilich Copernicus, Kepler, Newton und Herschel schönstens bedankt haben würden, sofort überwältigt zu werden. Es ist hier nicht der Ort, in die Heilmittel dieses Uebels näher einzugehen, aber es ist unerlässlich, die Stelle in unserem Bildungs-

wesen zu bezeichnen, an welcher dieselbe stattzufinden hat. Ist schon das Gymnasium, welches doch seinem ganzen Wesen nach die historische Bildung, d. h. die altclassische vertritt, dem es also auch zukommen müsste, die christliche zu vertreten, wenn es nicht zu einer falschen Gegensätzlichkeit von Humanismus und Christenthum kommen soll, nicht fähig, der Aufgabe, wie sie die Kirche voraussetzt, zu entsprechen, so wird die Realschule, welche die Bildung an den Dingen, den greifbaren Wirklichkeiten der Welt, an dem Naturwissen, der Erdkunde und der beiden unentbehrlichen Mathematik vorzugsweise sich verwirklichen lässt, sich der christlichen Aufgabe leicht noch ferner stellen, da sie doch nur eine eingeschränkte, nicht eine umfassende Bildung bezweckt und in dem Maasse, als technische Schulanstalten einen engeren Kreis sich ziehen, werden sie in dieser Entfernung vom Christenthum leicht noch weitergehen.

Aber auch die oberste Leitung der Volksschule im Staate wird das Bedürfniss empfinden, zu einer Entscheidung über die Frage zu kommen, in wie fern dieselbe nur eben dem Staate und seinen Zwecken angehöre, in wie weit man ein Recht habe zu läugnen, wie man es gewagt, dass die Volksschule der Kirche ihr Dasein und ihre Existenzmittel verdankt und ebenso wohl Bildungsanstalt der Kirche für die Kirche als des Staates für den Staat sein kann oder soll, nachdem Staat und Kirche sich in ihrer selbständigen Organisation weiter von einander geschieden haben. Denn in der That, diese Volksschule mit ihrer christlichen Grundlage ist bis jetzt noch der festeste Halt der Kirche im Bewusstsein des Volkes gewesen. Der Kampf wogt über diese Frage eben jetzt in Preussen, seine Entscheidung wird eine Entscheidung für Deutschland werden. — Dass die Kirche in eine ihr entfremdete Schule nicht willigen kann, wird ihr wieder als hierarchisches Bestreben ausgelegt, ein wohlfeiles Wort, während die Kirche um ihre Existenz als nationale, das ganze Volk umfassende Darstellung der Religion kämpft. Sie hat diese das ganze Volk umfassende Bedeutung ihres Lebens festzuhalten und wenn der Staat oder seine Vertretung kurzsichtig genug sein sollte, sich von abstracten Theoretikern

oder von klar bewussten, aber die Anarchie anstrebenden Partei-Zeloten auf die falschen Wege der Lossreissung der Schule von der Kirche führen zu lassen, so hat die Kirche mit allen Kräften ihren materiellen Besitz, sofern er der Schule zu Gute kommt, festzuhalten, vermittelst desselben und anderweiter von ihr zu beschaffender Mittel aber ein selbständiges Schulsystem einzurichten, in welchem auch allen Anforderungen, welche der Staat an die Schule stellt, genügt wird. Der Kampf aber, der bereits begonnen hat, wird auch in seinen weiteren Stadien in denen, welche die Schule frei von Religion, sofern sie nicht freiwillig gesucht wird, halten wollen, die Misstimmung gegen die Kirche wach erhalten. Auf diesem Punkte ist sie unvermeidlich und muss getragen werden.

Es war schon im Bisherigen unvermeidlich, auf andere Seiten der Entwickelung der Neuzeit hinzudeuten, die neben den auf die allgemeine Bildung in den Schulen Bezüglichen bei der Aufsuchung der Ursachen der fraglichen Missstimmung in Betracht kommen müssen. Es gehört hierzu ganz besonders die industrielle Entwickelung. So lange noch das Handwerk in Hervorbringung der nothwendigen Bedürfnisse und auch der Gegenstände des Luxus seinen stillen häuslichen Heerd hatte und die höchste Oeffentlichkeit, zu der es emporreichte, die der Zunftstube war, blieb auch die Bildung der Meister desselben eine traditionäre und verhältnissmässig einfache. Sie konnte durch die Wanderschaft und das Sehen und Versuchen an den grösseren Mittelpunkten des In- und Auslandes erhöht und bereichert werden, aber selbst für den im grössesten Umfange arbeitenden Meister blieb der Kreis, in welchem er arbeitete, ein beschränkter und war eine kaufmännische Bildung noch weniger nöthig, als etwa eine künstlerische. Selbst der grosse Fabrikherr, der Gewebe fertigen liess, hatte seine Arbeiter mit ihren Webstühlen meist auf dem Lande in den Gebirgsthälern umher sitzen und leitete mit Geschick und Wohlwollen leicht ein ausgedehntes Gewerbe. Als die Maschinen die Handarbeit verdrängten oder auf andere Wege wiesen, da musste die Wasser- oder die Dampfkraft die Hunderte von Webestühlen auf einen Punkt zusammenrufen und der Fabrikant wurde der

Befehlshaber eines Heeres, das auf derselben engen Stelle zusammengezogen war. Eine andere Bildung gehörte dazu, um solche Schaaren verschiedener Menschen in ihren Abstufungen der Arbeit zu regieren und ein weiterer Blick, um die verhundertfachte Production in einem viel grösseren geographischen Kreise abzusetzen und eine stets sich mehrende neue Concurrenz zu bestehen, noch mehr, um dem unablässig sich wandelnden Geschmack immer Neues und Gefälliges zu bieten. Die verschiedenen Zweige des Gewerbes, die sonst zünftig auseinander lagen, mussten in organische Verbindung gesetzt werden und neben der Mechanik kam die Chemie und die Physik überhaupt dem erfinderischen Geiste zu Hülfe. Sie mussten erlernt und verwendet werden und der Verkehr des producirenden Mannes mit dem forschenden Gelehrten wurde mannichfaltiger. Zugleich aber verschwand bei solchem Können und Leisten und bei dem weiten Herrscherkreise des grossen Fabrikanten jene stille, fast schüchterne Bescheidenheit, die mit dem körnigen Selbstbewusstsein des Handwerkers sich so schön vertrug. Wie konnte man erwarten, dass ein solcher Mann, von dem Tausende in ihrem Wohl und Wehe abhängig wurden, der an Menschenkenntniss und Länderkunde, an Naturkenntniss und Technik so hoch emporragte, dem Pfarrer und der Kirche gegenüber dieselbe Rolle spielen werde, wie zuvor der Handwerker? Mochte man immer von „dem Bändelweber“ sprechen, wenn es um den bis nach China seine Waaren versendenden Bandfabrikanten sich handelte, die sociale Stellung dieses Mannes war eine andere geworden, sein Palais in der Stadt, sein Landhaus und Garten, seine Equipagen und Einrichtungen verkündeten es. Die Industrie war der Enge des Kleinbürgerthums entwachsen und der reiche Erbe desselben nahm seine Stelle in der Regierung der Stadt oder des kleinen Staates ein. Das war ein neuer Stand, der Beschäftigung und dem Erwerbe nach dem Handwerker verwandt und der Bedeutung und Anerkennung nach hoch über denselben gestellt. War es etwa anders mit dem Kaufmann, der zuerst noch selbst die Messen bezog und in Frankfurt oder Leipzig seine Marktbude oder sein Gewölbe inne hatte? Jetzt unterliess er dies längst und die Ka-

briolette seiner Reisenden durchflogen die Länder und rollten auf allen Strassen. Wie wichtig wurde der Mann mit den Capitalien, den eignen und fremden, über die er gebot, nicht mehr blos für den geldbedürftigen Edelmann, dem er aus der Klemme half, um später vielleicht denselben von sich ganz abhängig werden zu sehen und, als die Gesetzgebung dies zuliess, vielleicht der Besitzer seines Rittergutes zu werden, sondern für den Staat und dessen Minister, ja für den Landesherrn, wenn er die grossen Anlehen negociirte, mit welchem die neuere Staatswirthschaft das Finanswesen der Staaten beschenkt hat. Sollte der Geldmann seine Söhne und Töchter etwa erziehen lassen, wie er selbst oder sein Vater, der als Fabrikant oder als kleiner Wechsler die Capitalien erworben hatte, mit denen er jetzt wucherte, erzogen worden war? Auch hier wuchs das Bürgerthum über seine bisherige Sphäre hinaus. Eine ganze Reihe ähnlicher Bilder liesse sich entwerfen, um dieses sich drängende Wachsthum auch in der Landwirthschaft, im Speditionsgeschäft, in allen möglichen kaufmännischen Specialitäten erscheinen zu lassen. All dies aber spricht nur die Thatsache aus, dass ein neuer Stand, der höhere Mittelstand, reicher und unabhängiger als der grössere Theil des Adels, als die Beamtenwelt, ja bis zum fürstlichen Besitz hinanragend, dem Gelehrten, dem Künstler, dem Geistlichen imponirend, heranwuchs. Die christliche häusliche und kirchliche Sitte, die Heilighaltung des Sonntags und Werthschätzung des Gottesdienstes wollte sich mit dieser neuen Grösse nicht vertragen. Es war nicht richtig, wenn die Wirkungen dieser socialen Erscheinung als ein „Abfall vom Christenthum“ bezeichnet wurden. Vielmehr musste man sagen, es sei ein Neues, der Kirche noch nicht eigenartig eingefügtes entstanden, ein Stand hervorgegangen, der noch nicht christianisirt und kirchlich disciplinirt war. Und wie leicht musste sich an denselben eine Werthschätzung des Geldes, eine Ueberschätzung des Wohlseins, welches dasselbe bringen sollte, einer abstracten Geldwirthschaft anhängen, die das Herz für die ewigen Dinge, für das Trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit verschloss! Konnte man es der Kirche mit den Mitteln, die ihr zu Gebote standen, mit Recht ver-

argen, wenn sie dieser neuen Mächte nicht sofort Meister wurde? Oder hatte man die neuen Erwerbsarten anzuklagen, dass sie zu der Kirche und ihren Gütern die rechte Stellung unter dem Drucke des materiellen Interesses nicht bald finden konnten? — Es ist wohl schwerlich zu viel behauptet, wenn ich sage, noch ist die rechte Gemeinsamkeit zwischen beiden nicht gefunden, noch nicht einmal recht gesucht. Die den Producenten bedrohende Arbeiterfrage und die den grossen Geldmann ängstigende Armuthei mag wohl der Punkt sein, durch den sie sich zusammen finden werden. Einstweilen aber reihen sich nicht wenige der grossen Industriellen den Gegnern der Kirche ein, weniger weil diese etwa durch ein zu gewaltiges und in ihre Erwerbsverhältnisse bedrohlich eingreifendes Andringen eine Verstimmung hervorriefe, sondern mehr weil sie im Selbstgefühle ihrer Intelligenz und praktischen Leistungen den Demuth fordernden Lehren des Evangeliums sich entfremdet haben und in ihrem an der Verkettung natürlicher Ursachen und Wirkungen herangebildeten Verstande sich in das Wunderbare des Christenthums nicht finden können. Hier mündet ihre Widerstellung gegen die Kirche in diejenige ein, die von der naturwissenschaftlichen Richtung der Zeit ausgeht. Wer wird aber daran zweifeln, dass auch die Fälle nicht selten sein werden, in welchem der Mammonismus des Besitzes und Erwerbes die Herzen für das Ewige gelähmt und die Kirche, die es verkündet und vertritt, zu einer widrigen Erscheinung gemacht hat? Es liesse sich auch wohl darauf noch hindeuten, dass in diesen Gebieten des Lebens der Verkehr zwischen Juden und Christen, die Verkettung beider durch gemeinsame Interessen stark genug ist, um in den Christen etwas von der Abneigung der Juden gegen die christliche Kirche mitwirken zu lassen. So lange die Kirche in ihren meisten Dienern dem Rationalismus huldigte, war ja zwischen ihr und dem aufgeklärten Reform-Judenthum ein stärkerer Gegensatz nicht wahrzunehmen; seit aber die Kirche zum Glauben zurückgekehrt ist und sogar Judenmission treibt, ist zwischen ihr und den altgläubigen, wie den Reform-Juden ein entschiedenerer Widerstreit entstanden.

Die Solidarität der Geldinteressen mag da manchmal den Christen auf die Seite der Juden gegen die Kirche stellen.

Weiter aber als der Industrialismus greift die politische Erregtheit der neueren Zeit. Die kirchlichen und religiösen Dinge sind es längst nicht mehr, wie sie es zur Zeit der Reformation und noch lange nach ihr waren, was das Herz des Gebildeten erfüllt und am stärkten bewegt. Neben den socialen und erwerblichen Interessen ist es jetzt die Politik, womit sich die Meisten beschäftigen. Man kann wohl sagen: Jedermann treibt Politik, wenn auch nur in Worten. Je mehr der Staat als die beherrschende Hauptmacht im gesellschaftlichen Leben hervorgetreten und in der Alles bevormundenden Bureaukratie in die engsten Kreise des Daseins, bis in die Familie hineingedrungen ist, desto mehr ist er ja Allen als Urheber von Wohl und Wehe fühlbar geworden. Die Büreaukratie ist aber nur die Vorbereiterin für den Constitutionalismus gewesen, der nun auch Allen entweder die Realität oder doch die Einbildung vermittelt hat, dass sie auf den Staat einwirken können. Die Wahlen, die besonders in den Städten allmählich zahlreicher wurden, weil auch die communalen Versammlungen gewählt werden mussten, berühren Tausende, die sonst ihr Bedürfniss der Oeffentlichkeit und Gemeinsamkeit in der Kirche, im Gottesdienste befriedigt gesehen haben, und geben ihnen in den Wahlversammlungen und deren Vorspielen, in den Reden der Vorschlagenden, der Wahlcandidaten und schliesslich in den Reden der Gewählten eine aufregende Unterhaltung, zumal wenn jene Candidaten vor ihrer Erwählung ein politisch-sociales Eldorado versprochen haben und neugierig nach dessen Verwirklichung gefragt wird. Steuern, Chausseen, Eisenbahnen, Garnisonen und was sonst das Gewerbe ergiebiger macht, die Preise der Lebensmittel hebt, das sind die Gegenstände der Phantasie des Bürgers und Bauern geworden. Die Publicität der Zeitungen, welche in jedes kleinste Dorf in der Gestalt von Volksblättchen dringt, umbraust den sonst stilleren Bewohner des Landes und der kleinen Stadt mit dem verwirrenden Getöse der durcheinander gährenden Zeitgedanken, Zeitwünsche, Tagesneuigkeiten. Wie störend schallen durch diesen Lärm

hindurch die Kirchenglocken mit ihrer Mahnung, dass alles Irdische eitel und vergänglich und nur das Ewige wahrhaft wirklich ist. Aber auch das falsche Selbstgefühl des Mannes, der nun sich zur Theilnahme an dem Staatsleben emporgehoben sieht, in der Kirche aber und Gott gegenüber die Gleichheit Aller in der Sünde und im Bedürfniss der Gnade anerkennen soll, tritt feindlich zwischen die Kirche und ihn und sie wird ihm ein lästiger Mahner an eine höhere Welt. Da kommt ihm eben diese Publicistik der Zeitungen zu Hülfe und sagt ihm, dass die Kirche, die Geistlichen, die Pfaffen, oder ungescheuter, dass das Christenthum selbst ihn an die Ewigkeit weise, um ihn seinen zeitlichen Vortheil aufgeben und Andere die Ernte auf diesem Felde sammeln zu lassen. Sie predigt ihm den Unglauben, um ihn politisch zum Werkzeug ihrer Partei zu machen, sie thut genau das, dessen sie die Kirche lügnerisch beschuldigt, nur mit dem Unterschied, dass diese die Ewigkeit ins Herz bringen, jene sie aus dem Herzen reissen will, die Kirche nur angeblich, die Partei-Publicistik aber wirklich und wahrhaftig zu ihren irdischen Zwecken. In den niedrigsten Organen dieser Tagesblätterei, welche die unteren Schichten des Volkes berühren, wird dann zu diesem Zwecke die Verbreitung aller Skandale aus der Kirche, aller einzelnen Fehlgriffe und Uebertretungen, es wird auch die gehässige Verläumdung und die offene freche Lüge nicht gescheut, um die Kirche als eine recht finstere Gestalt des Bösen, der Eigensucht, der Dummheit, der Heuchelei zu malen. Zu den wahrhaft betrübenden Erscheinungen der Zeit gehört diese weit verbreitete, in sehr vielen Fällen ganz bewusste und absichtliche Lüge. Sie ist ein Zug der Demoralisirung der Gesellschaft in unserem Vaterlande. Nur mit Entrüstung kann man dieses Unwesen, wenn auch nicht in seiner Nacktheit, auch in die höher stehenden grösseren Parteiblätter hineinragen sehen und eine tiefe Wehmuth nur kann de ergreifen, der auch aus öffentlichen Reden von Männern, die man sonst besserer Mittel fähig geachtet hatte, etwas von diesem Tone der Verläumdung und der unevangelischen Richterei über Motive und Gesinnungen hervortönen hört, aus Reden, die ausdrücklich im Namen des reinsten Protestantismus

gehalten sein wollen. Ist es ein Wunder, wenn die Presse und das freie öffentliche Wort, wie sie zu den Gütern unserer Gegenwart gehören, in dieser Weise zur Missstimmung gegen die Kirche wirken, wahrlich nicht nur gegen die Kirche, welche an dem Bekenntnisse der Reformation festhält, sondern, wenn es gelänge diese zu stürzen, gegen die Kirche, welche überhaupt noch Vertreterin des Ewigen, des allwaltenden Gottes, der heiligen Liebe sein wollte? — Endlich die unbestimmten, vieldeutigen und Jedem nach dem Wünschen seines Herzens vielsagenden Worte: Freiheit, Selbständigkeit, Gleichheit! wie berauschend bis zur Tollheit haben sie schon gewirkt und wie verklingt unter ihrem Geschrei der letzte Glockenton aus den ewigen Höhen!

Noch eine der nothwendigen, der in der Gesammtentwicklung des nationalen und menschheitlichen Geistes liegenden Ursachen und nicht die machtloseste, haben wir zu besprechen. Es ist die ästhetische Entwicklung der Zeit. Wer wird es nicht mit Freuden bejahen, dass in dem selbständigen Aufschwung der deutschen Litteratur von Leibnitz und Lessing, von Klopstock und Wieland, von Herder, Schiller und Goethe an, womit wir zugleich hohe Gipfel unseres Geisteslebens genannt haben, die Nation das geistige Auge aufgeschlagen hat? Wir sind stolz auf diese edlen Geister und folgen ihren Flügen und fühlen uns im heimischen Element bei ihnen. Aber fällt es uns deswegen ein, sie als Muster in Allem und als die Quellen unseres geistigen Lebens zu betrachten? sind sie deswegen unsere Propheten und Apostel, ja gar unsere Erlöser geworden? Haben wir darum ein Recht, den Cultus des Genius an die Stelle der Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit zu setzen und ein Heidenthum der Menschenvergötterung aufzurichten, das in der That an Idealität hinter dem hellenischen schmählich zurückstände?

Zuerst muss gesagt werden, dass die Poesie in der deutschen Nation mit diesen hohen Geistern nicht erst entstanden ist, dass es eine alte deutsche Dichtung giebt, deren Werke unsere Zeit uns erst wieder aus dem Staube der Bibliotheken geholt hat, dass es eine Fülle deutschen Humors und Ernstes

in poetischen Gestalten giebt, die uns eine nach der andern wieder zugänglich gemacht werden,[1]) dass es eine deutsche Kirchenpoesie giebt, die der ernsten Lyrik keiner Nation nachsteht, ja wohl den meisten vorangeht.[2]) An diesen Kerzen haben die grossen deutschen Dichter manche ihrer Lichter angezündet. Aber mehrere derselben, besonders Göthe und Schiller, wuchsen in der Zeit auf, die eine alte geschmacklose Form des Kirchenlebens, eine staatskirchliche Perrückenwirthschaft, eine halberweichte Orthodoxie, ein in krankhafte Einseitigkeit sich verlaufender Pietismus neben den aufgährenden Aspirationen einer nach Kraft und Freiheit schmachtenden unbefriedigten Sehnsucht zu einem Auseinanderstreben des nationalen und des kirchlichen Lebens führten; sie durchlebten die Blüthezeit des der Kirche wenig Achtung bringenden Rationalismus und der sich überschlagenden pädagogischen Welterneuerungen. Wie wenig konnte diesen poetischen Geistern, die stets nach Realität, nach Versöhnung des Gedankens mit dem Gemüthe, des Lebens mit dem Ideale rangen,[3]) in der Gestaltung des Christenthums, wie sie vor ihnen stand, ein Genüge werden und wie haben sie doch, einzelne Auswüchse abgerechnet, an hundert Stellen ihrer Werke auf den innersten Kern desselben und seinen Widerspruch gegen diese kranke Gegenwart hingewiesen! Wenn der alte Goethe sich gern scherzend den „alten Heiden" nannte, so ist er es wahrlich dem Wesen des Evangeliums gegenüber nicht in seinen edelsten Werken und Schiller vollends strebt beständig zum Christlichen hin. Aber wahr ist es, sie liessen sich an der Ahnung genügen und lebten in der schönen Form, deren Ausgestaltung für die deutsche Nation und in ihr sie recht als ihre Lebensaufgabe erkannten. Wir danken es ihnen

1) Ich weise auf die Ausgaben unserer alten Gedichte von Lachmann, von der Hagen, Haupt, den Brüdern Grimm, W. Wackernagel, Pfeifer, Kurz u. A., auf die grosse Sammlung des Stuttgart-Tübinger litterarischen Vereins.

2) Hier ist auf Ph. Wackernagel's Werke und Sammlungen zu verweisen.

3) Man lese in dieser Hinsicht den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe.

und trösten uns darüber, dass sie nun nicht auch das Innerste und Allgemeinste des geistigen Lebens, nämlich die Religion in ihrer Verwirklichung durch das Christenthum, zum beherrschenden Vordergrund ihres Daseins machten. Keinem ist Alles gegeben und ihnen gab ihre Zeit das Beste für ein Menschenherz nicht. Aber sind sie desshalb weniger die ersten Glanzsterne an unserem geistigen Himmel? oder ist Luther und ist Spener, ist Melanchthon und ist Schleiermacher darum weniger ein Mann und Gut der deutschen Nation, weil Luther nicht Goethe und Melanchthon nicht Schleiermacher ist? — Das Classische war es worauf diese Sterne uns hinführen sollten und Viele hingeführt haben. Sie erschlossen das deutsche Gemüth, sie formten die deutsche Sprache, sie erweckten das Blitzen und Leuchten in vielen Dichterseelen, denn an sie schliesst sich mehr oder weniger alle deutsche Dichtung seit ihrem Erscheinen. Dass wir jetzt eine andere Prosa schreiben, als Gottsched, eine andere poetische Sprache als Bodmer, eine andere Rede führen als Johann Valentin Löscher oder Johann Albrecht Bengel, dass wir die Norm des Classischen, des Ebenmaasses von Stoff und Form in vollendeter Durchdringung vor uns haben, das ist ein unschätzbarer Gewinn. Dass er nicht unmittelbar der Religion und der Kirche zu gute kam, wollen wir nicht verwunderlich finden. — Aber, wird man mich erinnern, neben dem Classischen haben wir von jenen Dichtern die Richtung auf das Humane, die menschheitliche Abzielung, den daraus entspringenden Humanitarismus, der sich an die Stelle des Christenthums setzen will und dem es genügt von diesem nur anzunehmen, was eben auch in ihm humanitarisches ist. Wohl und gut, ich will das nicht zurückweisen, aber ich erschrecke auch nicht davor. Ist ja eben gesagt, dass das Christenthum und die von den grossen Dichtern ausgegangene ästhetisch-classische Bildung mit ihrem Inhalte der Humanität sich berühren. Warum berühren sie sich? warum ist das Christenthum human, menschheitlich? Eben weil in ihm die Menschwerdung Gottes erscheint, weil nicht eine israelitische, ägyptische, griechische, germanische, sondern die absolute und vollkommene Religion in ihm erscheint. Desshalb ist auch in

allen Nationen, welche das Christenthum aufnehmen, ein lebendiger geistig-sittlicher Process entstanden, der zur Humanität führte. Hätte nicht die römische Kirche des Mittelalters das Christenthum verfälscht und ihm seine humanisirende Kraft geschwächt, hätte es die nationale Entwicklung desselben statt die hierarchische Einheit der Kirche und ihre Oberherrschaft auch über den Staat zu seinem Ziele gemacht, wie viel reichere Blüthen wären auf seinem Boden entsprossen und wie viel weiter wäre die europaische Menschheit fortgerückt. Die Reformation musste erst die Bande zerbrechen, welche das nationale und humane Streben zu erdrücken drohten, aber seit ihr ist in vollerem Maasse die Humanität aus der Wurzel des Glaubens und der ihn manifestirenden Liebe als ein Baum, ja als ein Wald von Bäumen emporgewachsen. Und wenn nun die Poesie unserer grossen Dichter, den Hemmungen gegenüber, welche die Humanität durch die verkommene Gestalt der Kirche, aber nicht durch sie allein erfuhr, erst das Humane, das ächt und edel Menschliche in die Seele ihrer Volksgenossen hineintönen liessen, waren sie denn da Gegner des Christenthums und der Kirche, selbst wenn sie es zu sein gemeint hätten? Allerdings musste die Kirche erst wieder die wirklichen Kräfte des Evangeliums in sich walten und strömen lassen, ehe dieser Gegensatz verschwand, erst musste die pietistische Verachtung der Kunst und der schönen Lebensform überwunden sein, ohne dass der wahre Gehalt des Pietismus verloren ging, erst musste auch der dürre Rationalismus sich ausgelebt haben, dem die reiche Anschauung der Poesie ein Gräuel war, ehe die ästhetische Entwickelung und das christliche Leben der Kirche einander näher berühren, sich gegenseitig vor Schäden hüten und reinigen und mit vereinter Kraft gegen das Unedle, Gemeine, Schlechte und Inhaltslose wirken konnten. Nur so lange dies nicht geschieht, so lange die Kirche in einzelnen ihrer Vertreter pietistisch oder rationalistisch, oder romanisirend und hierarchisch, oder orthodoxistisch statt orthodox der classischen Schönheit fremd und feindlich gegenübersteht, kann auch im Namen der ästhetischen Entwicklung gegen sie geeifert und eine Missstimmung aufrecht erhalten werden, die in der That nicht der

Kirche selbst, sondern nur Entartungen derselben gelten kann, aber — und dies ist wohl zu merken — ist denn Alles classische Schönheit, edle Humanität, wie auch anmuthige Lebensform, was sich so nennt? Giebt es nicht auch auf dieser Seite Entartungen, ist nicht, wie man gesagt hat, in Heine „die Venus Urania zur Stallmagd geworden“? ist die sinnliche Gluth eines Heinse, die üppige Lüsternheit einer Lucinde von Schlegel, die freche Gemeinheit in eleganten Versen, die unsittlich schillernde Französelei eines Wieland, ist in anderen Gebieten der Kunst die bloss sinnlich aufregende, aber nicht geistig erhebende Formgewalt zu den ächten Producten ästhetischer Entwicklung zu zählen? Auch diese Entwicklung muss sich eine eingreifende Kritik gefallen lassen und es wäre nicht schwer, aus den Werken unserer ächten Meister der Kunst dieselbe zu holen. Wenn einfach die Sünde in das Gewand des Schönen sich kleidet und die roheste Genusssucht sich als Kunst drapirt, so wird man der Kirche nicht zumuthen wollen, dass sie darüber schweige oder gar solches Verfälschen anerkenne. Sie hat vielmehr dem Scheinhaften, dem Eitlen das wirklich Schöne, das Ewige, Göttliche, Geistige gegenüberzustellen. Und wenn in diesem Thun sie den Sumpf stört, in welchem die Frösche quacken und die Unken leiern, so wird sie sich über eine Misstimmung dieser Art und Herkunft leicht zu trösten wissen. Aber sie hüte sich, allem Tadel über ihre Vernachlässigung der schönen und edlen Form gegenüber sich mit diesem Troste zu entschuldigen, sie blicke nicht verächtlich auf die blosse Humanität herab, sondern suche in dieser den Anknüpfungspunkt für ihre Güter, sie betrachte die schöne Lebens- und Umgangsform auch für sich als ein Strebeziel, nicht etwa blos als ein Mittel, sondern als ein zum göttlichen Reiche gehöriges Gut.

Hier wird nun freilich der Blick unwillkührlich auf das Theater, auf die Litteratur, auf die öffentlichen Kunstdarstellungen gelenkt werden. Dass diese alle in der ästhetischen Zeitbildung eine berechtigte Stelle einnehmen, darüber kann kein Streit obwalten. Das Schauspiel zuerst mit der Oper und dem Ballet. Dass das erstere, wie die zweite entartet und wenigstens in hohem Grade und weiter Ausdehnung zum blossen

sinnreizenden Amüsement, ja da und dort zum Schandpfuhl des Lasters herabgesunken ist, dass der Kunst Unwürdiges tausendfach über die Bretter geht, darüber ist kein Wort zu verlieren. Und eben hierdurch ist die dramatische Kunst in den üblen Verruf in der Kirche gekommen, dass es einem Geistlichen als unanständig gilt, sich mit ihr zu befassen. Des alten Dr. Paulus Urtheil, dass die Bühne zur wahren moralischen Volksbildnerin geworden sei, kann der langweiligen Moralistik der Prediger seiner Schule gegenüber einige Wahrheit haben, aber wahrlich nicht der ächten Predigt gegenüber. Die armseligen Motive, welche in vielen sogenannten Bühnenstücken ein geistlich mattes oder leeres Publicum schon gerührt haben, sie stehen himmelweit ab von der realen Kraft des göttlichen Wortes. — Auf diesem Felde müssten erst die Lessinge, die Goethe und Schiller wieder erscheinen, fegend und schaffend, ehe man der Behauptung auch nur einen fernen Schein von Rechte zugestehen könnte, das Schauspielhaus möge das Haus Gottes ersetzen, und auch dann wäre es nur ein Schein, denn die ewigen Motive schimmern zwar auch in den edelsten Werken der dramatischen Kunst durch, aber sie stehen nicht im Vordergrund. Die ästhetische Bildung eines Theaterpublicums aber ist längst sprüchwörtlich geworden und kann daher zum Maasstabe nicht dienen. Wenn daher von dieser Seite die Missstimmung kommt, so ist sie nicht ein Urtheil über die Kirche, sondern ein solches und zwar ein verwerfendes über die Missgestimmten. Was aber vom Schauspiel gesagt ist, das gilt dreifach von der Oper, wo die edelste Kunst, die Musik, an die erbärmlichsten Gegenstände, wie Don Juan, Zauberflöte, Prophet, selbst Tannhäuser verschleudert ist. Wenn wir das Ballet mit genannt haben, so bedarf es kaum einer Ausführung, dass es nur in geringem Grade auf wirkliche künstlerische Bedeutung Anspruch machen und daher ein Recht auf Anerkennung der Kirche nicht haben, folglich auch die Missstimmung gegen die Kirche nicht rechtfertigen kann, wenn sie ihm ein Recht kraft der ästhetischen Zeitentwicklung nicht einräumen muss. Die öffentlichen Kunstdarstellungen sind die Sammlungen und Ausstellungen von Gemälden und Sculpturen, die Denkmäler und Statuen auf

öffentlichen Plätzen, die öffentlichen Concerte und Oratorien, die architektonischen Kunstwerke. Es versteht sich von selbst, dass hinsichtlich der erstgenannten und der letztgenannten ein Zwiespalt zwischen der Kirche und der modernen Kunstbildung über Werth und Gewinn derselben für die ästhetische Volksbildung nicht besteht, dass also von hier eine Missstimmung gegen die Kirche nicht ausgehen kann. Wohl aber wird die Kirche im Interesse der die innersten Springfedern des Volkslebens so tief berührenden Sittlichkeit gegen Naktheiten und Lüsternheiten in öffentlich zu sehenden, nicht zu umgehenden Bildwerken ein ernstes Wort haben dürfen und müssen, ohne dadurch bei Besonnenen die Missstimmung zu mehren. — Was die öffentlichen Musikdarstellungen endlich betrifft, so kann höchstens die Versagung der Kirchenräume zu Concerten nicht ernster Art, so schön sie sonst sein mögen, wie z. B. Haydn's Jahreszeiten mit dem lustigen bacchischen Herbstgemälde, hier und da missstimmen, aber im Ganzen wird man hier keinen Anlass haben, eine zu ängstliche kirchliche Strenge zu tadeln, wenn selbst der Judas Makkabäus von Händel und die Schöpfung von Haydn in den geweihten Räumen erschallen darf.

Ich kehre zu der allgemeinen Betrachtung zurück und widerhole die Ueberzeugung, dass weder die ächte classische Vollendung auf dem Gebiete der Kunst von der Kirche als ein ihr Fremdes, ja Feindliches behandelt, noch aber auch allem Schillernden, Halben, Unächten und mit dem blossen Reize der Sinnlichkeit anlockenden statt mit künstlerischer Schönheit und Formgestaltung erhebenden Gebilde der Poesie oder der bildenden und zeichnenden Künste der Anspruch auf Anerkennung zur Seite stehen darf. Die ästhetische Halbbildung und Verbildung, wie sie ja ungleich verbreiteter als die Bildung ist, mag sich über den strengen Styl, welchen die Kirche fordert, wo sie damit sich in irgend einer Weise einlassen soll, zürnen. Es ist dies die Missstimmung des Schlechten gegen das Gute. Diese wird zu allen Seiten von der Kirche mit leichtem Muthe getragen werden können. Den Leitern der Gemeinde und Pflegern des Heiligthums aber muss es immer wieder zum Bewusstsein kommen, dass allerdings die Formschönheit nicht im Widerspruch steht

mit der ewigen Wahrheit, dass sie derselben dient, aber sie nicht beherrscht und nichts darum gut ist, weil es einen grösseren der Schönheit sich annähernden Reiz hat. Aber man sei nicht zu freigebig mit dem Prädicate: schön, wo vielleicht nur Anmuth, nur picanter Reiz, nur künstlerischer Witz und vorübereilender Effect sich zeigt. Die ästhetische Halbbildung aber ist zum Urtheil nicht berufen.

Haben wir noch die Litteratur neben dem Theater genannt, so versteht sich von selbst, dass es nur die poetische und halbpoetische, eigentlich nur die Unterhaltungs-Litteratur ist, von der wir reden. Von ihr gilt in erhöhtem Maasse das Ebengesagte. Wer der Kirche darüber zürnen will, dass sie die von der Oberfläche des Lebens abgeschöpften Romane, die das Laster mit Anmuth nicht verhüllende, sondern nur drapirende Schilderung des Lebens, die in Handlung und Gestalt umgesetzten Maximen des Leichtsinns, der Frivolität, ja der Frechheit mit ernstem Blick ansieht und vor diesen Sumpfwassern voll giftiger Miasmen warnt, der thue es. Eine Missstimmung aus diesen Regionen kann die Kirche vor dem Gewissen des Volkes nur erheben, nicht erniedrigen und wird auch den Zug zu ihr nicht ermatten lassen. Wer aus den Feuilletons und aus Gartenlauben seine Lebensweisheit holt, dessen Urtheil wird in der Waage der Wahrheit von leichtem Gewichte sein.

Neben der ästhetischen Entwicklung der Zeit ist die philosophische zu beachten und auch sie hat ja ohne Zweifel ihre Wirkung auf die Missstimmung gegen die Kirche gehabt. So lange die aristotelische Philosophie in derjenigen Behandlung, welche die Scholastik ihr angedeihen liess, die herrschende in Europa war, konnte von einem offenen Zwiespalt zwischen ihr und der Kirche nicht die Rede sein, denn sie gab sich geradezu für das untrügliche Mittel aus, um den Glauben der Kirche in logische und dialektische Form zu bringen und so ihn wissenschaftlich darzustellen. Als durch die Reformation mit der autoritativen römischen Kirchenlehre auch die Scholastik fiel, da entstand zuerst zwischen der biblisch begründeten Theologie der Protestanten und den Philosophen ein Kampf, der

eben in den grösseren zwischen evangelischer und römischer Lehre sich einhüllte. In der protestantischen Welt gerieth die Philosophie zunächst in Geringschätzung, weil sie nur als Handlangerin des alten Irrthums gekannt wurde. Als aber die Protestanten ihre Lehre zum System aufzubauen und dasselbe nach allen Seiten gegen Angriffe zu befestigen suchten, da wurde auch ihnen wieder die Philosophie und selbst auch wieder die verachtete aristotelische zum Bedürfniss und es entstand eher ein friedlicher Bund zwischen beiden, wie er ja in Melanchthon in schönster Weise repräsentirt gewesen war. Erst als Cartesius und nach ihm Spinoza, der letztere durch keine christliche und evangelische Kirchenlehre beengt, die Philosophie aus den Gewissheiten des menschlichen Bewusstsein zu erbauen wagten, trat die Frage über die Uebereinstimmung oder den Widerspruch ihrer Ergebnisse mit den Aussagen der heiligen Schrift und den Sätzen der kirchlichen Bekenntnisse und noch mehr mit den Lehransichten der orthodoxen Dogmatiker als eine der brennendsten hervor. Die Wahrheit konnte nur eine sein und doch gelangte die Philosophie zu Ueberzeugungen, welche von den Sätzen der Theologie weit abstanden. Die Vertreter der letzteren verhielten sich zuerst entschieden feindselig und verwerfend gegen die ihre Fundamente angreifenden Philosophen. Die Kanzeln erschallten von Bannworten gegen die philosophischen Frevler, die Pantheisten und Atheisten, wie man sie folgerungsweise, nicht nach ihrem eignen Bekenntniss, nannte. Ein Spinozist war ein Gottesläugner, ein Christusfeind, ein Bibelverächter. Da trat Leibnitz mit seinen grossen Gedanken auf und brachte die Philosophie in der Kirche wieder zu Ehren, indem er die Grundwahrheiten der Offenbarung in speculativer Weise begründete. Nach ihm konnte zwar Wolfs trockene Methode nicht eben so die Gemüther gewinnen, aber seine Philosophie galt doch nicht als Gegnerin des Christenthums, sondern als dessen Vorhof. Die zerfahrene Phraseologie und zufällige, geistreich-witzige, aber den Dingen nicht an die Wurzel gehende Philosophasterei, welche nach ihm aus Frankreich und die langweilige und trocken verständige, immer nur Einzelnes statt des Ganzen fassende Reflexion, welche aus Grossbritannien

bei uns eingeführt wurde, liess in unserem Kant einen wahren Erlöser auf dem Felde philosophischer Betrachtung erscheinen. Sein kritisches Aufräumen machte freilich auch Illusionen verschwinden, die man bisher in dem theologischen Hausrath nicht geglaubt hatte entbehren zu können. Die Theologen machten Front gegen ihn, als es zu spät war und sie eigentlich schon in sein Lager übergegangen waren, ohne es zu wissen. Als er trotz seiner Kritik des Gottesbeweises doch, den Glauben an Gott durch die Hinterthüre des moralischen Postulats rettete und sogar das radicale Böse im Menschen anerkannte, auch der Religion und damit der Kirche durch das Bedürfniss des Statutarischen ihre berechtigte Stelle gewann, da waren die Zionswächter schon so genügsam geworden, dass sie sich an ihn anlehnten und es zu einem eigentlichen Kriege gegen die Kirche von der Philosophie aus nicht kam. Schon eher schien es sich so anzulassen, als Fichte mit seiner „sittlichen Weltordnung" den Gottesgedanken und mit seiner „Thätigkeit" den Glauben überflüssig zu machen schien und dadurch ins Geschrei des Atheismus kam. Aber er stand zu vereinzelt und lenkte in späteren Schriften so schön in die Bahn wenigstens des dem Christenthum Verwandten zurück, dass man für die Güter der Kirche durch ihn eher beruhigt wurde. Ein geheimes Misstrauen zwischen Kirche und Philosophie blieb indess doch zurück und Schellings hoher Schwung konnte dasselbe leichter verdecken als aufheben. Die Furcht vor Pantheismus blieb bei den nun meist rationalistischen Theologen und sie klammerten sich eher an die von Kant ihnen gereichte Rettungsstange der drei Ideen (Gott, Freiheit, Unsterblichkeit), als dass sie etwa ächt theologisch der neuen Philosophie die Hand gereicht hätten. Mehr in der katholischen Kirche als in der evangelischen, in letzterer nur durch ganz wenige Vertreter (Bockshammer, Marheineke) geschah dies. Schleiermacher aber trat zwischen diese Bewegung als eine ganz neue theologische Erscheinung, fast unverstanden von seinen Fachgenossen, den Philosophen verwandter, ging er seinen einsamen Weg zum Aufbau auch der Theologie aus den inneren Thatsachen, wie einst Cartesius die Philosophie construirt hatte, kritisirend zugleich, wie Kant

kritisch das Feld gereinigt hatte. Er aber unterschied scharf zwischen dem theologischen und philosophischen Denken und Erkennen. Neben ihm und wider ihn bildet sich die Philosophie in Hegel in der idealistischen Linie fort, nicht mehr damit befriedigt, in Schelling im Absoluten die Identität des Idealen und Realen, des Wissens und Seins anzuerkennen und desshalb auch ein Zusammenstreben beider in ihren Entwickelungen (Naturwelt und Geisteswelt) zu entdecken, sondern bestrebt den unendlichen Geist in der Welt aus sich selbst gehen und in der Gesammtheit der endlichen Geister wieder in sich zurückkehren zu lassen. Hier konnte die ganze orthodoxe Kirchenlehre scheinbar gebraucht und festgehalten, aber doch nur zu einem ganz anderen Inhalt, als ihr bisheriger gewesen, verwendet werden. Alle Begriffe und Lehrsätze der evangelischen Theologie liessen sich in dieser Philosophie gebrauchen. Aber die durch Schleiermacher geschärfte theologische Denkfähigkeit konnte doch nur entdecken, dass in diesem System die Sünde verschwand und mit ihrer Realität auch die der Erlösung, also die Grundgedanken des Christenthums in einen Schein von Wirklichkeit verwandelt wurden. Die Philosophie hatte einen Kreislauf durchschritten und war wieder bei der Negation oder Aufhebung der biblischen Offenbarung angelangt, so sehr sie sich selbst in den besseren Anhängern Hegels vom Gegentheil zu überreden suchte. Es gab eine linke Seite der Hegel'schen Schule, die consequent in Feuerbach u. A. zur Leugnung aller objectiven Realität der Glaubensgegenstände fortschritt und den Glauben als die blosse Stufe der Denkunfähigen noch gewähren lassen wollte, während die Wissenden beim Nihilismus anlangten. Allerdings hatte schon Schelling und dann Hegel an Franz von Baader einen Zeitgenossen und Mitdenker gehabt, der von der Realität Gottes und der ewigen göttlichen Gedanken ausging und zu einer mit dem Christenthum versöhnten Philosophie gelangte. Andererseits war aber auch ein anderer Realismus, fast Materialismus zu nennen, neben beiden in der Philosophie Herbart's ausgebildet worden, die schliesslich in ihrer Consequenz kaum anders wohin gelangen konnte, als wohin in keckeren Sprüngen durch ein

weniger methodisches Verfahren Arthur Schopenhauer es brachte. Die Hegel'sche Linke, in Strauss's Kritik der Evangelien und Bruno Bauer's und Vatke's noch weiter gehenden Kritiken des Bibelinhalts unterstützt, empfahl sich in popularisirter Gestalt dem von der Naturwissenschaft her vorrückenden Materialismus als Bundesgenossin. Baader wurde auf protestantischer Seite zu wenig beachtet und verwendet, die Hegel'sche Rechte starb aus, Schellings von neuem erhobene Stimme drang nicht mehr durch, Herbart's Philosophie wurde mehr zur Anticipirung materialistischer Resultate missbraucht, als ernstlich studirt, es war wie wenn jagende Hast in die Zeit gekommen, des Christenthums los zu werden. Dieses Gebräu von popularisirtem Hegelthum, das Hegel selbst nie würde als Philosophie anerkannt haben, von überstürztem Herbartismus, von naturwissenschaftlichen Erkenntnissen, ein Ding ohne Methode und tieferen Zusammenhang, hatte und hat noch heute die Stirne sich Philosophie zu nennen und — oft mit politischem und socialem Naturalismus verquickt — sich als die Wissenschaft der neuen Zeit zu proclamiren. Aus diesem Lager der Kroaten, Baschkiren und Tscherkessen, die sich an die Stelle des regulären Kriegsheeres gedrängt haben, wird nun geplänkelt, geschossen, gelärmt und zwar zunächst gegen die Kirche, ihren Glauben, ihre Ordnungen und der Lärm davon dringt betäubend und berauschend bis — in die Versammlungen der Stadtverordneten grosser Städte. Hier ist nicht Missstimmung, sondern wie einer der linken Hegeler es ehrlich einmal bekannt hat, „herzlicher Hass" gegen das Christenthum überhaupt. Wer an diesem Belladonna-Trank sich labt, der geräth in Tollwuth gegen die Kirche und viele einfältige Seelen, worunter ich nicht blos an Leute denke, die nicht fertig lesen und schreiben können, stehen da und meinen, es müsse doch um diese Kirche und ihre Behörden, ihre Professoren und Prediger etwas Erschreckliches sein, wenn man sich gegen sie so entsetzlich geberden könne.

Es soll damit nicht gesagt sein, dass zwischen der wirklichen Philosophie und der Kirche schon ein dauernder Friede geschlossen sei. Vielmehr wird auf beiden Feldern noch viel und ernstlich zu arbeiten sein, bis dies geschieht. Aber es

ist nicht die Philosophie, die wirkliche nämlich, welche wider die Kirche tobt, sondern es sind Leute, die sich für Philosophen halten, es aber nicht sind, welche gegen sie ein lautes Geschrei erheben.

Ich habe so eben schon der Naturwissenschaften gedacht und zwar derselben im weitesten Sinne des Wortes, der Astronomie nicht minder als der Chemie, der Mineralogie und Geologie, der Botanik, der Anatomie und Physiologie, der gesammten Physik, als eines Feldes, von welchem dem, was sich Philosophie zu nennen beliebt, aber es nicht ist, sein stärkster Succurs gegen Christenthum und Kirche heranrückt. Es giebt in Deutschland, in der Culturwelt, eine naturwissenschaftliche Entwicklung, die zum Herrlichsten und Erstaunlichsten gehört, dessen sich die Gegenwart erfreut. Die Telescope und die Spectral-Apparate sind von Moskau bis nach Buenos Ayres, von Calcutta bis nach Hammerfest auf die Weltkörper gerichtet, um ihnen die Bekenntnisse über ihre Natur abzulocken. Unter den Mikroscopen an tausend Orten enthüllen sich die Zellengebäude der Pflanzen und Thiere, belebt sich der Wüstenstaub, wimmelt der Wassertropfen von Leben, offenbart das Blutkügelchen die Geheimnisse des Menschen. Die chemischen Werkstätten dringen in die geheimsten Verbindungen des Stoffs ein und die Elektricität und der Magnetismus führen am Experimentirtisch durch ihre mächtigen Wirkungen bis in die Urgestalt unseres Erdtheils zurück. Während der Todtengräber unablässig menschliche Leichname zur Zersetzung mit Erde bedeckt, schürft und gräbt der unermüdliche Wissensdrang in der Erdrinde nach den Knochenresten uranfänglicher Thiergestalten und Menschengebeine. Der Astronom sucht und findet am weiten Sternhimmel die Centralsonne, um die sich alle die Tausende von Systemen bewegen und Planet auf Planet entquillt der Nacht unter seinem Fernrohr und Kometen kommen und gehen und werden berechnet und Sternschnuppenheere zeigen den Weg in bisher wohl durchflogenen aber nicht näher gekannten Regionen des Weltraums, die meteorologischen Stationen entdecken und bestätigen das Gesetz, das in der wilden Gewalt des Sturmes waltet, und scheinen das Wort unwahr

machen zu wollen: „Der Wind bläset, wo er will und du hörest sein Sausen wohl, aber du weissest nicht, von wannen er kommt und wohin er führet“. Der einsame Forscher sitzt ob seinen Krystallen und lauscht dem Lichte sein weltweites Leben ab. Jeder Tag bringt Entdeckungen und keine ist gleichgültig für das grosse Weltganze, dessen Herzschlag und Nervenleben, dessen Bewegung und Gesetz, dessen ganze Naturgeschichte es zu entdecken gilt. Wer, der auch nur oberflächlich diesem Beobachten und Wahrnehmen, diesem Forschen und Denken folgt, muss nicht auch in unseren Tagen Gott preisen „der solche Macht den Menschen gegeben hat“. Und noch habe ich kein Wort von der anwendenden naturwissenschaftlichen Technik gesprochen, durch die, was der Chemiker, der Pharmaceut, in stiller Stunde an seinen Reagentien wahrnimmt, in Kurzem den Bau riesiger Fabriken und das Brausen mächtiger Dampfmaschinen hervorruft und die Goldströme des Reichthums und die Bevölkerung zur Arbeit hierhin dorthin leitet, oder aber dem Ackerbau neue Ordnungen anweist, die eine ganze Gegend aus der Einöde in einen Garten verwandeln. Hat nicht der Funke, den die galvanische Säule erblitzen liess, eine Weltsprache hervorgebracht, die in Kurzem durch das stillste aber geflügeltste Wort durch die Wohnplätze der Nationen eilt?

Also ja, es giebt eine riesig voranschreitende Entwicklung der Naturkenntniss. Und aus ihr muss ja nothwendig eine der Naturwissenschaft werden. Diese beiden aber verwechsle man nicht, wie so oft geschieht. Wissenschaft ist etwas anderes, als die Aneinanderreihung der empirischen Wahrnehmungen. Es kann einer in diesen reich und glücklich, ein herrlicher Beobachter, ein bewundernswerther Experimentator sein, darum ist er noch nicht ein Mann der Wissenschaft, sondern er dient ihr nur. Freilich, wo die Erfahrungen sich häufen und die Thatsachen zu Heeren werden, da steigt auch der Reiz sie wissenschaftlich zu bewältigen. Der Reiz aber führt zur Thätigkeit und sie ist unläugbar vorhanden. Aber — die Wissenschaft der Natur ist noch in ihren Anfängen. Die Menge der Thatsachen, die Sicherheit und Reinheit derselben muss beständig gesichtet und geprüft werden, das ist die unerlässliche

Vorarbeit der eigentlichen Wissenschaft. Diese selbst aber ist die Auffindung der einheitlichen Gesetze, des Zusammenhanges derselben unter einander, auf allen Gebieten der Natur, die bei ihrer endlosen Vielheit doch Eine, ein lebendiger Organismus ist. Wer, der auf diesem Felde seit Jahrzehnten, wenn auch nur als ein beständiger Gast, gelebt hat, wird nun behaupten wollen, wir seien in dem eigentlichen, dem zusammenhängenden Wissen von der Natur schon so weit vorgeschritten, dass wir sichere Schlüsse von unserem festen Boden aus thun könnten, die auf andern Feldern der Erkenntniss als Axiome müssten angesehen werden? Man hat die Naturphilosophie bespöttelt, verhöhnt, weggeworfen. Vielleicht hatte man Recht, wenn sie sich geberdete, als wäre sie schon im Besitze aller Voraussetzungen. Man hat über die Engländer gelacht, die von „philosophischer Instrumentenmacherei" reden und physicalische meinen. Aber muss nicht doch am Ende alle Naturforschung einer Physik des Weltalls und weil zu diesem denn doch auch die Geschichte mit ihren Thaten gehört, einer Philosophie des Weltalls dienen wollen? Also die eigentliche, wirkliche Naturwissenschaft ist noch sehr im Werden. Gleichwohl, wer wird anstehen, einstweilen von sicheren Resultaten zu reden? Gerne wird man diesen, ohne sich mit der heiligen Schrift in Widerspruch zu setzen, das copernicanische Weltsystem zuzählen, gerne die Newton-Kepler'sche Astronomie, gerne den Erweis aus der Geologie, dass die Entstehung unserer Erdrinde mit den darin begrabenen Pflanzen- und Thierwelten lange Zeitperioden erfordert habe, gerne auch die Ergebnisse der Spectral-Analyse über die Composition der fernen Himmelskörper, gerne das Erwachsen der Pflanzen und Thierleiber aus einfachen Zellen. Aber wird man desswegen auch den ungeheueren Schluss zugeben, dass die Welt ohne göttliche Schöpfung entstanden sei, dass weil ein Laplace Gott mit seiner Fernröhre nicht fand, er auch nicht existire, dass, weil das Gehirn Organ des Geistes ist, derselbe nicht bestehe, sondern eine Phosphorescenz des Gehirns sei, die Niemand gesehen hat, eine Absonderung in diesem Organ, wie noch Keiner anders denn als Ursache oder Wirkung von Krankheiten im Gehirne

eines Menschen wahrgenommen hat, dass die Materie, weil der Naturforscher ihr keinen Anfang zu setzen vermag, ewig sei, dass gar keine göttlichen Wunder geschehen sein können, weil das ptolemäische Weltsystem sich als unrichtig erwiesen habe. Woher kommen denn diese Schlüsse? etwa aus der Naturkenntniss oder gar der Naturwissenschaft? Nein, sondern aus der zusammengeschwemmten Alluvialwelt von reflexiven Anläufen oder Ausläufen, die kein Mensch Philosophie nennen kann, der weiss was Philosophie ist. Also aus der Unwissenschaftlichkeit der oberflächlichen Leute, welche die kecksten philosophischen Behauptungen willkührlich aussprechen und die man dann als philosophische Denker gelten lässt, weil sie gute Beobachter gewesen, weil sie als Anatomen, Astronomen, Physiker etwa Grosses geleistet haben.

Von der Naturwissenschaft also und von der Natur selbst fürchte ich nichts für den Glauben und die Kirche. Auch nicht eigentlich von dem Gemengsel, das ich so eben beschrieben habe und zu welchem popularisirte und verdorbene Philosophie, wäre es auch die Hegel'sche, welche doch mit der Natur in vielfachem Streite lag, neben popularisirter Naturkenntniss die Hauptbeiträge, aber nicht einmal die einzigen, denn die Politik wirkt oft gewaltig mit, geliefert hat. Aber dass die armseligen Schiffbrüchigen am Glauben, wenn es nun gilt, sich zu vertheidigen, auf die Naturwissenschaft als das Hauptcorps hinweisen, während von diesem nur einige Plänkler sich ihnen nähern, die Masse aber, besonders die hohen Führer, ganz lautlos bleiben, ihren Zug fortsetzen und das Geschwärme rechts und links unbeachtet lassen, das ist doch wohl leicht zu begreifen. Wer nicht glauben, nicht hoffen, nicht beten, nicht lieben, nicht selig sein will, der wird froh sein müssen, wenn er von zwingenden Thatsachen als Gründen für sein Nichtwollen reden kann, uns wird gerade durch den Eifer und die Heftigkeit, mit welchen er dies thut, das heimliche Zeugniss seines Gewissens verrathen, das ihn glauben und beten heisst. Die Missstimmung gegen die Kirche, welche von dieser Seite kommt, wird sie wohl ertragen müssen, auch wenn es ihr schmerzlich leid ist, Menschenherzen in diesem Pfuhl des Unglaubens versunken zu

sehen, sie wird aber hoffen, dass noch manch einer sich ans feste Ufer rette, dass auch die vorgebliche „Naturreligiosität“ noch ein schwaches Brett zu dieser Rettung werden kann. Aber allerdings wird man beklagen können, dass so mancher junge Arzt, dem sich dadurch für seinen ernsten und schönen Beruf mehr als ein Weg verschliesst, in diesen Wirbel mit hineingerissen wird.

Soll nun auch von der geschichtlichen und sprachforscherischen, sowie der alterthumskundigen Bildung noch ein Wort gesagt werden, die ja doch auch ihre schöne und reiche Entwickelung in Deutschland gehabt hat? Ich unterlasse es, weil hier nicht in gleicher Weise hervortritt, dass sie gegen die Kirche in weiterem Kreise missstimmt habe, vielmehr anerkannt werden muss, dass der historische Geist eher dem Christenthum seine Anerkennung zollt und dass die Ausartungen desselben und die Schwächen der empirischen Kirche gerade von ihm am besten verstanden und im Unterschied von Wesen und Zweck der Kirche gewürdigt werden.

Damit aber glaube ich den, in der Entwicklung der Gesellschaft liegenden und also nothwendigen Ursachen der Missstimmung gegen die Kirche die nöthige Aufmerksamkeit zugewandt zu haben, und gehe zu den auf dieser Seite liegenden zufälligen, in der menschlichen Schwäche und eigentlichen Sünde der Einzelnen und ganzer Stände und Gruppen unserer Zeitgenossen begründeten Ursachen über.

Es wird schwer zu widerstreiten sein, dass die Oberflächlichkeit der durchschnittlichen Bildung in den Volksklassen, von welchen bei unserer Frage die Rede sein muss, nicht die geringste diese Ursachen ist. Ob man mehr in ästhetischer Zeitcultur sich bewegt oder mehr von den naturwissenschaftlichen Fortschritten berührt ist oder mehr den auf dem Strome der Zeit schwimmenden sogenannten philosophischen Resultaten Werth beilegt oder mehr von der Kritik und den historischen Erwerbnissen imponirt wird, immer sind es eben Ergebnisse, Resultate, sogenannte unzweifelhafte Resultate der Forschung, von welchen diese Classe der Gebildeten geistig lebt. In den Gedankenprocess selbst, welcher diese Resultate hervorgebracht

hat, die sehr häufig nur kühne Anticipationen, lebhaft ausgesprochene Vermuthungen, selbst nicht gar selten luftige Hypothesen sind, haben die meisten Angehörigen dieser Classe nie Zeit oder Lust gehabt sich einzulassnn. Ein Resultat aber ist in sehr vielen Fällen wenig werth, wenn es von dem Processe selbst abgelöst wird, wie eine von der Pflanze getrennte Blüthe oder Fruchtkapsel. Die Zuversicht aber pflegt in dem Maasse zu wachsen und die Schnellfertigkeit mit dem Urtheil sich zu beschleunigen, je weniger man die Schwierigkeiten kennen gelernt hat, durch welche hindurch die wahrhaften Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung erkämpft werden. Was hilft es z. B. die etwaigen Thatsachen geologischer Forschung vereinzelt zu kennen, etwa dass Menschenknochen fossil gefunden worden seien in Erdschichten, von welchen die bisherige Geologie angenommen hatte, dass sie mit den in ihr eingeschlossenen Pflanzen und Thieren vor dem Dasein des Menschen entstanden seien. Es ist ein höchst voreiliger Schluss, dass es mit der Schöpfungsgeschichte der Bibel nichts sei, weil diese voraussetze, dass erst alle Thiere geschaffen wurden, ehe der erste Mensch die Erdoberfläche betrat. Oder was hilft es zu wissen, dass Werkzeuge, also Spuren des Menschenlebens sich bei den Knochen urweltlicher vormenschlicher Thiere gefunden haben? Einmal ist solcher Fund nicht sofort selbst ein Resultat der Forschung, sondern lediglich ein Anlass zur Revision der bisherigen Ansichten. Ist es doch erst zu erweisen, dass die Menschenknochen, wenn es solche sind, nicht in späterer Zeit in die Lage gelangt sein können, worin man sie findet und dasselbe gilt von den Werkzeugen. Dann ist auch nicht sofort gewiss, dass von den bisher als vormenschlich angenommenen Urthieren keines die spätere Zeit des Menschen erlebt habe, wenn auch feststeht, dass sie oder ganze Faunen der Erdoberfläche vor dem Dasein des Menschen verschwunden waren. Oder was sagt es gegen die biblische Schöpfungsdarstellung, wenn die Spectral-Analyse die Gleichartigkeit der übrigen Himmelskörper hinsichtlich ihrer stofflichen Composition mit unserer Erde wahrscheinlich macht? Dass gegen die kindliche Vorstellung von einem Fertigwerden unseres Erdballs innerhalb

sechs Tagen von je vierundzwanzig Stunden also in 144 Zeitstunden die Erdforschung unübersteigliche Einwendungen erhebt, wird man zugeben können, ohne desshalb die biblische Schöpfungsgeschichte selbst in die Rumpelkammer zu werfen. Man wird vielmehr nur ein anderes Verständniss dieser alten Urkunde von den wirklichen Thatsachen der Erdphysik aus erlangen und daran hat noch nie ein Verständiger gezweifelt, dass was in der Bibel von Dingen der Natur gesagt ist, seine Bewahrheitung nur in der Naturkenntniss, der fortschreitenden Erforschung des Erdganzen finden könne. — Oder was kann es besagen, wenn man trotz entgegenstehender Analogie der gesammten Natur, wie sie bisher bekannt war, ein Entstehen mikroscopischer Organismen aus unorganischen Stoffen, also ohne Ei oder Saamen, also ohne zeugende Zelle gefunden haben will? Aber auch nur gefunden haben will, denn dass in ungeheurer Mehrzahl die Organismen durch organische Fortpflanzung entstehen, bleibt unerschütterliche Thatsache. Und selbst wenn es gelänge, den Beweis für die *generatio aequivoca* wirklich zu führen, was noch lange nicht geschehen ist, so wäre damit der Schöpfungsurkunde der Bibel, welche „die Erde hervorbringen lässt allerlei Thiere“ noch kein Stein gestossen. Was wäre für den Unglauben an die Bibel gewonnen, wenn auch wirklich das erste Buch der Bibel aus sieben verschiedenen Quellen entstanden wäre? Zweifelt doch Niemand daran, dass es aus Ueberlieferungen verschiedener Zeit und Abkunft entstanden sein muss. Wäre dadurch irgend eine dieser Traditionen im Geringsten entwerthet? Wenn man aber blos hört, es sei unter den kritischen Theologen ausgemacht, dass die fünf Bücher Moses nicht in ihrer jetzigen Gestalt den Moses zum Verfasser haben, dass weit nicht alle Psalmen dem David angehören, die seinen Namen tragen, dass Theile unserer Propheten späteren Ursprungs seien als andere Theile, dass die Verfasser der meisten Bücher des Alten Testaments unbekannt seien, dass der zweite Brief Petri jedenfalls nicht ganz diesem Apostel angehöre, wenn man ferner vernimmt, dass die Apokalypse und das Evangelium Johannes nach der Ansicht Etlicher nicht demselben Autor angehören können, dass ein Theil der pau-

linischen Briefe dem Apostel Paulus abgesprochen werde, so ist der Eindruck fertig, die heilige Schrift sei eine unsichere historische Grundlage. Wenn dann in der leichtfertigen Weise eines Renan, in der vorurtheilsvollen eines Strauss, die Evangelien als Grundlage des Lebensbildes Jesu angegriffen werden und ein Schenkel ein ganz anderes und neues Bild des Erlösers aus seiner Behandlung der Evangelien heraus liest, so wird das Alles als Resultat, als Wissenschaft verkündet, während man es mit höchst unwissenschaftlichen Erzeugnissen, mit einem Verfahren zu thun hat, das auf irgend einen anderen Theil der Geschichte, etwa die Carl's des Grossen, angewendet, die allgemeine Entrüstung hervorrufen würde. Und wie weise und klug können sich Tausende dünken, wenn sie, der Zuversicht eines Geistlichen gegenüber, der es wagt, selbst Copernicus, Kepler und Newton gegenüber auf wörtlicher und gar auf seiner wörtlichen Auffassung einer Bibelstelle zu bestehen, die Wahrheit unserer heutigen Astronomie festhalten, sie, die keine Ahnung von den Schwierigkeiten und Bedenken haben, die auch ihr noch auf Seiten physicalisch-mathematischer Kritik entgegenstehen!

Ich könnte fortfahren nnd ein ganzes Buch mit Beispielen solchen landläufigen vorschnellen Urtheils füllen. Es sei aber damit genug. Die Oberflächlichkeit der Durchschnittsbildung unserer Zeitgenossen soll ihnen nicht zum Vorwurf gemacht werden, denn sie ist das Resultat erhöhter, reicherer Schulbildung und einer breitgewordenen populären Litteratur. Aber es liegt hinter der Keckheit, bei so wenig specieller, eingehender, eigentlich wissenschaftlicher Kenntniss — und dies gilt auch den Männern des Naturwissens, dem Astronomen von der Chemie, dem Botaniker von der Optik oder Mechanik u. s. w. — dennoch Urtheile zu formiren, die nur bei dem Vorhandensein einer solchen Kenntniss von Werth sein könnten, es liegt hinter dieser Schnellfertigkeit im Urtheil ein Mangel der Bescheidenheit, die in der Regel dem wahren Kenner und Forscher der Wissenschaft eigen ist. Es hängt dieser schlimme Charakterfehler unserer Zeit mit der Unselbständigkeit zusammen, die so oft den Heerhaufen gross macht, der hinter einem begabten und lautredenden Parteiführer herzieht. Man sollte denken in einer

so von der Kritik durchlaugten Gesellschaft, wie die heutige, müsste doch auch der Zweifel an der Richtigkeit und Sicherheit der Schlagwörter und der Phrasen, welche ausgegeben werden, nicht fehlen können und es müsste in ihr, die so bereit ist, früher Erzähltes als Mährchen, als Mythus, aus der wirklichen Geschichte auszustreichen, äusserst schwer sein, ganze Bandwürmer von Vorurtheilen und nachgeredeten, halbverstandenen fremden Gedanken aufzunähren. Aber dies wäre eine grosse Täuschung. Vielmehr ist die Mährchenbilduug auf dem Gebiete der Geschichte nur untergegangen — wenn sie es ist — um der Sagenbildung auf dem Gebiete des Urtheils Platz zu machen. Das Nachreden ist in einem Maasse an der Tagesordnung, die unserer Zeit keine grosse Ehre macht und auch eine ganze Fluth populärer Bücher lebt vorzugsweise davon.

Der Mangel an Selbständigkeit und an bescheidener Zurückhaltung, wo es die ungeheuersten Urtheile gilt, steigert sich aber nicht selten zu einer gewissen Frechheit und zwar da, wo Schranken übersprungen werden müssen, die eigentlich dazu da sind, um das Urtheil in gewisse Gränzen zu weisen. Es hängt dies mit dem Verschwinden der Pietät zusammen, die sonst als unerlässlich für einen edel gebildeten Menschen galt. Man hielt sich durch sie gebunden, das Urtheil des reifen, sachkundigen, erprobten Mannes mit Hochachtung anzunehmen und scheute sich demselben leichthin zu widersprechen. Besonders waren es die Frauen, welche dieses Heiligthum wahrten und durch ihren edlen Takt auch Männer in den Schranken hielten. Auch gehört es noch zum edelsten Schmucke unseres deutschen Volkes, dass die Frauen in ihm noch die Pflegerinnen des heiligen Feuers, des häuslichen Heerdes, der Familienfrömmigkeit sind und wir wollen nicht fürchten, dass sie aufhören werden es zu sein. Aber verhehlen wir es uns nicht, es giebt bereits Frauen, die an der oberflächlichen, schnellfertigen, nachredenden und, je mehr Geist sie haben, desto spitzeren und schärferen Ungläubigkeit sich betheiligen und, die weibliche Linie der Anmuth überspringend, in den Kampf der sogenannten Resultate des Weltwissens gegen den Glauben sich mengen. Wo sie es thun, da pflegt es mit Heftigkeit zu geschehen,

denn nur in stürmischem Vorwärtsdringen können sie sich selbst vergessen machen, dass sie den wahrenden Schutz der Weiblichkeit hinter sich geworfen haben. Von solchen Frauen, die sonst mit den feinen Fäden des Gemüthes an die Kirche geknüpft waren, wird die Missstimmung gegen dieselbe gemehrt. Denn sie fühlen sich verkannt, selbst verfolgt, während ihr Missgefühl doch nur von der falschen Stellung herrührt, welche sie sich in der Gesellschaft gegeben haben.

Hinter den Frauen, leider! nicht so vereinzelt, wie sie, sehen wir die Jugend. Wie oft ist der noch Unbärtige, durch die Mannichfaltigkeit leichter Lectüre zerstreut, verlockt, verwirrt, zum frühreifen Alleswissen verdorben und der Jüngling, dem es noch zukäme, Schüler zu sein, wird zum selbsternannten Lehrer und Meister. Solche Treibhauspflanzen unserer Tage, wie ansteckend wirken sie leicht im Kreise der Altersgenossen und es ist Mancher noch nicht zur Universität reif, und hat schon mit pietätslosem Selbstgefühl mit der Religion und Kirche in seinem Herzen gebrochen, ehe er noch irgend Zeit gehabt hat, auch nur annähernd die Fragen sich klar zu machen, die erst zu lösen waren, ehe ein entscheidendes Urtheil gefasst werden konnte.

Wenn aber vollends in die untersten Volksschichten die Abfälle von den Tafeln der höheren hinabsinken, wenn die grosse Masse, bei der noch weniger von einer Befähigung zum Urtheil vorausgesetzt werden kann, die Kunde erhält, dass es von Seiten der Wissenschaft nunmehr ausgemacht sei, dass an die Bibel, welche in der Kirche aufgeschlagen werde, nicht geglaubt werden könne, dass also das Lesen und Hören derselben zum Ueberfluss, ja zum Unsinn gehöre, wie schnell wird dann die Missstimmung gegen die Kirche den Schein der Allgemeinheit annehmen, wie wird sich dieselbe ins Pöbelhafte übersetzen!

Nicht erst aber in dieser unteren Region, sondern schon vorher ist mit der Oberflächlichkeit und der pietätslosen Unbescheidenheit, ja mit einem gewissen Grade der Frechheit die Frivolität und der Leichtsinn in den Bund getreten. Der sinnliche Muthwille, oft auch das halb unschuldige, aber nicht

ungefährliche Spiel der Phantasie, die eben so gut Zweifel und Unglauben hervorzaubern als sich zu positiven Gestalten verdichten kann, sie führen so leicht zum Widerwillen gegen den Ernst, welchen das Christenthum mit seinen Gedanken der Ewigkeit und der Verantwortung vor Gott wach rufen will, vom Widerwillen kommt es zur Einstimmung in die abschätzigen Urtheile gegen die Kirche und die Theilnahme an der Misstimmung ist fertig. Der Leichtsinn, der sich über die Scrupel, wie er sie nennt, des Gewissens hinweghelfen will, und die Witzsucht, die sich am wohlfeilsten gegen das Heilige versuchen kann, sie thun das Ihrige mit. Aus diesen Ingredienzien mischt sich ein Gebräu von Lebensansichten und Weltanschauung, für welche die Kirche nur ein finsterer Kerker ist, weil sie von Selbstverläugnung und Reinheit des Herzens, von Busse und Demuth, von Glauben und Gebet redet.

Ich kann es nicht unterlassen auch die Leerheit der Zeit und vor Allem die Leerheit der Seelen hier zu berühren, welche das Bedürfniss der Unterhaltung, ja mehr noch, das der Emotion hervorruft. Diesem kommt die leichte und auch die schlechte Tagespresse erwünscht entgegen und nichts in derselben findet einen so bereiten Zunder vor, als der Spott über das Heilige, der Hohn gegen die Kirche, die Sensationslüge über Geistliche. Ich deute hier nur an, aber ich fordere den heraus, der es läugnen will, dass hier nicht blos verzeihliche menschliche Schwächen, sondern dass recht hässliche Sünden der Einzelnen und ganzer Familien, ja ganzer Gruppen der Gesellschaft mit berührt sind.

Noch ist des Materialismus zu gedenken, ich meine nicht die Theorie, welche schon oben kurz besprochen wurde, die eine Verirrung auf dem Gebiete philosophischer Erkenntniss ist, sondern die herrschende materielle Richtung und Gesinnung. Dass sie eine weitverbreitete Erscheinung der Jetztzeit ist, weiss Jedermann, aber nicht Jedermann macht sich klar, welche Gemeinheit der Lebensanschauung das Geheimniss derselben ist. „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt", das ist hier Losungswort; dass aber keine Zurechnung, keine Freiheit des Willens, keine Verantwortlichkeit bestehe, das ist das Ruhebette derer,

die es führen. Sünde giebt es nicht, höchstens Dummheiten, die sich selbst strafen, das ist die Moral; das irdische Ziel dieser Art von Materialisten, wenn sie nicht durch Wohlstand geschützt sind, ist die Strafanstalt. Wir sind an einem Punkte angelangt, wo die gepriesene dem Christenthum feindliche Humanität weit hinter uns liegt, wo die untermenschlichen Geheimnisse der Weltstädte besonders ihr Wesen treiben. Dass dieser Materialismus der Kirche nicht nur Valet gesagt, sondern ihr, die ganz und gar auf den Geist gebaut ist, auf die Verwandtschaft des unendlichen Geistes mit dem endlichen, den Krieg bis auf's Messer angekündigt hat, liegt auf offener Hand. Er hängt mit unseren socialen Schäden auf's Engste zusammen. Der Industrialismus und die Gewerbefreiheit, beides doch Güter zu nennen, sind seine Erzeuger. Hiermit stehen wir an der Gränze, die uns in grosse und brennende Fragen hinüberzutreten verbietet. Wir dürfen aber an dieser Grenze nicht unsere Erörterung schliessen, sondern müssen nochmals nach der heutigen Gesellschaft uns zurückwenden, indem wir die letzte, aber nicht die schwächste der zufälligen, nur in den Schwächen und Sünden Vieler wurzende Ursache der Missstimmung gegen die Kirche besprechen. Es ist die Ignoranz in religiösen Dingen bei Gebildeten und Ungebildeten.

Sage man nicht, diese Unwissenheit sei die alleinige Schuld der in der Kirche Leitenden und Handelnden selbst. Sie werden keineswegs alle Schuld von sich abwälzen wollen und können, aber sie werden ein Recht haben zu fragen, in welcher Weise doch sie den Vielen hätten beikommen können, welche sich von ihrer Einwirkung ganz abgewendet haben? Die Ursachen dieser Ignoranz zu erforschen, wäre ein weitgehendes Bestreben. Wir müssten in unser ganzes Schulwesen, das elementare wie das höhere, eingehen, aber nicht minder in das gottesdienstliche Predigtwesen. Im Allgemeinen stehe ich nicht an zu behaupten, dass die bisherigen Mittel der Einwirkung nicht zureichen, keinesweges blos dem Umfange und der Häufigkeit, sondern überwiegend der Art und Qualität nach, dass wir auch noch einer ganz anderen, jedem sonst Gebildeten zugänglichen theologischen Litteratur bedürfen. — Hier aber haben wir blos

die Unwissenheit selbst zu constatiren. Wir fragen bloss, wie viele Glieder der jetzigen Gemeinden jemals die Bibel in ihren Hauptbüchern mit Nachdenken durchgelesen haben? wie vielen etwa die so oft besprochenen Bekenntnisschriften der protestantischen Kirche bekannt sind? wie viele sich mit der Kirchengeschichte, mit dem Wesen der Reformation auch nur einigermaassen bekannt gemacht haben? Wenn dasjenige, was ihnen in der Schule davon gegeben worden, für das ganze Leben mit seinen Kämpfen und Zweifeln ausreichen sollte, welchen tiefen Eindruck hätte es dann machen müssen! Aber es ist auch keiner Schule dies zuzumuthen, vielmehr muss sie erwarten, dass der reifere Mann die für das ganze Leben des Einzelnen und des Volkes wichtigsten Unterrichtsstoffe nicht in seinem ganzen Leben unberührt lasse, dass man nicht die ganze reiche Welt des religiösen Lebens und Denkens mit wohlfeilen Redensarten als veraltet, als geschmacklos, ja die Beschäftigung damit als dem Manne unziemlich bei Seite werfe. Kann man in der That den einen Gebildeten nennen, der mit vierzig Jahren von dem unläugbar mächtigsten Factor der Geschichte seiner Nation und der Culturwelt, auf welcher die Gegenwart steht und ohne welche sie nicht begreiflich ist, weniger weiss als sein zwölfjähriger Sohn? Höre man die Aeusserungen im Privatgespräch, ja selbst in öffentlichen Reden selbst der Vertreter eines grossen Landes, lese man die Artikel der Tagesblätter oder die leichtere den Gebildeten dargebotene Litteratur und man wird staunen über die Unwissenheit der Christen, der evangelischen Christen über den Grund und Boden auf dem sie stehen. Wie soll bei diesem Zustande den frechen Aeusserungen auf den Pöbel berechnender Schreier: „so würde Luther denken, wenn er jetzt lebte, was er vor 300 Jahren dachte, würde er als knabenhaft verwerfen“ auch von Gebildeten widerstanden werden, wenn sie, was Luther damals gesagt, kaum in verbleichten Erinnerungen aus der Kindheit und auch da doch nur in der Weise kennen, wie man es dem Jugendalter mittheilen konnte? Welche lächerlichen Albernheiten hat man einem grossen Theil der Gesellschaft in religiösen Dingen beizubringen vermocht und mit welchen haltlosen Redensarten, ja

mit welchen Verzerrungen der christlichen Wahrheit hat man sie bald geschreckt, bald gelockt, die alle nicht hätten wirken können, wenn auch nur eine mässige Erkenntniss, ja nur Kenntniss der einschlägigen Thatsachen und Gedanken bei ihnen waltete! Wie unsinnig erscheint Vielen die Lehre von der Dreieinigkeit, die man als nutzlose abstruse Theorie ihnen darstellt, weil sie dieselbe nur ansehen, wie die Muhamedaner, wenn in vielverbreiteten Lehrbüchern z. B. gedruckt steht, es seien die Pietisten, welche an drei Götter glauben und daneben, die Katholiken unterscheiden sich von den Protestanten wesentlich dadurch, dass „bei jenen die Geistlichen nicht heirathen dürfen." Was sagen wir dazu, wenn man aus dem Munde sogenannter Gebildeter hört: „ihr ist viel vergeben, denn sie hat viel geliebt" diese Worte Christi enthalten eine Entschuldigung der Sünden wider das sechste Gebot oder wenn ein Finanzmann im Ernste sagen konnte, es sei ja der Grundsatz in der Bibel enthalten: „ein Jeglicher suche nicht was sein, sondern was des Anderen ist", es sei folglich christlich recht, das Geld des Volkes in die Cassen des Staates mit allen Mitteln zu sammeln. Solche Scurrilitäten sind zwar vereinzelt, aber sie sind doch Merkzeichen, wie es mit dem Verständniss der heiligen Schrift aussieht. Wie leicht ist es in so vielen Fällen der katholischen Kirche geworden, vornehme, gebildete Familien oder Personen auf ihren Weg hinüberzuziehen und mit welchen geringen Mitteln haben die freien Gemeinden vor zwanzig Jahren sich ihre Angehörigen gesammelt! Man kann gradezu sagen, dass kaum auf einem anderen geistigen Gebiete so viel Unsinniges und Albernes sich hervorthut, wie auf dem religiösen und dass geradezu kein Wahn und keine mit Zuversicht vorgebrachte und oft wiederholte Behauptung ohne Anhänger bleibt. Es frägt sich sehr ob nicht diese Unwissenheit der Gebildeten geradezu die mächtigste Ursache aller Missstimmung gegen die Kirche ist. Er sind über diesen Gegenstand so treffliche Worte schon öffentlich geredet und durch den Druck verbreitet worden, dass ich darüber nicht des Weitern mich auszulassen brauche.

Hiermit schliesse ich die Betrachtung über die Ursachen der Missstimmung gegen die Kirche.

Man möchte mir entgegenwerfen: „Du redest von Uebelständen und Schäden aber du schweigst über die Mittel ihnen abzuhelfen.“ Meine Ueberschrift verpflichtet mich nur die Quellen der Schäden deutlich zu nennen. Damit ich aber nicht scheine bloss ein hülfloses Uebel constatirt zu haben, werde ich in grössester Kürze und nur andeutend mich auch über die erforderliche Gegenwirkung aussprechen. Wer die obigen Worte gelesen hat, der wird auch schon wissen, dass innerhalb der Kirche und ausserhalb derselben — so rede ich nur, weil ein Theil der Gesellschaft sich ausserhalb stellt, weil ich die Gesellschaft im Ganzen von der kirchlich bewussten unterscheiden muss — die Gegenwirkung wird einzutreten haben. Innerhalb der Kirche durch eine „Reformation an Haupt und Gliedern“, wie man es früher nannte, durch eine Erneuerung der Geistlichen, der Leitung der Kirche, der Gemeinden, ausserhalb aber im Staate„ in der Wissenschaft und in der Gesellschaft im Ganzen und Grossen.

Für die Geistlichen fordern wir zuerst eine tiefere und doch zugleich eine breitere, umfassendere Bildung. Ob es, sofern dieselbe auch als gesellige Bildung von der frühesten Erziehung abhängig ist, zu den Forderungen gehören muss, dass auch aus den höheren Schichten der Gesellschaft mehr der Beruf des Geistlichen erwählt werde, will ich blos fragen. Soll dies geschehen, so ist es unerlässlich, die äussere Lage der Geistlichen mehr ihrem Amte entsprechend zu verbessern. Man thut es bei den Lehrern und thut es mit vollem Recht. Aber es kann und darf für die Geistlichen nicht unterbleiben auch ohne die Rücksicht auf ihre Herkunft. Mit dieser Verbesserung wird schon eine ganze Welt von Versuchungen, Gefahren, Hindernissen ächter geistlicher Bildung abgeschnitten. Es ist nicht wahr, was ein geistreicher Mann gesagt hat, dass die Kirche betteln müsse, um wirksam zu sein. Auch schon die

umfassendere Vorbildung der Geistlichen erfordert mehr Mittel, als jetzt dafür zu Gebote stehn. Statt des dreijährigen akademischen Cursus ist ein mindestens vierjähriger unbedingt erforderlich, ein fünfjähriger im höchsten Grade wünschenswerth. Auch die Heirathen und daher die Familien der Geistlichen können sich nur auf diesem Wege verbessern und auch hierdurch wieder Uebelstände beseitigt werden. Aus der tieferen und reicheren Bildung ergiebt sich eine andere Art des Wirkens, vor Allem eine andere Art der Predigt, ruhend auf einer gründlicheren Kenntniss des Ganzen der Offenbarung und Lehre, welcher entsprechend auch die Mittheilung an die Gemeinde mehr Totalität erlangen und aus dem Fragmentarischen, das jetzt ihr Charakter ist, herauskommen wird. Der Prediger wird eben damit aufhören, meist entweder zu hoch zu greifen, weil das Abgerissene immer nur Wenigen verständlich wird und dadurch die grössere Zahl der Gemeinde entweder zu gedankenlosen Zuhörern oder gar nicht vor sich zu haben oder aber sich zu tief zu halten und blos ein Katechismus-Erklärer zu sein, wodurch er den Gebildeten den Gottesdienst entleidet. Er wird dann auch mit wirklicher liturgischer Einsicht, nicht mit beschränktem Vorurtheil den Gottesdienst zu behandeln verstehen. Seine Predigten werden aus einem Gesammtstudium hervorgehen und daher nicht wie man sagt, „aus dem Aermel geschüttelt“ sein. Aber es wird dem Geistlichen auch Zeit zu geben sein, dadurch dass keiner mit übermässigen Verpflichtungen belastet ist. Es werden daher die Parochieen mit mehr als zwei Kirchgemeinden beseitigt werden müssen. Denn jede Gemeinde bedarf allsonntäglich der Predigt. Denn blos vorzulesen ist weniger als ein schwaches Surrogat. Die Predigt wird dann auch weniger den Charakter des blossen Ruhens in der Vergangenheit, der blossen Reproduction und gar Repetition des Bekenntnisses haben, sie wird aus der Wurzel der heiligen Schrift emporwachsen und so in die Zukunft hinstreben, in die Erfüllung der der Kirche gegebenen irdischen und himmlischen Verheissung, sie wird mehr Schwung und hinreissende Kraft haben. — Ausser der Predigt aber wird die Seelsorge eines höher gebildeten und reicher ausgestatteten Geistlichen, insbe-

sondere aber sein presbyteriales Walten mit den Aeltesten der Gemeinde einen edleren Charakter und eine tiefere Wirkung haben. Er wird nicht mit Priester-Aspirationen sich schützen, sondern freudig Mitarbeiter der Erwählten der Gemeinde sein und gerne sie zu seinen Mitarbeitern haben, die Gemeinde „wird sich bauen." Der nächste Bau wird die lebendige Kreissynode sein, in welche die Schätze der Einzelgemeinden zusammenfliessen.

In der Gemeinde aber um den Pfarrer her wird sich allerdings deshalb nicht sofort, sondern nur sehr allmählich ein anderer Geist und Sinn manifestiren. Dort ist es schwerer, an die Stelle des Arbeitsdruckes den Aufschwung zu setzen. Die erste Bedingung dazu ist die Befreiung der „weissen Sclaven" d. h. die Freihaltung des Sonntags von Arbeit ohne Verlust an dem Nöthigen des irdischen Erwerbes. Also auf dem Gebiete des socialen und national-ökonomischen Lebens eine Veränderung. Wie schwer solche halten mag, sie muss sich zuletzt vom rein weltlichen Gesichtspunkt aus empfehlen. Sie wird auch sicherlich durchdringen. Die ersten Anfänge sind da. Durch den grösseren geistigen Reichthum des Pfarrers, durch die freiere Zeit und Kraft wird es ihm gelingen können, diesen freien Sonntag mannichfaltig zu brauchen, um die Gemeinde in Kenntniss und Erkenntniss der christlichen Wahrheit und der kirchlichen Dinge zu bereichern und der Wunsch, den man heute ausgesprochen hört, wird erfüllt werden, dass der Geistliche aus dem Bewusstsein der Gemeinde predige, dieser Wunsch wird aber nicht mehr den Unsinn in sich tragen, dass aus der empirischen Gemeinde, wie sie ist, auch unwissend, roh, ungläubig, selbst widerchristlich, eine christliche Predigt erwachsen soll, sondern der Prediger wird als Diener des göttlichen Wortes aus derselben Quelle schöpfen, die auch durch die Herzen und Geister der Gemeinde fliesst. Sie wird bewässern, befruchten, die Gemeinde wird als solche thätig werden in Thaten der Liebe. Auch von ihren Wahlen wird man nichts mehr zu fürchten, nur Gutes zu hoffen haben.

Aus diesem erneuerten Leben der Gemeinden wird der synodale Bau erwachsen, der sich in Kreis- und Provinzial-

Synoden erhebt und in der General- oder Landessynode gipfelt. Hier werden die Erwählten der Gemeinde an der Gesetzgebung der Kirche volle Mitwirkung haben, auch zur Wahl des obersten Kirchenregimentes d. h. der Rathgeber des Königs als des Hauptes der Kirche werden sie mitthätig sein. Die Kirche wird nicht mehr, den Gemeindegliedern unfindbar, fern und fremd, aus geschlossenen Räumen, von grünen Tischen her ihre ersten Impulse erhalten, sondern diese werden von offenen Versammlungen, die gewählt sind, wo Geistliche und Nichtgeistliche zusammen wirken, kräftig ausgehen. Die Erneuerung wird von da ihre Ströme in die amtlichen Collegien gehen lassen und die Kirche wird also sich selbst regieren. Aber keineswegs wird es so sein, dass die Gemeinden allein durch Mehrheit der Stimmen die Leitung der Kirche ordnen. Das fürstliche Haupt derselben wird ein starkes Wort auch ferner mitzureden haben. Am allerwenigsten aber wird die, wohl schwerlich von ihm selbst geglaubte, Weissagung eines gar sehr nach dem Vulgären riechenden Volksredners wahr werden, dass er und seines gleichen künftig die Kirche regieren werden.

Nun aber — ausserhalb der Kirche und zunächst im Staate, welche Hülfe wird da sich finden? Er wird zunächst als die Einheit aller Bürger ohne Unterschied der Religion und Confession nicht mehr der Leiter der Kirche sein dürfen und wollen, sondern diese in ihre Freiheit entlassen müssen, dass sie sich selbst Gesetze gebe und sich selbst nach diesen verwalte. Er wird aber diesen Schritt durch Abänderung der staatlichen Gesetzgebung erst möglich machen müssen. Und um der Kirche das Selbstbestehen zu ermöglichen, wird er sich nicht begnügen dürfen, die bisher ihr zugeflossenen äusseren Mittel ihr zu lassen, sondern er wird aus dem grossen von ihm in Besitz genommenen Gute der alten Kirche ihr eine dem Bedürfniss wirklich entsprechende — die bisherige ist es nicht — zureichende Ausstattung gewähren müssen, sei es im Ganzen und für immer oder durch die Verpflichtung zu jeder Zeit das Nöthige weiter zu bewilligen. — Aber er wird sich dadurch von der Kirche nicht absolut geschieden haben, sie wird die andere Seite seines Lebens sein, aber doch eine Seite desselben

nationalen Lebens. Darum wird der Staat auf dem Gebiete der Schule, dem der Ehe, dem der Heiligung der Sonn- und Festtage, er wird als Schützer der Kirche gegen Vergewaltigung von Aussen immer eine Gemeinsamkeit mit ihr erhalten, er wird die Nothwendigkeit ihres gedeihlichen Daseins gleichwohl erkennen und auch laut bezeugen.

Im Staate und neben ihm wird die Wissenschaft mit der Kirche, die ja die Erkenntniss der höchsten Dinge des Menschen fordert und pflegt, in lebendiger Wechselwirkung stehen. Die Theologie wird nicht aufhören die Königin der Wissenschaft zu sein, weil in ihr alles Wissen in dem das Ewige ergreifenden Gedanken gipfelt, aber die übrige Wissenschaft wird nicht ihre blosse Dienerin sein, sondern vermöge des Zusammenhanges alles Wissens wird die Theologie mit der Philosophie, mit der Natur- und Geschichts- mit der Rechts- und Staatswissenschaft in lebendigen Verkehr gegenseitigen Gebens und Nehmens leben und die Universität als die Vertreterin der Wissenschaft wird Sorge tragen, dass die allgemeine Bildung auch den christlichen Inhalt in sich aufnehme, dass nicht die Jünger der weltlichen Wissenschaft Ignoranten in den Fragen des religiösen und kirchlichen Lebens werden oder bleiben.

Die Kunst wird wie bisher und noch mehr als bisher, ihre Kräfte der Kirche darbieten und Kräfte von ihr empfangen. Die kirchliche Kunst wird der weltlichen und diese der kirchlichen stärkend entgegen kommen und die Schönheit wird zu ihrem gebührenden Rang auch im kirchlichen Wesen erhoben werden.

Endlich die Gesellschaft überhaupt wird durch solche Umgestaltungen und Erneuerungen und insbesondere durch die Mitwirkung der Kirche zur Lösung der Alle berührenden und bedrohenden Frage des Pauperismus und der Stellung der Arbeiter ihre Sprödigkeit gegen die Kirche verlieren und die Misstimmung wird als eine öffentliche Erscheinung verschwinden und in Vertrauen und in ein gesegnetes freies und freudiges Anerkennen verwandelt werden.

Idealistische Träume! so höre ich diesen Andeutungen entgegenrufen. Dass es ideale, dem Reiche der Ideen, des Geistes entnommene Anforderungen sind, läugne ich nicht, aber ich frage: sind Ideen keine Realitäten? ist unsere ganze Cultur so unmächtig geworden, dass Ideen nicht mehr ertragen werden, sondern nur Facturen, Rechnungen, Budgets, Etats, Gesetze, Kammerreden? Dann freilich müsste unsere Culturwelt an ihrer marklosen Schwäche versiechen und unter lauter schmeichelnder Selbstberäucherung über die erreichte Bildung wieder in die Uncultur, die Barbarei durch ein verschuldetes Strafgericht verfallen. *Quod deus avertat!*

Dr. W. Hoffmann.

V.

GOETHE UND DIE DEUTSCHEN FRAUEN

VON EINER DEUTSCHEN FRAU.

„Künstler, Frauen und Kinder“ so hört man oft, mit fast mitleidigem Achselzucken ernste und gewiegte Männer sagen, „haben dieselbe erregbare und wechselvolle Natur!“ — Wer will es läugnen und wer bestreiten, dass es kein Glück wäre, wenn nur Künstler, Frauen und Kinder die Welt bewohnten und ihre Geschicke leiteten, und doch! wer wollte verzichten auf ein weinumranktes Fenster mit dem Blick auf einen stillen Garten in dem bunte Blumen in lieblichem Gedränge blühen, weil es sich nicht ziemt, dass um die Fenster öffentlicher Gebäude die Rebe rankt und weil sie das feste Gefüge der Steine schwächt und aus den Fugen treibt.

Warum werden Goethe und die Frauen so oft zusammen genannt? weil sie, im besten Sinne des Wortes, einander unendlich anziehen und durchdringen. Wer wie Goethe auf den innersten Pulsschlag unseres Lebens gelauscht und die Essenz unseres Wesens im Spiegel der geistigsten aller Künste uns wiedergegeben, dem fallen wir begeistert zu und der hat uns gewonnen; denn für unser innerstes Wesen gerade bedürfen wir eines vertheidigenden Ritters, weil es von einem Stoffe ist, der verduftet und schwindet, sowie er nicht liebend verstanden ist, ja sich zu leicht in unsympathischer Atmosphäre in sein eigenes Gegentheil umsetzt; denn erklären können wir Nie-

manden wie wir sind, nur, wer uns erräth verklärt, uns. — Ich sage unverhüllt „wir“ denn auch ohne ein Wort würden die nachfolgenden Blätter ihren weiblichen Ursprung verrathen. — Die Frau hat mit dem Kinde und dem Künstler die Fähigkeit gemein, in beglückender Einseitigkeit sich zu vertiefen und das Reich ihres Wirkens in das der Phantasie zu erheben; bewusster als der Mann, gewohnter als er, sich selbst gegenständlich zu werden, lebt sie im Doppelgenuss der kleinen Dinge, die ihr Leben füllen, oder es noch nicht füllen, sondern als Ziel ihrer Zukunft ihm vorschweben; je weniger sie, ihrem Wesen und ihrer Stellung nach zur Herbeiführung ihrer Zukunft thun kann, je mehr entwickelt sich in ihr die Fähigkeit sie in der Phantasie zu gestalten und wenn ihre Träume Wirklichkeit geworden sind, gehört es, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu der schönsten Rache, die sie an der Thatsache nehmen kann, dass ihr von Gott die zweite Rolle angewiesen, dass sie verklärend wirke wo sie zu wirken hat. Gegeben sind alle objectiven Umrisse ihres Lebens: aber, seien es Felsen, seien es liebliche Thäler, welche Gegend erhält nicht ihren Zauber vom Lichte, das ihre Formen wie ihre Farben erhöht? und ein solches Licht zu sein ist es nicht der vergoldende und, wenn ich es so nennen darf, der in alle Ritzen des Lebens eindringende Beruf der Frau? Vermöge des leichteren beschwingten Stoffes ihres wandelbaren Geistes vermag sie es, sich in alle Lagen durch die Phantasie zu versetzen, ja bis zur Pein ihres Gemüthes Alles durchzukosten, was in Andern vorgeht, und, bis zur Gefahr keine eigene Meinung zu haben, jeder fremden Meinung gerecht zu werden! Was wäre sie also ohne das beharrende Princip im Manne! eine im Winde flatternde Ranke! ohne den Stamm um den sie sich winden kann! ein oft gebrauchtes und doch nie verbrauchtes Bild, denn es ist auf das Tiefste wahr und bis in die letzten Details verfolgbar. Lieblich flattert eine Ranke, im jungen Grün des Frühlings prangend, mit Blüthenknospen bedeckt, im leisen Hauch des Maiwindes und kein Auge, und auch sie selbst nicht, vermisst die Stütze für sie! lass aber die Gluth der Sommersonne die Blüthenblätter dem Mittagswinde preisgeben, lass

des Herbstes heftig rauhen Hauch die Ranke schütteln, wie unschön und excentrisch werden ihre Bewegungen und wenn gar der Winterwind sie jedes Schmuckes beraubt und die Steifheit ihrer Form sie zur Erde wirft und die Dornen zu Tage treten, wie heimathlos und einsam ist sie ohne den ergänzenden Anhalt am Stamme? — Schmuck sein, Licht sein ohne Ziel, ohne innige liebende Absicht wäre also ein Wirken wohl, aber nicht das Wirken für das wir gemeint sind. — Allen unseren Inhalt zur Hingabe und alle unsere Gaben zum Geben werden lassen, dies Neigen unseres Wesens zuerst an den Mann und dann an die Kinder das ist das eigentliche weibliche Wirken! Der Boden der Familie ist der von uns die Kraft bekommende und uns die Kraft gebende Boden! — Durch das einzige Wort Familie sind wir naturgemäss übergeleitet auf die deutsche Frau, in ihr allein stellt sich dar was damit gemeint ist. Die Ur- und Grundwurzel zum Wesen der deutschen Frau ist die germanische Anschauung von der Liebe. — Zwischen der entwürdigenden orientalischen Idee, dass die Frau des Mannes Sklavin ist und der ebenso beschämenden französischen dass sie des Mannes Herrin sei, hat in unserem Vaterlande von je die eine richtige bestanden, und ist, Gott sei es gedankt, noch nicht ausgestorben: dass die freie Hingabe des Weibes an den Mann die volle Demuth ihres Herzens vor ihm ihre wahre gottgemeinte Stellung sei, aber nur wurzeln könne in und nur entkeimen dem innigsten Aufblickenkönnen zu ihm als einem Stärkeren nicht nur, sondern auch Besseren als sie, um lieben zu können ist bewundern können die Grundbedingung für eine edle Frau; Halm sagt es an einer Stelle wie ich es meine, so lang ich überhaupt Etwas darüber meine:

„Die rechte Frau will in dem Mann den Herrn
„Vor dem sie zittern könnte wenn er grollte,
„Doch muss er auch, um das zu sein,
„Kein kleiner Mensch der letzten Tage sein:
„Nein Fels, an dem das Leben nichts vermag,
„Als ihn zu glätten. . . . . .

Aus solcher Liebe entsteht dann von selbst als ihr Lebensathem dasjenige Dienen, das keine Entwürdigung ist, sondern

die richtige Uebung gottgegebener Kräfte und das organische Ineinandergreifen ergänzender Eigenschaften. Gesunde Kräftigkeit und unerschöpfliche Kindlichkeit sind Charakterzüge der deutschen Frau und sie sind es, die sie ihren Kindern so nahe bringt; es ist nicht nur eine herablassende Theilnahme die sie ihnen bei ihren Spielen spendet, ihr eigen Herz geht dabei auf, und wenn sie hineinblickt in das unschuldig lachende Auge, reisst der harmlose Kinderhumor sie mit fort, weil er ein Echo findet in dem ihrigen. Jene jubelnde Wonne der Kinder beim Erwachen des Frühlings, jene unsägliche Freude an Feld und Wald, an Blumen und Früchten, theilt sie in vollem Maasse, und lagernd unter den Bäumen des Waldes, emporblickend zum blauen Himmel wie er zwischen den glänzend grünen Buchen zu ihr herabschaut, um sich ihre spielende Kleinen, ist das Maass ihres Glückes voll! — Und in den eigentlichen Schranken des Hauses ist gestaltende Harmonie das bezeichnende ihres Wesens. — Nicht ein hartes Loos ist für sie das Sorgen und Zusammenhalten, es ist das ihr natürliche Element. — Reich im modernen Sinne des Wortes versteht die ächte deutsche Frau nicht zu sein d. h. übermüthige Ueppigkeit ist für sie eine so absurde Geschmacklosigkeit, dass sie ihr einfach unmöglich ist; das Imstandehalten des Alten ist der solide Hintergrund ihres Thuns und das beharrliche und stetige Erstreben des nutzbaren Neuen, auf langsamem und gerade darum so dauerhaft erfreuendem Wege, der von vorne herein jede Blasirtheit ausschliesst, ist der harmlose Freudenquell ihres häuslichen Schaffens, der auf die kleinsten Dinge eine Art der Poesie giesst, wie sie kein Reicher kennt. Wie die Coralle ihr eigen Haus aus dem Innersten ihres Wesens baut, so ist es deutsche Art, sein Haus von Innen nach Aussen zu schaffen. Wie der Körper zum grossen Theil, wie der Ausdruck des Gesichtes und des Auges vor Allem die Seele verdolmetscht, so ist die Behausung das nach Aussen Stellen des Wesens, seine Vermittlung mit der Aussenwelt. — Der Geschmack und Alles, was damit zusammenhängt, ist eine noch viel mehr verrathende und offenbarende Sprache, als die der Worte, weil man sie weniger dafür hält und darum weniger sorgfältig über-

wacht, weil man den Geschmack für ein gleichgültig Zufälliges ansieht, während er doch das ausspricht was man für „schön“ hält und das bei der Frau ein Wichtiges ist. — Aber, wird man sagen, das bisher Gesagte passt nur auf die deutschen Frauen unserer Tage, wie mögen sie einst so anders gewesen sein? Auch darauf komme ich zu reden, denn das ist die Wurzel; wären die heutigen nicht organisch geworden, sie wären ohne Werth, stünden sie nicht auf dem Resultat ihrer eigenen Vergangenheit, sie wären ohne Halt. Es ist schon berührt, dass schon die Urgermanen ihre Frauen mehr ehrten als irgend ein Volk, und bekannt ist, wie sehr diese höhere Stellung des Weibes den erobernden Römern auffiel; so unvollkommen diese nach unseren jetzigen Begriffen gewesen sein mag, so wenig die Frauen selbst dabei bewusst und eingreifend auftreten mochten, so fest steht doch, dass die Idee bestand im Herzen des Deutschen Volkes, und dass das Christenthum diese Idee nährte und das Ritterthum sie steigerte und erhob; die Rolle die den mythischen Walküren sonst zugedacht, übernahmen zu jener Zeit die Edelfrauen im tiefsten Sinn, ganz anders tief als in Frankreich, wo bei den Tournieren der Sieg erstrebt wurde für die Dame, deren Farbe der Ritter trug; die Frauen waren im Sinne inniger Liebe die begeisternden Motive zum Sieg, und der Gedanke an eine glorreiche Heimkehr in die Heimath zu einem geliebten Weibe bebte beständig mit, wenn der Ritter focht für Ehre und Vaterland. — Die ächte und hohe Weiblichkeit des Mittelalters war aber fast auf die Edelfrau beschränkt, wie Genoveva z. B. es uns typisch darstellt, denn nur die Klöster und die Ritterburgen waren die Asyle der Cultur; beide waren abgeschlossene Stätten, in die kein entweihender Hauch von Aussen damals noch drang, und deren Lage gewöhnlich schon erhebend auf die Gemüther wirkte. Wie viel war die Edelfrau einsam mitten unter ihren Frauen, die die Sitte der Zeit noch nicht zu Vertrauten zu erheben gestattete. Ihre Seele, meist erfüllt von Sorgen um den entfernten Gatten, vertiefte sich von selbst in Alles, was sie erheben und läutern konnte; Gesang und Gebet und das gesunde Element der Arbeit, waren die Atmosphäre, in der sie lebte und worin

sie vor müssigem Träumen bewahrt blieb; und wann der Abend herankam, wann das Schnurren des Spinnrades verstummte und der Kinder Lärm schwieg, wann sie etwa an einem schönen Sommerabend emporstieg in ihr einsames Frauengemach, das aus seinem Thurm hinausblickte in die Gegend, den Weg entlang, den der Mann ihres Herzens fortgezogen war, mit seiner reisigen Schaar, und auf dem er wiederkommen musste, wenn es Gottes Wille war — was mochte da Alles auf und ab wogen in ihrer Seele? wie mochte ihr Auge haften im Nachblicken der glühend untergehenden Sonne, gleichsam Hoffnung saugend beim Gedanken an ihre morgende Wiederkehr, für die Wiederkehr, nach der ihre Sehnsucht stand? und wann es stiller wurde in Wald und Feld, wann der letzte Erntewagen über die Zugbrücke polternd gefahren, wann das schwere Thor knarrend zugefallen, wann der ferne Wald sich dunkel abhob gegen den Purpursaum am Horizonte und am erbleichenden Himmel Stern um Stern erblühte, o wie mochte da ihre Seele über Land und Meer fliegen und in der innigst concentrirten Begegnung mit der des fernen Mannes eine Sekunde seliger Gemeinschaft feiern, die sie weit hinweg hob über Schmerz und Empfinden der Trennung und ein Vorschmack war von dem Zustand, wo kein Raum und keine Zeit mehr besteht! — Warum aber sind uns so wenig Namen bewahrt von den Frauen des Mittelalters? weil es so wenig wirklich einzelne Persönlichkeiten gab. Eine noch selbst im Halbschlummer liegende Zeit erzeugte mehr Typen als Portraits, unwandelbar erscheint uns beim Gedanken an jene Frauen: goldenes Haar, sanft gesenkte Augenlider, blendend weisse Haut; und sie waren so rein, aber auch so gleichförmig wie das weisse Linnen mit dem sie so viel umgingen und so verschlossen vor neuen Eindrücken, wie die festen Truhen, die es bargen.

Gegen das Ende dieser mittelalterlichen Zeit, als im 14. und 15. Jahrhundert die adeligen Landbesitzer arm, die Städte aber durch den blühenden Welthandel reich geworden waren, zogen sich manche Adelsgeschlechter hinter die Mauern der Letzteren zurück. — Das Patrizierhaus entstand, eine halbe Burg mit seinen Zinnen und Thürmen, aber weiter, wohnlicher, mannichfach ausgeschmückt, und nicht durch Wall und Graben,

Mauer und Zugbrücke verschlossen. Hier waltete die Edelfrau mit ihrem stillen häuslichen Schönheitssinn und ihrem kräftigen und doch so milden Charakter vor den Augen der Stadtbewohner als ein angestauntes Muster weiblicher Tugenden, und von ihrem durchsichtigeren Hause gingen die Vorbilder höheren weiblichen Sinnes und Lebens in die bürgerlichen Kreise. Auch in diesen entfaltete sich allmählich der Sinn für eine Reinheit der äusseren Umgebung, der die innere Lauterkeit zugleich abspiegelte und anregte. — Auf diesem Boden fand die Reformation eine bereitete Heimath, und nicht in Deutschen Frauenseelen am Wenigsten sind die Wurzeln des Baumes zu suchen, der durch sie seine schattigen Aeste über Deutschland streckte.

Durch die Werke der Buchdruckerkunst kamen neue geistige Elemente auch in die Frauen, und es entstanden die fest ausgeprägten Gestalten der Bürgerinnen in den freien Reichsstädten, die zu den feinen und idealen Zügen wie sie in den Edelfrauen gelebt, noch eine Art von fester Zähigkeit hinzubrachten, die wie ein dauerhafter Kitt das Leben zusammenhielt, Kraft und gute Sitte wahrte und vor jeder Verweichlichung der Geister schützte. Solche waren die Vorbedingungen, ein solches das reiche Kapital, das auf die Frauen der neueren Zeit überging und der Boden wurde, auf dem sie standen; so vorbereitet fand sie aber nicht mehr der grosse Dichter, der so mächtig auf sie wirken sollte. — Denn von dem schweren Unheil, welches zerstörend über Deutschlands Fluren hereinbrach, und welches wir als den 30jährigen Krieg zu bezeichnen pflegen, mussten die Frauen in ihrem häuslichen Kreise nicht am Wenigsten betroffen werden. Der Hintergrund, die Leinwand auf der sie das stille Bildwerk ihres Lebens zu gestalten gewohnt waren, war so gewaltsam zerrissen, das Entsetzliche so alltäglich geworden, dass weder Raum noch Zeit für ihre ausgleichende, verknüpfende, still schaffende Thätigkeit mehr gegeben war. — Als das verödete Haus sich aus den Trümmern allmählich wieder aufbaute, war die organische Entwicklung unterbrochen, und von Aussen her suchte man durch Dressur in wälscher Sitte zu ersetzen, was an anmuthigem eigenwüchsigem Leben fehlte.

Die Landsitze wurden dem Adel, der sie nur noch im Sommer besuchte, in hohem Maasse fremd, in den Städten aber, wo er jetzt seinen Schwerpunkt hatte, waren die unteren Klassen so roh geworden, dass die feinere höfische Art, wie sie von Frankreich herübergekommen war, eine viel höhere Schranke zwischen der gebildeten Frau und dem Volke aufrichtete, als sie je zuvor bestanden hatte.

Die Folgen der Reformation hatten nicht auf Deutschland allein gewirkt, obgleich da allein vielleicht ihre Früchte völlig segensreich sein konnten; denn in den Fremdländern trafen die neuen Ideen zu unvermittelt auf Geister, die die Stille des Mittelalters, wie wir es in Deutschland geschildert, nicht gehörig vertieft und vorbereitet hatte, für die die Uebergänge zu schroff aus Dunkelheit in grelles Licht waren, das sie darum blendete und schwächte und über das Ziel hinaus in die Oede des freien Feldes dürrer Speculation trieb, und in dem Maasse als dies der Fall war musste Alles, was auch von poetischem Geiste sie berührte, schädlich auf sie wirken. In der deutschen Frau war durch die Geschichte ihrer Entwicklung, wie ich sie anzudeuten versucht, trotz der Unterbrechung durch französisches Beiwerk derjenige feste Grund geschaffen, auf dem sich, unbeschadet ihrer Innigkeit und Tiefe, die scharf ausgeprägte Persönlichkeit ausgestalten konnte, wie die Neuzeit mit ihrem reichen Lichte und ihrer grossen Erkenntniss dieselbe mit sich brachte, ohne dass sie in die vielen Extreme gerieth, welche dabei nahe lagen, — deutsches Gemüth verflacht nicht so schnell, dass es allen Gefahren gleich erläge, die zur Emancipation der Frauen führen, und es springt nicht mit gleichen Füssen in vorschnelle Schlüsse hinein; noch lebt in der deutschen Frau ein so starkes Vertrauen zum besonneneren, gleichmässigeren und tiefer eindringenden Geist des Mannes, dass sie ihm die letzten Gründe zu erforschen und die letzten Folgerungen zu ziehen ruhig überlässt; daher ist es eine doch unbestreitbare Thatsache, dass gerade in dem Lande, wo das Wissen und Erkennen die tiefsten Wurzeln geschlagen, unter den Frauen die wenigsten Auswüchse und Verzerrungen Platz gegriffen haben. — Auch heute trägt die Liebe der Frau zum Mann noch jenen,

vor leidenschaftliche Uebertreibungen schützenden Charakter der Demuth und jenen Grad der Tiefe, der ihr Herzensglück und ihr inniges Leben in ihren Kindern so sehr in den Vordergrund ihres Daseins stellt, so sehr die erste Bedingung ihrer ganzen Entwicklung ist, dass nicht leicht irgend ein wenn noch so hohes, Andere ihr seine Signatur aufdrücken kann. — In dem Falle, von dem ich rede, ist dieses Andere ein Künstler und damit eigentlich kein Anderes sondern, wie oben gesagt, sie selbst im Gewande des Idealen und darum für sie so hinreissend, so verführerisch, vielleicht so gefährlich; davon aber später. — Zu der Bewusstheit, die von Natur in der Frau liegt, hat Goethe noch die hinzugefügt, die der helle und vollkommene Spiegel bietet; entzückt haben wir uns wieder erkannt und sind in eine Art Trunkenheit gerathen, die ein erquickendes Labsal des Geistes, aber auch eine Umnachtung desselben werden konnte. — Aber wie in uns selbst auch das Gegengift liegt, sollen die folgenden Zeilen sagen; wie der deutsche Dichter auf die ächte deutsche Frau wirkt, sollen sie beweisen, nachdem sie zuvor noch das Misverstehen angedeutet, dem er bei Frauen fremder Nationalitäten ausgesetzt war.

Woher kommt es, dass cultivirte Frauen des Auslandes oft so bezaubert sind von den ihnen fast schüchtern und mit der ihnen eigenen Zaghaftigkeit vor dem Fremden gegenüber stehenden deutschen Frauen? Woher kommt es, dass sie denselben anhangen viel wärmer und treuer als die Deutschen ihnen? weil ein dunkles Gefühl ihnen sagt, dass sie hier mehr Halt finden als in sich selbst, und dass die schlichte Frau, die sich ihnen fast unterordnet, ihnen dennoch überlegen ist. — Die Engländerinnen sind so, wie eine grosse Nation, die freie Constitutionen aber einen Geist voll Conventionen hat, ihre Frauen haben will, sie sind im grossen Ganzen nach der Schablone gearbeitet, aber nach einer gut gezeichneten und angenehmen Schablone, nirgends werden sie störend eingreifen in die hergebrachten Ordnungen des brittischen Geistes, nirgends aber auch ihm voraneilen oder seine gegebenen Schranken überschreiten; durch harmlose Freiheiten in kleinlichen Dingen finden die Männer und findet die öffentliche Meinung sich mit

ihnen ab, um sie desto sicherer im Wichtigeren so zu erhalten, wie sie sie haben wollen, und zu Sklavinnen gewisser vorgefasster Meinungen zu stempeln. Umgeben vom ausführlichsten Ritterdienst der Männer halten sie sich für hoch gestellt von ihnen, während es selten ist, dass im eigentlichen Sinne des Wortes sie herzlich von den Männern geehrt werden, die sie ausschliessen von der eigentlichen Theilnahme an den Sorgen und Arbeiten des Lebens; und dies nimmt zu, je höher die gesellschaftliche Stufe ist auf der sie stehen; denn für pöbelhaft und excentrisch gilt es, ohne irgend welche Convention sich auf sich selbst zu besinnen und sich gegenüber zu stehen in unbefangener Harmlosigkeit, wie man ein fremdes Drittes beurtheilen würde. Zu zählen sind die wenigen englischen Frauen, die den genialen Ton der Natur in immediatester Weise anzuschlagen gewagt, und so fremd, aber doch verführerisch, klang ihre Sprache, dass man sie sogleich mit dem etwas vagen aber imposant tönenden Adjectiv „gefährlich" bezeichnete; die bedeutendste unter ihnen ist ohne Frage die Autorin der „Jane Eyre" und der Beweis, dass sie dafür erkannt worden, liegt doch unstreitig darin, dass man ihrem Leben nachgeforscht und zwei Bände erschienen sind: „*life of Charlotte Brontë*," die die fast rein innerliche Existenz dieses schöpferischen Wesens schildern; und wie mancher Stockengländer mag aufgeathmet haben, als ihm offenbar wurde, dass die „Gefährliche" meist aus sich geschöpft, da sie ganz einsam aufgewachsen, so dass der „Staat" nichts dafür konnte, dass sie so nahe an ihr eigen Herz und ihren eigenen Geist heran gekonnt, ohne Furcht vor Schranken, die sie nicht kannte. Eine solche Engländerin hätte dem Einfluss Goethes gefahrloser gegenüber gestanden als ihre Mitschwestern, denn ihre Natur hätte in einen organischen Zusammenhang mit demselben treten können; aber an dieser Ausnahme eben lässt sich ermessen, was ich damit meine, dass dem bei den Engländerinnen im Allgemeinen nicht so ist: ihre Romantik vermag sich an Goethe zu entzünden, aber es fehlt ihnen an der Einfachheit ihn in seiner Tiefe zu erfassen und sich so zu eigen zu machen, dass er in sie übergehe, und so wird er, äusserlich bleibend, ihrer Excentricität

zur ermuthigenden Nahrung dienen und somit die kränkliche Seite ihres Wesens statt dessen gesundes Mark entwickeln. — Wenn man sich die Art und Weise vergegenwärtigt, wie Goethe auf die Französin unserer Tage wirken muss, so schaudert einer deutschen Frau die ehrliche Haut und es wird ihr fast leid, dass in Paris jetzt so viel Deutsch gelernt wird; den Dichter zu verstehen, dazu gehört doch vor Allem dass man das Echo der Poesie in sich trage, und das muss den Französinnen doch, um der Wahrheit treu zu sein, einfach abgesprochen werden; für sie ist Poesie entweder die wilde Gluth ungebändigter Leidenschaft oder der zu belächelnde Ausdruck wortreicher phrasenhafter Romantik; die stille Gluth der tiefen Poesie, die wie ein Abendhimmel oder ein Morgenroth, auch das alltäglichste Detail in der Landschaft des Lebens, eintaucht in ein erhöhendes Licht, ist ihnen fremd; und da frage ich, wie allein können Goethe's Lieder, wie seine Frauengestalten auf Naturen wirken, die wie die der Französinnen auf das grell Positive gerichtet, Alles ins Praktische übersetzen, und bei vieler Assimilationsgabe und wenig innerer vergeistigender Anschauung, es sich äusserlich anpassen ohne eine Ahnung von dessen innerem Werth zu gewinnen, wie ein tolles Kind sich etwa am heissen Sommertag mit einem Pelz schmückt, den rother Sammt hebt und verschönert. Das erregbarste, liebenswürdigste aber auch zur geistigen Ueberstürzung und zu geistigen Orgien geneigteste Volk, sind ohne Zweifel die Russen, und vor Allem die Russinnen. Die Biegsamkeit, die graziöse Raschheit ihrer Auffassung, die voraneilende gewandte Schnelligkeit, mit der sie das Schöne erkennen, würdigen und verwerthen, bringt sie dem Verständniss Goethe's ohne Frage sehr nahe, und doch ist er gerade ihnen sehr verderblich geworden; die entnervende Begegnung mit dem slavischen Element berührt seine Gestalten auf eine Weise, die ihnen etwas von ihrer Reinheit nimmt, in dieser unwillkürlichen Uebersetzung wirken sie auf die russischen Frauen und bestärken sie in dem Hang zu orientalischem Gehenlassen, der die Gefahr ihres Wesens ist; und so thut auch Goethe an dem russischen Volk sein Theil des zweifelhaften Dienstes, den die europäische Cultur an dem halb asiatischen Stamme thut, der

so rasch auffasst, dass er sich zu früh zu eigen macht, was ihm, dem Ganzen seiner Bildung nach, nicht zukommt, und sich damit den Magen verdirbt, wie ein Kind, dem noch Milch gehört, das aber schon nach Gewürzen greift, deren schöne Farbe es verlockt.

Um aber Goethe's Einfluss auf die deutschen Frauen zu verstehen, der allein ein vollständiger genannt werden kann, das heisst ein solcher wie er selbst ihn gemeint, weil er nur eine Zurückspiegelung ihres Einflusses auf ihn gewesen, müssen wir seinem weiblichen Ideal, seinen Forderungen an die Weiblichkeit näher treten. — Wie alle wahrhaft ursprünglichen und schöpferischen Naturen trug auch er ein Bild in sich, das dem, das der Schöpfer selbst der Frau aufgedrückt, so nahe als möglich kam; eine bewusst gewordene und verklärte Eva lebte in seinem Dichtergeiste, und ihre verschiedenen Seiten sind es, die er an seinen Frauengestalten erlebt und geschildert hat, sie damit vor ihren eigenen Augen gleichsam nochmals schaffend; und ihr entzücktes Anschauen als Zeugin dieses Prozesses, ihre trunkene Begeisterung über diese höchste aller ihr gewordenen Huldigungen, ist es, woraus einerseits die mächtige Verfeinerung und anregendste Cultur ihres Geistes geworden, andererseits aber die Gefahren entstanden, mit denen ihre Schwachheit ringt. — Noch mehr als bei anderen Menschen von Geist gilt es bei wahren Dichtern, dass ihre Ideale nicht blasse Träume der Phantasie sind, sondern das Spiegelbild des ihnen in der Wirklichkeit Gegebenen, verklärte Bilder dessen, was im Leben ihr Herz erfreut und ihren Geist angeregt; und mehr als von allen unsern andern Dichtern gilt von Goethe, dass er immer und überall an das Leben selbst angeknüpft und die Wirklichkeit in seine Dichtungen verwoben hat. — Unter den wirklichen Frauen, die auf ihn gewirkt haben, steht geschichtlich und innerlich seine Mutter oben an. Wie Viel ist schon von der „Frau Rath“ gesagt worden, wie mag das rückstrahlende Licht von der Glorie ihres grossen Sohnes die Menschen geneigt gemacht haben, ihre Bedeutung zu übertreiben und ihr Wesen zu idealisiren; ich glaube aber kaum, dass dies geschehen, denn wenn man ihr, sei es that-

sächlich sei es im Geiste, näher trat, so machte eben dies ihr Wesen jede Art der Schmeichelei zur Unmöglichkeit; es giebt Naturen so klar über sich selbst, so wahr in sich selbst, dass man selbst der Beschämte ist, wenn man versucht, sie anders zu nehmen als sie sind, und bei deren Beschauung in unbefangener Objectivität einem ganz andere Tiefen aufgehen als die man ihnen andichten könnte. — Nicht seine Geburt im Herzen Deutschlands, nicht ein Patriotismus dessen Mangel man ihm so oft vorgeworfen, hat Goethe zu dem vor Allem deutschen Dichter gemacht, sondern seine Geburt von einer ächt deutschen Frau hat den festen Hintergrund, die solide Arbeit in seinem Wesen zuerst begründet, die Ordnung und Pünktlichkeit in seine Natur gehaucht, in Folge deren sich Nichts in ihm überstürzte, Eines aus dem Anderen hervorging und er von Hause aus ein Dichter war. So ausführlich möchte man sagen, so genau wirkte jede Ecke des Hauses auf ihn, dass er sich noch spät im Leben Rechenschaft geben konnte von den Eindrücken, die als Ausgangspunkte und Anknüpfungspunkte im Hause selbst auf ihn gewirkt hatten. Die tiefe Einfachheit und gesunde Energie, der gemüthvolle Humor, die in der Mutter Goethe's lebten, waren wie eine frische und kräftigende Morgenluft, in der das Kind aufwuchs, und noch tief in den glühenden Tag seines Dichterlebens reichte die Wirkung dieser ersten Stunden desselben; eine breite Basis kraftvollen bürgerlichen Sinnes gab sie ihm mit, und der Mittelstand, dem er besonders durch sie angehörte, war gewiss nicht ohne Einfluss auf die Mitte und das Maass, die er, unbeschadet des höchsten Schwunges seiner Begeisterung, einzuhalten vermochte. Es ist doch wohl fast sicher der pikanten Originalität und gesunden Jovialität seiner Mutter zum Theil zuzuschreiben, dass jedes falsche Pathos ihm fremd blieb, oder wo es ihn anwandelte, von der angeborenen Gesundheit in ihm ausgestossen und dabei noch selbst zu einem höheren Motiv der Gesundheit verwandelt wurde, wie „Werther's Leiden" es beweisen. Man denke sich nur, ob auch nur eine Zeile unächter Art, ihr vorgelesen, hätte bestehen dürfen! während alles ächte Gefühl und alle reale Schönheit in ihr ein Echo fanden, das

wohl dazu angethan war, die Reinheit des Geschmackes zu bewahren, wie ein edles Harz zarte Gegenstände vor Zersetzung behütet. — Und wie ächt weiblich blieb die tüchtige Frau, an der da und dort ein derber Zug unverkennbar ist, als ihr, schon als alter Frau und einsamer Wittwe, die gefährliche, so zu sagen „öffentliche“ Stellung wurde, die einer freien Bürgerin, der von begeisterten Mitbürgern zugejauchzt wurde, als ihr Sohn die Höhe seines Lebens und seines Ruhmes erklommen hatte! wie war er ihr nun der Mann, vor dem sogar die Mutter willig in den Hintergrund tritt bei allem grenzenlosen und stolzen Jubel ihres Herzens über ihn; — es ist eine fast allgemein gültige Thatsache, dass alle bedeutenden Männer bedeutende Mütter gehabt haben und dass Vieles in ihrer ganzen Anschauung der Frauen in dieser ersten, die sie gekannt, ihre Wurzel hat. So war es auch bei Goethe; Wahrheit und Natürlichkeit blieben seine ersten Anforderungen an jedes weibliche Wesen, und sowie es eine „Natur“ war, schien es ihm eine Berechtigung zu haben zur Bewunderung, sein Dichtergeist sorgte dafür, dass ihm die Schattenseiten dieser Natur verhüllt blieben und sie für ihn im ätherischen Lichte schwebend blieb, aber seufzend müssen wir hinzufügen: seine verfeinerte Selbstsucht sorgte auch dafür, dass sowie Zeit oder Umstände das zu grelle Licht der Realität über sie ausgegossen, er die, ihm für den Dichter nöthig scheinende Begeisterung sich dadurch rettete, dass er sie wieder zum Traum werden liess und im Hochgefühl eines Schmerzes, den er im grossen Ganzen seines Dichtermaterials mit verarbeitete, zurücksinken liess in den Hintergrund seines Lebens. Moralisirende Betrachtung hieran zu knüpfen ist unsere Absicht nicht; es bleibt ja eine offene Frage, ob eine eben so reiche Cultur seiner Phantasie möglich geblieben ohne diese dunklen geisterhaften Schatten, die auf ihrem Hintergrund sich bewegten, ohne die immer wieder errungene Freiheit, ob die Welt nicht um ein paar Meisterwerke ärmer geblieben ohne diese Epochen seines Herzenslebens; und da der gewöhnliche Maasstab und da der höchste Maasstab für Goethe gleich unanwendbar sind, weil er für den ersten zu hoch für den letzten zu tief stand, so kann ein Urtheil ja auf

sich beruhen, aufgedrängt aber wird jedem mit verletzten Frauenherzen solche Reflexion bei der idealsten Gestalt unter denen, die in seiner ersten Jugend mächtig auf ihn wirkten, bei der Friederikens. Wie lebt sie vor dem inneren Blick diese edle Gestalt! tief wahr und ächt wie eine Deutsche, lebhaft und beweglich wie eine Französin, sehen wir sie auf den fruchtbaren Fluren des Elsass „den leichten Strohhut am Arm auf einem erhöhten Fusspfad dahinschweben" in der jubelnden Elasticität der liebenden Jugend zu einem erhöhten Dasein getragen durch die Liebe des aufblühenden Dichters; für sie giebt es nur ihn, für sie nur in ihrem ganzen Leben Sinn für die eine Seite des Lebens, die sie ihm zueignet und in ihm aufgehen lässt; während er sich bewusst bleibt, dass im Prisma alles Schönen, was das Leben bietet, sie ein Strahl, eine Farbe ist, für den er auch Sinn hat, momentan vollen leidenschaftlichen Sinn, den er ausspricht, um in den ganzen Genuss zu treten! aber im tiefen reichen Vorrath seines Geistes bleibt es ihm bewusst, dass diese Liebe die Idylle in seinem Leben bleiben wird, er aber auch andere Gattungen der Dichtung wohl zu würdigen weiss und er dieser ländlichen Fülle von Reizen unmöglich gestatten kann unbedingt sein Dasein zu beherrschen, überhaupt sein Herz niemals seine Phantasie unterjochen darf, wenn er werden soll, was zu werden er sich fähig fühlt; dieses gefasste aristokratische herrscherische Wesen seines Geistes, auch der Leidenschaft gegenüber, hat etwas Imposantes aber auch etwas kühl Anmuthendes, und wenn, nach seinem eigenen Geständniss, auch die Busse über solche Schuld sich verkörpert und krystallisirt in so tief rührenden Gestalten wie die der Marie Beaumarchais in Clavigo und die Mariens in Götz, so muss man sich zwar sagen: es ist begreiflich, dass einem Geist wie dem Goethe's auf seinen verschiedenen Entwicklungsstufen auch wieder andere Frauengeister entsprachen, aber ungelöst bleibt die Frage nach seiner Berechtigung, wie ein machtvoller geistiger Räuber seine Lebensstrasse zu bezeichnen mit den Leichen der von ihm gemordeten Herzen.

In einem Brief an Frau von Stein, die hochgebildete,

und geistig genügende Freundin der folgenden Epoche, finden wir eine Schilderung jenes Wiedersehens mit Friederike, das er in trüber aber klarer Ahnung, als eine Art Vision in Wahrheit und Dichtung vorhersagt. — Jenes Wiedersehen ist uns immer besonders ergreifend erschienen und ein Punkt, bei dem wir uns des entschiedensten Ingrimmes gegen den grossen Dichter nicht enthalten konnten! wie eisig kalt berechnet er, dass er sich nicht wieder tief einlassen dürfe mit dem Mädchen, von dem er weiss, dass ihr Herz und Leben ihm angehören! wie krystallklar ist ihm die Thatsache, dass er, damit die Schweiz auf ihn wirke wie sie solle, wenn er das nöthige geistige Facit für seine Zukunft daraus ziehen soll, er im Vollbesitz seiner riesigen Geistes- und Phantasie-Kräfte bleiben müsse und daher nur einen geisterhaften flüchtigen Kuss auf die Stirn des Mädchens drücken dürfe, das ihm einst so Viel gewesen, denn Alles könne sie ihm niemals werden! Aber sie ist eben kein Geist, und seine Liebe kann es ihr niemals wieder werden, seitdem er ihr den festen Körper des Geständnisses gegeben, und wir wundern uns nicht, zu erfahren aus einer anderen Quelle, dass sie in einer Anstalt in Frankreich sich der Erziehung der Jugend gewidmet, aber fest erklärt, nie einem anderen Manne angehören zu können, nachdem Goethe sie geliebt! aber darüber wundern wir uns billig, dass der geistige Heros, dessen Kraft und Klarheit so über jeder Frage steht, diese eine nicht gefunden, seine Liebe unter den Bäumen zu Sesenheim zu verschweigen, statt sie auszusprechen, wenn er voraussah, dass eine Friederike ihm nicht auf allen Stufen seines Lebens genügen könne! oder wusste er es denn nicht, der grosse Geist, dass es ein seliges Gefühl ist um die Treue, dass es überhaupt keine Liebe giebt, die der fest gewollten Treue entbehren kann? Der Mangel dieses ächt deutschen Zuges erklärt auch den an Vaterlandsliebe in Goethe. Der Treue wird, was die Untreue zu entbehren vorgiebt, um ihre eigene Existenz zu entschuldigen, die fest gewollte Treue hat einen nie geahnten Lohn, sie erhebt die Liebe auf eine höhere Stufe, und aus dem Dank des geliebten Gegenstandes erblühen der Treue wunderbar liebliche Blumen, die ihn mit Thränen in den Augen anblicken,

als wollten sie sagen: „Nicht wahr, du wusstest nicht, dass wir kommen würden?“ Die unendliche Wandelbarkeit, das Auf und Ab, die beflügelte Vielseitigkeit, die weiche Bildsamkeit und Eindrucksfähigkeit, diese Grundbedingungen, aus denen jene zarte prismatische Natur des Dichtergeistes gewoben ist, machen es ja zu einem Ding der Unmöglichkeit, dass seine Eindrücke über Frauen nicht wechseln sollten, dass die mobile Einbildungskraft nicht da und dort von einem Bilde bezaubert worden; aber er kannte nicht jenes heilige „Dennoch!“ der Treue das, wo feste Bande durch Worte und Thaten geschmiedet, fest hält allen Eindrücken zum Trotz, deren Wandelbarkeit ihm ja wohl bewusst war.

Und warum kannte Goethe die Treue nicht? In zwei Worten sei es gesagt: er hielt sich für seines eigenen Glückes Schmied; der Schöpfergeist, der so Vieles vermochte, dem der innere Process der feinsten Ursachen und Wirkungen so offen lag, verschmäht es, sein Schicksal aus der Hand Gottes zu erwarten; ein Kind sein in demüthig erwartender Stellung, das war mehr als er zu leisten vermochte, weil es weniger war als er zu leisten sich fähig hielt; — „Verlassene“ brauchte er in seinen Dramen für den Effect von Licht und Schatten, zur Darstellung der Wahrheit des Lebens, und da er als Künstler nach dieser Wahrheit arbeitete, ist es, als ob er selbst die Vorbilder zu diesen Typen schaffen müsste! — Alle Frauen zu berühren, auf die Goethe wirkte, mit Namen sie zu nennen verbietet einerseits ihre Zahl, andererseits der Mangel an Bedeutung Mancher unter ihnen; noch vor Friederike wäre jenes Fräulein von Klettenberg zu nennen gewesen, von der er kurz im ersten Theil von Wahrheit und Dichtung redet, aber leider hat sie eben nicht auf ihn gewirkt und er auf sie auch in keiner Weise bestimmend, in sofern als sie von ihm sagte, nachdem sie Wege gesucht ihm das Christenthum lieb zu machen: er sei eben ein wunderbarer Mensch, in dem die Welt und das Leben sich anders spiegle als in einem Andern, und dem man Manches nachsehen müsse. So fand auch sie keine Mittel dieser übervollen Seele, diesem überreichen Geist das Gefühl des „Bedürfens“ klar zu machen, alle Beweise

glitten ab an der glanzvollen Fläche seines schimmernden Genies, und alle Auslegung seiner Sehnsucht in die nach einem höchsten Besitze beantwortete er mit einem genialen Witz, der ihr den Mund verschloss. Ihn einzelner Vergehungen zu zeihen war ebenso schwer, denn die angeborene Liebenswürdigkeit leistete bei ihm oft mehr als manches guten Christen mühsam errungene Liebe, und seiner reichen, warmen, energischen Natur verstand sich so von selbst, was von ärmeren mühsam und stückweise erreicht wird, dass sie zuletzt eben demüthig schwieg, es einem Höheren überlassend, diesen Riesengeist, den er auch geschaffen, und sei es in der Stille der letzten Stunde, zu überweisen von Sich Selbst in jener unbekannten Weise, die für Goethes subjective Seele passte! Goethe sagt nun, er habe „die Bekenntnisse einer schönen Seele" aus der Seele des Fräulein v. K. heraus geschrieben; sie sind uns immer ächt erschienen; sind sie es nicht, so tragen sie so sehr den Stempel innerer Erfahrung und innersten Lebens, dass sie einen fast unheimlichen Beweis führen von dem Grade, in dem die höchste dichterische Phantasie sich in jede Anschauung versetzen, sie sich momentan zu eigen machen und wiedergeben kann. — So muss also Frl. v. K., so muss die Art ihres Glaubens und Empfindens auch wieder nur seiner Theorie von den „Naturen" dienstbar werden, von denen die einen zu dieser, die anderen zu jener Art der Anschauung geschaffen, und bestimmt, nicht gestört und nicht verändert werden dürften in der Art und Weise, die sie dazu führe. Es ist als sei es dem grossen Dichter nur darum zu thun, ein Herbarium anzulegen, der geistigsten Art, er sammelte Menschen-Exemplare aller Gattungen, und seine Kunst weiss ihnen Farbe und Leben zu bewahren, seine hohe Duldung richtet sie nicht, beurtheilt sie kaum, betrachtet sie nur mit der Liebe des Auges, das Sinn hat für jede Art der Schönheit. — Fräulein von K. ist das anmuthigste Exemplar christlichen Glaubens, das er auftreiben konnte und ob er auch entfernt ist diesen Glauben zu theilen, reiht er sie mit billiger, ja freudiger Anerkennung ein in die Sammlung, aus der seine verschwenderische Hand schöpft, um seine Meisterwerke zu beleben, wie eine geordnete Hausfrau

sogleich zur Hand hat, was sie in ihrem Hausstand verwerthen kann; denn die klare Ordnung, von der Mutter geerbt, hat sich bei ihm, trotz der Vorurtheile in diesem Punkt, die auf Genies lasten, ins Geistigste übersetzt, wie sie sich auch im Aeusserlichsten erhalten. Ja dieses „Verwerthen" besonders der Frauen, wie wir es angedeutet, spricht er selbst aus in einem Brief an Frau von Stein: „Meine Giovanna (im Falken) wird viel von Lili haben, du erlaubst mir aber doch, dass ich einige Tropfen Deines Wesens drein giesse, nur soviel es braucht um zu tingiren!" — Damit sind die beiden Nachfolgerinnen Friederikens genannt, Lili die reiche, hübsche, junge, anmuthige, aber kindische und leichte Frankfurterin, mit der er sogar verlobt gewesen, die aber nicht das Zeug hatte ihn zu verstehen, und auf die er also nicht mehr gewirkt, als wenn er sonst ein junger Frankfurter gewesen, und Frau von Stein, die geistvolle, sinnige deutsche Frau, die dem „neuen Goethe," der nicht mehr Student, sondern herrschender Dichter, Weltmann und Staatsmann geworden, während beinahe vierzehn Jahren die zarten und schmelzenden Farben zu seinen Dichtungen, den Takt und die Gewohnheit der Welt, die Kenntniss des weimarischen Bodens und die Stimmung das Alles zu beherrschen, lieferte. — In keiner Weise grell accentuirt, ist ihr Wesen gerade bildsam und weiblich wie er es braucht, um durch jede seiner wechselnden, meist hinreissenden Stimmungen auf sie zu wirken und von ihr nur so viel Modification zu empfangen als er nothwendig bedarf. — Zimmermann, der Arzt der Frau v. Stein, hat Goethe, bei einem Zusammensein mit Lavater, Frau von Stein's Silhouette gezeigt, und der für Physiognomik schwärmende Dichter darunter geschrieben: „Es wäre ein herrliches Schauspiel zu sehen, wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt wie sie ist, aber durchs Medium der Liebe." Dies und die Thatsache, dass seine Erzählungen von ihr dem Dichter drei schlaflose Nächte gekostet, verfehlt der geistreiche Arzt, der sich sein prosaisches Dasein durch kleine Intriguen würzt, nicht an Frau von Stein zu berichten, und thut im Leichtsinn und schelmischer Laune, was er nicht lassen kann, was aber, wie so manches Wort, von Männern leicht hinge-

worfen, in der träumerischen Frauenseele forttönt und den Boden bereitet, den der Sieger bald betreten soll! Als nun Götz und Werther bald nach einander erscheinen, interessirt sich die ohnedies poetisch angeregte Frau lebhaft dafür und wünscht den Dichter kennen zu lernen, worauf Zimmermann ihr sagt: „Bei diesem arglosen Geständniss wissen Sie nicht, in welchem Grade der bezaubernde Mann Ihnen gefährlich werden kann.“ — Mit diesem unbesonnenen Worte, das in jener Zeit wohl zu den Pointen gehörte, womit man die Gespräche interessant machte, hat er gleichsam mit Kennerhand das Pulver gestreut, das in hellen Flammen zünden sollte, wenn der so Angekündigte nun endlich käme! Eine Frau mit frevelhafter Hand in diesen erwartungsvollen bräutlichen Zustand zu versetzen erlaubte sich jene Zeit ohne Skrupel, das Leben in der Welt ist ja noch, und war damals noch mehr, ein aufregendes Treiben, das zu einem ledernen herabsank, wenn nicht, von Zeit zu Zeit, ein „Neues“ hinzukam, dem Alltäglichen fremd und das gesegnete Gottgewollte Alltägliche in vollsten Miscredit setzend! — Frau von Stein war keine unglückliche Frau; am Hof aufgewachsen, feine Sitte und angenehme Haltung mit einer für alles Schöne empfänglichen Seele vereinigend, war sie, mit wie viel Neigung ist nicht bekannt, mit wie viel Verständniss ihres innersten Wesens weiss man nicht, mit dem herzoglichen Stallmeister von Stein vermählt und hatte vor Goethes Ankunft in Weimar schon sieben Kinder gehabt, auch den Schmerz gekannt, deren zwei zu verlieren; und dennoch — wurde die fünfunddreissigjährige Frau das Opfer des sechsundzwanzigjährigen Mannes! — Wer will entschuldigen? es handelt sich nur um das Erklären! — Ist nicht die Unnatur des Lebens, wie französische Sitte sie vielfach an unsere Höfe verpflanzt, eine Haupterklärung. Die Zurückgezogenheit und gemässigte Geselligkeit, wie sie einer Hausfrau und Mutter ohne Frage zustehen, ist bei solchem Leben ein Ding der Unmöglichkeit, um so unmöglicher, je kleiner und dadurch vielfach gemüthlicher, in diesem Fall genialer und anziehender der Hofkreis ist. — Der junge zauberisch liebenswürdige und ideal schöne Goethe tritt in diesen

Kreis; er ist ein Neuling darin, sein Herz ist wund von der gebrochenen Verlobung mit Lili, von der Erscheinung mancher trüben Geister aus etwas fernerer Zeit; er wird nicht überwältigt von dem Neuen, was ihn umgiebt, von der schwärmerischen Fürstengunst Carl August's, es liegt in seiner Natur sich Alles rasch und sieghaft zu assimiliren und den Boden, auf dem er steht, auch sofort zu beherrschen; er drückt in kurzer Frist den Dingen um sich seinen Stempel auf und, Alles rasch durchfühlend, mit Sinn für Alles, mit Wärme und Zartheit des Herzens, die zugleich in allen Herzen derer, die ihn umgeben, liest, gründet er ein volles, reiches, poetisches, vielfach beglückendes Leben um sich her. Majestätisch von Geist, kindlich von Gemüth, wahr durch und durch, frisch und urwüchsig in seinem Beginnen, wirkt er auf Alle, in denen noch Jugend des Geistes lebt, noch eine unbefangene Fähigkeit des Bewunderns und des Auffassens ohne Vorurtheil und ohne conventionelles „Aber!“ — Sich ängstlich verschliessen vor dem strahlenden Lichte, es verneinen, wo es so lieblich leuchtet, kann auch die Frau nicht, von der es sich handelt; sie giebt sich hin, sie schaut, sie versteht, es ist ein Echo in ihr für Alles, was von dem Dichter ausgeht; das Leben, von dem oben geredet, die Stellung ihres Mannes, die ihrige zum Hof, öffnet dem Freunde des Herzogs ihre Thüre zu jeder Stunde, er bedarf ihrer auch praktisch, und das zu vernachlässigen, was er braucht, ist seine Sache nicht. Ihre feine Kenntniss der Welt im Allgemeinen, der Weimar's im Besonderen, ist ihm nützlich, und so schnell er auch auf dem neuen Boden heimisch ist, so rasch sein Genie Jeder von Andern langsam erworbenen Kenntniss voraneilt und sie in sich zu Blut und Leben werden lässt, so giebt es doch manch ein thatsächliches Detail über das neu vermählte Fürstenpaar, dem Goethe begeistert anhängt, über Dies und Jenes, das er gern aus Frau von Stein's Mund hört. Eine nicht nur aristokratische, eine königliche Natur wie die seine, hat die äusseren Bedingungen der Bewegung auf dem glatten Boden schnell und spielend bemeistert, und er sucht nun nach dem weichen, warmen Hintergrund, der ihm nirgends fehlen darf; rasch und kühn wirft er den Anker, als verstünde es sich von selbst so

unbefangen, so natürlich, so kindlich anschmiegend, und auc
so wie ein verwöhntes Kind ungestüm bittend, in die Gewässe
die das Schiff tragen, welchem Frau von Stein sich anvertrau
Ihr gewohntes Fahrwasser hat sie nicht zu verlassen, All
um sie ist unverändert, nur der „Neue“ drängt sich ihr u
widerstehlich in jedem Moment auf, er ist da und ehe sie sic
besinnt, für sie vor Allen da; wohl geht ein Kampf herv
aus der Haltung seiner Briefe, besonders aus dem Wechs
zwischen „Sie“ und „Du“, wenn sie ihm wohl Letzteres ve
wiesen; aber wer sieht den endlichen Sieg nicht voraus, de
Sieg des Sieggewohnten, der kein Gesetz kennt als seine a
muthig tobende, hinreissend schmachtende Leidenschaft. Un
sie? welches Gesetz kennt sie? die Liebe zu ihrem Mann? i
sie denn noch grösser, als die zu dem unerhört Liebenswü
digen? seine Liebe zu ihr? Kann er denn lieben wie es di
ser Dichter kann? ihre Loyalität, ihre deutsche Ehrenhaftig
keit? ja wer hat gegen die ihr Etwas zugemuthet? so m
Rosen bedeckt, so mit Schönheit verhüllt ist der Abgrun
dem sie entgegengeht und die Luft erfüllen so süsse Tön
wie etwa:

„Hier durch Schnee und Frost eine Blume, wie durch da
Eis und Sturmwetter des Lebens meine Liebe!“

Goethe.

Dass, wie sie erwacht, wie sie an sich selbst die ergreifend
aber unheimlich leidenschaftliche Frage stellt:

Ob's Unrecht ist was ich empfinde
Und ob ich büssen muss die mir so liebe Sünde,
Will mein Gewissen mir nicht sagen.
Vernicht es Himmel Du, wenn mich's je könnt anklagen.

es schon zu spät ist, denn die eine feste Hand, die sie hätt
halten können, ist ihr unbekannt! die Heiligkeit Gottes is
ihr nie klar gewesen, die Versöhnung mit Ihm nie Bedürfnis
weil das vorsichtige Misstrauen in ihre eigne Kraft, unte
dessen Schutze sie sich nie so tief eingelassen hätte in da
Wesen der Welt, ihr unnütz schien, weil sie keine Einsich
gehabt in das Wesen der Sünde!

Hier also sei es aus tief bewegtem innersten Herzen ausgespro
chen: es giebt für schwache Menschenherzen unserer Tage kein

Garantie für die Heilighaltung der Ehe, als das Erfassen und Festhalten derselben im christlichen Sinne! Wohl schwebt den meisten Mädchenherzen ein Ideal derselben vor, wohl sehnt sich der Gottesfunke, der auch nach dem Falle in jedem Frauenherzen glimmend zurückblieb, nach einem solchen; aber nur Einer giebt, wie Er Alles neu macht, auch ein Neues in diesem schönsten Geschenk das der Schöpfer den Menschen gegeben! Derselbe Herr, der es nicht verschmäht, seine höchste Vereinigung mit der Kirche und mit der einzelnen gläubigen Seele zu vergleichen mit dieser innigsten Vereinigung, zwischen Mann und Weib, hat uns dadurch den höchsten Maasstab für die Ehe hinterlassen; wer ihn kennt freilich, wird schon in tieferem Ernste die reine Liebe suchen bei einer Wahl für Zeit und Ewigkeit! denn das „Eins" werden in der Liebe ist dann auch ein Einswerden für den Himmel; und wie die neue Schöpfung der einzelnen Seele, ihre Verklärung, die Aufgabe des Christenthums ist, so dass das „Individuum" im höchsten Sinne erst so zu Stande kommt, so ist dann die Ehe die Verklärung eines doppelten sich ergänzenden Individuums, das durch die doppelten Bande der höchsten Erdenliebe und des Beide verklärenden himmlischen Geistes auch vereinigt ist für Zeit und Ewigkeit.

Dies vorausgeschickt, wenden wir uns mit voller Theilnahme Frau von Stein zu; je wehrloser wir sie wissen, um so tiefer beklagen wir sie, um so völliger begreifen wir die Gefahr, in der sie schwebte und um so milder beurtheilen wir ihr Unterliegen; blosse Vorsicht hätte da auch nicht mehr retten können, wie gesagt, nur ein Besitz der nicht der ihre war! ein höheres Leben das sie nicht lebte! wie hätte sie so, wie sie war, das höchste, das sich ihr bot, von sich weisen können? Genuss ist was der Mensch erstrebt, und er hat ein Recht dazu, darum ist er Mensch geboren! da nun den Tröster auch in einem lückenhaften Leben den sie nicht hatte, die glückfähige Frau nicht geniessen konnte, und doch Stunde um Stunde vergehen musste auch in ihrem Leben, wer will es ihr verargen, dass sie sich dem Manne zuwandte, der jeder

Stunde das Siegel seines Geistes, den Duft seines glühenden poetischen Herzens aufzudrücken vermochte!?

Frau von Stein schliesst die Reihe der Frauen ab, die in thatsächlicher Wirklichkeit auf Goethe als Dichter gewirkt haben und wir haben nunmehr in seinen Werken das Spiegelbild solcher Wirkungen, ihre eigentliche Essenz zu suchen. Da frappirt uns Eines, das ihn vor allen andern Dichtern als den Mann der Natur, der Einfachheit und Wahrheit, der ursprünglichsten immediatesten Anschauung kennzeichnet und uns dem wahrhaft schöpferischen Process seines Geistes, beiwohnen lässt, der, ungeblendet von allem auch noch so reizenden Beiwerk, alle Eindrücke zu Typen werden lässt und auf die grossen künstlerischen Grundlinien unbewusster Natur zurückführt. Denn freilich ist es wahr, er hat alle Arten von Frauen mit Meisterhand geschildert, aber unverkennbar doch mit innigster Vorliebe die einfachsten als die Trägerinnen der eigentlichen Weiblichkeit; so voll Anmuth und ohne Tünche, so ihr Leben lebend, dass man ihren Herzschlag hört, wie Gretchen, ist doch keine seiner Gestalten! Ich habe von jener ersten Jugendliebe in einer kleinen Strasse Frankfurt's auf den ersten Bühnenbrettern, die der künftige Neuschöpfer deutscher Bühne betrat, geschwiegen, welche ihm die Farben und den Namen zu der Heldin seines Meisterwerkes geliefert, weil sie herrlicher nicht geschildert und wahrer nicht idealisirt werden kann als durch Gretchen in Faust! — Wer sich je vertieft hat in diese sinnige Gestalt der deutschesten Art, dem folgen jene blauen fragenden Augen durch's Leben und an jedem Spinnrad sieht er sie im Geiste sitzen und es ist dies Symbol deutschen Fleisses für ihn umhaucht von den unnennbar rührenden Tönen des Liedes:

„Meine Ruh' ist hin!"

Und die unendliche Tragik der Contraste zwischen der Reinheit und Ordnung jenes jungfräulichen Gemaches, wo Alles seine enge, zierliche Stelle hat und der wilden Verzweiflung und dem zerrauften Haar auf dem Strohlager im Kerker, sind ihm Repräsentanten aller Wahrheit und Tiefe in der Kunst! — Alles harmlose Glück, alle wonnige Freude, die ein unbe-

fangenes kindliches Gemüth genossen, sind verkörpert in der Schilderung des Schwesterchens:

„Es wuchs, es zappelte, ward gross!“

und alle Thränen, die je einem Menschenherzen entrungen, in jenen so namenlos einfachen Worten:

„Ich weine! weine! weine!“ —

Solche Einfachheit bedarf keiner Entschuldigung, sie kann es ruhig abwarten wie sie wirken wird, und der Erfolg hat bewiesen, dass es dem Genie aufbehalten ist, den Punkt zu treffen, wo die Extreme sich berühren und das Einfachste zum Erhabensten wird! in der ganzen Gestalt Gretchens ist das Ideal dem Alltäglichen so nahe gerückt, dass es Nichts mehr aber auch keines Geringeren als des höchsten Genies bedurfte um es zum Sublimsten zu verklären! Ihr am Nächsten steht Clärchen im Egmont und doch wie fein ist der nationale Unterschied gezeichnet; die sinnige zarte Deutsche konnte nur sterben! die thatkräftige Niederländerin macht die Liebe zur Heldin, sie ergreift die Fahne, wo Gretchen vor dem Kreuze zusammensinkt! die angeborene Frömmigkeit deutschen Wesens kann den Spruch ihres Gewissens nicht deuten, die Macht der Leidenschaft hat es eingelullt und den leisen männlichen Beigeschmack ihres Wesens geweckt. Im Glück der Liebe ist sie scherzhaft und neckend, wie ihr Liedchen:

„Ach hätt' ich ein Wämschen und Hosen und Hut!

und selbst das zauberische:

„Freudvoll und leidvoll!“

hat einen herorischen Anflug, während bei Gretchen alle Seligkeit und Wonne sich in einen Seufzer verwandelt wie bei allen tiefsten Naturen.

Clärchen stirbt den selbsterwählten sich selbst zugefügten Tod erst, als jede Hoffnung zu einer That ihr geschwunden ist und Freiheit und Leben für sie und den Geliebten zugleich dahin sinken!

Wenn ich gesagt, das „Einfache, Natürliche“ in den Frauen sei von Goethe mit besonderer Vorliebe behandelt, so hat er dies, als Typus nur, in den beiden genannten Gestalten in lebensvollster dramatischer Weise zeichnen können, aber das

kurz Vorübereilende, das rasch Entwickelte und schroff Endende ist Wesen und Charakter des Dramas, darum konnte das Feinste seiner Frauenkenntniss, das ausführlichst Nuancirte erst im Roman zu voller Geltung kommen, im Roman, wo nicht nur der Brennpunkt eines Lebens, sondern sein Gang uns vor Augen liegt. Eine Einfachheit nun, der Alles angeboren, die Alles besitzt ohne dass irgend Etwas „an sie hinzubringen" ist, die fein ist bis in die innerste Faser und doch unbewusst und unbildsam, weil sie durchaus genial ist, tritt uns in der unvergleichlichen Gestalt Ottiliens in den Wahlverwandschaften entgegen. Welch ein Duft fast geisterhafter Anmuth umwebt sie, wie ahnungsvoll ist jedes Wort, das von ihr gesagt ist, ehe man sie gesehen. Jene Briefe „des Gehülfen" so sehr sie eine verhüllte Leidenschaft enthüllen, was lassen sie für eine Zukunft unabänderlicher Verkennung und stündlichen Leidens ahnen für ein Wesen, das sich selbst so sehr im Lichte steht! — wenn er z. B. sagt: „Was nicht aus dem Vorhergehenden folgt, begreift sie nicht, sie steht unfähig ja stockig vor einer leicht fasslichen Sache, die für sie mit nichts zusammenhängt". Jene Stummheit vor innerer Bewegung, jene totale Unfähigkeit, sich selbst zu vertheidigen, jene Quintessenz der Weiblichkeit, der es immer, wo es gälte zu glänzen, an der Geistesgegenwart fehlt, die der Gehülfe so kurz schildert: „sie weiss Vieles und recht gut, nur wenn man sie frägt, scheint sie nichts zu wissen." Jene unendliche Tiefe der Empfindung, deren höchster Schmerz in jener so tief pathetischen Bewegung der Arme gipfelt, sie sind das Zarteste von Verständniss weiblicher Natur, was je aus der Feder eines Mannes geflossen, und es ist als laure nirgends im Hintergrunde von Goethe's Seele auch nur der Schatten eines Vorwurfes gegen jene Feinfühligkeit, die so oft von Männern an uns getadelt wird. — Das magnetische Fluidum, das von Ottilie ausgeht, scheint sich der Schilderung durch Worte entziehen zu müssen und doch sind es nur die Worte des Buches, die sie uns so klar vor die Seele malen, dass uns ist, als horchten wir auf das Schluchzen des Schulmädchens, wenn sie in der Stille der Nacht ihren müden Kopf in die Kissen steckt, und die bange, halb von Gewissensangst und

unklarem Schuldgefühl eingegebene Frage an sich selbst stellt, warum sie so anders als die Anderen sei? und doch ist davon keine Silbe erwähnt, wir sehen nur eine Träumende, schwer das Alltägliche Begreifende durch die Klassen wandern, die die meisten Oberflächlichen vornehm lächelnd für eine Unfähige halten und über die doch der Gehülfe solche Briefe schreibt! von der sogar die Vorsteherin, der ein gewisser Grad von Philisterthum zwar anklebt, die aber eben eine Frau von Geist ist, das ungeduldige, ihren gekränkten Lehrerstolz verrathende Wort spricht:

„Wie kann man so dumm aussehen und es so wenig sein?“ —

Mit Herzklopfen erwarten wir Ottiliens Erscheinen und jener erste Abend an dem auch wir sie persönlich kennen lernen, macht Epoche in unserem Leben! wir leben mit in der unheilschwangeren Atmosphäre, wir empfinden ihre Schwüle mit und sind mit Eduard erstaunt, als Charlotte am andern Morgen versichert, das Mädchen habe den ganzen Abend kein Wort gesprochen; und jener feine Zug, dass Eduard es nicht liebt, wenn ihm beim Vorlesen Jemand ins Buch sieht und dass Ottilie es thut und er es als „angenehm“ empfindet, ist eine der zartesten Offenbarungen des wunderbaren Buches, dessen eigentliche Erfindung man vielleicht als schwach bezeichnen kann, weil sie etwas Gezwungenes bekommt, durch das Beweisenwollen noch tastender Theorieen, sowie durch das Eingeschobene der Betrachtungen über Landschaftsgärtnerei, und das doch eines der einzigartigsten als Träger fast mangnetisch feiner Geistes- und Seelenstudien ist.

Tiefe und Poesie, diese beiden nie durch Worte wiederzugebenden Wesenpunkte eines Menschen, die man so sehnsüchtig vermisst, wo sie fehlen, wenn man Sinn für sie hat und so innig als wohlthuend empfindet, wo sie sich finden, sind gleichsam in Ottilie persönlich geworden; es ist, als ob man sich versenken könnte in den Blick dieses Auges, in das man doch nie geschaut, als ob einem wohl werde in dem Umgang jenes stillen schönen Mädchens, das Alles „empfindet“ was zu thun ist im Hause, was einem Jeden wohl thut u. s. w. Ich schweige von dem eigentlichen Gange des Romans; zur Schil-

derung ihrer Person scheint er durchaus nicht nothwendig, ja eher störend, sie ist so sehr ein ätherisches Ganze, dass die äusseren Ereignisse nebst Charlotten's und Lucien's Personen nur als Beiwerk erscheinen, an dem ihr träumerisch-mystisches Wesen sich erweiset; aber uns ist als ob es sich noch schöner an reineren Umrissen erweisen würde; denn bei der tiefen Feinheit der Aeusserungen ihres Tagebuches ist es unfasslich, dass diesem bewussten Wesen kein Skrupel auftaucht, und man ist kaum zu versöhnen durch das halb abergläubische, halb melodramatische Ende, das doch mehr dem Unglück mit dem Kinde als ihrer unreinen Neigung gilt. — Eben so ideal gehalten, als die Ottiliens und bekränzt von den schönsten und üppigsten Ranken entzückender Verse und der herrlichsten Sprache, die Goethe vielleicht in irgend einem seiner Werke gesprochen, ist die Prinzessin im Tasso. Ein unwillkürliches Zeugniss seines *inneren* Patriotismus hat er damit gegeben, dass es ihm nur bei der leichteren und oberflächlicheren seiner beiden Eleonoren, die der tieferen doch nur zur Folie dient, gelungen ist, eine *Italienerin* zu zeichnen; die Schwester des Herzogs ist durch und durch eine deutsche Frau und zwar der zartesten eine, ja so zart, dass es ist, als halte sie die Realität der Leidenschaft nicht nur *darum* fern von sich, weil ihre Enthüllung sie von Tasso scheiden muss, sondern darum auch, weil die Gluth derselben ihre schwache Kraft versengen müsste; ihrem sinnigen, maassvollen Wesen genügt die holde Gegenwart einer träumerischen Liebe, die sie einathmet mit dem Dufte der heimathlichen Orangenblüthen, die sie mit der Hoheit ihres Geistes ohne Schroffheit im Zaume hält und deren einzige That das höhere Aufflackern der Flamme des Genius in Tasso ist! Ihr träumt davon die reine Priesterin zu sein, die, immer halb verhüllt, dem Freunde wohl thut, ohne ihn zum Streben nach ihrem Besitze zu reizen; stille Entsagung ist der wehmüthige Stempel ihres Wesens, frühe Leiden haben ihr in sanften Uebergängen dazu geholfen, dies ihr Loos erträglich zu finden und die einzige selbstische Regung, die sie kennt, ist vielleicht die, dass Tasso, indem er mit frevelnder Hand sein eigen Herz zerfleischt, auch ihren stillen Himmel

auf immer getrübt. Uns ist, als ob die „Staubwolken“ die er um den Wagen wirbeln sieht, der sie hinwegbringt, auch den Rest ihres Lebens in grauen Nebel hüllten. Indem man im Tasso nach einem Worte sucht, das als Zusammenfassung des Bildes der edlen Frau gelten könnte, wird man gewahr, wie abgegriffen sie alle sind und ist versucht, sie „trivial“ zu nennen, nach derselben Täuschung nach der man die besten Lieder so nennt; „man habe sie zu viel gehört!“ meint man. — Eleonore von Este ist uns immer erschienen, wie eine edle Myrthe, im südlichen Schatten erwachsen und entwickelt, die Blätter breiter, saftiger duftender, als die derjenigen ihrer Schwestern, welche die Strahlen italischer Sonne trifft, der Wuchs von mehr Hoheit, die Farbe ernster; Knospen hat sie getrieben, die aber nie bis zur Blüthe gekommen, ein Strauch, so recht dazu geeignet, die lebendigen Zweige zu liefern zu dem Kranze, der die Stirn eines unglücklichen Dichters mit einer Art von Märtyrerkrone schmücken sollte!

Kann es einen völligeren und poetischeren Contrast geben zu der wehmüthigen Hoheit der Prinzessin, als die, einem nicht minder schweren Jugendleben gegenüber, klare und gefasste, gesunde nnd markige Gestalt der „Dorothea“. Wie ist sie aufgewachsen den ernstesten Realitäten des Lebens gegenüber und hat mit dem stetigen Gang, den auch so typisch der Hexameter des Epos bezeichnet, sie zur höchsten Poesie verwandelt, indem sie sie alle zu Thaten der Liebe umgestaltete, indem sie mit der erhabensten Einfachheit jedes Verhältniss, das ihr nahe trat, zu einer Anforderung an ihre Selbstlosigkeit und thatkräftige Hülfe umsetzte, und wie gerecht scheint uns die Fügung, die ihr, nachdem sie so lange in schwerer Zeit Stütze gewesen, nun da ihre Mission der Liebe an der kranken Auswandererin, ihr Ziel gefunden, auch am Eingang ihres dunkel werdenden Weges, die Stütze finden lässt, deren ihr im innersten Kern so weibliches Wesen innig bedarf. Wie schnell ist sie gewonnen, sowie sie in Hermann die volle Signatur des ächten Mannes mit der ihr eigenen Klarheit und Verstandesreife erkennt. Fern von dem Hangen und Bangen Clärchens ist ihre Liebe wie die aufgehende Sonne eines Sommertages, die mit

raschem Blick das Feld ihrer Thätigkeit lächelnd und Segen verheissend überblickt. Dorothea tritt zwanglos aus einer praktischen und liebevollen Thätigkeit in die andere mit einer gefassten Ruhe über, die prosaisch genannt werden könnte, wenn sie nicht die thatsächlichste Poesie wäre; es ist als ob ein Handschlag der ehrlichsten deutschen Sorte ein besseres Symbol ihres Bundes sein müsste als ein Kuss! sie fällt in Hermann's Arm und Hände wie die in Wind, Wetter und Sonnenschein gereifte Frucht eines im freien Felde stehenden urgesunden und herrlichen Baumes! — und hat nicht Goethe auch diese praktische Seite deutscher Frauennatur durch seine Dorothea gut geheissen und sie als ein dauerhaftes Lebensgut mit Begeisterung bezeichnet, wie er in seinen idealeren Gestalten den zarten träumerischen bis ins Feinste vergeistigten Duft gepriesen, der auch eine Gabe deutscher Weiblichkeit ist.

Nicht ohne eine Art von innerem Widerstreben wende ich mich zu den Frauen im Wilhelm Meister; wenn nicht unsterbliche Lieder um ihr Haupt klängen, wäre Mignon je unsterblich geworden? so meisterlich, so selten da gewesen, so unheimlich auch die ganze Erfindung dieses im Kinde vorgebildeten und als Kind dahinsterbenden, doch schon zum leidenschaftlichen Weibe gewordenen Kindes ist! wehmüthig berührt uns das schon schmachtende Auge dem das übrige, noch kindlich spielende Wesen fremd zu sein scheint, aber sie übt die Tragik, die gerade in ihrer krankhaften Frühreife liegt, auch auf uns damit aus, dass wir sie mehr beklagen als lieben, und ich möchte sagen, darin erneuere sich immer wieder die Probe, wie genial die Schilderung ihres Wesens gelungen ist. Namenlose ungestillte, unstillbare Sehnsucht ist sein Stempel, es kann kein Mensch der südlichen Pflanze helfen, die, schon in Knospen stehend, von grausamer Hand ausgerissen worden, und vor allem ist deutscher Boden zu schwer und zu spröde, ihr je seine Tiefen zu öffnen, dass sie gesunde Wurzeln in ihn schlagen könne; müde und welk senkt sie das geknickte Haupt auf das gebrochene Herz und nur ein Seufzer der Erleichterung folgt ihr „Dahin! Dahin!“ wo auch sie werden wird was sie hienieden blass und geisterhaft „geschienen“. — Ist es erlaubt,

Mignon als das nach Aussen stellen und damit überwunden haben einer Krankheit zu bezeichnen, die Jahre lang in dem Dichter ihr Wesen getrieben? ich meine die zitternde Sehnsucht nach Italien, das er für die Heimath seines Geistes gehalten. Auch darin theilte diese ächt deutsche und ächt königliche Natur das Schicksal der deutschen Kaiser, dass Italien und Deutschland sich um den Besitz seines Herzens stritten, aber wie sie musste er zuletzt nach heissem schmerzlichem Ringen erkennen, dass seine gesunde Heimath und sein Schwerpunkt auf deutscher Erde liege! die Mignon in ihm musste unter Thränen in deutsche Erde gesenkt werden und aus ihrem Grabe musste die Verklärung aller Schönheit ihres Vaterlandes strahlend emporsteigen!

Aurelie ist eine Gestalt, die gleichsam die Nachtseite der Frauenwelt darzustellen scheint, es ist, als ob wir Zeuge seien des Verbrennungsprozesses, in dem sich diese aus Gluth und Leidenschaft gewobene Seele befindet, wir zweifeln nicht an ihrer Naturwahrheit, aber wir beklagen es, dass auch solche sprühende Augen und hohle Wangen die Folge sein können dessen was sich Liebe zu nennen wagt!

„Hinaus in Eure Schatten rege Wipfel
„Des alten heil'gen dicht belaubten Hains!"

Kühlung nach diesen Eindrücken bringen uns diese Worte! die Gestalt Iphigeniens breitet gleichsam beruhigend priesterliche Hände über jedes Nahen einer unedlen Leidenschaft. Dass Goethe zu den Griechen zurückgegriffen, um einen Beleg zu finden für die erhabene Tugend, mag uns befremden, ist aber bei ihm doch sehr erklärbar und eigentlich ein unwillkürliches Zeugen dafür, dass nur eine feste Verknüpfung mit bestimmten Zügen einer realen Religion sie geben könne! Die Pracht und Majestät des Metrums, in welcher Iphigenie spricht, schildert schon allein die himmlische Höhe ihres feierlichen Wesens, auch hier eine Einfachheit, welche die Dimensionen unserer Alltäglichkeit weit zu überragen scheint und doch, ins Christliche übersetzt auch in beschränkteren Formen nicht unmöglich wäre; wo wir es dann gewahr würden, dass nur das mythologische Fatum und der griechische Faltenwurf uns in dieser erhabenen Jungfrau die Deutsche verhüllt!

Fast schüchtern nahe ich heran zu Werthers Lotte. Diese reine unschuldige deutsche Frau, die wirklich gelebt hat, die berühmt geworden ohne ihren Willen, gehört eigentlich weder zu den Frauen, die auf Goethe gewirkt haben, denn er hat in dem Roman sich und den jungen Jerusalem vermischt, noch zu den Heldinnen, die er geschaffen, denn sie ist eine Realität und doch ist es unmöglich über sie zu schweigen, denn die poetische einfache Frau, an der nichts eigentlich hervortritt als ein leicht erregbarer Sinn für das Erhabene, gepaart, wie das so deutsche Art ist, mit angenehmer schlichter Häuslichkeit, hat es sich doch müssen gefallen lassen unsterblich zu werden, weil der Flügel des Genius auf seinem jugendlichen Fluge durch die Welt auch sie berührt hat! und jener schwüle Gewitterabend und ihr Ausruf: „Klopstock!“ wird ewig eine schöne Ergänzung sein zu dem neuerdings von einem grossen Maler ins lieblichste Licht gestellten Bilde, wo sie, trotz ihrem Ballputz so mütterlich und sorglich die gute älteste Schwester ist und ohne Hast zum erwarteten Vergnügen zu eilen, den mehligen Brodleib ans Mieder drückt und jedem begierig hoffenden Rothbäckchen sein Theil abschneidet.

Soll ich sie noch einzeln durchgehen, die ächte kernige Hausfrau im Götz, neben ihr die schmachtende betrogene Marie und die falsche coquette Adelheid? es sei genug des Reichthums den wirkliche Frauengestalten dem Dichter geboten und der Gebilde seines dichtenden Geistes, denen er das lebensvollste Leben einhauchte! — Aber fernab steht ein „Kind“ das uns traurig anblickt, darüber, dass es vergessen sein sollte? sie ahnt wohl kaum, dass sie nicht viel auf den Gegenstand ihres Cultus gewirkt; ihre Absicht war es ja auch nicht, das Wort ist an sich schon viel zu steif, um irgend eine Regung dieser phantasiereichen Seele zu schildern; sie goss ihr reiches Füllhorn über ihn aus und wurde, in sich glühend und gedankenvoll, der Thatsache kaum gewahr, welch spielende Ruhe und heitere Kühle in seinen Antworten liegt, sie muss das „zu Viel“ in sich ausströmen lassen. Mit Sinn und Instinkt für das Grosse und Dichterische begabt, ist ihr in ihrem grossen Mitbürger ein Ideal nicht nur, auch ein verstehendes Echo

erschlossen, das nicht so herbe Demjenigen in ihr begegnet, was so Viele nicht begreifen; er richtet sie nicht und will sie nicht ändern, er lässt sie gewähren und streichelt liebevoll sinnend ihre Wange; als wiederholte er halb träumend jenes erste Wort an sie in Frankfurt, als er sie auf dem weinumrankten Balkon seiner Mutter zum ersten Mal sah; und ein junges Rebenblatt berührend, sagte:

„Das Blatt und deine Wange sind beide wollig!"

Ein Phänomen hat man Bettina oft genannt, sie ist esund doch ist sie kein Wunder; wer staunt denn, wenn ein mit Geist gefülltes Gefäss mit Geräusch, Gewalt und excentrischen Sprüngen zerplatzt, nachdem es lange fest verkorkt am dunklen Ort gestanden! — Träumerisch, phantasiereich, geistvoll angelegt, wie sollte eine Klostererziehung, die dem gesunden Denken so wenig Stoff bot und dem Hindämmern so viel, nicht den Zündstoff in ihr häufen, dass er, bei der ersten Berührung mit höherem Geistesleben mit blendendem Glanz und erratischem Feuer explodirte, dass sie. als ihr die erste wahrhaft grossartige Realität entgegentrat, in vielleicht wildes Schwärmen ausbrach, aber in ein Schwärmen, das doch gesunden Sinn verräth für ächte Poesie, für wahre Tiefe des Fühlens und eine unendliche Verachtung für allen blossen Schein! Diese Verachtung freilich hat ihr das ergrimmte Achselzucken aller philisterhaften alten Tanten des Jahrhunderts zugezogen und wer will läugnen, dass sie sie zu weit getrieben und nicht „heim" gefunden aus dieser Durchgangsperiode so mancher Jugend-Entwicklung zu einer gesunden Harmonie und verklärenden Ruhe; mir schien das Wort des Räthsels in Bettina's Wesen immer, dass sie eine Blüthe ohne Frucht gewesen, eine jener Blüthen, die nicht zeitig abzufallen im Stande sind und auf dem Stiel welkend keinen normalen und „nutzbringenden" (wie würde sie uns das prosaische Wort in's Gesicht schleudern!) Abschluss finden, sondern nur an Form und Farbe unschön abnehmen! aber warum dieses Abnehmen statt des Zunehmens? — Fast muss ich mir Gewalt anthun, ihr wie ein Feind auf die Fehler zu lauern, während ich mir doch bewusst bleibe, wie der frische genial sprudelnde Quell ihrer tiefen Naturwahr-

heit mich so oft in ihren Briefen bezaubert, dass er alles Raisonnement wegzuschwemmen drohte, und wie ein persönliches Wirken auf sie wohl ein ähnliches Schicksal erfahren hätte in dem Strom ihrer Rede und ihres unwiderstehlichen entzückenden Humors, so dass man ihr wohl auch als einer Einzigartigen, die man gewähren lassen muss, über die Stirn gestrichen hätte! Das Eigenthümliche an ihr ist eine Tiefe der Leidenschaft, die aber so geistig, so ideal ist, dass sie nie an die Sinne zu streifen scheint! ein Zauber des Ausdrucks, der so dicht und nahe das Wort der Empfindung anzupassen weiss, dass man die Stellung nicht findet, die einzunehmen ist, gegenüber diesem üppigen, glorreich farbigen Gewächs ungebändigter, nicht herab zu stimmender Natur! wer keinen Sinn für sie hat, ist rasch mit ihr fertig und es ist kein Verdienst sie spöttisch zu verachten! — Wer aber Sinn für sie hat, hat genug zu thun mit dem Kampfe gegen die Ueberschätzung dieses Cometen, der Kern ist fest! der lange Lichtstreif aber nebelhaft! — solch ein Gestirn muss erklärt, nicht verworfen werden. Wo die Grenzen ihres Wesens an Eitelkeit, geistigen Hochmuth, stolzes Verachten alles „Gegebenen“ in Religion und Sitte stiessen, wo ihr wildes geistiges Gebahren in geistige Genusssucht ausartete und die feine Grenze der Weiblichkeit überschritt, ist schwer zu bestimmen, aber die Thatsache unmöglich zu verkennen! — Man möchte ihr ein Fortdauern jener befriedigten Ruhe gönnen, die sie so bewegend schildert in jenem einfachen tief empfundenen Brief an Goethe, wo sie ihren Besuch bei ihm in Weimar so hinreissend noch einmal durchkostet und durchlebt:

> „Ich hatte so lange nicht geschlafen, wie ein müdes Kind legte ich meinen Kopf auf deine Schulter und die Zeit verging im Stillen!“

Goethe's Einfluss auf die Frauen musste ein veredelnder und erhebender werden, indem er sie sich selbst gegenständlich machte in einer Vollendung und inneren Wahrheit, wie es bisher nicht geschehen. Ich habe es am Anfang dieser Blätter gesagt, sie mussten ihm zujauchzen, denn er hat ihren Herz-

punkt errathen; die wenigen und erhabenen Züge, die er als genügend in jeder einzelnen Gestalt zeichnete, um sie zu einer ganzen und schönen zu machen, mussten einen Genesung von allem unnützen Beiwerk bringenden frischen Lufthauch unter die Frauen wehen, der ihre nach Beifall tastende Schwäche entband von dem affectirten Streben nach Anmuth; die Natur wurde durch ihn wieder in ihr Recht eingesetzt, und als der beste Geschmack proklamirt; die Frauen, die in der Zopfzeit so geziert geworden, durften es wieder wagen sie selbst zu sein; die schönste Lebensform war wieder die der Wahrheit geworden, aus der die Harmonie von selbst entstand, wie aus einem gesunden Keim eine frische Pflanze wächst. Ich sage, sie fühlten sich wieder frei, zu sein wie sie waren; in dieser Freiheit liegt schon immer ein Grad von Schönheit und in ihr wiederum ein Gegengift wider die Versuchung, ja die Unmöglichkeit etwa seine Gestalten copiren zu wollen; und dadurch die erste Bedingung dessen, was er als schön festgestellt, nicht einzuhalten.

Die Gabe jedoch, die wir dem Dichter verdanken, ist eine Gabe nicht ohne Gefahr! und um so gefährlicher je stärker, origineller, freiheitsdurstiger, lebhafter und phantasiereicher unsere Natur ist! es giebt eine Trunkenheit auch darin, die uns nicht gestattet ist! denn so hoch Goethe zu stellen ist, es darf ein Künstler, der es eben vor Allem mit der Natur und der Schönheit zu thun hat, nicht unsere letzte Autorität sein. Sein Auge blickte eben auch mit einer ungebändigten Natur auf das Menschenherz, ihm hatte es als solches in seinem jetzigen Zustande, insofern es ihm ein schönes erschien, auch ein Recht des Bestehens, wie es war, ich möchte sagen: Goethe hatte darin den unbefangenen Blick eines reich begabten Heiden, ihn störte Alles als steif, was die volle und reine Entwicklung der Leidenschaft hinderte, sie nicht in sich vollendet sein liess, oder Alles, was ihm als nutzlose Selbstverläugnung erschien; und was Wunder? kannte er denn einen wirklichen Ersatz für das was verläugnet wird? so reich und ausführlich geschmückt war für ihn das Leben auf Erden, dass er sich ihm ganz und voll hingab, keine Lücken empfindend

und keinem Andern gestattend, ein seiner Ansicht nach lückenhaftes Dasein zu führen. Aber seine Ansichten wirkten so anziehend, so verführerisch, nicht nur weil sie im natürlichen Stolz unserer Herzen und in dem behaglichen Gehenlassen mächtige Bundesgenossen fanden, sondern auch, verschweigen wir es nicht, weil sie, ein in hoher Vollendung und in's Praktische ausgebildetes, harmonisches Ganze bildeten. Das Zusammentreffen von Theorie und Praxis vollzieht sich rascher auf dem Boden der Natur und ihrer auch feinsten Ausbildung, als auf dem der Gnade; schnellere Resultate blenden auf einem Wege, auf dem es zwangloser hergeht; wie tief sie eindringen, springt nicht in die Augen und nicht in jedem Menschenleben kömmt der Moment, wo die Eigenliebe aus ihrem letzten Schlupfwinkel vertrieben, den nicht mehr zu verbergenden Bankerot verräth, und die schreckliche Thatsache kund wird, dass, ausser einem wahren Christen, jeder Mensch seinen Preis hat.

Die Ueberschätzung des ästhetisch Schönen lässt die innerste sittliche Persönlichkeit zu sehr als gleichgültig erscheinen, sie macht unser Auge blöde und unser Urtheil ungerecht, uns wird der Sinn dafür geraubt, an eine Disharmonie glauben zu können, zwischen einer unschönen äusseren Erscheinung und einem edlen inneren Kern, wir vergessen, dass es Seelen giebt, die sich, sei es einer solchen äusseren Erscheinung, sei es einer Schwierigkeit ihr Bestes nach Aussen zu stellen, bewusst, schüchtern werden und linkisch; wir verlieren durch solches Vergessen das liebevoll Erschliessende und Zutrauen erweckende und die abweisende ästhetische Majestät, die dadurch über uns kömmt, bekräftigt unseren Irrthum, indem die „unschönen" Menschen sich scheu vor uns verkriechen. — Und in dem Maasse, wie wir als Frauen das bloss Schöne überschätzen, werden wir uns selbst und für die Männer wieder nur ein Schmuck, eine schöne Individualität, diese höchste Verfeinerung ästhetischer Bildung, führt, wie jedes Extreme, in ihr Gegentheil zurück, und setzt uns wieder herab in einen Zustand bei dem wir „Verschönerinnen des Lebens des Mannes" also mehr sein Schmuck und Zierrath als seine gottgewollte „Gehülfin" sind; wir büssen die wahre Freiheit der Persönlichkeit, wie sie uns auf christlichem Boden

zukömmt, ein, und verschmähen es Selbstzweck zu sein! wir sinken zurück in eine orientalische Stellung, die uns kein anderes Glück zugänglich macht als das in der Liebe, die doch nicht jeder Frau beschieden und auf solchem Boden die höchste nicht sein kann.

Aber auch die religiöse Seite wird uns durch die Ueberschätzung der ästhetischen verdächtigt, wir lassen uns von ihr abschrecken durch die Auswüchse, die uns so oft auf dieser Seite begegnen; ja wie manche Seele mag es bequem finden, zu behaupten für sie passe Solches nicht, es habe sein Recht in dem grossen Gemälde der Welt, wie auch ein Goethe es ihm zukommen lasse durch die Aufnahme der Bekenntnisse einer schönen Seele, aber es sei eben eine Schattirung im Regenbogen des Lebens, in dem jede Farbe und jeder Uebergang gleich berechtigt sei und es entsteht ein kühler Indifferentismus oder ein noch kälteres Abfinden dem gegenüber, das doch wahrlich ein Recht hat, sich als Mittelpunkt des Lebens geltend zu machen, da alles Leben, ewigen Bestandes von ihm ausgeht.

Sowie aber namentlich ein Frauenherz dieser farblosen Duldung und Billigkeit huldigt, ist auch sie in Gefahr nur ein einzelner Strich im Gemälde des Ganzen, nur eine einzelne Welle im Ocean des Lebens zu sein, von ihm auch wieder verschlungen ohne nur eine Furche hinter sich zurückzulassen; sie verliert die Fähigkeit die Hüterin zu sein für das ewige Feuer im Hause, es ist für sie die Gefahr vorhanden, einem anderen Factor die Gewalt über ihr Inneres einzuräumen, die nur der festen Gemeinschaft mit dem lebendigen Gott zukömmt. Sie verliert die Gabe zum Glauben und zum Gottvertrauen zu erziehen, denn sie kann nur mittheilen, was sie selbst besitzt, ja es wird dabei nicht bleiben: der schwanke Boden der Aesthetik, mit dem das Leben so oft in Widerspruch steht, rächt sich an ihr und versagt ihr den festen Grund, den sie auf ihm gesucht, diese Contraste verwirren ihre Seele, so dass sie in Skepsis geräth, wo Alles ihr als ein loses Gewebe von Zufälligkeiten und sich widersprechenden Reflexionen erscheint, die ihr Ruhe und Gleichgewicht und damit die Harmonie, diese Grundbedingung

aller Schönheit rauben und somit ist sie sogar eben um sie, dies einzige Ziel nach dem sie strebte, betrogen!

Ihr Ausgangspunkt war ein falscher, sie hat als Erstes und Einziges erringen wollen, was nur letzte und höchste Folge eines noch höheren sein kann, und als sie gesehen, dass sie es nicht festhalten könne, ist sie in eine Art Verzagen gerathen, bei dem Alles zugleich ihrer Hand entsinkt; rathlos umhergetrieben wird sie verkommen, wenn nicht ihr gesunder Sinn die Hand von Oben ergreift, die allzeit bereit ist, auch ihr Regler und Compass zu sein; denn wo das Vergängliche den Vortritt vor dem Ewigen genommen, entsteht eine Krankheit, der zu vergleichen, welche die Rosenbäume ergreift, an denen Höhe, Kraft und Wachsthum gehemmt wird und geopfert der Möglichkeit grosse und glänzende Blumen zu treiben! ihr Blätterschmuck leidet und Früchte setzen sie nicht an! — Und was ist Verkommen bei einer Frau? es ist der Verlust ihrer Eigenart, die Einbusse dessen, was sie zum Weibe macht; nur eine Individualität ist ihr von Gottes Gnaden geschenkt, verschmäht sie sie, so wird ihr keine andere! sie fühlt sich entblösst und greift mit frevelhafter räuberischer Hand nach der des Mannes, eine Maske die ihr nur immer mehr den Stempel der Verzerrung aufdrückt! — In dieser unschönen Gestalt giebt es natürlich verschiedene Grade; ihren höchsten Grad, hat die Alles verkehrende Neuzeit geradezu als das Höchste von den Frauen zu Erstrebende empfohlen, nämlich die sogenannte Emancipation! und diese ist uns immer als eine Art Rachelust solcher Frauen oder Mädchen erschienen, denen die schöne Lebensform als einziger ihrer würdige Zweck vorkam! Hat ein Mädchen gesehen, dass sie vergebens anmuthig, sinnig und poetisch angeregt sei, dass ihr doch nicht von den Männern, denen doch im letzten Grunde ihr Streben galt, in dem Grade entgegengekommen wurde, als es vielleicht der beste und gesunde Kern ihres Wesens ersehnte, dem sie aber so lange einen schiefen Ausdruck gegeben, dass niemand mehr an ihn glaubt, so bemächtigt sich ihrer eine Art von verzweifelnder scheinbarer „Hinwegsetzung“ über ihre Demüthigung, die sie in die unschönsten Extreme treibt. Und wo eine Frau im ehelichen

Leben zu wittern meint, ihr Mann folge ihr nicht Schritt für Schritt in der feinsten Cultur dessen, was ihr als das „Schöne“ gilt, wie leicht setzt sich in ihr eine Bitterkeit an, die eine Folge der oberflächlichsten und einseitigsten Beurtheilung sein kann und sie auch wieder in eine vornehme Fremde zuerst und damit in die gefährlichste Entfremdung von ihm treiben kann! und wo auf diesem Punkt der Wille wankend wird, ist Alles verloren und es wäre ungerecht, dem grossen Dichter die volle Schuld des Unheils zuzumessen, das er in mancher schwachen Seele vielleicht veranlasst, die nicht wie er Reichthum und Kraft hat, Krankheiten der Seele zu überwinden und künstlerisch zu verwerthen, sondern ihnen nur erliegen kann!

Es sei den deutschen Frauen nicht nachgesagt, dass sie aus dem Schönsten, was die Poesie ihnen geboten, gefährliches Gift eingesogen, es werde ihnen mehr und mehr das Eine, was über die Gefahren sie erhebend, sie das Schöne in Unschuld und reinem Sinn geniessen lehre und dadurch im vollsten Sinne darüber stehend es erst ganz würdigen helfe! wie die Sonne sich den lieblichsten, leuchtendsten Schleier erst aus den Nebeln weben kann, die sie siegreich unter sich gedrückt! — Im Geistigen besitzen wir erst recht, was wir beherrschen; was uns überwältigt, das lähmt uns, und was wir überschauen, das verwerthen wir zum Herrlichsten.

NATURWISSENSCHAFT
UND
HEILIGE SCHRIFT
EIN APOLOGETISCHER VERSUCH.

„Denn dass man weiss, dass Gott sei, ist ihnen „offenbar; denn Gott hat es ihnen geoffenbaret; da„mit, dass Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine „ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man „das wahrnimmt an den Werken, nämlich an der „Schöpfung der Welt, also dass sie keine Entschuldigung haben." Röm. 1, 19. 20.

KEIN FRIEDE.

1. Kapitel.

Der Fortschritt der Naturwissenschaften ein Glanzpunkt unserer Zeit.

Also ward der König Salomo grösser mit Reichthum und Weisheit denn alle Könige auf Erden. Und der König machte, dass des Silbers zu Jerusalem so viel war wie Steine und Cedernholz so viel wie die wilden Feigenbäume in den Gründen. 1. Kön. 10, 23. 27.

„Fortschritt", wahrlich ein gar fein und edles Wort! ein wunderbarer Zauber liegt in ihm beschlossen; wie ein frischer Lebenshauch fährt es durch die müden Glieder, wenn die Losung ertönt: „Vorwärts! auf zum hohen Ziel!" Zwar hat in den politischen Wirren unserer Tage der Name vielfach einen herben und bittern Beigeschmack erhalten, er ist bei manchen in sehr üblen Geruch gerathen; trotz alledem und alledem es bleibt ein gar feines, edles, fast magisch wirkendes Wort.

Vielleicht wäre es wohlgethan gewesen, wenn die eine der grossen Parteien, welche auf dem Gebiete des Staatslebens um

die Herrschaft ringen, bei ihrem sonst ehrlichen aber doch wälschen „conservativ“ den guten deutschen Fortschritt etwas fester gefasst und sich solchen Namen und Begriff nicht ganz hätte entwenden und von den Gegnern in Erbpacht nehmen lassen. Wir wenigstens wollen auf dem christlichen Standpunkt es mit dem grössesten Nachdruck betonen, dass unsere Religion im vollsten und eminentesten Sinn eine Religion des Fortschrittes sei. Der Glaube an den Herrn der Herrlichkeit, weil er nicht einen Augenblick zweifelhaft ist an dem Sieg der ewigen Wahrheit, an dem Triumphe des Gottesreiches, ist ein Glaube an den Fortschritt. Wohin wir uns betrachtend wenden mögen, sei es zum Mikrokosmos, zur kleinen Welt des Menschen, sei es zum Makrokosmos, zur grossen weiten Welt, der Summa sämmtlicher Creaturen: allüberall, wofern wir nur christlich denken und erkennen wollen, müssen wir den Fortschritt, den entschiedensten Fortschritt bezeugen.

Wiedergeburt, Bekehrung, Heiligung, diese Phasen des neuen Lebens in Christo, sie spiegeln hell und klar die Weiterentwicklung und das Wachsthum des erlösten Menschen bis zu seiner Vollendung hinauf; aus dem heiligsten Munde, der je zu uns geredet, entgeht die Warnung:[1]) „Wer „seine Hand an den Pflug leget und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes“ und das auserwählte Rüstzeug zur Bekehrung der Heidenwelt, St. Paulus, bekennt einestheils zwar:[2]) „Nicht dass ich es schon ergriffen habe oder schon „vollkommen sei; ich jage ihm aber nach, ob ich es auch er„greifen möchte, nachdem ich von Christo Jesu ergriffen bin“, anderntheils aber erklärt er nicht minder bündig:[3]) „Wir sehen „jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, dann aber „von Angesicht zu Angesicht; jetzt erkenne ich es stückweise, „dann aber werde ich es erkennen, gleichwie ich erkannt bin.“

Freilich berührt das ebengesagte ein verhältnissmässig enges Gebiet, die Entfaltung des geistigen und geistlichen Lebens im Menschen zur vollsten Blüthe, zur reichsten und

1) Lucas 9, 62.
2) Philipper 3, 12.
3) 1. Corinther 13, 12.

reifsten Frucht. Noch ist hier der Zeitpunkt nicht gekommen diese Einzelerscheinung im Mikrokosmos mit den gewaltigen Bewegungen, den Evolutionen des Makrokosmos in Zusammenhang zu bringen; allein es bedarf, man möchte sagen, nur einer flüchtigen Bekanntschaft mit dem Buch der Bücher, um dessen Meinung über die letztgenannten zu erfahren.

Es hat eine eigene Bewandtniss mit der Bibel und da im Verlaufe unserer Betrachtung ihre Aussprüche mit denen der Wissenschaft beständig verglichen und dieselben wechselseitig an einander gemessen werden sollen: so möge die folgende Abschweifung verstattet sein, in welcher die Weise der Schrift durch Bild und Gleichniss uns näher gebracht wird.

Es steht in dem alten Cöln ein Gotteshaus, die Perle deutscher Baukunst, Stolz und Zier des Vaterlandes. Ein begeisterter Bewunderer hat unlängst dasselbe nicht eine Kirche, sondern die Kirche genannt. Beschauen wir's einmal. Es ist wahr, aus ursprünglich ungefügen Felsblöcken ward der Dom errichtet, von den Steinmetzen mühsam behauen; Maurer und Zimmerleute haben Hand angelegt; ein genauer Beobachter mag unterscheiden, welche Figuren aus weicherem Sandstein geformt, welche Massen aus dem harten Trachyt des Siebengebirgs aufgethürmt sind; selbst die verschiedenen Arten des letzteren kann man sondern, kann die Feldspatcrystalle deutlich nachweisen, man findet Holz, Glas und Blei verwandt und dennoch — nur der kleingeistigste Sinn eines armseligen, verrotteten Philisterthums dürfte bei dieser Betrachtung stehen bleiben oder überhaupt eine solche beim ersten Anblick aufkommen lassen. Vielmehr wird jedes nur irgend empfängliche Gemüth von heiligem Schauer erfasst vor der Majestät des Bauwerks; erstaunt eilt das Auge empor zu den kühnen Bogen, den gewaltigen Strebepfeilern mit dem Walde schlanker Fialen, den hohen Fenstern, gekrönt von mächtigen Wimpergen und erfüllt mit zierlichem Masswerk, das wiederum den bunten Schmelz, die Farbenpracht der herrlichsten Glasgemälde umschliesst. Welch ein Reichthum des Schmuckes und doch nirgends Ueberladung! welche überwältigende Menge der Gebilde und Gestalten und doch kein Wirrsal, sondern alles fügt sich

wunderbar zusammen, das Starke mit dem Zarten, die höchste Erhabenheit mit der schlichtesten Einfalt harmonisch versöhnt und verschmolzen. Und nicht bloss Form und Farbe ist es, die uns fesselt, es sind Gedanken von seltener Tiefe, welche hier Gestalt gewonnen, es sind Ideen von einziger Höhe und Grösse, welche verkörpert vor uns treten; wir vernehmen in den Anblick verkunken, etwas von dem Flügelschlage jenes Genius, der den Meister seinen Riesenplan entwerfen liess.

Dennoch was sind diese hohen Dome und majestätischen Münster, die Zeugen einer grossen Vergangenheit, die unser Volk durchlebt, was sind sie alle im Vergleich mit dem ewigen Bau des göttlichen Wortes? Dem Ungestüm der Elemente preisgegeben, die an ihren Zinnen rütteln und reissen, dem beständigen Wechsel der Temperatur, einer Menge atmosphärischer Einflüsse ausgesetzt, die auch das festeste Material morsch und mürbe machen, würden sie ohne die restaurirende Hand nachfolgender Geschlechter bald nur als Ruinen vergangener Herrlichkeit dastehen. Bei vielen dieser Denkmäler ist nach aussen hin kein Stein des ursprünglichen Baues übrig. Ja wir brauchen gar nicht einmal den Fall vorzusehen, wo urplötzlich der Stoss eines Erdbebens die Grundfeste erschüttert, die Bogen zersprengt und im Nu die stolzen Hallen in einen wüsten Schutt- und Trümmerhaufen zusammengestürzt sind; ein einziger Wetterstrahl, der in dem Gebälk des Daches zündet, eine Windsbraut, welche die Flammen anfacht, glühende Balken, die auf das Gewölbe fallend durch ihre Wucht und Hitze die Decke aus den Fugen reissen, die Strebepfeiler, welche bisher dem Druck des Gewölbes die Wage hielten, nun mit der ganzen Last auf die Seitenwände sich lehnend, so dass diese einbrechen: da sehen wir ein Bild des Unterganges, der unsere schönsten Meisterwerke bedroht, und ein Wunder ist's, wie sich dieselben bis heute erhalten haben.

Doch die Schrift?

An ihr haben sich nicht bloss elementare Kräfte versucht, sondern dämonische Gewalten sind auf sie eingedrungen. Der Springfluth vergleichbar, die mit furchtbarer Brandung den Leuchtthurm umrauschet und den wegzuspülen droht, der durch

sein Feuerzeichen Tausenden den Weg zum sicheren Hafen gezeigt, so sind gegen die Schrift alle Mächte der Finsterniss losgelassen worden. Wenn das Sprichwort wahr redet: „viel Feind viel Ehr", dann gebühret ihr sicherlich der schönste Ehrenkranz. Es ist eine bekannte Krankheitserscheinung, dass ein Blutandrang nach einer Stelle des Körpers hin entsteht; ebenso bekannt sollte es sein, dass je ärmer ein Mensch am Glauben wird, falls nicht überhaupt eine totale Lähmung der höheren Seelenkräfte eintritt, desto mehr steigert sich eine fieberhafte Thätigkeit des kalten herzlosen Verstandes. Und gerade allen Scharfsinn, alle Künste und Listen dieses glaubensleeren, von der Wurzel göttlichen Lebens losgerissenen Verstandes hat man gegen die Bibel aufgeboten, mit allen ätzenden Säuren des Spottes, des Hohnes, der Verachtung hat man sich an jedem einzelnen Stück derselben versucht, alle Kloaken pöbelhafter Dummheit und Gemeinheit sind geräumt worden, um mit deren Schmutz sie zu bewerfen; was ist von dem Schwerte und Feuer Diocletian's bis zu dem Secirmesser und Löthrohre unserer modernen Theologie und Pseudonaturwissenschaft an diesem Worte des Lebens geschnitten, gefeilt, gebrannt, geschröpft, abgebunden und exstirpirt worden, wie viele chemische Analysen hat man mit ihm angestellt, wie viele chirurgische Operationen an ihm vollzogen, man sollte sagen, nachgerade sei keine Faser mehr übrig geblieben — doch siehe! ganz und fest, klar und leuchtend steht es noch heute da; ein Blick in die Berichte der Bibelgesellschaften genügt auch den blindesten und ungläubigsten Verächter zu belehren: das Wort des Herrn lebet noch zur Stund, ja, fügen wir siegesbewusst hinzu, es wird lebendig bleiben in alle Ewigkeit.

Doch kehren wir vorerst zu unserem vorhin begonnenen Gleichniss zurück. Es lässt sich in der That nicht leugnen, dass an der Bibel allerlei Leute gearbeitet haben, in Alter, Stand, Temperament, Begabung höchst verschieden. Es waren nicht lauter Könige und hochstudierte Männer, in jeder Weisheit damaliger Zeit bewandert, sondern auch Personen ziemlich dunkler Herkunft und geringer Extraction, Fischer, Zöllner,

Teppichweber, sogar ein Kuhhirte [1]) ist darunter. Es muss zugestanden werden, dass die Propheten ohngefähr dieselbe Sprache gesprochen und geschrieben haben, welche auch jene jüdischen Rosskämme redeten, die an König Salomo ägyptische Pferde nicht ohne erklecklichen Gewinn, wie man vermuthen darf, verhandelten. Natürlich unbeschadet des selbstverständlichen Unterschiedes, welcher z. B. unter uns die Poesie Goethe's von den Unterhaltungen der Frankfurter Börsenspekulanten trennt. Auch kann man es halbweg begreiflich finden, wie ein Philologe vom reinsten Wasser mit seinem Buttmann bewaffnet uns beweisen will, die neutestamentlichen Schriftsteller hätten ein fehlerhaftes, sehr unclassisches Griechisch geschrieben und würden von ihm an die untersten Oerter der Schule gesetzt worden sein. Man darf nicht verschweigen, dass die Abschreiber der biblischen Bücher bei aller Sorgfalt doch ein oder das andere Mal *salva venia* einen Klex gemacht, einen Buchstaben krummgezogen oder gar vertauscht, ein Wort zu viel oder zu wenig gesetzt haben; durchaus nicht zu leugnen und doch — Ja! schaut man sie an, diese Schaar, sie haben alle in einem Geiste und aus einem Gusse gearbeitet, sie standen unter einer leitenden Hand, ein Meister und Bauherr hat mit durchdringendem Blick eines jeden Wesen erkannt und ihn an die rechte Stelle gesetzt, in der Schule dieses Meisters haben sie alle Kunst und Wunder gelernt, und dieser eine ist „der Herr, „der heilige Geist, der da lebendig macht, der vom Vater und „dem Sohne ausgehet, der mit dem Vater und dem Sohne zu„gleich angebetet und zugleich geehret wird, der durch die „Propheten geredet hat.“ [2]) Deshalb ist's auch erklärlich, dass noch nie ein Sterbender zum Philologen geschickt hat, ihm etwa ein besonders irreguläres Verbum vorzuconjugiren, sondern zum Trost der Schrift hat er sich gewendet, zum Apostel,

1) Amos 7, 14. Die Specialfrage, ob der Seher von Thekoa ein Rinderhirte, worauf das hebräische Wort hindeutet, oder nach den Lxx ein Ziegenhirte oder ein Schäfer, wofür V. 15 spricht, überlassen wir den Sprachgelehrten.

2) Symbolum Niceno-Const. nach der Uebersetzung der preussischen Agende.

der ihm bezeuget: „Wir wissen aber, so unser irdisch Haus „dieser Hütte zerbrochen wird, dass wir einen Bau haben von „Gott gebauet, ein Haus nicht mit Händen gemacht, das ewig „ist im Himmel“ [1]) Die heiligen Menschen Gottes haben eben geredet, getrieben vom heiligen Geiste.

Treten wir nun an den Tempel des göttlichen Wortes, siehe da zunächst das hohe Portal, das Buch der Genesis; durchwandern wir das Schiff, wo die „lieben Propheten all“ [2]) wie himmelanstrebende Säulen stehen auf dem Felsengrunde, den Gott gelegt; gehen wir in das hohe Chor der Evangelisten und Apostel bis zum Abschluss desselben in der Apokalypse; hören wir einmal diese lebendigen Steine reden, die's noch anders verstehen als die Wände und Bogen unserer Kirchen, hören wir sie namentlich — was gerade für unsern Zweck interessant — reden von dem Fortschritt im Reiche der Natur, in dem weiten Gebiete der Schöpfung: da ist es nur ein einziges grosses Zeugniss von dem Tohuwabohu durchs Sechstagewerk hindurch bis zum neuen Himmel und der neuen Erde sammt der Stadt der güldnen Gassen im Buch der Offenbarung.

Was aber die Schrift so unumwunden erklärt, daran müssen wir bibelgläubigen Christen uns unverbrüchlich halten und ist diese unsere Haltung kein Compliment vor dem fortschrittstrunkenen Zeitgeist, vielmehr erklären wir gar nüchtern und trocken diesem hochfahrenden Herrlein, es sei ein überaus inconsequenter Gesell, könne ihm nichts schaden, wenn es einmal *collegium logicum* höre. Denn es ist nunmehr eine lange Reihe von Jahren, dass man uns an allen Strassenecken ausschellt, an allen Schaufenstern brandmarkt als Dunkelmänner, rückläufige Irrsterne, Liebhaber des Stillstandes und der Stagmation. Allein das ist eine feiste, gemästete Lüge — man verzeihe dies Schlagwort aus der Rüstkammer des 16. Jahrhunderts, es passt vortrefflich auf die altbackenen Vorwürfe. Wir huldigen dem Fortschritt und zwar nicht dem halben, oberflächlichen, geträumten, sondern dem vollen, radicalen und

1) 2. Corinth. 5, 1.
2) Luther's Uebers. des Tedeum.

realen; der alte Adam soll vollständig ersäuft, das Reich des Lügengeistes von Grund aus zerstört werden, doch sollen selig werden aller Welt Ende und sich zum Herrn bekehren. Wie auf dem ethischen Gebiete an dem einzelnen Menschen erwarten wir solches in der Geschichte der Völker, in dem Reiche der Natur; aber freilich solls nicht von den täppischen Händen naseweiser Schwätzer hinausgeführt werden, sondern durch den Arm dessen, ohne welchen nichts gemacht ist, das gemacht ist; wir wollen nur seine geringen Diener und Werkzeuge sein.

Der leibhaftige Reactionär hingegen ist der Materialismus; denn er bringt alte verlegene Waare unter neuem Titel und Namen; sein Siegesruf ist eitel Marktschreierei; etliche Klumpen und Brocken hylozoistischer Systeme, frisch geknetet und mit süssem Saft für die Weltkinder bestrichen, das ist der theils gepriesene theils gefürchtete Materialismus. Wirft man den erborgten chemisch-physiologischen Ballast hinweg, übersetzt man den Bombast der Gelehrtensprache ins Volksthümliche, so reducirt sich der bleibende Rückstand auf jenes alte Lied, das schon in der Apostel Tagen gepfiffen ward. Der Materialismus ist der Urstaar, der seit Jahrhunderten sein Sprüchlein plappert, 2. Petri 3, 4: „denn nachdem die Väter „entschlafen sind, bleibt es alles, wie es von Anfang der Creatur „gewesen ist."

Von der Schrift geleitet trauen wir zwar keineswegs jedem Geist, der den Fortschritt predigt, sondern prüfen ihn zuvor; achten nicht jede neue Entdeckung für unumstösslich, jede Erfindung für heilbringend und segensvoll; aber das steht fest: wir begrüssen den wahren Fortschritt auf jeglichem Gebiete mit Freuden und darum sehen wir auch auf die wirklich ausserordentlichen und glänzenden Resultate, welche der rastlose Eifer der Forscher auf dem weiten Felde der Naturwissenschaft errungen, neidlos, freudig, theilnahmvoll.

„Neidlos" das Wort könnte befremden; ist doch der Neid ein grundhässliches Laster und besonders ein Christ sollte sich dessen schämen, zumal wenn der Gegenstand seiner Leidenschaft solche gelehrte, gefeierte, mit Orden und Titeln wohldecorirte Männer wären, wie es doch bei der Mehrzahl der

Naturforscher zutrifft. Hässlich ist er zweifelsohne wenn auch menschlich, soll doch sogar in der Republik der Gelehrten nicht alles süsse Liebe sein, die, wie der Dichter sagt, nur in Tönen denkt. Indessen wir erwähnen solches aus dem einfachen Grunde, weil es zur Taktik der Gegner zu gehören scheint, für sich selber das Schwanenkleid der Unschuld in Anspruch zu nehmen, die kirchlich Gesinnten aber möglichst schwarzgelb anzustreichen und ihn als Neiden auszulegen, was man billiger Weise nur Bedauern oder Betrübniss nennen kann. Denn schmerzlich berührt es oft den Christen, wenn er das Haus seines Gottes verödet sieht, während zu den Trinkstuben, Ballsälen, Spielhöllen sich Jung und Alt drängt Freilich im vorliegenden Falle handelt es sich nicht um die leichtfertige Lust, sondern um die ernste gediegene Wissenschaft, um eine edle Geistesarbeit, der wir gegenüberstehen. Jedennoch beschleicht oft eine stille Wehmuth die treuen Bekenner, wenn sie sich gestehen müssen, wie wenige verhältnissmässig dem Dienst der Kirche und des Gottesreiches ihre Kraft widmen und unter diesen manche, die gar geringe Begeisterung zeigen, sondern mehr nach Brod und Heirath streben, während die Jünger der Naturwissenschaft einen Eifer, einen Fleiss, eine Opferfreudigkeit bekunden, die uns Achtung abnöthigen muss. Beschämend, so wollen wir lieber sagen, ist es für uns Christenleute, wenn wir den Zoologen erblicken, der an die Erforschung eines so wenig ästhetischen Gegenstandes, als es der Bandwurm der Frösche sein dürfte, die Kraft seiner besten Jahre setzt, um das seltsame Gethüm in seiner ganzen Entwickelung zu erspähen und zu belauschen, während die unendlich höhere und belohnendere Aufgabe die verlorenen Seelen zu suchen, die betrübten und erschrockenen Gewissen zu trösten, vergebens auf eine Lösung wartet. Ja schmerzlich empfindet man's, wenn die Huldigung der Menge sich jenen Heroen der Wissenschaft zuwendet in dem Maasse, dass selbst die Judenschaft Berlin's beim Bau ihrer prachtvollen Synagoge es für ein besonderes Glück erachtete, dass sie in derselben Strasse sich erheben durfte, wo einst Alexander von Humboldt gewohnt und gestorben, als ob sein Geist um die goldnen Kuppeln segnend

schwebe, während die Namen derer, so viele zur Gerechtigkeit gewiesen, unter dem Volke verklungen sind, ihre Gräber von Gras und Moos überwuchert, kaum mehr zu erkennen. Aber derlei Gefühle, ob berechtigt oder nicht berechtigt, sollen hier fern bleiben; die Zurücksetzung, welche die Verkündiger des göttlichen Wortes erfahren, möge ihnen zur Busse und Einkehr gereichen; dagegen soll nimmermehr das uns verstimmen oder verbittern gegen den Ruhm der wahren und ächten Wissenschaft; gönnen wir denselben ihren Meistern und Jüngern aus ganzem und vollem Herzen.

Freudig und theilnahmvoll folgen wir ihrer scharfsinnigen Untersuchung, ihrem treuen, redlichen Bemühen die Gesetze, welche im weiten Weltraum, welche auf der Erde in der organischen und unorganischen Natur herrschen, zu ergründen, die Fülle der mannichfaltigsten Erscheinungen zu ordnen, zu erklären, in Zusammenhang zu bringen. Was sie erarbeiten und gewinnen kommt auch uns zu gut. Die Schrift lehrt zwar ausdrücklich, dass durch den Sündenfall das Verhältniss des Menschen zur umgebenden Natur verrückt worden sei; dem Rebellen gegen Gott lohnt die Empörung der ihm unterworfenen Creatur. Aber das ursprüngliche Gotteswort, dass der Mensch gesetzt sei zum Herrn über die Erde, das ist nicht aufgehoben, nur muss er jetzt Gehorsam erzwingen, wo ihm früher derselbe willig geleistet worden; die Natur ist ihm jetzt verschlossen, verriegelt und versiegelt; er muss erst ihr Siegel lösen, die Riegel zerbrechen und sich so die Pforte zu ihren Geheimnissen aufthun. Hier hat die Naturwissenschaft ihr Feld erhalten, wo sie Siege und Triumphe feiern kann. Wie sich ihre Wirksamkeit zur Predigt des Glaubens und zu den Bestrebungen für das Reich Gottes verhalte, kann erst später gezeigt werden; hier genügt es vermerkt zu haben, dass wir die Thätigkeit der Wissenschaft als ein gutes und glückbringendes Zeichen ansehen. Auch hat die Kirche im grossen und ganzen ihre Tradition festgehalten und ist nur dann und wann, freilich immer zu ihrem grossen Schaden davon abgewichen, dass sie die Wissenschaft in ihren Dienst genommen, vielfach beherbergt, beschützt, gefördert hat, und jetzt,

wo die Kirche äusserlich an Gütern arm, die Wissenschaft an Gold und Ehren reich geworden, will die Kirche in gutem Frieden und Bündniss mit ihr leben.

Darum aus andern Gründen freilich, als sie unter der grossen Masse der sogenannt Gebildeten landläufig worden, aus andern nämlich bessern und tiefern Gründen freuen wir uns der geistigen Errungenschaft unseres Jahrhunderts und betrachten in Sonderheit die Fortschritte der Naturwissenschaften als eine seiner glänzendsten Seiten. Es stört uns nicht, dass die Geschichte des Alterthums lehrt, wie die Blüthe griechischer Wissenschaft nicht zusammen fällt weder mit der Blüthe griechischer Kunst noch überhaupt mit jener Periode, in welcher Hellas seine höchste politische Freiheit besass, seine grössten Heldenthaten verrichtete. Vielmehr erscheint die hellenische Wissenschaft als ein Nachhall verschwundener Grösse, als ein Ersatz für unwiederbringlich verlorene Güter aus der Jugendzeit und dem Mannesalter dieser einzig begabten Nation. Die griechische Gelehrsamkeit und Wissenschaft erinnert an das Greisenalter eines Volkes. Aber solche Betrachtung soll uns nicht irre machen, weil nicht alles in der Weltgeschichte stereotype Auflage früherer Vorgänge ist; vielmehr hoffen wir für unser Volk trotzdem, dass wir überall Stimmen und Tritte der Epigonen vernehmen und ein dem alexandrinischen verwandter Geist in unserer Wissenschaft weht, nachdem es zwei Blüthenzeitalter der Dichtkunst durchlebt, noch ein drittes trotz aller superklugen Naseweisheit und kühlen Berechnung unserer Tage. Es darf uns auch nicht anfechten, dass gerade die Naturwissenschaft einen entschieden kosmopolitischen Charakter an sich trägt. Wir galten wenigstens bis 1866 bei den übrigen Nationen der Erde als das Volk in der Praxis ungeschickt, an Thaten arm, aber an Gedanken gross und reich. Nun ist es gewiss, dass in der Theologie und Philosophie, in dem gründlichen, tieferen Studium des Rechts, in der Geschichtsforschung und Sprachwissenschaft kein Volk mit unserm Deutschen sich messen kann; hier haben wir alles ringsum in Schatten gestellt. In der Naturwissenschaft dagegen nehmen wir einen, wenn auch sehr ehrenvollen, doch nur einen Platz neben andern Nationen

ein. Das alles darf uns nicht stören, denn es handelt sich nicht um ein speciell deutsches, sondern um ein Interesse der Menschheit, es handelt sich um Widerspruch und Versöhnung zwischen Bibel und Naturwissenschaft. Seien wir darum gerecht und versuchen wir der Macht, die nach der Meinung der Welt uns feindlich sein soll, obwohl wir sie für freundlich halten, alle Ehre zu geben, die ihr gebührt.

Es wird nicht übel gethan sein, wenn wir — freilich nur in dürftigen Zügen — ein Bild entwerfen von der Wirksamkeit und dem Einflusse der rastlos fortschreitenden Naturwissenschaft. Aus ihren vielverschlungenen Zweigen hebt sich ein Ast heraus, welchem der stolze Namen gegeben ward „Königin der Wissenschaft“. Wir werden späterhin auf diese Benennung zurückkommen. Es ist die Astronomie oder Sternkunde. Ehrwürdig schon durch ihr hohes Alter, denn ihre Anfänge verlieren sich in das Dunkel grauester Vorzeit, sind ihr im Laufe der Jahrhunderte Aufgaben gestellt worden so verwickelter und schwieriger Art, dass sie dem Scharfsinn und der Geisteskraft des Menschen geradehin zu spotten schienen. Die Mehrzahl der Gebildeten ahnt und fasst gar nicht einmal diese enormen Schwierigkeiten. Aber mit einer Meisterschaft, die ihres Gleichen weit und breit sucht, hat sie diese Probleme gelöst und, nicht zufrieden damit, stets neue und schwerere sich gestellt; in die fernsten Fernen des Weltraums hat sie uns blicken lassen und jene goldne Schrift der Sterne zu lesen begonnen, wo mit jedem frisch gelösten Räthsel ein neues Wunder aufgeht und wir an der Hand der Astronomie erst den rechten Commentar zu der Psalmstelle erhalten:[1]) „Die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste „verkündet seiner Hände Werk, ein Tag sagt's dem andern, „eine Nacht thut's kund der andern.“

Hier ist es nöthig bei Erwähnung des hohen Alters, welches die Astronomie mit Recht beanspruchen kann, einem weit verbreiteten Irrthum entgegenzutreten, den leider viele wackere Gelehrte mit der Masse der Halbgebildeten zu theilen scheinen.

---

1) Psalm 19, 23.

Die ausserordentlichen Erfolge der Neuzeit lassen sie auf die früheren Jahrhunderte mit einer fast souveränen Verachtung zurückblicken. Aber dies ist grundfalsch. Gerade die unscheinbarsten Anfänge waren unendlich schwer, ähnlich den ersten unsichern Schritten des Kindleins, die doch ein so bedeutsames Ereigniss in seinem Leben sind; ohne jene Anfänge sässen wir noch Jahrhunderte zurück in Finsterniss. Pythagoras, als er den „*magister matheseos*“ den bekannten Satz fand von dem Verhältniss der Seiten eines rechtwinkligen Dreiecks, opferte hundert Ochsen; die Athener gruben mit goldenen Buchstaben in Marmor die Zahlen des Mondcyklus, welchen Meton sie kennen gelehrt. Sie thaten recht daran und wir haben keine Ursache über sie zu lächeln; ohne ihren Vorgang wären wir heute elende Stümper. Verschiedene Nationen des Alterthums haben wichtige Entdeckungen in der Astronomie gemacht und sind emsige Forscher gewesen, so die Aegypter und Chaldäer; neuerlich sind uns in diesem Stück auch die Chinesen bekannt geworden. Das Erbe jener übernahm das griechische Volk und bereicherte es ansehnlich; ein Name überstrahlt jedoch alle andern „Hipparchos von Nicäa“, so thätig, so ausgezeichnet nach jeder Richtung hin, dass man unserm grossen Bessel zu Ehren demselben den Namen „Hipparch des neunzehnten Jahrhunderts“ beigelegt hat. Den ganzen Schatz der alten Astronomie fasste dann Claudius Ptolemäus aus Pelusium in μεγάλη σύνταξις (Almagest) zusammen, zwar kein solch durchschlagender Genius wie Hipparch, aber ein reiches organisatorisches Talent, ein encyclopädischer Geist. Er wurde der Lehrer des Mittelalters. Freilich Alfons der Weise von Castilien, der uns durch seine genaue Bestimmung des tropischen Sonnenjahres noch heute interessirt, weil sie mit geringer Aenderung unserem gregorianischen Kalender zur Grundlage dient,[1]) Alfons begann zu zweifeln an der Richtigkeit der epicyklischen Theorie und

1) Alfons bestimmte das Sonnenjahr zu . . . . . 365 Tagen 5 Stunden 49 Min. 16 Sek.
Aloys Lili, der Berechner des gregorianischen Kalenders auf 365 „ 5 „ 49 „ 12 „
Es ist 1840 = ... 365 „ 5 „ 48 „ 47,57 „

äusserte, „wenn Gott der Herr ihn um Rath gefragt bei der Schöpfung, er würde die Sache etwas einfacher hergerichtet haben", was keineswegs ein frivoler Spott wider das Heilige, sondern eine Kritik menschlicher Ansichten sein sollte. Was der unglückliche König dunkel geahnt und leise angedeutet hatte, das führte mit klarster Entschiedenheit Copernicus aus.

Es war ein kühner Griff, ein gewaltiger Schritt, den der Frauenburger Canonicus that, als er an die Stelle des geocentrischen Systems das heliocentrische setzte. In gewissem Sinne brach er mit der ganzen Vergangenheit, er begründete einen völligen Umschwung der Anschauungen. Wenn aber auf dem höheren geistlichen Gebiete nichts mehr den natürlichen Menschen verdriesst als die Nöthigung mit der sündlichen Vergangenheit zu brechen und einer totalen Umkehr seines Sinnens und Denkens, Thun's und Lassens sich zu befleissen: so darf auch auf dem Gebiete der Natur uns nicht wundern, dass die allgemeine Stimme der Menge sich wider Copernicus erklärte. Doch die Wahrheit drang siegreich durch. Tycho de Brahe bezeichnet eine neue Epoche in der beobachtenden Astronomie; seit Hipparch's Zeiten war kein solcher Astronom mehr erschienen. Auf den Tychonischen Beobachtungen fussend konnte unser Keppler seine drei berühmten Gesetze entwickeln, wodurch die gesammte theoretische Astronomie umgewandelt, Copernicus gerechtfertigt, sein System von allen epicyclischen Auswüchsen und Schnörkeln gereinigt wurde. Nach den Fortschritten, welche die sphärische und theoretische Astronomie gemacht, fehlte zur weiteren Vollendung der schwierigste Theil, der Grund und Krone des gesammten Gebäudes zugleich genannt werden muss, die physische Astronomie.[1]) Galileo

1) Während die sphärische Astronomie die scheinbare, die theoretische (l'astronomie théorique) die wirkliche Bewegung der Gestirne darlegt, ermittelt die physische die Grundursache der Erscheinungen; so z. B. lehrt die erste uns eine eigenthümliche Bewegung der Sterne kennen, „Nutation" genannt; die zweite zeigt, dass diese Nutation der Gestirne von einem Schwanken der Erdaxe herrühre; die dritte erklärt solches Schwanken aus der Wirkung der Sonne und des Mondes auf die abgeplattete Erde, namentlich des letzteren.

Galilei, auch auf astronomischem Gebiete bedeutend, wurde der Vater der neueren Physik, die von nun an in ein enges Bündniss mit der Sternkunde treten sollte; er entdeckte die Fundamentalgesetze der Bewegung, namentlich das des freien Falls. Die Bahn war gebrochen; im Jahre 1642, da Galilei starb, ward Isaac Newton geboren.[1])

Seinem durchdringenden und umfassenden Geiste war es vorbehalten, eines jener Siegel zu lösen zu den Geheimnissen der Natur und in dem Gesetze der Schwere oder Attraction eine der grossen Kräfte[2]) nachzuweisen, welche das Weltall mächtig durchwalten. Mit Newton beginnt eine im höheren Sinne rationale Sternkunde gegenüber der Empirie vergangener Zeiten. Wie ein reicher Strom fliesset nun Entdeckung auf Entdeckung. Die ausserordentliche Ausbildung der mathematischen Wissenschaft reicht der Astronomie die schärfsten Waffen zur Bezwingung solcher Schwierigkeiten, die bisher aller menschlichen Kunst getrotzt. Drei Sterne erster Grösse glänzen in der nachfolgenden Zeit: Bradley, der ältere Herschel und la Place, die beiden letzteren noch in unser Jahrhundert hereinreichend, so dass drei Länder, England, Deutschland — denn Herschel war deutschen Geschlechts — und Frankreich sich in den Ruhm theilen können; Bradley[3]) durch die Schärfe, Herschel durch die Fülle seiner Beobachtungen ausgezeichnet, La Place aber die Newton'schen Grundsätze bis in die feinsten Consequenzen ausspinnend und mit Meisterhand den ganzen Schatz in seiner *mécanique céleste* 1799 — 1825 ordnend und entfaltend.

Nach Perioden grosser Bewegung pflegen oft lange Zeiträume der Ruhe und des unmerklichen Fortschrittes einzutreten. Man hätte vielleicht nach solchen Vorgängen sich nicht wundern dürfe, wenn auch in der Astronomie nicht gerade Stillstand, aber doch ein unscheinbares Schaffen und Wirken sich offenbart

1) Galilei † 8. Januar 1642; Newton ward den 25. December freilich alten Stils geboren.

2) *δυνάμεις* nennt sie die hl. Schrift Matth. 24, 29 und 1. Petri 3, 22.

3) In seinen fundamentis astronomiae nennt Bessel den Bradley „vir incomparabilis".

hätte. Dem ist jedoch nicht also gewesen und es liegt uns ob, diese Weiterentwickelung kurz zu skizzieren.

Die Astronomie ist vorzugsweise eine mathematische Wissenschaft; sie hanthiert, da sie sich mit dem Orte, der Grösse, Entfernung und Bewegung der Gestirne befasst, mit Raum- und Zeitgrössen. Letztere lassen sich verhältnissmässig leichter aus den Beobachtungen finden; schon Hipparch hat die Dauer des synodischen Monats mit seltener Schärfe bestimmt.[1]) Schwieriger hält es mit den Raumgrössen. Durch das dritte kepplerische Gesetz[2]) finden wir die mittleren Entfernungen der Planeten von der Sonne als Verhältnisszahlen zur mittleren Entfernung der Erde von eben derselben; allein die absolute Grösse bleibt zu bestimmen übrig. Es handelt sich um die Einheit, mit der gerechnet wird. Zunächst betrachten wir als solche den Halbmesser des Erdäquators oder, wenn man eine kleinere Grösse haben will, die geographische Meile, die als der 5400ste Theil des Aequators ein festes Verhältniss zum Halbmesser hat. Es gilt also die Länge der geographischen Meile in irgend einem bekannten Maasse auszudrücken. Im weiteren Verlaufe, bei den ungeheuern Räumen, dient uns der Halbmesser der Erdbahn zur Einheit, dann die Entfernung der Sonne vom α des Centauren als einfache Fixsternweite und vielleicht gelingt es noch einmal den Halbmesser des ganzen Milchstrassensystems, welchem wir angehören, als Einheit zu benutzen beim Messen der Nebelfleckabstände.

Die Bestimmung der Grösse und Gestalt der Erde fällt zusammen, wie man leicht erkennt Schon die erleuchteten Astronomen des Alterthums betrachteten die Erde als eine Kugel; Griechen und Araber versuchten durch Gradmessungen ihren Umfang zu ermitteln. Diese Versuche mussten jedoch fehlschlagen; das 17. Jahrhundert brachte die erste einigermaassen genügende Messung eines Meridianbogens durch Dominic Cassini zu Stande. Aus seinen und Picard's Ar-

1) Auf 29 Tage 12 St. 44′ 3″; sie ist zur Zeit 29 T. 12 St. 44′ 2,9″ nur um das Zehntel einer Sekunde von Hipparch's Angabe verschieden.

2) Die Quadrate der Umlaufszeiten verhalten sich wie die Würfel aus den mittleren Entfernungen.

beiten ergab sich für die Erde die Gestalt eines Ellipsoids (eines durch Umdrehung einer Ellipse um ihre grosse Axe entstandenen Körpers). Die Erdaxe wäre demnach der grösste Durchmesser der Erde gewesen. Dem widersprach Newton, welcher aus theoretischen Gründen der Erde die Form eines elliptischen Sphäroids (eines durch Umdrehung einer Ellipse um ihre kleine Axe gebildeten Körpers) zuschrieb mit einer Abplattung von $\frac{1}{230}$. Die heftigen Kämpfe der französischen und englischen Gelehrten entschied endlich die grosse französische Gradmessung in Peru und Lappland im 18. Jahrhundert. Zunächst war Newton glänzend gerechtfertigt, die Erde als Sphäroid erkannt mit einer Abplattung von $\frac{1}{178}$. Zur Zeit der französischen Revolution begann auf Talleyrand's Vorschlag 1790 eine neue Meridianmessung in Frankreich. Sie sollte die Grundlage bilden zu dem neuen Maass- und Gewichtssystem, das seitdem reissende Fortschritte in Europa gemacht hat und über kurz oder lang unsere alten Masse und Gewichte völlig zu verdrängen droht. Das vornehmste bei diesem neufranzösischen Systeme ist einmal die durchgeführte Decimaltheilung und dann der innige Zusammenhang zwischen Längenmaass, Hohlmaass und Gewicht. Was aber so sehr gerühmt wird — selbst bis in unsere Tage hinein — die Unverlierbarkeit des Urmaasses, weil nämlich der Meter der zehnmillionste Theil des Meridianquadranten der Erde sein sollte als ein festes an der Erde stets abzulesendes Maass: so beruht das auf einem *hocus pocus*, welches die grossen Mathematiker ihren leichtgläubigen Landsleuten vorgemacht hatten. Es lag ihnen nur daran, für die wirklich höchst wichtige Arbeit die nöthigen Summen flüssig zu machen und deshalb glaubten sie ihren erregbaren Freunden schon etwas vorflunkern zu dürfen.[1]) Die

1) Um dieselbe Zeit herum hatten auch die Engländer den Gedanken an ein neues Maassystem gefasst und einer ihrer Gelehrten schlug als Urmaass die Länge des Sekundenpendels in London vor. Aehnliches kam auch in Frankreich zur Sprache, allein die klugen Mathematiker verwarfen den Vorschlag unter dem Vorwand, dass dadurch ein fremdes Moment „die Zeit" hereingezogen werde. Der zehnmillionste Theil des Meridianquadranten klang volltönender, grossartiger

Messung kam zu Stande von Dünkirchen bis Formentera und es ergab sich der Radius des Aequators = 3271691 Toisen, die Abplattung = $\frac{1}{303}$, der Meter sollte bei einer Temperatur von 0° die Länge haben von 443,296 pariser Linien der Toise von Peru, letztere bei einer Temperatur von 13° Réaumur als Einheit genommen.

Aber damit war nun die Arbeit nicht abgeschlossen, denn erneute Messungen in den verschiedensten Gegenden haben dieses Resultat bedeutend modificiert. Bessel fasste 10 Gradmessungen zusammen, bearbeitete sie nach jener von Gauss erfundenen genialen Methode die wahrscheinlichen Fehler auf das geringste Maass zu reducieren, unterwarf seine mühsame Arbeit, als man gerade in der berühmten französischen Messung 1841 einen erheblichen Fehler vorfand, einer neuen Revision und gelangte zu dem Ergebniss, dass die Abplattung $\frac{1}{299}$, der Radius des Erdäquators 3272077,14 Toisen betrage. Der Ruhm des Meter fällt also in diesem Stücke dahin, was übrigens in der Hauptsache blutwenig verschlägt.

Es hat nun unsere Zeit die mühselige Arbeit der Gradmessung in dem grossartigsten Stile und mit der minutiösesten Genauigkeit fortgesetzt; ganz Europa ist seiner Länge nach durchschritten worden, andere Erdtheile sind in Angriff genommen. Bedenken wurden wach über die früher vorausgesetzte regelmässige Gestalt des Erdkörpers; es fragt sich namentlich, ob die Süd- und Nordhälfte der Erde gleiche Grösse haben, ob der Aequator und die Parallelen, wie man bisher angenommen, Kreise oder gleich den Meridianen Ellipsen sind. Noch sind die Arbeiten nicht soweit gediehen, um die Frage endgültig zu entscheiden, mittlerweile haben aber die Gradmessungen ausserordentliche Resultate geliefert. In verschiedenen Gegenden wurden Basen gemessen, von wo aus die Triangulation grosser Ländergebiete, somit die genauesten Ortsbestimmungen, Aufnahmen und Karten möglich geworden. Wir lernen nun die

als das schlichte Sekundenpendel. La Place kannte die Eitelkeit seines Volkes und speculirte richtig; man erlangte dadurch die Meridianmessung. Den ganzen Schwindel mit den Naturmassen hat Bessel 1840 in einem trefflichen Aufsatze blossgelegt.

Grösse und Gestalt zunächst unseres Erdtheils, dann in weiterem Fortschritt auch anderer Continente in einer Weise kennen, wie es bisher noch nicht erhört war. Und nicht nur die horizontalen Grössenverhältnisse, sondern auch die vertikalen werden auf das sorgfältigste festgestellt, die Unterschiede von hoch und tief treten uns jetzt überraschend entgegen, wir erlangen ein ganz anderes Bild unserer Heimath, unseres Vaterlandes, ja der Erde überhaupt, als wir zuvor gehabt. Noch nicht gar lange ist es her, dass die barometrische Höhenbestimmung für die bei weitem vorzüglichere galt, bei der jedoch die Gipfel selbst mussten erreicht werden; jetzt hat durch die Verbesserung der Instrumente und Methoden die trigonometrische den Vorsprung erlangt und es lassen sich ganze Reihen von Höhenbeobachtungen anstellen, nach welchen durch die Methode der kleinsten Quadrate die wahrscheinlichste Grösse mit der möglichen Fehlergränze ermittelt wird. Auf diesem Wege sind uns die Bergriesen des Himalaya nach einander bekannt geworden, während wir über die amerikanischen Gipfel noch immer in grosser Ungewissheit schweben; ohne die bengalische Gradmessung wäre es unmöglich gewesen.[1])

Aber auch abgesehen von diesen Gradmessungen sind den Reisenden in fernen Ländern durch die astronomische Wissenschaft Mittel zur geographischen Ortsbestimmung an die Hand gegeben, welche all ihren Aufzeichnungen und Mittheilungen erst festen Halt gewähren. Wir haben dadurch eine Kunde der Erdoberfläche erlangt, die ausserordentlich ist. Man braucht nicht mehr auf die verzerrte Darstellung der Alten zurückzugehen, man darf nur einen Atlanten aus dem Anfang unseres

1) Wie kläglich stand es noch im ersten Viertel unseres Jahrhunderts und selbst später im eigenen deutschen Vaterlande und in der Schweiz um die Kenntniss der Höhenverhältnisse. Die Kuppen des rheinischen Siebengebirges waren um 1/4 zu hoch taxirt; die Ortlesspitze wurde um ca. 2400 Fuss zu hoch geschätzt, die Schneegipfel an der Ostseite des Saasthales „Weissmies“ und „Fletschhorn“ waren um 2—3000 Fuss zu niedrig angeschlagen, vom hohen Dom des Saasgrates, dem dritthöchsten Berge Europa's, wusste man gar nichts. Welche Kenntniss hat uns die prächtige Dufour'sche Karte aufgeschlossen, der Specialkarten des schweizerischen Alpenclubs nicht zu gedenken.

Jahrhunderts mit einem jetzigen vergleichen, um einen Unterschied wie Tag und Nacht zu bemerken. So werden auch die Seefahrer auf der Wasserwüste des Oceans nicht nur durch die trefflichsten und handlichsten Instrumente, sondern auch durch die praktischsten und fasslichsten astronomischen Tafeln und Ephemeriden in den Stand gesetzt ihr Besteck zu machen und sich in der weiten Oede des Weltmeeres zurecht zu finden, wie es früher kaum glaublich schien. Die Lage der Inseln, Klippen, Untiefen, die Gestaltung der Küsten, die Richtung und Ausdehnung der Meeresströme wird genau ermittelt; wir erinnern z. B. an die Aurora-Inseln, seit Anfang des vorigen Jahrhunderts entdeckt, dann vergebens gesucht, deshalb bezweifelt und angefochten, bis sie in unseren Tagen wiedergefunden und ihre Position klar und fest eingezeichnet worden, erinnern an das gerissene transatlantische Kabel von 1865, dessen Ende aus der Tiefe des Oceans 1866 heraufgeholt ward, was ohne die früher gewonnene Ortsbestimmung ein vergebliches Wagniss geblieben wäre.

Noch eine Entdeckung in Bezug auf die Erde ist durch die Physik vermittelt. Man findet auch heutigen Tages hartnäckige Gegner des Copernikanischen Systems; welche von einer bewegten Erde nichts wissen wollen. Ein Grund hierfür mag in dem indirecten Charakter der Beweise liegen, auf welche sich die Wissenschaft stützt; der simple Verstand des Ungelehrten fordert einen directen, handgreiflichen Beweis. Einen solchen hat nun zwar Benzenberg seiner Zeit geliefert durch die in Hamburg angestellten Fallversuche; allein, wie richtig in der Theorie sind sie dennoch praktisch schwer auszuführen und die vorkommenden Fehler so stark, dass durch selbige das Resultat sehr verdunkelt wird. Da hat Foucault,[1]) auf die Theorie des Pendels gestützt, dessen Schwingungen sich stets parallel bleiben, ob auch der Aufhängepunkt desselben hierhin und dorthin bewegt worden, ein sehr schönes Verfahren gezeigt, durch ein mächtiges in hohen Thürmen z. B. aufgehängtes, über einem Gradbogen schwingendes Pendel den directesten

1) Foucault machte seine interessanten Versuche 1852 bekannt.

augenscheinlichsten Beweis für die Umdrehung der Erde zu geben. Aber freilich unsere Anticopernicaner kümmern sich wenig um die Theorie des Pendels.

Wenden wir uns von unserem Wohnorte hinweg zu dem nächsten Nachbar der Erde, zum Monde, so ist nach zwei Seiten hin die Wissenschaft ungemein bereichert worden und zwar knüpfen sich diese glänzenden Fortschritte an zwei deutsche Namen: Mädler und Hansen. Durch jenen wurde uns neben einer vortrefflichen Mondkarte eine solch genaue, detaillirte, auf Messungen begründete Topographie der sichtbaren Mondoberfläche gegeben, dass wir noch lange warten dürfen, bis wir auf unserer Erde zu gleicher Kenntniss werden gelangt sein. Die Wallebenen und Ringgebirge sind nach Länge und Breite in ihrer Lage, in ihrer Grösse nach Erstreckung und Durchmesser bestimmt, die Höhe der Gipfel, die Tiefe der Krater sorgfältig ermittelt, die prächtigen Strahlensysteme und seltsamen Rillen, alles ist auf das genaueste verfolgt und festgestellt. Dabei werden wir auf eine solch belehrende, anschauliche und anmuthige Weise über Berg und Thal des fernen Himmelskörpers umhergeführt, dass es ein wahrer Genuss ist, dem kundigen Cicerone zu folgen. Mädler's Selenographie hat Reliefkarten des Mondes in colossalem Maasstabe hervorgerufen, die uns ein interessantes Bild des Trabanten gewähren. Wiederum hat Hansen die verwickelten Bewegungen unseres Satelliten, die zu den schwersten Aufgaben der rechnenden Astronomie gehören, ergründet und den scheinbar widerspänstigen Lauf in Tafeln gefasst, so dass wir Jahrhunderte, selbst Jahrtausende vor- und rückwärts sagen können: „Hier standest du, dort wirst du stehen," ein Werk, wie es nur solchem Meister mathematischer Analysis möglich war. Es genügt vielleicht zu erwähnen, dass während es Jahrtausende erforderte die ersten Ungleichheiten des Mondlaufes zu finden — Ptolemäus entdeckte die Evection, Tycho de Brahe die Variation —, Hansen's Theorie und Tafeln etliche hundert Ungleichheiten nachweisen, die alle in bestimmte Formeln gefasst und auf's schärfste berechnet sind.

Es würde an Raum gebrechen, wollten wir das einzelne

in diesem Umfange weiter ausführen; es genügt ein rascher Ueberblick. Das Genie eines Gauss schmiedete jene Formeln, die einem Zauberschlüssel gleich, die verwickeltsten Aufgaben der Planetenbewegung aufschliessen und lösen; Encke berechnete die Entfernung der Erde von der Sonne;[1]) die genauere Beobachtung der Finsternisse lehrte uns in der Nähe des Centralkörpers die rosigen und purpurnen Gebilde kennen, die wie glänzende Wolken über der Sonne schweben und deren eine, bei der Sonnenfinsterniss vom 18. August 1868 beobachtet, in ihrer Ausdehnung elfmal den Erddurchmesser übertraf, zugleich aber der Spectralanalyse als eine ungeheuere glühende Gasmasse sich offenbarte, als deren Hauptbestandtheil Wasserstoff anzunehmen sei. Und wiederum die dunkeln Sonnenflecken mit ihrer geheimnissvollen Wirkung auf unsere Erde haben den Forschungsgeist der Physiker und Astronomen je mehr und mehr gereizt, der schon früher geahnte Zusammenhang mit dem Magnetismus der Erde und mit der Periode der Nordlichter tritt immer deutlicher hervor. Noch ist es kein halbes Jahrhundert her, dass der grössere Theil der Gelehrten in den Sternschnuppen theils Erzeugnisse unserer Atmosphäre vermuthete, theils den Auswurf eingebildeter Mondvulkane in ihnen erblickte. Jetzt wissen wir, dass die Erde mächtige Schwärme dieser Meteore auf ihrem Laufe durchschneidet, die sich bald mehr bald weniger dicht zu grossen Sternschnuppenringen gestalten, welche die Sonne umkreisen. Ein Heer von Asteroiden ward zwischen Mars und Jupiter entdeckt[2]), deren Bahnen sich gar seltsam durcheinander schlingen. Die frühere Ansicht über ihre Grösse ist berichtigt; durch ein sinnreiches Verfahren hat man versucht die Diminutivsternchen zu messen, ja man hat sie alle auf eine Waage gelegt, die bekannten und unbekannten, hat sie gewogen und leichter befunden als unsere Erde, ihre Gesammtmasse höchstens $\frac{3}{4}$ der Erdmasse. Der Doppelring des

1) Ueber diesen schwierigen und controversen Punkt später.

2) Vom 1. Januar 1801 bis 29. März 1807 wurden 4, vom 8. December 1845 bis 4. Februar 1858 = 48, von da bis Ausgang 1863 = 27, 1864—66 = 12, 1867, 7. Juli bis 1869, 2. April = 17. Summa — 108 entdeckt.

Saturn hat einen Gefährten in einem dunkeln dritten Ringe erhalten, während der äusserste als ein System von Ringen erkannt wurde; ein achter Trabant dieses fernen Planeten ward beobachtet. Als das schlagendste Zeugniss für Newton's Theorie können wir die Auffindung des Neptun anführen, der nicht durch Zufall, nicht durch emsiges Durchforschen des Himmels, sondern durch den scheinbar todten Buchstaben der analytischen Formel entdeckt ward. Zwei Rechner versuchten aus den Unregelmässigkeiten des Uranuslaufes den störenden Körper nach Ort, Bahn, Grösse der Masse zu finden. Leverrier errang die Palme, doch auch dem zweiten Rechner Adams gebührt grosses Lob.

Wir berühren nur kurz die Schaar der Kometen, dieser wundersamen Pilger aus fernen Regionen des Himmels, einst der Schrecken des bethörten Volkes, jetzt mit wahrer Jagdlust aufgespürt und verfolgt. Die 2. Ausgabe des klassischen Werkes von Olbers 1847 zählt 178 berechnete Kometenbahnen, bis 1860 ist die Zahl auf 233 gestiegen, von dem kurzläufigen Encke'schen, der wenig über drei Jahre zur Vollendung seines Umgangs braucht, bis zum prachtvollen Donati'schen von 1858, noch frisch in unserer Erinnerung, dem 2495 Jahre zugeschrieben werden, anderer zu geschweigen von noch weit längerer Revolution[1]) Auch über die Natur dieser räthselhaften Gebilde sind wir weiter aufgeklärt worden, ihren grossen Umfang bei unglaublich geringer Masse, während die neuere Ansicht, dass sie nicht gasförmiger Natur seien, sondern staubähnliche Wolken getrennter Körperchen die nur mit reflectiertem Sonnenlichte leuchteten durch die neuesten Untersuchungen der Spectralanalyse einen starken Stoss erlitten hat, welche entschieden selbstleuchtende Kerne an Kometen entdeckt, während ihr die Schweife gasartig erscheinen. Und nun das Heer der Fixsterne, deren Verzeichnisse anzufertigen das mühselige,

1) Z. B. der Komet Nr. 1 von 1811 braucht mehr als 3065 Jahre, der von 1680 gar 8843 und endlich der 2. von 1844 an 102047 Jahre zu seinem Umgang und doch beträgt seine weiteste Entfernung von der Sonne noch nicht den fünfzigsten Theil des Abstandes derselben vom nächsten Fixstern.

anscheinend undankbare Geschäft unserer Astronomen ist. Aber sie arbeiten damit für nachkommende Geschlechter, ihnen dadurch Wege zu bahnen und Brücken zu bauen zu neuen staunenswerthen Entdeckungen.

Einem Bessel war es vorbehalten die Parallaxe und somit die Entfernung eines nicht sonderlich auffälligen Fixsternpaares zu berechnen; dieser erste Sieg rief neue Anstrengungen und neue Triumphe hervor; bald ward in dem dritthellsten Sterne des Fixsternhimmels, im α des Centauren der nächste Nachbar der Sonne erkannt, dessen Entfernung 223000 Erdweiten (mittlere Abstände der Erde von der Sonne) beträgt und dessen Licht vier Jahre Zeit gebraucht, um zu uns zu gelangen. Eine Wunderwelt liegt uns in den Doppelsternen aufgeschlossen, die Namen Struve und John Herschel (der jüngere H.) sind mit diesen Entdeckungen unzertrennlich verbunden. Manche ihrer Bahnen sind berechnet, selbst Sternpaare gewogen und leichter befunden worden, kleiner an Masse als unsere Sonne, während andere sie weit zu übertreffen scheinen. Die Eigenbewegung der früher als fix angesehenen Sterne hat auf die Eigenbewegung unseres Sonnensystems im Weltraum geführt, welche zuerst Argelander unbestreitbar nachgewiesen; in den sonderbaren Ortsveränderungen des blitzenden Sirius vermuthete schon Bessel die Nähe eines störenden Körpers, den er sich als dunkel dachte; ja Peters berechnete sogar die Bahn des nur einseitig sichtbaren Doppelgestirns mit einer Umlaufzeit von 50 Jahren um den gemeinsamen Schwerpunkt. Viele hatten kopfschüttelnd des grossen Königsberger Astronomen Aussprüche aufgenommen und an eine Art Gespensterseherei gedacht. Da entdeckte der Amerikaner Clark in Cambridge 31. Januar 1862 den Begleiter des Sirius und merkwürdig stimmen die neuerlichst gefundenen Bahnelemente mit den früher berechneten zusammen, die Umlaufszeit stellt sich circa 7 Monate kürzer heraus. Das Licht des Begleiters, der unsere Sonne fast siebenfach an Masse übertreffen soll, wird auf den zehntausendsten Theil des Sirius selber geschätzt.

Während Mädler in der Plejadengruppe glaubt den Schwerpunkt unseres ganzen Milchstrassensystems gefunden zu haben,

sind durch andere die Farben jener fernen Sonnen untersucht, durch photometrische Messung sie nach Stärke ihres Glanzes in feste Stufenfolge geordnet, dabei immermehr die Veränderlichkeit vieler Sterne und ihr periodischer Lichtwechsel beobachtet worden. Endlich ist auch die Meinung, als ob uns in den Nebelflecken chaotische Massen der Urmaterie sich darstellen, vor Rosse's Riesentelescop wenigstens zum Theil in Nebel zerflossen. Viele haben sich als Fixsterninseln und ferne Milchstrassen, deren Licht vielleicht hunderttausende von Jahren braucht, um zu uns zu gelangen, ausgewiesen, während unter den unauflöslichen schon einzelne durch die Spectralanalyse als schwachleuchtende brennende Gasmassen erkannt worden sind.

Wir sind bei der Königin der Wissenschaft fast zu weitläufig gewesen und müssen deshalb um Nachsicht bitten, wenn wir die übrigen Zweige etwas kurz und knapp abfertigen. Jene Ausführlichkeit war nicht ganz absichtslos. Denn nachdem wir mit der Astronomie uns werden auseinander gesetzt haben, hoffen wir an ihr eine besondere Freundin und Gönnerin zu erlangen. Es kommt dazu, dass die Sternkunde durch ihren innigen Zusammenhang mit der Mathematik, von der sie ganz durchdrungen und getragen erscheint, im hervorragenden Sinne eine exacte Wissenschaft genannt werden muss. Grade aber derjenige Theil der Naturwissenschaften, welcher in unseren Tagen sich am anmaaslichsten und absprechendsten gegenüber der heiligen Schrift verhält, die Physiologie entbehrt dieses exacten Charakters am allermeisten. Zwar haben unsere neueren Physiologen sich mit einer wahren Todesverachtung auf Maas und Gewicht geworfen; das Gehirn sämmtlicher Vögel, vierfüssiger und kriechender Thiere ist gewogen worden, vom Straussen bis zum Colibri, vom Walfisch bis zur Maus. Man hat genau bestimmt, wie viel Perlmutterfett im Kopfe des Tscherkessen und Botokuden, wie viel Oelsüss im Hirn des fortgeschrittenen oder des reactionären Europäers sich vorfindet; mit rührender Sorgfalt hat man vom Orang-Utang und Chimpanse an aller geschwänzten und ungeschwänzten Affen Hirnlappen der Länge und Breite nach gemessen; hat sämmtliche Windungen in der Denksubstanz des Ochsen und

Esels untersucht; allen Respect davor. Aber die weiteren Schlüsse, die man darauf gebaut, erscheinen verglichen mit den Schlussfolgerungen der Astronomie wie die Operationen eines Kindleins, das die erste Rechenfibel bekommen, zu den arithmetischen Untersuchungen (disquisitiones arithmeticae) eines Gauss oder der Entwicklung elliptischer Functionen eines Abel. Wir werden das späterhin noch erläutern. Wenden wir uns deshalb lieber zu der am meisten ebenbürtigen Schwester der Astronomie, zur Physik, welche den vorhin berührten exacten Charakter zum grossen Theil gewonnen hat.

Auch die Physik kann sich eines hohen Alters rühmen und, von einem Zauberschein umflossen, von der Sage wundersam geschmückt, erglänzt der Name eines Archimedes. Besonders im Vergleich mit der ihr rüstig nachwachsenden und sie in unsern Tagen fast überflügelnden Schwester, der Chemie, erscheint sie als die entschieden ältere. Datieren wir die neuere Chemie von Lavoisier (1794 enthauptet), so müssen wir die neuere Physik, wenn nicht von Galilei so doch von Huyghens † 1695 und Newton † 1727 anheben, ihr also ein ganzes Jahrhundert Vorsprung zugestehen. Nun könnte es scheinen, als ob in gewissem Sinne auf die ausserordentlichen Fortschritte der Physik in dem für uns verflossenen Zeitraum ein stilleres Wachsthum angefangen habe; näher betrachtet aber giebt auch im Bereiche dieser Wissenschaft sich eine gewaltige Entwickelung des erworbenen Reichthums kund. Wir wollen die fortschreitende Genauigkeit durch die Anwendung der mathematischen Analysis, welche früher nur den mechanischen Theil der Physik und die Optik berührte, auch auf die übrigen Zweige mehr als einen innern, weniger auffallenden Zug betrachten, aber das ist jedem Beobachter überraschend: jenes mächtige Ineinandergreifen der einzelnen Theile der Wissenschaft und ihr Zusammenschliessen zu einem grossen Ganzen, wenn man den Standpunkt des heutigen Tages mit dem vor etlichen Decennien vergleicht. Es zerfiel früher die Physik in zwei disparate Theile, von denen der erste die Statik und Dynamik der festen, flüssigen und gasartigen Körper, der zweite die sogenannten Imponderabilien behandelte und auch hier waren Licht, Wärme, Elektricität

und Magnetismus wie vier ziemlich roh zusammengewürfelte Erscheinungen anzusehen. Die Sache hat eine ganz andere Gestalt gewonnen. Erschien die Wissenschaft ehedem als ein weites Nebelmeer, aus dem zerstreute Bergkegel und Felshörner hervorragten wie Inseln im Ocean, so ist der Nebel gefallen und statt der einzelnen Spitzen erkennen wir lange weitgestreckte Züge, die einen innigen Zusammenhang haben, unter einander sich verbinden und verketten. Wärme und Licht, Elektricität und Magnetismus[1]) traten zuerst zusammen, dann aber auch in die mannichfaltigste Beziehung untereinander und wiederum Wärme und Elektromagnetismus gewannen Einfluss auf die Erscheinungen der mechanischen Naturlehre. Was aber von den Theilen der Physik gilt, das gilt auch von dem Verhältniss der verschiedenen Zweige der Gesammtwissenschaft. Die Zeiten, wo um den Mund des Physikers ein ironisches Lächeln spielte und es mit den Augen zwinkte, wenn er vom Chemiker sprach, letzterer aber grimmig aufschnob, sobald er des Physikers gedachte, sind vollständig vorüber. Rüstig arbeiten sich beide in die Hände. Die Wärme war dem Chemiker von Altersher ein unentbehrliches Element; aber es sind die chemischen Wirkungen des Lichts und der Elektricität immermehr hervorgetreten, während der Physiker in der Wärmelehre und in der weiteren Begründung der Dynamik gasförmiger Flüssigkeit der Hülfe von Seiten der Chemie gar nicht entbehren kann. Eine der genialsten Entdeckungen Bunsen's und Kirchhoff's in der Chemie verdankt man der Anwendung der Optik. Der grosse Optiker Fraunhofer, dessen Fernröhre weltberühmt geworden, hatte seiner Zeit in dem Spectrum der Sonne und anderer leuchtender Körper dunkle Linien bemerkt, nach ihm die Fraunhoferschen Linien genannt.[2]) Sie haben dann zu einer Aufgabe für die Undulationstheorie gedient; man hat die Spectra des Sirius und anderer Fixsterne mit dem Sonnen-

1) Durch Oerstedt's Entdeckung des Elektromagnetismus 1820 eingeleitet.

2) Eigentlich zuerst von Wollaston beobachtet und 1802 beschrieben, doch unabhängig davon auch von Fraunhofer entdeckt und genau untersucht.

spectrum verglichen und durch die Ordnung der Linien verschieden von diesem erkannt, hat in manchen irdischen Spectren statt der dunklen hell glänzende Streifen beobachtet und mehrere Physiker, so namentlich Brewster, sind zur Entdeckung des Umstandes gelangt, dass gewisse Dämpfe eine lichtverschluckende Eigenschaft besitzen und dunkle Linien in dem Spectrum leuchtender Körper erzeugen. Den Schlüssel zu diesen Erscheinungen fand 1859 Kirchhoff und hat in Gemeinschaft mit dem berühmten Chemiker Bunsen 1860 die ersten Resultate ihrer Forschungen bekannt gemacht. Darnach bilden feste oder tropfbar flüssige Körper im glühenden Zustande continuirliche Spectra ohne Linien, gasförmige dagegen getrennte Spectra aus verschieden hellen Streifen bestehend, dergestalt, dass jedem chemischen Elemente in gasförmig glühendem Zustande charakteristische Streifen zukommen, während die Spectra glühender Körper, die von Atmosphäre umringt sind, in dem continuirlichen Spectrum dunkle Linien zeigen, die vollständig der chemischen Zusammensetzung dieser Dunsthüllen entsprechen. Durch diese glänzende Entdeckung ist man nicht nur in den Stand gesetzt worden in verschiedenen irdischen Körpern chemische Bestandtheile zu ermitteln, die allen bisherigen Analysen entgangen waren, die weite Verbreitung einzelner Stoffe, die man zu den seltensten gerechnet, festzustellen, neue chemische Grundstoffe aufzuspüren, sondern man hat angefangen die Sonnenatmosphäre zu analysiren, die Dunstkreise der Billionen Meilen entfernten Fixsterne zu bestimmen, ja einen kleinen Nebelfleck im Drachen als eine leuchtende Gasmasse um einen festen Kern herum zu ermitteln, deren Bestandtheile Wasserstoff, ein dem Stickstoff nahe verwandtes Element und ein von unseren irdischen Grundstoffen abweichendes sein müssen.

Die Fortschritte der Chemie sind wahrhaft riesig zu nennen. War vordem die anorganische Chemie der bei weitem vorgeschrittene Theil, wo einst Berzelius der Schwede als ein Fürst im Reiche dieser Wissenschaft erschien; so hat die organische Chemie im Sturmschritt sie eingeholt und des deutschen Liebig Name ist in den fernsten Zonen bekannt geworden, hat wie

ein Magnet aus allen Ländern Wissbegierige herangezogen und als Schüler um den grossen Meister versammelt.

Längst hatten die Mineralogen die Wichtigkeit der Krystallographie erkannt und ihren Scharfsinn auf die Ermittlung der Formen und Masse der Krystalle verwandt. Durch Brewster, den grossen Physiker und gläubigen Christen, um dieses Glaubens willen von manchen Zunftgenossen verspottet, ward die Wichtigkeit der Krystalle für die Optik nachgewiesen, eine Reihe höchst interessanter Erscheinungen der Brechung, Polarisation und Farbenlehre entdeckt und seitdem fehlt in den Lehrbüchern der Physik das Capitel von den Krystallen und ihrer Bildung nicht mehr.[1]) Aber durch Berzelius und namentlich Mitscherlich, den Entdecker des Isomorphismus, ist der Zusammenhang und die wechselseitige Beziehung der Chemie zum Krystallisationsprocesse in ein neues Licht gestellt, räthselhafte Erscheinungen in der Chemie sind durch die Krystallographie entziffert worden, umgekehrt hat die Chemie zu einer ganz neuen Bearbeitung der Mineralogie geführt und nicht nur auf die Oryktognosie, sondern auch auf die Geognosie sind ihre Wirkungen spürbar gewesen. Auf geognostischem Grunde kann sich erst die Wissenschaft der Geologie erheben, welche lange Zeit die Gelehrten in zwei feindliche Heerlager gespalten hat und durch seltsame Träume, wunderliche Einfälle und Phantasien beides ihr kindliches Alter und ihre oft kindische Natur erhärtet. Auch in die Geologie wird auf diese Weise aus den anderen Zweigen der Wissenschaft Licht und Klarheit gebracht.

Die Zoologie und Botanik, die Kunde des Thier- und Pflanzenreiches, sind in allen Stücken gewachsen; eine Menge Forscher haben die Erde nach jeder Richtung hin durchspäht, haben das geheimnissvolle Weben der Fauna belauscht, die unendliche Fülle der Flora beschrieben in Werken voll der gediegensten Gründlichkeit, gepaart mit dem anmuthigsten

1) Brewster fand namentlich das wichtige Gesetz, dass der Polarisationswinkel derjenige ist, wo der reflectirte Lichtstrahl auf dem gebrochenen senkrecht steht.

Reiz der Erzählung. Während durch die Schärfe ihrer Heliometer und die Kraft ihrer gigantischen Reflectoren die Astronomen uns eine ferne Wunderwelt der Doppelsterne und Nebelflecke eröffnet, sind mit Hülfe des Mikroskops andere Meister in die Verborgenheit einer Thier- und Pflanzenwelt hinabgestiegen, haben uns das tausendgestaltige Leben der Infusorien, die Pracht der unscheinbarsten Pflanzen, den seltsamen Wechsel der parasitischen Geschöpfe aufgedeckt. Und in dieses verwirrende Mannichfalt, in diese überschwängliche Menge der Bildungen und Gestaltungen hat die Wissenschaft Klarheit und System gebracht; die vergleichende Anatomie hat als ein Schlüssel der Erkenntniss einen wohlverdienten Ruhm erworben, Cuvier's Name ist unsterblich geworden. Indem der Archäologe in seinen von Tag zu Tag sich mehrenden Funden in den Moorgründen Skandinaviens, in den Seen der Schweiz u. s. w. die Spur der alten Bevölkerung verfolgt, welche vor Jahrtausenden dort gehauset, hilft ihm Anatomie, Botanik, Mineralogie seine Untersuchungen ordnen und zu einer wahrhaft geschichtlichen Forschung vorbereiten; durch die geognostisch-geologischen Untersuchungen aber hat sich eine Urwelt fossiler Pflanzen und Thiere aufgethan, die zu Stein geworden dennoch eine beredte Sprache führen, und die Wissenschaft der Paläontologie hat in unseren Tagen ein helles Licht über die Finsternisse der Vorzeit verbreitet. Von der äussern Oberfläche der Erscheinung zu ihrem verborgenen Heerde hinabsteigend ist die Physiologie beschäftigt gewesen, das Leben der Pflanze, des Thiers, des Menschen zu enträthseln und überall ist man wiederum des Beistandes der Chemie auf's dringendste bedürftig gewesen. Dadurch hat die Arzneiwissenschaft eine wesentlich andere Struktur empfangen und die interessanteste Bereicherung erfahren; ja während die Früchte der anorganischen Chemie auf allen Gebieten der Kunst und des Gewerbes sich verwerthen, hat die organische den Versuch gemacht, das älteste Handwerk, den Landbau, die Grundquelle des Reichthums der Länder, zu reformiren und neue Mittel zu schaffen, die wachsende Volksmenge zu nähren und zu kleiden.

Es ist ein grossartiges Schauspiel, das uns die Arbeit der Naturwissenschaft darbietet, wie sie einem mächtigen Triebwerke gleich, wo hundert und aber hundert Räder in einander greifen und selbst der kleinste Theil nicht bedeutungslos oder überflüssig ist, die tief vergrabenen Schätze der Erkenntniss hebt und Kräfte zu Tage fördert, geschickt die widerstrebende Natur zu zwingen und in eine Segensquelle für Gegenwart und Zukunft umzubilden. Ein Hauptverdienst Alexander von Humboldt's bestand namentlich darin, dass er nicht nur in diesen verschiedenen Zweigen der Wissenschaft, deren jeder zum Verständniss einen Meister fordert, daheim war, sondern dass er ihre Beziehungen zu einander und auf das Ganze der Erde sowohl in der vollendeten Form des Kosmos zu beschreiben, als sie insbesondere zu den erfolgreichsten Entdeckungen auf dem Gebiete der physischen Geographie und Meteorologie zu verbinden wusste.

Schauen wir am Schlusse dieses Capitels noch mit einem Blick auf den hellen Widerschein, welchen der Glanz der Naturwissenschaft auf die gesammte Umgebung wirft: o! da möchte man wünschen, dass einer unserer Altvordern aus dem Grabe erstünde, sich die ehemalige Heimath anzusehen, wie sie völlig verwandelt ist. Müsste er nicht in die Mährchenwelt von „Tausend und eine Nacht" sich versetzt glauben? Gellert hat einmal seine Fahrt mit einer Landkutsche gar ergötzlich beschrieben und es sollte uns nicht wundern, wenn ehedem mancher, der in dem ungeschlachten Wagen auf holprigem Wege am Hochgericht vorbeifuhr, den Gedanken fasste, ob der gerädbrechte Mörder wohl grössere Qual ausgestanden denn der friedsame Reisende. Ein Besuch in der benachbarten Stadt war früher ein Ereigniss, das nicht selten durch die Niederlegung eines Testamentes vorbereitet ward. Ein Geschichtschreiber des vorigen Jahrhunderts berichtet treuherzig, es sei die berühmte via Friderici in der Urkunde Benedicts VIII. von 1012 offenbar dort gewesen, wo unlängst die schlechten Wege gebessert worden, als ob das Wunder der Wegebesserung so einzig in der Welt, dass jedermann solche Stätte in ewigem Gedächtniss bewahren müsse. Jetzt überzieht ein Netz von

Eisenbahnen weithin die Länder Europa's und Nordamerika's, selbst Asien, Afrika und Australien haben ihre Schienenwege und immer weiter erstreckt sich das Netz, bis alle Erdfesten umstrickt, alle Eilande umsponnen sind. Schon 1867 konnte durch sämmtliche Bahnlängen ein vierfacher Eisengürtel der Erde in der Gegend des Aequators angelegt werden und die tägliche Beförderung von mindestens drei Millionen Menschen kennzeichnet die moderne Völkerwanderung. Brausend führt die Locomotive den langen Wagenzug, erfüllt von den Repräsentanten aller Nationen, befrachtet mit den Producten zweier Hemisphären von Ort zu Ort; von Petersburg nach Paris nur noch eine Spazierfahrt in grösserem Maasstabe; Ströme, die kaum dann und wann das Joch einer Brücke geduldet, von colossalen Bauwerken überspannt, Thäler in gedoppelten Bogenreihen überschritten, Felsen durchbrochen, ja selbst das Alpengebirge im Begriffe durchbohrt zu werden, um jenseits und diesseits der Berge den gewaltigen Gegensatz von Land und Leuten in einem Zuge zu vereinen. Dampfflotten bedecken die Meere, Fahrten von Europa nach Amerika, durch's rothe Meer nach Ostindien sind alltägliche Kleinigkeiten geworden. Die ersten Erdumsegler gebrauchten 1124 Tage, in 777 bezwang der dritte seine mühselige Aufgabe. Jetzt rechnet man nach Vollendung der Pacific-Bahn von London bis San Francesco nur 17 Tage, und doch liegen beide Orte fast um ein Viertel des Erdumfanges auseinander. Dort, wo einst öde Heiden gewesen, erheben sich Paläste mit einem Walde dampfender Essen, als ob, nachdem die Vulkane der Vorwelt erloschen, der Mensch mit seiner Thätigkeit ihre Stelle eingenommen. Bald werden unsere Kinder das Mährlein vom Dornröschen nicht mehr fassen, wer hat von ihnen noch eine Spindel gesehen? aber die Spinnmaschinen sausen und schnurren, in der hundert- und tausendfältigen Industrie dampfen die Kessel, heben und senken sich Kolben, drehen sich Räder, rollen die Walzen, es sprüht, glüht, siedet, zischt, zerfliesst und formt sich und die festesten wie zartesten Gebilde, glänzend und farbenreich, zierlich und gewaltig, nützlich und angenehm, sie stehen in solcher Fülle vor uns, dass unsere Sinne verwirrt werden. — Mit Recht galt

vormals der hinkende Bote als ächter Repräsentant der durch die Welt langsam wandernden Neuigkeit; jetzt fliegt mit der Blitzpost, mit dem elektrischen Telegraphen die Botschaft über Land und Wasser und während die sibirische Linie, beharrlich fortschreitend, Asien und Amerika verbinden will, soll nächstens das dritte transatlantische Kabel Europa mit der neuen Welt in elektro-magnetischen Rapport setzen. Wie bescheiden war die erste Wirksamkeit, welche die berühmten Göttinger Gelehrten [1]) ihrer folgenreichen Erfindung gaben, und nun die beinahe fabelhaften Fortschritte; nicht nur Zeit und Raum scheinen vollständig überwunden, selbst die strenge Etiquette kaiserlicher und königlicher Höfe ist siegreich durchbrochen von der gezähmten Naturkraft, Fürsten und Grosse der Erde empfangen und erwiedern huldreich die Telegramme einer fröhlich zechenden Gesellschaft. — Der Geognost erbohrt hier mächtige Salzlager, dort für die schwindenden Wälder unerschöpfliche Kohlengruben, die Wüste erfrischt sich durch artesische Brunnen, die Gärten stehen geschmückt mit der Farbenpracht fremdländischer Blumen, die Felder bepflanzt mit nützlichen Nahrungspflanzen und Futterkräutern aus entlegener Zone, während die lange verödeten Flüsse und Teiche von künstlich gezüchteter Fischbrut wimmeln. — Wie jämmerlich zerschlug sich früher die dienende Jungfrau die Finger, bis ein zündender Funke in die verkohlten Lappen gefallen und mühselig das elende Talgsstümpfchen zum Brennen gebracht worden, jetzt — ein einziger Strich des Phosphorhölzchens und im zweiten Moment strahlt die Helle der Petroleumlampe. Mit der Handlaterne stolperte man sonst durch die stockdicke Finsterniss, wo nun der blendende Schein der Gasflammen Nacht in Tag verwandelt, ja das Wunder elektrischen Lichtes feenhaften Glanz verbreitet. An den Schaufenstern sieht man die Mannichfaltigkeit photographischer Bilder in stets sich hebender Vollkommenheit, die Züge treuer Freunde oder berühmter Zeitgenossen in sprechender Aehnlichkeit wiedergebend, während man

1) Gauss und Weber errichteten 1833 den ersten elektrischen Telegraphen zwischen dem physikalischen Cabinette und der Sternwarte in Göttingen.

bei den alten Schattenrissen in's Mohrenland oder an die Ufer des Styx sich verzaubert wähnte. Die Stelle des langweiligen Kaleidoskops hat das interessante Stereoskop eingenommen, das uns im Nu vor die Prachtbauten der Weltstädte versetzt, als wandelten wir um ihre Paläste und Kathedralen. Die einfachsten Handwerke werden durch ungemein kunstreiche Maschinen gefördert; der Landmann prüft mit chemischer Kenntniss Bodenart und Bedürfniss der zu bauenden Pflanze, Dampfpflüge durchackern mit Windesschnelle die Felder, Säemaschinen drillen den Samen und erzielen verbunden mit künstlicher Düngung reiche Erträge, Locomobilen dreschen die Masse des geerndteten Getreides, während weit aus den Pampas des Silberstromes, wo einst die Expedition schottischer Mädchen zum Melken der Wildkühe kläglich geendet, Liebig's Genie Kraftbrühe zaubert für Europa's Hausfrauen und Köchinnen — traun! es ist nicht zu fassen der Fortschritt des Jahrhunderts und wenn auch aus ferner Vergangenheit Salomo's glückliche Regierung silberhell glänzet, so künden unsere Tage galvanisch vergoldet den Anbruch eines ungleich schönern, ja eines goldenen Zeitalters.

---

2. Kapitel.

Düstere Schatten.

„Also wandelte Salomo Astharoth, dem Gott „derer von Zidon, nach und Milkom, dem Gräuel „der Ammoniter. Und Salomo that, das dem „Herrn übel gefiel und folgte nicht gänzlich dem „Herrn, wie sein Vater David.“ 1. Kön. 11, 5. 6.

„Wo viel Licht ist, pflegt viel Schatten zu sein“ sagt das Sprüchwort und wir finden vielleicht natürlich, dass diesem Lichtbilde, welches wir zuvor entworfen, der nöthige Schatte nicht fehlet. Allein Schatte und Schatte ist zweierlei. Wenn Schiller in der Bürgschaft sagt:

„Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün
„Und malt auf den glänzenden Matten
„Der Bäume gigantische Schatten;

so lässt man sich das schon gefallen; sind wir dem glühenden Sonnenbrand auf der baumlosen Ebene glücklich entronnen, nimmt uns des Waldes Dunkel auf. O! wie ruht's sich so süss unter dem Schatten der Buche, die tiefe friedliche Stille melodisch durchbrochen von dem Rieseln des Rinnsals zur Seite, von dem Rauschen der Wipfel über unseren Häupten, Waldesduft, Vogelsang — aber man sollte meinen, jeder kennt auch andere Gestalten, Schatten düsterer, unheimlicher Art. Die schwarzen qualmenden Rauchwolken, die aus deinem Hause wirbelnd emporsteigen und dir verkünden, da drinnen wüthet ein verzehrend Feuer; oder wie wir's erlebt, wenn sich ein kalter eisiger Nebel auf das Land legt, dass man kaum über die Strasse hinweg sehen kann, der Himmel verschleiert, die Erde verhüllt, alles grau in grau gefärbt und 28 Tage lang kein Sonnenblick — wir wollen schweigen von der Nacht der Verschütteten und lebendig Begrabenen. Nun auch solche schwarze Ungethüme durchziehen unsere schöne Zeit und erfüllen manches Herz mit banger Ahnung.

„Galvanisch vergoldet" nannten wir unsere Zustände; doch ist noch ein himmelweiter Unterschied zwischen gediegenem Golde und äusserlicher wenn auch geschickter Vergoldung. Sie nützt ohne Zweifel und ist billig zu haben, aber täuscht manchen über den wahren Werth. Sie reibt sich ab, das unedle Metall wird sichtbar und nicht selten hat ein Vergolder, der mit wunder Hand in dem Cyankalium arbeitete, Spuren der Blausäurevergiftung davon getragen. Mancher, der unsere Tage vergolden half, hat sich in seiner Seele vergiftet und schweren unheilbaren Schaden davon getragen.

Wir erwähnen zunächst einer an sich sehr nützlichen Erscheinung die man Ironie des Schicksals zu nennen pflegt und welche bald in mehr humoristischer Laune, bald in schneidendem Sarkasmus sich vernehmen lässt. Ein Gelehrter, zu dessen Füssen wir einst gesessen und ein Collegium über Meteorologie gehört, beschäftigte sich nachmals viel mit dem Erdmagnetismus und wurde Vorstand einer magnetischen Station. Als er eines Tages an seinem Gauss'schen Magnetometer durch's Fernrohr blickt, da bemerkt er eine Störung der Nadel von

solch fabelhafter und bis dahin unerhörter Grösse, dass ihm buchstäblich alle Haare zu Berge stehn. Ohne weiter zu prüfen theilt er mehreren Bekannten seine Erfahrung mit und man ist der Ansicht, dass entweder Nordlichter von ungemeiner Pracht müssen irgendwo gewesen sein oder aber sind die Vulkane der ganzen Andenkette aus ihrer Ruhe erwacht, speien Feuer und Flamme um die Wette, oder ein Erdbeben hat viel leicht ganz Madagascar, ganz Neuseeland verschlungen oder gar die verlorene Atlantis aus den Fluthen des Meeres wieder emporgehoben. Es gab damals noch keine elektrischen Telegraphen und man war auf die Zeitungen angewiesen. Mehrere Wochen blätterten alle Naturforscher und suchten nach Nachrichten über das gewaltige Ereigniss, ohne indess das mindeste darüber zu finden und etliche sollen damals an der ganzen Theorie des Magnetismus zweifelhaft geworden sein. Aber der Leiter der Station verschwieg weislich die Ursache. Ein Spassvogel war in das stets wohlverwahrte Observatorium gestiegen und hatte das Fernrohr des Theodoliten verrückt, der gute Professor aber vergessen die unveränderte Lage der Axe zu prüfen. — Dies Geschichtchen erlebt, wenn auch in verschiedener Form, viel hundert Auflagen.

Als zum ersten Male sich die Cholera unserem Vaterlande nahte, wurde die halbe Welt von einem panischen Schrecken befallen, den die Regierung in bester Absicht freilich aber doch sehr unnöthiger Weise noch verdoppelte. Man glaubte damals, — die höchsten Autoritäten der Wissenschaft hatten dafür gestimmt — dass Gesunde und Kranke durch barbarische Räucherungen könnten gerettet werden. Auf den öffentlichen Plätzen wurden Scheiterhaufen angezündet, mächtiger denn in den blühendsten Zeiten der Hexenprocesse, ein stinkender Qualm verpestete die Strassen und hatte man sich in's Haus gerettet, so ging man nur grösseren Qualen entgegen. Auf Befehl der von der Naturwissenschaft inspirirten Polizei hatte sich jede Familie einen Räucherapparat anschaffen müssen, der etliche Thaler kostete und für welchen nachmals niemand einen Dreier bieten mochte und über diesem Marterkasten wurden „Väter, Mütter, Brüder, Töchter, Kinder, Knaben“ auf das unbarm-

herzigste eingeschmaucht. Nach zwei Jahrzehnten fanden wir einst einen hülflos verlassenen Cholerakranken, dem Weib und Kind schon gestorben und dess sich Niemand annehmen wollte, denn er war als Preusse ein Fremdling. Ein trefflicher Arzt, dem solches gar nicht oblag, behandelte auf unsere Bitte den armen Kranken und gab ihm Strychnin in Dosen, die auszusprechen schaudern macht. Der Mann genas und Schreiber dieses wollte schon ein Lob des Strychnin's in gebundener Rede abfassen, da gebot der wahrheitsliebende Arzt Einhalt: „Man wisse noch nicht, ob die tödtliche Wirkung der Cholera durch das Strychnin, oder die nicht minder tödtliche des Strychnins durch die Cholera paralysirt sei.“ Später hat man an die Stelle des Strychnins baierisches Bier gesetzt: „Dampf, Gift, Bock“ ein allerdings nicht zu leugnender Fortschritt. Aber dann ist auch diese Theorie in der Pettenkofer'schen Grundwasseridee untergegangen, die mir von jeher als sehr problematisch erschienen, bis jüngst der bengalische Reispilz als der Urheber alles Uebels verfolgt ward und auf meine Frage: was sagt die medicinische Wissenschaft zu der argen Seuche? jüngst ein vielerfahrener Arzt erwiederte: „Pilze, nichts als Pilze; diese Bösewichter erzeugen Diphtheritis, verbreiten Cholera u. s. w.“ Aber was ist dagegen zu thun? Antwort: „Das weiss kein Mensch!“

Und tausend andere Neckereien erlaubt sich die dem Menschen feindselige Macht, ohne Ansehen der Person, den naturwissenschaftlichen Eiferer wie den unwissenschaftlichen Verächter treffend, sie misst mit gleichem Maasse Freund und Feind des Copernikus. Ein Schneesturm fegt durch's Land, da bleiben mit einem Male alle Bahnzüge liegen; ein gewaltiges Wintergewitter ziehet herauf, wie im December 1868; die Windsbraut heulet, pechschwarze Nacht bedeckt die Erde, nur die Thurmspitzen, die Zacken der Bäume erglühen von dem unheimlichen St. Elmsfeuer, die Telegraphen sind plötzlich gelähmt, theils durch die Gewalt des Wetters zerstört, theils durch die grössere elektrische Macht bezwungen. In einer Stadt geht jählings die gesammte Gasbeleuchtung aus und ägyptische Finsterniss herrscht, wo früher der blendende Glanz der Gasflammen ge-

strahlt. In London trat einst ein solch dichter Nebel ein, dass die dortige musterhafte Beleuchtung total illusorisch wurde, und um die Verlegenheit zu steigern, versagten auch hier mit einem Schlage sämmtliche Drähte des elektrischen Telegraphen, so dass in diesem Mittelpunkte des lebendigsten Verkehrs ein Stillstand eintrat, der wiederum die Quelle gräulicher Verwirrung wurde.

Das sind die kleinen Tücken des Geschicks oder wie wir's nennen; ist es die liebevolle Sorge unseres himmlischen Vaters, dass seine Kinder auf Erden nicht zu übermüthig werden, dass nach des Sprüchworts Ausdruck die Bäume nicht in den Himmel wachsen? Aber bei andern Vorkommnissen da hört doch der Humor auf und ein eiskalter Schauder fasst uns im Nacken. Trotz unserer meteorologischen Stationen mit ihrer sorgfältigen Beobachtung des Luftdrucks, der Wärme, der Windesrichtung und dergl., trotz unserer Telegramme, welche diese Beobachtungen nach allen Seiten mittheilen, trotz der scharfsinnigen Combinationen unserer Gelehrten, welche aus gewissen Anzeigen das nahende Ungewitter vorher verkünden, trotz aller Warnungssignale, Nothschüsse, Blitzfeuer — wir können den Hereinbruch jener fürchterlichen Stürme nicht abhalten, wie z. B. einer im October 1864 die Nord- und Ostsee durchtobt, zahlreiche Schiffbrüche verursacht und neben der kostbaren Ladung das weit kostbarere Leben von viel Hunderten muthiger Seefahrer geraubt hat. Die Orkane der Tropenzone sind durch eine Reihe von Vorbedeutungen in ihrem Kommen zu spüren; dennoch gelingt kein Entrinnen, urplötzlich bricht der Tornado los, wie wir aus Ostindien vor nicht gar langer Zeit vernommen, wo allein in der Umgebung von Calcutta 12000 Menschen umkamen und die Ufer des Stromes bedeckt waren mit den Trümmern unzähliger Fahrzeuge. — Man hat wohl zum öftern gesagt, dass seit Einführung der Kartoffel eine Hungersnoth in Europa unmöglich geworden. Freilich 1816—1817 strafte die Behauptung Lügen. Doch sagte man uns wieder, der gehemmte Verkehr jener Zeit, die Schwäche und Seltenheit der Transportmittel trugen damals die Schuld, das kann heute nicht mehr passieren. Allein was haben wir nicht alles trotz dieser be-

stimmtesten Versicherungen erlebt? Erst die Kartoffelkrankheit, von der uns alle chemischen Analysen der kranken und gesunden Knollen, alle Kunst und Weisheit der Pflanzenphysiologie nicht errettet haben, welche die Bevölkerung Irlands um mehr als $1\frac{1}{2}$ Millionen minderte, Hunderttausende übers Meer trieb und jenseits des Oceans den Keim zu allen fenischen Unruhen unserer Tage legte. Darnach kam die ostindische Hungersnoth, wo Myriaden starben, die erst durch Baumwolle reich geworden, an Mangel des Reises verdarben; darnach die schwedische, ostpreussische, die entsetzliche finnländische und nun die litthauisch-esthländische in jenem Russland, wo Berge von Getreide verfaulen aus Mangel der Abzugscanäle. Auch hier werden die Superklugen den geschickten Ausweg wissen, das sei einmal geschehen und nun nicht wieder. Ob wir ihrer Weissagung Glauben schenken? ob wir nicht besser thun das Wort jenes Einen zu beherzigen, in dess Mund kein Betrug erfunden worden, der da spricht: „Es wird sich ein Volk über das andere empören und ein Königreich über das andere. Und werden geschehen Erdbeben hin und wieder und wird sein theure Zeit und Schrecken. Das ist der Noth Anfang.“ [1]) Und nun noch ein kleines Ereigniss, von dem wir persönlich Zeuge gewesen. Ein Knabe zwischen sechs und sieben Jahren sieht seinen Vater schön gebackene Kuchen aus dem Ofen nehmen. Dem bittenden Kinde wird ein Stück gereicht; ein Splitter der hartgerösteten Kruste ritzt unbedeutend das Zahnfleisch und in Zeit von vierzehn Stunden hat sich der Knabe todt geblutet, kein Mittel war nah und fern aufzutreiben, das strömende Blut zu stillen. Er gehörte offenbar zu jenen unglücklichen Blutern, für welche unsere ärztliche Wissenschaft keine Hülfe weiss. Man hat nun zwar den menschlichen Körper nach allen Richtungen hin anatomisch, physiologisch, chemisch zerlegt und untersucht; sollte man unseren Materialisten glauben, die so erbaulich von den Nahrungsmitteln zu reden wissen, so wäre es ein wahres Kinderspiel einem Menschen die etwa fehlenden Stoffe durch den Magen in entsprechenden Speisen oder Getränken zuzuführen.

1) Marcus 13, 8; cf. Matth. 24, 7. Lucas 21, 10. 11.

Aber es muss doch wie in Karl Moor's so auch in der Materialisten Register ein Loch sein, kurz den Blutern ist nicht zu helfen. Durch äussere chirurgische Hülfe lässt sich in gewissen Fällen die Wunde schliessen, bei günstiger Sachlage das verlorene Blut allmälig ersetzen, allein die krankhafte Disposition zu ändern ist bis auf diese Stunde noch nicht gelungen.

Doch auch dieses sind nicht die bedenklichen Zeichen; das ist immer gewesen und nöthigt den Menschen sich unter die gewaltige Hand des Herrn zu demüthigen; nun aber kommen die wirklich schwarzen düstern Schatten unserer Zeit.

Fangen wir bei der Jugend an, auf welcher die Hoffnung der Zukunft ruht. Vor nicht gar langer Zeit erhob sich ein gewaltiger Sturm gegen unsere Jugendbildung und wäre etlicher Leute Meinung durchgegangen, so hätte man das ganze klassische Alterthum sammt seinen Priestern und Leviten auf den Aussterbeetat gesetzt. Weg mit dem kindischen Homer! hiess es, weg mit dem altväterlichen Cicero! — alte Leute sind nach Vogt's Ansicht ohnehin erbärmliche Subjecte — Natur, eitel Natur, Naturbeobachtung, Naturbeschreibung, Naturforschung, Naturkunde, Naturlehre, Naturwissenschaft, das ist das Element, in dem unsere Jugend muss schwimmen lernen, statt in dem Staube jener alten, vermoderten Römer und Griechen zu ersticken. Die Angriffe auf den bisherigen Gymnasialunterricht fanden einen mächtigen Widerhall in den Klagen über die Volksschule. War dort zu viel Heidenthum, so überwucherte hier das Christenthum. Bibel, Katechismus, Gesangbuch sollten auf halben Sold gesetzt, ja auf ein Minimum reducirt werden, um Raum zu gewinnen für die eingehendste Naturbetrachtung. Ein berühmter Pädagoge stellte die Forderung, jeder Volksschullehrer müsse Astronomie studiert haben, solle bei seinem Amtsantritt sofort die Länge und Breite seines Wohnorts bestimmen. Der Behauptung der Pietisten „das Haus des Lehrers müsse ein Bethaus sein", setzte er die seinige entgegen „es müsse ein Observatorium werden". Bei dem Einfluss, den neuerlichst die Chemie auf die Landwirthschaft erlangt, stellten landwirthschaftliche Vereine die rügende Frage, warum in unseren Volksschulen noch kein Cursus über Chemie eröffnet

worden und dergleichen. Wie weit solcher Tadel die verschiedenen Regierungen zu einer Aenderung ihres Erziehungsplanes bewogen, ist uns nicht bekannt geworden; aber angenommen sie hätten der Zeitströmung nachgegeben, so bedarf es keiner allzustarken Einbildungskraft, um zukünftige Zustände der Elementarschule vor Augen zu sehen. Man denke sich demnach unsere Lehrer, deren Gehalt hier zu Lande zwischen 150 bis 500 Thlr. schwankt, mit Ermittlung der Länge und Breite beschäftigt. Ein jeder ist mit einem Ertel'schen Universalinstrument, dessen Preis, wofern die astronomischen Nachrichten nicht gelogen haben, von 415 bis 2500 Gulden aufwärts steigt, mit einem Kessels'schen Chronometer und einer Berliner Ephemeride bewaffnet, um Zenithdistanzen zu messen, Fixsternbedeckungen zu beobachten. Offenbar haben die Gemeinden tiefer in den Säckel gegriffen, als ihre Gewohnheit seither gewesen, um die Gehälter ihrer sternkundigen Cantoren und Organisten aufzubessern. Die Schule hat sich in ein chemisches Laboratorium umgewandelt; die rauheren Knaben haben sich auf die unorganische, das zartere weibliche Geschlecht auf die organische Chemie geworfen. Bei ihrer natürlichen Lust an Lärm und Krachen präpariren jene Knallgas und alle möglichen knallsauren Salze, Knallgold, Knallquecksilber, genug um alle Ephoren, Inspectoren, Regierungsräthe in die Luft zu sprengen; dieses statt des bisher üblichen Kartoffelhackens resp. kochens bereitet Solanin, des Schulmeisters Töchterlein gewinnt aus des Vaters Tabackpflanzung Nicotin, andere werfen sich auf die Darstellung von Atropin Daturin, Hyoscyamin und ähnlicher tödtlicher Gifte, genug um allen Feinden des Vaterlandes zu vergeben, aber auch die gesammte Medicinalpolizei an den Rand der Verzweiflung zu bringen. Es wäre rein nicht mehr zum Aushalten, alle Spanne lang ein Sternseher, alle Sekunde die Explosion einer Orsini'schen Bombe, jedes rosenwangige Mägdlein eine geschulte Giftmischerin. Gott Lob! dass wir so weit noch nicht gekommen; auch was die gelehrte Bildung betrifft, so muss man neuerdings ein Haar gefunden haben in der überschwänglichen Pflege der Naturalia und gemerkt, dass aller Ehren der soliden Wissenschaft unbeschadet in den alten Heiden

Homer und Herodot, Platon und Sophokles, Livius und Tacitus sittliche Kräfte und Mächte der Bildung ruhen, welche die Naturwissenschaft in abstracto nicht besitzt und darum auch nicht gewähren kann.

Es ist wahr, entsetzlich gescheidte Leute sind aus unseren modernen Schulen hervorgegangen. Göckingk's Fritz kannte aller Nationen Pferde und wusste vom Tiegerthier in Afrika zu erzählen, doch solch ein Schüler der Neuzeit redet von adamitischen und präadamitischen Pferden, von Mastodonten und Megatherien, von den grausigen Ungeheuern der Tiefe, dem Ichthyosaurus und Plesiosaurus bis zur Welt der Trilobiten hin, dass vor der Gelehrsamkeit des Herrn Sohnes der alte Vater zu einem Fossil wird. Und das wäre noch erträglich: aber nun, wie Wackernagel — wenn wir nicht irren — erzählt, kommt solch ein mineralogisch-botanisch-zoologisch-physikalisch-chemisch zugestutzter junger Gelehrter zum ersten Male an das grosse weite Meer und als er gefragt wird „was sagst du dazu?" da plappert er eine auswendig gelernte Analyse her, dass das Meer aus Wasser bestände und Wasser sei eine Verbindung von 1 Aequivalent Sauerstoff und 1 Aequivalent Wasserstoff, in diesem Wasser seien so und so viel Procent Kochsalz aufgelöst, das sei eine Verbindung von 1 Atomgewicht Chlor und 1 Atomgewicht Natrium, und ferner x Theile schwefelsaure Talkerde und χ Procente Jod und z Brom und was weiss ich noch alles. Stundenlang sassen wir einst vor Andreas Achenbach's herrlichem Seestück „Fluth bei Ostende" und konnten uns nicht satt sehen; jener Bursche würde kopfschüttelnd gesagt haben, das wäre gar kein Meerwasser sondern Oelfarbe und würde uns eine Analyse der Farbstoffe hergeschnurrt haben wie ein Spinnrad, oder bei dem köstlichen Liede Wilhelm Müllers:

Aus des Meeres tiefem tiefem Grunde
Klingen Abendglocken dumpf und matt,
Uns zu geben wunderbare Kunde
Von der schönen alten Wunderstadt.
In der Fluthen Schooss hinabgesunken.
Bleiben unten ihre Trümmer stehn.
Ihr Zinnen lassen goldne Funken
Widerscheinend auf dem Spiegel sehn.

würde er uns von der Fortpflanzung des Schalls im Wasser und den Versuchen unterseeische Höllenmaschinen durch elektrische Funken zu entzünden unglaublich gelehrt und langweilig vorgeschwatzt haben.

Ach! wenn das am grünen Holz geschieht, was soll's am dürren werden? In der Jugend ist noch poetischer Trieb, Phantasie, Unbefangenheit; wo aber die gebrochen und weggespült sind, was für ausgelaugte, wässrige, sauertöpfische Gesellen müssen entstehen, reif für den Pfuhl, der mit Feuer und Schwefel brennt.

Das sind Gefahren, welche drohen, allein das Uebel hat sich anderwärts schon eingenistet. Es wird in der Schrift erzählt,[1]) dass einst die missgünstigen Pharisäer bei einem Wunder des Herrn mit der Behauptung aufgetreten seien, er treibe die Dämonen aus durch Beelzebub, das Oberhaupt der Dämonen. Beelzebub bedeutete ihnen bekanntlich den Teufel; doch stammt der Name von einer phönicisch-kananitischen Gottheit, dem Baal Sebub, dem Herrn der Fliegen, womit der Sonnengott bezeichnet wird, der durch seine Hitze die Fliegen erzeugt, also auch gegen das garstige Geschmeiss ein Helfer sein mag. Nun fassten in Erinnerung an den mordbefleckten, mit allen erdenklichen Unzuchtsgräueln verflochtenen Baalsdienst, der ein fressender Schade in Israel gewesen, die späteren Lehrer des Volkes mit vollem Recht als den Urheber solcher Scheuslichkeiten den Teufel und Satanas auf; daher der Name für ihn „Beelzebub", wie ja auch St. Paulus sagt,[2]) dass die Heiden, was sie opfern, das opfern sie den Dämonen, den bösen Geistern. Aber merkwürdig, dass in der Schrift nach den besten Lesarten „Beelzebul"[3]) steht statt „Beelzebub". Dieses „l" hat den Schriftgelehrten manche Noth gemacht und die Erklärungen gehen aus einander. Einige halten es für eine bloss euphonische Aenderung, andere glauben, dass die Juden mit Absicht und wie zum Hohn das Wort umgewandelt; denn im Talmud kommt sebel oder sebul als Bezeichnung des Kothes

1) Lucas 11, 14. 15; Matth. 12, 24.
2) 1. Cor. 10, 20.
3) Βεελζεβούλ.

vor, also Beelzebul = Kothkönig, Mistfürst. Dem sei wie ihm wolle, genug Beelzebul's Regiment ist mächtig geworden in unserer Zeit. Zwei Dinge bewegen der Leute Herz „Mist und Gold", beides ist so unähnlich und doch so innig verbunden und in beiden macht der Höllenwirth glänzende Geschäfte.

Dass man die Kraft des Düngers auf jede erlaubte Weise benutzt, dass man Guano von fernen Inseln holt, sein Lob auf landwirthschaftlichen Festen in Liedern feiert,[1]) Fabriken von Düngerstoffen in jeder Form und Zusammensetzung anlegt, die thörichte Sorglosigkeit früherer Zeiten vermeidet, das ist gewiss höchlich zu loben, aber damit auch genug! Traurig schon, dass der Tauschhandel mit Mist fast das einzige Band noch ist, was die unteren Stände der ländlichen Bevölkerung mit den grossen Besitzern verbindet; sonst Hass und Neid von der einen, tiefes Misstrauen, oft zur Verachtung gesteigert von der andern Seite. Schlimmer wenn ein Geistlicher auf der ersten Synode, der er beizuwohnen Gelegenheit hat, nur bittre Klagen vernimmt über den Mangel der Besserung. Er hält letztere für die Bekehrung der Herzen und meint das Seufzen treuer Hirten zu verstehen über den Mangel aufrichtiger Busse, lebendigen Glaubens. Falsch gerathen; der Acker ist zu mager, der Mist zu knapp und theuer. Und doch wird man mit den armen, kärglich besoldeten Pfarrern, die wenigstens dazumal oft nur wenig über 200 Thaler Gehalt gehabt, Mitleid empfinden; aber diese freche Verhöhnung alles Heiligen, wenn der Tagelöhner, der ein Stückchen Feld zur Bestellung erhalten, sich freuet und Gott danket für die schöne Erndte und hohnlachend antwortet ihm der Amtsverwalter „Gott?" „der Mist, nur der Mist hat's gethan! glaubt ihr E..l denn an einen andern Gott als den aus der Dunggrube? Mein Gott heisst Guano, Poudrette mein Paradies!"

Zugegeben, dass solches nicht immer so grell und grob ausgeführt wird, wie in diesem einzelnen Falle; in milderer Form geschiehts unzählige Mal. Gerade dem kleinen und geringen Stande wird der letzte Rest seines Erbes aus der Väter

1) Nach der Form und Melodie von Heine's Lorelei.

Zeit von einer Sorte halbgebildeter Leute schändlich geraubt und gerichtet. Man sieht heut zu Tage alles in steter Hast jagen nach Erwerb. „Arbeit“ und „Verdienen“ das ist die Losung und da giebt's keine Ruhe, keine Erholung, keine Kirche, keinen Sonntag, kein Gebet, keinen gemüthlichen Verkehr mit Weib und Kind. Die Kinder von früh an in Fabriken und schwerer Feldarbeit lassen, falls sie nicht zeitig durch übermässige Anstrengung verkrüppeln und dann der Gemeinde zur Last fallen, ihre Eltern späterhin verhungern und verkümmern; die Mutter todtkrank, von Almosen unterstützt, die Tochter mit Hut und Reifrock in der Stadt verbittet sich den Namen Jungfer und will Fräulein tituliert sein. Tausende von Maschinen verrichten die Arbeit, die zum Theil vormals von Menschenhand gewirkt ward — natürlich und in vieler Beziehung ein grosser Fortschritt. Aber während ehedem der Mensch als Herr erschien über die Arbeit, ist er jetzt nur zu oft der Bediente und Aufwärter der Maschine, die unbarmherzig bei einem Versehen seine Glieder bricht, seine Eingeweide verschüttet. Die beständige Fabrikarbeit, zumal wenn sie auch die Nächte in Beschlag nimmt oder sich auf die Anfertigung einzelner unselbständiger Stücke grösserer Ganzen beschränkt, dörrt geistig aus und ruinirt körperlich. Unermessliche Reichthümer werden vom Capitale erworben, die Arbeit aber bei wachsendem Angebot der Menschenkräfte schlechter bezahlt; so entsteht manchen Orts ein Menschenmarkt, nur in anderer Gestalt denn zur Zeit der Sklaverei. Der arme Guanodrescher, den jeder auf hundert Schritte flieht, greift wie im Instincte nach der Branntweinflasche und an diesem Gifte gehen Generationen zu Grunde. Mit wilder Gier und Gefrässigkeit fallen andere über das roh gehackte Schweinefleisch her und verschlingen pfundweise die gefährliche Kost; da schwillt der Kopf, da schwellen die Glieder zu scheuslicher Ungestalt; die furchtbare Trichinenkrankheit hat ihre Opfer gefunden.

Von der Kirche sind ganze Schichten der Bevölkerung völlig los; doch nicht so leicht gelingt dem Menschen den Stachel des Gewissens zu verwinden, er sucht nach Reizmitteln dasselbe abzustumpfen, nach beruhigenden es zu dämpfen und

beschwichtigen. De kommen ihm gute Freunde zu Hülfe; sie erklären ihm: „mit der Bibel ist's eitel Täuscherei, mit der Religion ein grossartiger Schwindel, Regung des Gewissens blosser Nervenreiz, Furcht vor Tod und Gericht pure Unterleibsbeschwerde". Wie gebildet, fein, ehrbar, mild, versöhnlich weiss Moleschott sein neues Evangelium vorzutragen. Er hofft die Kirchhöfe bald aufgehoben, die lieben Eltern, Geschwister, Freunde, Kinder als Dünger verarbeitet zu sehen d. h. nicht gerade in der Poudrettefabrik, sondern durch den natürlichen Verwesungsprocess in der Feldmark, die nach einem gewissen Wandelverfahren durch Leichen fett gemacht wird. Die Mutter, der früh der Liebling starb, indem sie später ihren Kaffee versüsst, denkt bei dem Zucker an die Runkelrübe, die auf dem Grabe des Frühvollendeten gewachsen und in deren Saft das Kindlein übergegangen, und fühlt sich reich getröstet. Eine Familie frisst die andere; ein Geschlecht vermodert und wächst als Gerste, Hafer, Linsen empor; es mästet Gänse, Hühner, Enten, die dann von andern Menschen gespickt, gebraten, verzehrt und verdaut werden, bis auch diese Generation zu unvermeidlichem Dünger wird u. s. w. [1]) Das ist die schöne Unsterblichkeitslehre unserer Materialisten. Für Moleschott wollten einst deutsche Studenten durch's Feuer laufen und seine Lehre wird unserm Landvolk von wandernden Evangelisten gepredigt. Andere pfuschen in der Astronomie herum und suchen von da aus die Schriftwahrheit wankend zu machen, andere stürzen sich in die Tiefen der Geologie, um aus ihr ein Arsenal zu füllen, das bei dem Kreuzzug wider das Wort vom Kreuz reichlich Rüstzeug gewährt; wieder andere wollen mit chemisch-physiologischen Säuren den ewigen Grund auflösen und kaum

1) Auch die heilige Schrift spricht davon, dass die Leichen der Erschlagenen sollen zu Mist auf dem Felde werden. Aber sie verkündet solches als ein entsetzliches Strafgericht über die götzendienerischen Völker. Jerem. 25, 33. Der materialistische Düngungsplan ist ein Rückfall in Massagetische Barbarei. Das ungeschlachte Wesen des Steppenvolkes hat eine äussere Metamorphose durch die Chemie erfahren, die Grundidee ist geblieben, s. Herodot I. 216.

hat ein gutmüthiger Tropf, wie in England Darwin[1]) sein naturhistorisches System aufgestellt, gleich rennt eine ganze Meute darauf los, um es als unwiderlegliches Material gegen die Lügen der Bibel für's deutsche Volk zu bearbeiten und zu verbreiten. Das gleichet den ausländischen Weibern, welchen Salomon an allen Ecken und Enden Altäre und Capellen bauen liess für ihre Götzen, und immer neue Weiber freite er, immer neue Gräuel schleppte er ein.

Ja das ist das Schnöde und Entsetzliche, nicht wenn solche Leute mit halb- oder ganzverrückten Theorien aufstehen — wer könnte alle Narren schneiden? — sondern dass unser Volk, ein Volk voll tief religiöser Anlage, gesegnet in geistlichen Gütern wie kein anderes, so schmählich sich prellen und ausbeuteln lässt, ja aller Orten gefoppt dennoch sich überweise dünkt und auf dem besten Wege an der Spitze der Nationen zu marschieren: Das sind die düsteren Schatten unserer goldenen Zeit.

---

1) Es möge sich niemand darob ereifern, dass wir einen solch gelehrten Forscher, Mitglied und Correspondenten aller europäischen und amerikanischen Akademien, Freund Humboldt's u. s. w. unter die Kategorie der gutmüthigen Tröpfe stellen. Wir unterscheiden den beobachtenden, scharfsinnigen, eine Unsumme Einzelheiten entdeckenden Darwin von dem unklaren Systemträumer gleichen Namens. Man kann die interessantesten Entdeckungen über die Augen der Katzen, über die Schwanzfedern der Tauben und ähnliche Kleinigkeiten machen und darum doch total unfähig sein ein Minimum aus den grossen Schöpfungsgedanken des göttlichen Wortes nachzudenken. Dass die Darwin'sche Theorie in Deutschland nur einen Augenblick Anklang finden konnte, ist die stärkste Ohrfeige, die jemals unser gelehrtes Vaterland empfangen. Da wo in verhältnissmässig kurzer Zeit drei solcher Meister der Dialektik, wie Hegel, Schleiermacher und Stahl gewesen, die Denkkraft der Zeitgenossen geschult, mit derlei Beweisen aufzutreten, wahrlich vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.

FRIEDENSSEHNSUCHT — FRIEDENSHOFFNUNG.

3. Kapitel.

Nothwendigkeit der Versöhnung; trübe Aussichten.

Es ist besser einem Bären begegnen, dem die Jungen geraubt sind, denn einem Narren in seiner Narrheit.

Sprüchw. Sal. 17, 12.

„Kein Friede“ lautete unsere erste Ueberschrift. Gewiss nicht: zwischen Christus und Belial kein Friede; kein, auch nicht der geringste Compromiss zwischen der Sonnenklarheit eines ewigen Evangeliums und dem Aufklärichter einer vom Glauben abgefallenen Bildung. Aber warum nicht eine Versöhnung von „Glauben“ und „Wissen“, „Gott“ und „Natur“, „Gottesweisheit, wie sie die Schrift giebt und „Naturwissenschaft“, wie sie die gelehrte Welt treibt?

Man sagt: die Wissenschaft will gar keine Versöhnung; sie will nichts mit der Bibel, nichts mit der Kirche, nichts mit frommen Leuten und deren Flehen oder Thränen zu schaffen haben; sie steht auf eigenen Füssen, ist sich selbst genug, bedarf eurer dargebotenen Freundeshand nicht, ihr Theologen, und verachtet euer Drohen, ihr Zeloten. Unbekümmert um rechts oder links geht sie die Bahn ihres Ruhms bis zum Tempel der Unsterblichkeit.

Mag sein; das hebt unsere Pflicht nicht auf. Ist sie grob, unhöflich, hochfahrend, übermüthig, so ist das kein Freibrief für uns, sie möglichst in gleich schlechter Münze zu bezahlen. „Vergeltet nicht Böses mit Bösem oder Scheltwort mit Schelt„wort, sondern dagegen segnet und wisset, dass ihr dazu be„rufen seid, dass ihr den Segen beerbet“, sagt der Apostel St. Petrus.[1]) Indess ist überhaupt ja noch die Frage, ob wirk-

1) 1. Petri 3, 9.

lich die Wissenschaft sich in der angegebenen unfreundlichen Weise äussert.

Es kann sich dabei doch nur um die Erklärung einzelner Gelehrten handeln; einzelne, und wäre ihre Anzahl selbst sehr erheblich, bilden noch nicht die Gesammtheit. Die Wissenschaft ist in gewissem Sinne freies Gebiet und keiner hat das Recht sich als Mandatar der gesammten Wissenschaft zu gerieren, um darnach Verträge abzuschliessen oder zu kündigen und Erklärungen abzugeben, die mehr bedeuten als seine persönliche Ansicht. Auf dem Markte hört man weniger das Geschrei der grossen Producenten oder reichen Fabrikanten, als vielmehr der Mäkler und Vorkäufer, der Kleinhändler und Trödler. So ist es auch auf dem Markte des Lebens; die tiefsinnigen Forscher sind oft gar still und arbeiten fern von dem Treiben der Menge ihre Meisterwerke aus, während eine andere Classe auf allen Strassen und Gassen sich breit und bekannt macht mit ziemlich wohlfeiler Weisheit. Doch selbst in dem Falle, dass wirklich die Wissenschaft sich spröde stellt gegen Bibel und Kirche, erfordert es die Billigkeit ihre Gründe zu prüfen; vielleicht dass manche Nachsicht verlangen, andere sogar uns Achtung abnöthigen. Wir haben stets ein lebendiges Interesse die Versöhnung zu suchen, ein Interesse, das nach zwei Seiten hin sich als ein theoretisches, wenn man so sagen will, und als ein praktisches offenbart.

Der heilige Paulus schreibt zwar an die Korinther:[1] „Nicht „viel Weise nach dem Fleisch, nicht viel Gewaltige, nicht viel „Edle sind berufen; sondern was thöricht ist vor der Welt, „das hat Gott erwählet, dass er die Weisen zu Schanden „mache; und was schwach ist vor der Welt, das hat Gott er„wählet, dass er zu Schanden mache, was stark ist; und das „Unedle vor der Welt und das Verachtete hat Gott erwählet „und das da nichts ist, auf dass er zu nichte mache, was „etwas ist: auf dass sich vor ihm kein Fleisch rühme."

Das ist nun alles buchstäbliche Wahrheit und jeder neue Tag liefert einen neuen Beweis zu dem Worte unseres Heilands,

1) 1. Corinth. 1, 26—29.

dass die Ersten die Letzten und die Letzten die Ersten sein werden. Aber so wenig wie des Herrn Ausspruch, dass eher ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, denn dass ein Reicher in das Reich Gottes komme, die Reichen insgesammt ausschliesst, sondern nur diejenigen, die sich auf den ungewissen Reichthum verlassen und zum Goldklumpen sprechen „du bist mein Trost“: so wenig schliesst auch jenes paulinische Wort alle Weise und Gelehrte aus. An anderen Stellen präcisiert er diese Weisheit der Welt als lose Philosophie und Gezänke falsch berühmter Kunst, *ψευδώνυμος γνῶσις*. Er selbst ist ein durchgebildeter, in der Weisheit der Juden und Griechen reich erfahrener Mann. In Jerusalem zu den Füssen Gamaliel's gesessen, von Tarsus her, einer Pflanzstätte griechischer Kunst und Wissenschaft, wohl vertraut mit hellenischer Cultur und Dichtung, weiss er zu Athen in der Philosophenstadt gar meisterlich zu reden und seine Kenntniss zu verwerthen, damit er Seelen fahet für Gottes Reich. Ja in den Zeiten, wo der Humanismus im höchsten Flore stand, so dass Cardinäle über das schlechte Latein der Vulgata jammerten und Cicero beinahe für einen Heiligen der Kirche geachtet ward, muss doch Erasmus bekennen, dass z. B. im Römerbriefe Stellen sind, dagegen auch ein Cicero in Schatten tritt.[1])

Paulus erklärt den Christen unverholen:[2]) „Alles ist euer!“ Er giebt ihnen damit die ausgedehnteste Anweisung auf alle Güter und Schätze Himmels und der Erde, denn auch der Kosmos soll ihr Eigenthum werden. Wie zur Zeit des alten Bundes die Kunst und Weisheit der Aegypter von Mose nicht abgestreift und weggeworfen ward, sondern geadelt durch den Dienst im Reiche Gottes: so hat nachmals die christliche Kirche sich das verlassene Erbe der antiken Bildung und Kunst angeeignet von Rechtswegen und was im hellenischen oder römischen Heidenthum nur bis zur Blüthe gelangt, ist unter der Gnadensonne des Evangeliums zur schönsten Frucht gereift.

Nicht minder weist das unmittelbare Wort des Herrn

1) Ueber den Schluss des VIII. Capitels, die Epistel am Tage St. Jacobi sagte Erasmus: „quid unquam Cicero dixit grandiloquentius.“

2) 1. Cor. 3, 22.

darauf hin Marc. 16, 15: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Creatur. Die hier genannte *Κτίσις* einseitig auf den Menschen beschränken zu wollen, gäbe einen matten und flachen Sinn. Wir müssen das Wort in der weitesten Bedeutung fassen. Wir werden im Verlaufe der Untersuchung zu der gedankenreichen herrlichen Stelle im Römerbriefe von der „seufzenden Creatur" kommen, hier genügt es zu bemerken, dass wir solchen Namen nach jeder Seite nicht bloss auf die göttliche Schöpfung im weitesten Verstande, sondern auch auf die abbildliche menschliche Schöpfung ausdeuten. Nicht nur dem einzelnen Menschen als Individuum soll das Evangelium gepredigt werden, sondern dies Wort vom Kreuz soll das ganze Familien- und Volksleben, das Staatswesen, die Gebiete der Wissenschaft und Kunst wie ein Sauerteig durchdringen. Nicht bloss die Heiden sind ein Gegenstand der missionierenden Thätigkeit der Kirche, sondern auch das Reich, wo des Geistes Künste gebieten. Wir dürfen nicht ruhen, so lange noch ein Land, ein Volk verschlossen liegt den Sendboten des Evangeliums, aber wir dürfen auch nicht ruhen, so lange noch mitten in der Christenheit stolze und starke Burgen stehen, die das Panier des Kreuzes nicht auf ihren Zinnen wehen lassen. Es handelt sich dabei nicht um eine Knechtung der freien Wissenschaft unter das Joch irgend einer theologischen Schule oder unter die Botmässigkeit der zeitweiligen Kirche, die vielleicht von heftigen Stürmen bewegt, in Welthändel tief verwickelt, von Weltlust arg befleckt ist. Das aber muss die Wissenschaft lernen, dass nur die recht frei sind, welche der Sohn frei gemacht. Wird sie nicht Christi Unterthanin, so wird sie ein Werkzeug des Unglaubens oder des Aberglaubens oder menschlichen Hochmuths; sie säet Wind und erndtet Sturm.

Wir nannten dies das theoretische Interesse an der Lösung des Conflictes, richtiger hätten wir sagen sollen das allgemeine. Wir kommen zu dem speciellen oder praktischen. Es handelt sich aber um die Seelen der Menschen. Zwar können wir nicht erwarten, dass durch unsere Bemühungen jene überzeugt werden, welche in fanatischem Eifer darauf ausgehen,

die Wahrheit des Evangeliums anzufechten mit jeglicher Waffe, ehrlich oder unehrlich, vergiftet oder nicht vergiftet. Der Glaube ist ja nicht jedermanns Ding; es gehört zu ihm ein wunderbares Zusammenstimmen der göttlichen Gnadengabe mit der freien Willensthat des Menschen. Wir dürfen nicht hoffen die zu bekehren, die nicht glauben wollen, zumal wir nicht einmal wissen, ob ihnen überhaupt noch die Fähigkeit innewohnt einen andern Glauben zu erlangen, als welchen die Teufel haben. Aber ihrem augenblicklichen Siegesgeschrei gegenüber den Beweis zu liefern, dass wir nicht geschlagen sind noch fürchten es je zu werden, das ist eine heilige Pflicht. Man kennt die alte Taktik die Kirche, die Bibel, den Glauben allerwärts todt zu sagen, in Zeitungen, Vorlesungen, Broschüren, Romanen bis auf die Zettel in den Brust- und Knallbonbons hinab diese Todesanzeigen hinaus unter die Menge zu werfen. Da ist es nothwendig, dass die längst Begrabenen auferstehen, um, wäre es auch nur als Gespenster, unsere stolzen Freigeister in Furcht und Schrecken zu setzen.

Allein es giebt noch eine andere Classe, deren Unglaube den Stempel der Ehrlichkeit an sich trägt; Feinde des geoffenbarten Wortes nicht aus bewusstem Princip sondern durch Erziehung. Von der Kirche verwahrlost und vernachlässigt wissen sie nichts weder von der Perle des Evangeliums noch von der verborgenen Herrlichkeit der Braut Jesu Christi. Die ins Schlepptau des Unglaubens genommene Wissenschaft wirkt hemmend und störend auf jeden Versuch ein, sie dem Evangelium näher zu bringen. Hier muss die Leine, welche Feindschaft gegen das Wort und Wissenschaft verbindet, durch wohlgezielte Schüsse zersprengt, es muss die Wissenschaft geentert werden um als Brücke zu dienen, auf welcher das Evangelium jenen Herzen nahe kommt.

Auch unter den Gläubigen giebt es viele, die durch die kecke Behauptung, dass jeden neuen Tag die Wissenschaft eine neue Bresche in die alte Burg des göttlichen Wortes lege, hart geängstet und besorgt werden, es möchte ihr eigener Glaube Schaden nehmen, während eine andere Richtung, zwar felsenfest auf ihrem religiösen Standpunkt, mit einem ungerechten

Misstrauen auf alle wissenschaftlichen Bestrebungen sieht, namentlich die ganze Naturwissenschaft möchte versengen und verbrennen und sich selbst die Augen verschliesst für jene Triumphe, die der Herr vermittelst der immer weiter aufgedeckten und entsiegelten Natur sich bereitet.

Für uns reget sich je mehr und mehr eine heisse Sehnsucht nach Versöhnung des traurigen Zwiespalts zwischen heiliger Schrift und Naturwissenschaft; aber gestehen wir nur, die Aussichten scheinen zur Zeit trübe genug. Prüfen wir die Gründe für diese schmerzliche Annahme, vielleicht dass die Betrachtung der tiefen Kluft und des schwindelnden Abgrunds unsere Sinne und Nerven stärket. Die Ursachen liegen theils in der Bibel selbst, theils in der Wissenschaft, theils und vornehmlich in dem Menschen, sowohl demjenigen, der die Schrift auslegt, als demjenigen, welcher die Wissenschaft cultiviert.

Die heilige Schrift ist Gottes untrügliches Wort, — von diesem Satze lassen wir kein Jota fahren,[1]) — es fehlet in ihr nicht an einem, man vermisset auch nicht dies oder das.[2]) Im Gegentheil ein unermesslicher Schatz ewiger göttlicher Weisheit ruhet in ihren verborgenen Gründen, ein unendlicher Inhalt ist auch in ihren einfachsten, schlichtesten

1) Der in der neueren Theologie so stark betonte Unterschied zwischen „Wort Gottes“ und „heilige Schrift“ hat unleugbar innerhalb gewisser Gränzen seine Berechtigung; praktisch indess läuft alles auf ein „entweder — oder“ hinaus. Entweder ist die heilige Schrift die authentische Fixirung des geoffenbarten göttlichen Wortes „also ist's geschrieben und also musste Christus leiden“ — und dies ist die Auffassung der alten Orthodoxie — oder nicht, sie zeigt uns nur einen Reflex der Offenbarung in der Atmosphäre menschlicher Gedanken, in dem Spiegel semitischer Volksthümlichkeit. In letzterem Falle muss die Bibel durchaus aus dem Semitischen ins Japheritische und für die Kaffern ins Hamitische übersetzt resp. umgedeutet werden. Allein mir will ein solches reflectirtes, gebrochenes, polarisirtes, mit den Erscheinungen der Interferenz und Fluorescenz behaftetes göttliches Wort gar nicht gefallen. Die alte Orthodoxie ist klar und consequent; auch Uhlich und David Strauss besitzen eine zwar lichtverschluckende, doch energische Consequenz; das Flimmerlicht zwischen den Extremen giebt einen unruhigen, unsichern Flackerschein.

2) Jesaia 34, 16.

Worten beschlossen. Wie ein güldener Faden läuft durch die ganze Schrift, auch durch ihre dunkelsten Theile eine Geschichte des Heils, welches Gottes Liebe den armen Sündern bereitet, eine Predigt des gnadenreichen Evangeliums von der Versöhnung in Christo, die auch der Verstand des Unmündigen fassen kann, zumal wenn fromme Unterweisung sie anleitet. Aber dieser Faden, auf den die köstlichsten Perlen gereiht sind, geht über Tiefen hinweg, welche kein Bleiwurf menschlicher Vernunft ausgemessen, an Geheimnissen vorüber, deren Verständniss uns noch nicht geöffnet ist. Erkennen wir hierin Gottes wunderbaren Rath. Die Bibel ist kein Buch, dessen Studium vielleicht eine Weile viel Kopfbrechens kostet, aber einmal über die erste Schwierigkeit hinweg lesen wir's rasch zu Ende und haben's dann inne oder sind damit fertig, um etwas anderes zu beginnen. Es bleibt für jeden ein unerschöpfter Born; Gottes Brünnlein hat Wassers die Fülle. Je mehr wir uns in der Geschichte der christlichen Kirche zurechtfinden, um so mehr verstehen wir ihren Lauf in der Weise, dass wir die Kirche erblicken, wie sie in gewaltigen Geisteskämpfen aus der Tiefe des göttlichen Wortes eine Wahrheit um die andere ans Licht zieht und beim Aufbau ihrer Lehre als Säule oder Baustein verwendet. Das apostolische Glaubensbekenntniss enthält bekanntlich einen summarischen Begriff der Kirchenlehre. Betrachten wir die Ordnung der einzelnen Artikel, so finden wir dieselben der Reihe nach in der Geschichte nach mächtigem Ringen und unter heftigen Geburtswehen aus der Schrift herausgeboren und grossartig entwickelt, so z. B. die Trinitätslehre als Fundament, dann den ersten Artikel wider die Gnostiker, den zweiten Artikel vor allem gegen die Arianer, und wir können behaupten, dass wir heut zu Tage und seit der Reformation recht eigentlich im dritten Artikel stehen im Kampfe beschäftigt den summarischen Begriff zu einer *solida declaratio* auszubauen. Die Anfänge dazu liegen natürlich in früherer Zeit, namentlich was die Natur des heiligen Geistes anlangt; der Kampf des Augustinus und Pelagius über die Heilsordnung ist proleptisch, die Sache selbst wird erst im Reformationszeitalter ausgefochten und wir stehen jetzt sichtlich an

der Feststellung des Artikels von der Kirche. Die Bedrohung des Papstthums in seiner politischen Gestalt, der erschütterte starre Kirchenbegriff der römischen Kirche, das Ringen des lutherischen aus seiner Verschränkung, das nebelhafte Zerfliessen desselben in manchen protestantischen Denominationen, welche die Kirche ganz aufgehen lassen in der Commüne oder, wie andere wollen, im Reiche Gottes: das alles deutet auf neue Wehen, um diese zum Theil noch verdeckte Wahrheit ans Tageslicht zu ziehen. So wird auch einst die Stunde schlagen, wo das Lehrstück von den letzten Dingen, seit langem ein Lieblingsthema vieler Kreise, zur Klarheit kommen muss, wo die vorschnellen und einseitigen Erklärungen der Apokalypse, die oft wie ein kindisch Feuerwerk sich ausnehmen, vor der Sternenpracht, die aus diesem Buche uns aufgehen wird, erbleichen und verschwinden sollen. Aber gerade aus diesen Gründen bietet die Auslegung gewisser Theile der Bibel in den Stücken, die nicht unmittelbar zur Seligkeit der Seelen dienen, grosse Schwierigkeit dar und es ist z. B. was die Apokalypse anlangt, viel leichter seine Vorgänger zu tadeln als selber etwas aufzustellen, was haltbar und nicht anzufechten ist.

Verursacht uns somit die prägnante Fülle des göttlichen Wortes und seiner noch unerschlossenen Tiefen Schwierigkeit, so tritt uns bei der Naturwissenschaft ein anderer Anstoss entgegen. Wir werden das am besten verstehen, wenn wir letztere mit der Gottesgelehrsamkeit, mit der Theologie vergleichen. Es giebt fromme Christen, die durch die falsche Fährte, auf welche sich zuweilen die Theologie verirrt hat, geärgert dieselbe ganz und gar abthun möchten und den Jüngern des geistlichen Amtes rathen, statt in die Collegien berühmter Professoren in die Conventikel geringer Handwerker zu gehen um Nahrung für ihr inneres Leben zu finden. Das mag leider oft nur zu wahr sein, allein deshalb die ganze theologische Wissenschaft in den Bann thun, heisst das Kind mit dem Bade ausschütten. Trotz ihrer zeitweisen Verirrung, trotz der Sünden, Schwachheiten, Lächerlichkeiten ihrer Vertreter bleibt die Theologie die erste unter den Wissenschaften, selbst die Königin der Nacht, die Astronomie, darf sich nicht mit ihr messen;

sie ist eine Botschafterin im unmittelbarsten Dienste des himmlischen Königs. Verglichen mit der Naturwissenschaft ist sie trotz Aristoteles, auf den gewöhnlich letztere zurückgeführt wird, an Jahren und Erfahrung bei weitem älter, gediegener, erprobter. Man muss bedenken, dass die Naturwissenschaft Jahrtausende lang nur an den ersten Buchstaben gelernt hat; dass allerdings ihre Riesenfortschritte lediglich der neueren und neuesten Zeit angehören. Das gilt nicht für die Theologie; das Buch Hiob ist, abgesehen von seiner hohen dichterischen Schönheit, doch auch ein theologisches Meisterstück; die heiligen Apostel zumal Paulus und Johannes sind Theologen par excellence, letzterer heisst traditionell als Verfasser der Offenbarung Johannes der „Theologe".

Man hat vielfältig die systematische Anordnung der einzelnen Theile, die Abgränzung und Verbindung der verschiedenen Zweige der Wissenschaft, also die Ausbildung der formalen Seite, wie sie neuerdings hervorgetreten, verwechselt mit dem inneren Aufbau. Allein in den Schriften der Kirchenväter, in der Scholastik des Mittelalters liegt ein Gedankenreichthum aufgespeichert, daran man in theurer Zeit, wo kärglich gesäet und geerndtet wird, Brod's die Fülle haben mag. Die Theologie ist demnach eine alte erfahrene Weisheit, die Naturwissenschaft aber trotz ihrer frühen Anfänge ein Jungfräulein, bei allem Reiz und vieler Anmuth doch mit den Dingen des Lebens noch wenig vertraut, in Idealen schwebend und süssen Träumen sich hingebend. Den gereiften Mann, der des Lebens herben Ernst gekostet, und die lustige luftige Tänzerin, welche bald durch den Sternenreigen bald zwischen Blumen und Schmetterlingen des Erdenrundes flattert, diese beiden in ein Joch zu spannen ist eine missliche Sache.

Nun bedenke man ferner die ungeheuere Ausdehnung des Gebietes, auf welchem die Naturwissenschaft operirt und experimentiert, die verhältnissmässige Neuheit ihrer nothwendigsten Instrumente, die wahrhaft überschwängliche Mannichfaltigkeit der Gegenstände, auf welche sie ihr Augenmerk richten muss, um von vorne herein sich einzugestehen, dass sie überhaupt erst in den äussersten Vorhöfen zu den Geheimnissen der Natur

angelangt sein kann. Was gestern für ausgemachte Wahrheit galt, kann eine Entdeckung von heute gründlich umstürzen. Man bedenke, dass die Oberfläche unserer Erde nach Encke's Berechnung unter Annahme der von Bessel gefundenen Grösse des Erdradius und der Abplattung 9,261185 geographische Quadratmeilen beträgt. Ganze Regionen der arktischen und antarktischen Polarzone sind noch nie von eines Menschen Fuss betreten worden und welche verhältnissmässig geringen Räume sind bis heute gründlich in meteorologischer, geognostischer, botanischer und zoologischer Hinsicht erforscht. Feste Punkte sind wohl allerwärts gefunden und von da aus Excursionen in allen Richtungen unternommen; indess was bleibt in Asien, Afrika und dem Continente von Australien zu untersuchen übrig! Nehmen wir zu der Richtung nach Länge und Breite die Richtung nach oben und unten. Die Binnenmeere Europa's sind allerdings gehörig mit dem Tiefloth erforscht, allerwärts hat man die Küsten und die an die Küste stossende Meeresgegend zu ermitteln gesucht, aber was wollen die vereinzelten Tiefenmessungen in der Weite des Oceans und wie wenig wird im Verhältniss durch solches Lothen ermittelt, die Temperatur der unteren Schichten des Wassers, etwas von den fassbaren Theilen des Meeresbodens und dergleichen. Das Meer bleibt uns in seinen Tiefen ein völlig geheimnissvolles, unerforschtes Dunkel.[1]) Und nun erst auf dem Lande unsere tiefsten Bohr-

1) Als Beleg diene Folgendes: durch Tiefemessungen im atlantischen Ocean gewann man nachstehende Resultate: James Clark Ross fand 1843 zwischen St. Helena und der amerikanischen Küste mit 4600 Faden (à 6 englische = 5,7 pariser Fuss) keinen Grund, Capitain Denham lothete 1852 zwischen Tristan da Cunha und Südamerika mit 7706 Faden Grund, Lieutenant Parker in nicht grosser Entfernung davon mit 8300 Faden. Allein Maury bemängelt diese Messungen auf's stärkste und glaubt die eine auf circa 4000, die andere auf 6000 Faden reducieren zu müssen. La Place wollte aus theoretischen Gründen die mittlere Tiefe des Oceans als eine Function der Erdabplattung auf circa 10 Seemeilen (davon 16 auf den Grad des Aequators gehen), also in runder Summe zu 60000 Fuss annehmen. Whewell ermässigte auf die Beobachtung der Fluthwellen gestützt diese Grösse auf ca. ein Drittel; endlich glaubte man aus den sieben Wellen, welche

löcher, unsere Schachte, mittelst deren wir vielleicht bis zu einem Abstand von $\frac{1}{6}$ geographischen Meile von der Oberfläche hinabsteigen, was wollen diese einzelnen Versuche sagen zu dem ungeheuern Raum von 2650 Millionen Kubikmeilen, welche das Erdsphäroid einnimmt. Was wissen wir von diesen Räumen? Fast nichts und dennoch was wir erkundet, enthält der Wunder genug: die weiten mächtigen Grotten und Höhlen mit ihren Gebeinen untergegangener Thiergeschlechter oder wie die Adelsberger mit ihrem seltsamen lebendigen Proteus; die Vulkane, von denen 1783 ein einziger in Island eine solche Lavamasse ausspie, dass sie das Volumen des Montblanc um das sechsfache übertraf; die immer höher steigende Temperatur im Innern der Erde, so dass in den tiefsten englischen Bergwerken schon die Wärme der Sommermonate herrscht, während in demselben Maasse fortschreitend bei 10000 Fuss Tiefe die Temperatur des siedenden Wassers sein muss, bei 120000 Fuss aber bereits Basalt in geschmolzenem Zustand sich zeigen wird. Ferner die Beobachtung der vulkanischen Erscheinungen auf dem Plateau von Quito, welche unter der Hochebene einen Höhlenraum von mindestens $1\frac{1}{4}$ Kubikmeilen vermuthen lassen, während im ganzen Bereiche der Vulkanreihe ein weitverzweigtes Gewölbe anzunehmen ist, dessen Decke circa 600 Quadratmeilen an Grösse hat. Weiter die merkwürdige Abweichung, welche die Länge des Sekundenpendels in Moskau gezeigt und die nicht anders erklärt werden kann, als dass unter der Stadt sich colossale Höhlungen finden oder gewaltige Metallmassen, welche eine Störung des Pendels bewirken. Kurz auch auf dem Lande deckt die Tiefe eine Menge von Geheimnissen, die unsere Wissenschaft noch nicht ergründet hat.

Steigen wir aufwärts, so ist das die Erde umgebende Luft-

---

das furchtbare Erdbeben zu Simoda in Japan am 23. December 1854 hervorbrachte und welche in 12 Stunden 16 Minuten den Weg nach San Francisco in Californien und in 12″ 38′ nach San Diego daselbst zurücklegten, man glaubte aus ihrer Höhe die mittlere Tiefe des grossen Oceans zu 14—18000 englische Fuss berechnen zu müssen. Alles ist noch ungewiss. Auch die der transatlantischen Kabellegung vorausgehenden Sondirungen lieferten höchst widersprechende Resultate.

meer eine solche Terra incognita, über die trotz aller meteorologischen Stationen und Beobachtungen wir in höchst wesentlichen Punkten im Dunkeln sind. Dass seine Existenz eine Grundbedingung unseres Lebens, ja dass die Erhaltung der gesammten organischen Natur daran gebunden sei, wissen wir; von seinem Dasein redet das schöne Azur des Himmels wie der durch alle Nüancen vom zartesten Rosa bis zum schmutzigen Kupferroth durchgehende Schimmer des verfinsterten Mondes. Man kann den Druck der Luft mittelst des Barometers auf's genaueste messen und darnach das Gewicht der gesammten Atmosphäre bestimmen; sie wiegt ungefähr zehn Trillionen Pfund.[1]) Aber die Höhe des Luftkreises genau anzugeben ist bis jetzt noch in keiner Weise gelungen und die Gelehrten haben sich zum Theil in die abgeschmacktesten Annahmen verlaufen.

So hat z. B. seiner Zeit ein Meteorologe, der freilich zur Schule der Naturphilosophen gehörte, die Erdatmosphäre bis zu einem Punkt ausgedehnt, der in der physischen Astronomie, in der himmlischen Mechanik vielfach zur Sprache kommt. Denkt man sich nämlich die Sonne und Erde durch eine grade unbiegsame Linie verbunden, so muss diese Linie der Bewegung der Erde um die Sonne folgen und die Bewegung der einzelnen Punkte in dieser Linie ist um so stärker, je weiter sie der Sonne entfernt sind. Umgekehrt müsste diese Linie aber auch der Bewegung der Erde um sich selbst folgen und die einzelnen Punkte um so schneller bewegt werden, je ferner sie der Erde sind. Beide Bewegungen wirken im entgegengesetzten Sinne und es muss sich ein Punkt in der Linie finden lassen, wo beide Bewegungen sich aufheben. Dieser Punkt liegt in der Richtung auf die Sonne 65,7 Erdhalbmesser vom Mittelpunkte der Erde entfernt. So wollte demnach jener Gelehrte die Atmosphäre bis zu einer Entfernung von 56471 M.[2])

1) Sie ist = $^1/_{1221300}$ der Erdmasse.

2) Bei diesen Zahlen ist die bisher gebräuchliche Encke'sche Bestimmung der Entfernungen im Planetensystem zu Grunde gelegt. Durch die neueren Marsbeobachtungen hat sich die Sonnenparallaxe grösser, somit die Entfernung der Erde von der Sonne kleiner herausgestellt.

vom Erdmittelpunkte ausdehnen. Er bedachte gar nicht, dass solche damit über den Mond hinausreichen würde, dass aber die mittlere Entfernung desselben von der Erde auf 60 Erdhalbmesser und die Mondmasse zu $\frac{1}{81}$ der Erdmasse angenommen bereits 54 Erdhalbmesser von der Erde und 6 vom Schwerpunkte des Mondes die Anziehung beider Körper sich die Wage halten, demgemäss der Mond mit einer Atmosphäre von ca. 6 Erdhalbmesser im Radius umgeben wäre, die man doch sicherlich merken müsste, während von einer Mondatmosphäre in der That nicht das geringste zu spüren ist. Aber er bedachte auch nicht, dass die Atmosphäre der Rotation der Erde folgt, wie man dieses bis zur höchsten Wolkenhöhe hin beobachten kann und für die höheren Schichten aus vielen Gründen schliessen darf. Nun wird an der Erdoberfläche die Schwere durch die aus der Rotation entspringende Centrifugalkraft vermindert dergestalt, dass unter dem Aequator die Centrifugalkraft $= \frac{1}{289}$ der Schwerkraft ist, d. h. unter dem Aequator ist die Schwerkraft 289 mal grösser als die stärkste aus der Rotation der Erde resultierende Fliehkraft, und die Schwerkraft wird unter dem Aequator um $\frac{1}{289}$ gemindert, weshalb daselbst die Sekundenpendel noch stärker gekürzt werden müssen, als nach dem Verhältniss des Abplattung geschehen sollte. Würde sich jedoch die Erde siebenzehn mal schneller als jetzt um ihre Axe drehen, so würden unter dem Gleicher Schwere und Centrifugalkraft sich die Wage halten, $17 \times 17 = 289$. In einer Entfernung von 6 Erdhalbmessern vom Mittelpunkt der Erde ist die Schwerkraft nur noch $\frac{1}{36}$, die Centrifugalkraft aber 6 mal stärker als an der Erdoberfläche etwa $= \frac{1}{48}$ der Schwerkraft unter dem Aequator, in einer Entfernung von 7 Halbmessern ist die Anziehungskraft der Erde nur noch $\frac{1}{49}$ der als Einheit betrachteten Schwere unter dem Aequator, die Fliehkraft $= \frac{1}{289}$ oder $\frac{1}{81}$ etwa; man sieht da kann schon kein Lufttheilchen wegen der Schwungbewegung haften bleiben und höher als 4800 Meilen über der Erdoberfläche könnte demnach der Luftkreis niemals sein. Wie hoch er aber wirklich sei, lässt sich in positiver Weise nicht bestimmen.

Man meint vielleicht mittelst des mariotteschen Gesetzes,

welches auf der Erde bei allen möglichen künstlichen Verdünnungen wie bei einem bis zu 27 Atmosphären vermehrten Druck als richtig erkannt ist, liesse sich in Verbindung mit den zur Zeit erforschten Höhen etwas schliessen. Allein man sieht leicht ein, dass hierbei die Abnahme der Wärme mit der fortschreitenden Erhebung über die Erdoberfläche als ein Hauptfaktor ins Spiel kommt und das ist uns bis jetzt ein Räthsel, welches die wenigen meteorologischen Stationen auf höheren Bergen und die einzelnen Luftfahrten nicht zu lösen vermocht haben, dergestalt dass z. B. der grosse Analytiker Fourier die Wärme des Weltraums, durch welchen sich die Erde bewegt, zu — 50 bis — 60 Grad der Centesimalskale annahm, während Pouillet sie auf — 141° feststellte. Wo solche Differenzen von 82° in der Temperatur vorkommen, sind wir noch weit davon entfernt die Wahrheit zu wissen. Andere haben sich als Luftgränze die Gegend gedacht, wo Schwerkraft und Expansionskraft sich als Gleichgewicht halten. Allein da die Expansionskraft wieder von der Temperatur abhängt, von einem unbekannten Faktor, so lässt sich nichts sicheres annehmen. Wir sind darauf beschränkt, den Theil der Atmosphäre zu messen, der noch im Stande ist das Sonnenlicht zu reflektieren. Darnach nahm schon Keppler die Höhe dieser reflexionsfähigen Atmosphäre zu 10 Meilen an, seitdem hat man sie etwas, auf 9,6 Meilen gemindert. Bei den Messungen ergiebt sich merkwürdiger Weise, je tiefer die Sonne unter dem Horizonte steht, die Höhe der Atmosphäre grösser. Steht die Sonne 8° unter dem Horizont, so finden wir die aus der Dämmerung abgeleitete Höhe des Luftkreises circa 4 Meilen, steht sie 10° so erhalten wir aus Beobachtung und Rechnung über 5 Meilen Höhe, bei 15° Tiefstand der Sonne weiset die Schlussrechnung 9¼ Meilen. Das allgemeine Dogma der Meteorologen war nun bisher, dass bei 18° Tiefe unter dem Horizonte die letzten Sonnenstrahlen aus der Atmosphäre verschwunden seien und die eigentliche Nacht ihren Anfang genommen habe, daraus aber leitet man die Höhe von 9,6 Meilen ab. Durch den berühmten Astronomen Argelander aber, in seinem vortrefflichen Aufsatze im Schumacher'schen Jahrbuche von 1844, ist dieser unbedingte

Glaubenssatz als sehr problematisch, erneuerter Beobachtungen und Beweise bedürftig, dargethan worden.

Wir sind beispielsweise bei diesem uns so nahe liegenden Gegenstande ausführlich gewesen. Je weiter wir uns nun von der Erde entfernen, um so grösser wird unsere Ungewissheit. Von der uns zugewandten Mondoberfläche haben wir zwar theils durch unmittelbaren Anblick, theils durch geschickt verbundene Schlüsse so viel erforscht, dass wir sagen können, sie sei von allen irdischen Zuständen so völlig und durchgehends verschieden, dass wir eben diesen diametralen Gegensatz mit unserer ausschweifendsten Phantasie nicht fassen können. Ohne Wasser, ohne Luft, mit ringförmigen, mächtig gezackten Gebirgen übersäet, deren Inneres tief unter dem Niveau der äusseren Ebene liegt, aus der sich die Gebirgsmasse erhebt, und in vielen dieser sogenannten Kratere wiederum aufsteigende Centralberge: das ist ein von der Erdoberfläche so total verschiedenes Bild, dass wir uns dort nicht zurecht finden können. Genug dass die Träume von mensch-ähnlichen Mondbewohnern und ihrer möglichen Correspondenz mit uns, wie sie Gruithuisen einst gedichtet, gründlich zerstört sind. Auch die uns abgewandte Mondoberfläche, welche man neuerdings als den Tummelplatz der Menschen gefeiert hat, weil nach Hansen der Schwerpunkt der Mondkugel acht Meilen ausser dem Centro von der Erde weg liegen soll, auch sie kann nicht viel luftiger und wasserreicher sein, als die von uns erblickte. Wie schon früher bemerkt, liess man noch zu Anfang unseres Jahrhunderts Tausende von Mondvulkanen thätig sein, ihre etwas zweideutigen Producte unserer Erde auf dem kürzesten Wege zuzusenden. Man berechnete die Bahnen dieser Auswürflinge und fand die Sache höchst gemüthlich und wahrscheinlich. Littrow in seiner physischen Astronomie 1827 bestimmte die Anfangsgeschwindigkeit des Mondprojectils auf 8293 pariser Fuss in der Sekunde um in die Attraktionssphäre der Erde zu gelangen, was aber zu viel war, da er die Mondmasse bedeutend überschätzt hatte. Allein je mehr man von der physischen Natur unseres Trabanten entdeckte, um so mehr schwanden alle bisherigen Vorstellungen und man gewöhnte sich vielmehr den Mond als

einen Körper zu denken, auf dem einst furchtbare Revolutionen gehaust, so dass buchstäblich das unterste zu oberst gekehrt worden, und der jetzt das Bild einer schauerlichen Grabesruhe darbiete. Daher geriethen die Astronomen nicht wenig in Aufregung, als man neuerlichst einen Mondkrater vermisste und als man den Flüchtling zuletzt doch noch einfing, man starke Aenderung in der Farbe der Umgebung wahrnahm. Plötzlich erwachten die alten Vorstellungen von den Mondvulkanen wieder, nur degradierte man den unruhigen Gesellen von einem Mondätna zu einem Mondmacaluba, einem Koth- oder Schlammvulkan, obgleich man doch bislang jeden ins Ketzerverzeichniss gesetzt, der nur von einem Tröpflein Wasser auf unserm Satelliten gesprochen.

Es ist kaum ein Gegenstand im Bereiche unseres Sonnensystems — denn von den Fernen der Fixsternwelt wollen wir gar nicht einmal reden — der nicht in einem gewissen Sinne in den letzten Jahrzehnten controvers geworden wäre. Das schöne Zodiakallicht, welches wir zuweilen im Februar und März am westlichen Abendhimmel erblicken, während es in den Tropen fast das ganze Jahr hindurch beobachtet wird, galt bis in unser Jahrhundert hinein für die linsenförmige, über die Merkursbahn reichende Atmosphäre der Sonne. Erst La Place zerstörte diesen Sonnennebel. Man ist deshalb auf eine ältere Ansicht des Fatio[1]) zurückgekommen und der berühmte französische Physiker Biot hat sie weiter ausgebildet, dass wir in dem Zodiakallichte den Reflex des Sonnenlichtes von grossen Sternschnuppenringen sehen. Alexander von Humboldt entscheidet sich im Kosmos mehr für einen Nebelring, also im Grossen etwa zwischen Merkur und Venus, was sich im Kleinen bei Saturn als dessen innerer dunkler Ring darstellt. Wenn aber, so möchten wir fragen, dieses Zurückkehren zu älteren, fast vergessenen Ansichten in der Naturwissenschaft gar nicht auffällig gefunden wird und jedermann heut zu Tage die ver-

1) Fatio de Duillier beobachtete in Genf im vorletzten Decennium des 17. Jahrhunderts die Erscheinung und stellte zuerst die Hypothese zahlloser kleiner Körperchen auf, welche in einem Ringe die Sonne umkreisen.

schollene Genfer Auffassung billigt, warum verdenkt man es denn der protestantischen Theologie, wenn sie nach Wittenberg oder Genf sich zurückwendet und brandmarkt die Anhänglichkeit an Luther oder Calvin mit dem Namen „protestantischen Jesuitismus“? Es scheint für uns darf man zweierlei Maass und Gewicht führen, was doch nicht bloss im mosaischen Gesetz sondern auch durch unser deutsches Strafrecht verpönt ist.

Man könnte eine Unzahl solcher Dinge anführen. Noch 1837 schätzte Hansen die Masse des Merkurs derartig hoch, dass diesem Planeten eine mittlere Dichtigkeit von 2,94 zukommen würde, die Dichtigkeit der Erde = 1 gesetzt. Nehmen wir das specifische Gewicht der letztern zu 5,68 an, so erhielten wir für Merkur 16,7, fast die Dichtigkeit des schweren Wolframmetalls; allein aus späteren Beobachtungen hat man den Götterboten doch etwas leichtfüssiger erkannt, seine Dichtigkeit ward im Vergleich zur Erde auf 1,225, sein mittleres specifisches Gewicht also auf 6,96, etwas grösser als beim Antimon angeschlagen. Der gute Mond hat sich alle Augenblicke eine Aenderung seiner Masse müssen gefallen lassen. Littrow nimmt ihn 1827 in seiner Astronomie zu $^1/_{58,6}$ der Erdmasse an, 1837 nur zu $^1/_{70}$, noch später finden wir, auf die Lindenau'schen Polarsternbeobachtungen gegründet, die Masse zu $^1/_{87,74}$, nach den späteren Ermittlungen der Nutationsconstante = $^1/_{81}$, nach den neuesten Ermittlungen soll sie zwischen $^1/_{81,11}$; und $^1/_{81,77}$ liegen. Zu Anfang dieses Jahrhunderts wusste ein sonst trefflicher Gelehrter Wunders viel zu erzählen, wie der Himmel auf Merkur und Venus grasgrün, auf Mars blutroth, auf Jupiter und Saturn kaffeebraun und chokoladefarbig erscheinen müsste, Schröter fabelte von fünf Meilen hohen Venusbergen; Diesterweg, der gefeierte Pädagog, in einem sonst ganz instructiven Büchlein lässt die Vesta aus einer Art Diamant bestehen, in Facetten schön geschliffen, wenigstens spricht er von Diamantflächen. Indess man kann diesen gelehrten Leuten bei Heller und Pfennig nachrechnen, dass sie entweder richtige Schlüsse aus falschen Beobachtungen oder umgekehrt falsche Schlüsse aus richtigen Beobachtungen gezogen, zuweilen taugten beide Theile nicht. Selbst die eigentlichen Fachastro-

nomen widersprechen sich auf's stärkste. Die Ringe des Saturn sollen nach etlicher Meinung fest, nach anderer Ansicht gasförmig sein; ja der Amerikaner Peirce hat sogar die ganze La Place'sche Theorie angefochten und behauptet, ein Gleichgewicht der Ringe sei nur dann denkbar, wenn die Ringe aus einem tropfbar flüssigen Stoffe beständen. Das müsste nach den bisherigen Wägungen eine Flüssigkeit zwischen Alkohol und Schwefeläther sein. Es lautet wirklich wie eine Ironie des Schicksals, dass vor etlichen Jahrzehnten ein Schwarmgeist in Württemberg aufstand, der im magnetischen Hochschlafe einem nach Pabst Ganganelli fragenden rasch die Antwort gab, er habe ihn auf dem inneren Saturnsringe als Dorfschulmeister angetroffen, selbiger hoffe jedoch bald an ein Untergymnasium auf dem vierten Jupiterstrabanten befördert zu werden.

Kehren wir noch einmal zum Centralkörper unseres Systems, zur Sonne zurück, so haben wir in dieser Königin — wenigstens unseres Himmels — ein solches Räthsel unter die Augengewalt bekommen, welches die Wissenschaft auf die härtesten Proben stellt. Unsere Altvordern liessen sich freilich darüber keine grauen Haare wachsen, sie nannte sie das reine Feuer, das klare Licht. Da entdeckte nun der Sohn eines evangelischen Geistlichen schwarze Flecken an dem leuchtenden Gestirn und machte seine Erfahrung durch ein in Wittenberg 1611 gedrucktes Werk bekannt [1]) Er fand einen rüstigen Nachfolger in dem Jesuitenpater Schreiner, welcher auf diesem Felde die reichsten und interessantesten Beobachtungen anstellte. Als dritter im Bunde erscheint Galilei. Was ist nun dazu zu sagen? Die Gegner Galilei's waren schnell fertig, sie liessen rasch einen ganzen Chor dunkler Planeten um die Sonne tanzen und ein Anhänger des Aristoteles bewies solches mit dem Machtspruch „denn es sei unanständig und unzulässig, dass das Auge des Himmels an einer Augenkrankheit leide.“ Aber auch in dem protestantischen England kam der ritterliche Gascoigne, dessen geniale Erfindung das Fernrohr erst

1) David Fabricius, der Vater, entdeckte die Veränderlichkeit des Wundersterns im Wallfisch. Johann Fabricius, der Sohn, die Flecken und Rotation der Sonne.

zu einem wahrhaft brauchbaren Instrumente machte, auf eine ähnliche, nur noch phantastischere Hypothese von halb durchsichtigen Planeten, die wir hier füglich können ruhen lassen. Merkwürdig dass die ersten Erklärungsversuche Galilei's einen Gedanken angeregt haben, welchen die neueste Zeit wieder lebhaft aufgefasst. Er lässt die leuchtende Sonne von einer elastisch-flüssigen Atmosphäre umgeben sein, in welcher düstere, schwarze Wolken d. h. die Flecken schweben. Spätere haben diese Wolken als grosse Rauch- und Aschenmassen erklärt, welche von den colossalen Sonnenvulkanen ausgespieen würden. Philipp Lahire († 1719) erklärte die Sonne für eine glühende Masse im tropfbar-flüssigen Zustande, in welcher grosse schwarze Massen fester Stoffe herumschwämmen, bald auftauchten, bald untersänken. Fontenelle († 1757) betrachtete die Flecken als schwarze Felsen und verbrannte Länder, welche bald von dem Feuersee überströmt, bald trocken gelegt würden. Lahire's Ansicht verfocht Maupertuis († 1759), welcher die Flecken zu schwarzen Schaumkronen auf den Glutwellen des Sonnenmeeres stempelte, während Fontenelle's Ansicht durch den berühmten Lalande († 1807) cultiviert wurde, welcher der feurigen Flüssigkeit eine Ebbe und Fluth zuschrieb. Auch unser Argelander hat eine Zeit lang diese Idee festgehalten, nur dass er dieselbe für eine mehr gasförmige leuchtende Substanz erklärte, also nicht an Feuerfluten, sondern Feuernebel dachte. Allein es hatte sich von England und Deutschland aus eine andere Bahn gebrochen, welche recht eigentlich die ganze erste Hälfte unseres 19. Jahrhunderts mit souveräner Macht beherrschen sollte. Alexander Wilson in Glasgow hatte 1769 einen grossen Sonnenflecken genau beobachtet und gemessen und machte auf Grund seiner Erfahrungen 1774 die leitenden Gedanken seiner neuen Theorie bekannt. Darnach ist die Sonne ein dunkler Körper umgeben von einer euchtenden sogenannten Photosphäre. Die Flecken sind Durchbrechungen dieser Photosphäre, mittelst deren wir bis auf den dunkeln Sonnenkörper niedersehen. Der bekannte Berliner Astronom Bode bürgerte diese Theorie in Deutschland ein, indem er 1776 die Wilsonsche Hypothese dadurch vervollständigte, dass er zwischen den

dunkeln Sonnenkörper und die blendende Photosphäre einen mächtigen Wolkenschleier einschaltete, der den Sonnenkindern erquickenden Schatten gewährte. Diese Auffassung gewann hernach durch die grosse Autorität William Herschel's eine solche Ueberwucht, dass man geradezu für einen Gimpel gehalten wurde, wenn man sie nicht auf seine naturwissenschaftliche Fahne schrieb. Nur darüber waren noch Differenzen, dass z. B. Herschel die Durchbrechungen der Wolkenhülle und der Photosphäre durch senkrecht von der Sonne aufsteigende elastische Fluida geschehen liess, während z. B. Gauss, wenn wir nicht irren, an Riesenorkane in den beiden Atmosphären dachte, wodurch solche trichterähnlichen Löcher im colossalsten Maasstabe gebildet würden. Arago bewies durch seine Polarisationsversuche, dass das Sonnenlicht nur von gasförmigen Körpern herkommen könne und, der Spur des Dänen Horrebow folgend, der 1725 Sonnenlicht und Polarlicht verglichen, kam man allmälich auf den Gedanken, die Sonnenphotosphäre als ein magnetisches Licht in folio zu betrachten, wobei es wohl möglich sei, dass ähnlich wie im Grimm'schen Mährchen die Sonnenbewohner vor Kälte zittern müssten gleich einem Espenlaub.

Ueberhaupt fingen zuletzt die Astronomen an derartig heterodoxe Ansichten über Licht und Wärme zu entwickeln, dass es die Physiker und namentlich die Chemiker auf's höchlichste befremden musste; sie leugneten das Glühen der Sonne, fabelten von ungeheuern dunkeln Körpern, die ähnlich den Kracken des Meeres im Weltocean herumschwämmen und die Lichtwellen des Aethers festhielten, also dass grausige Nacht um sie sein müsse u. s. w. Da kam es den Physiko-Chemikern wie gerufen, dass durch die Bunsen-Kirchhoff'sche Spektral-Analyse das ganze Gebäude der bisherigen Sonnenhypothesen weggespült und vollständig vernichtet wurde. Jetzt würde man — nicht bei den Gelehrten selber, welche in diesem Stücke weit liberaler und wahrhaft vernünftig sind — bei der Masse des gebildeten Publikums ebenso sehr für einen Idioten gelten, wollte man noch für einen Anhänger der Trichtertheorie sich ausgeben, für die einst unser Philisterthum Gut und Blut einzusetzen bereit stand. Die Sonne ist wirklich ein weissglühender Körper ent-

weder von fester oder flüssiger Beschaffenheit. Aber was nun weiter? Leverrier, so meine ich gehört zu haben, hat die alte Lahire'sche Meinung wieder aufgefrischt, die Sonnenoberfläche in geschmolzenem glühendem Zustande und in ihr feste dunkle Schlacken schwimmend. Kaum recht denkbar, aber immer noch erträglicher als die neueste Hypothese des Kometenentdeckers Fuye. Derselbe überbietet Wilson-Bode-Herschel noch. Nicht auf die Sonne sieht man vermittelst der Flecken, sondern in die Eingeweide des Riesenballons, der aus brennendem Gase besteht, während an der Oberfläche die festen glühenden Partikelchen sich wie eine glänzende Hülle gesammelt haben. Aber mit Recht ist ihm entgegengeworfen worden, wenn er uns nicht durch und durch sehen lasse bis wieder in die dunkle Himmelsferne, könnten wir seine Idee nicht adoptieren. So scheint denn Kirchhoff bei weitem die beste Erklärung gegeben zu haben. Er lässt, was schon Galilei angenommen und was durch die bei Sonnenfinsternissen erscheinende *corona* ausser allen Zweifel gestellt war, die Sonne von einer elastischen Atmosphäre umgeben sein — daher auch die dunkeln Linien des Spectrums —, in welcher sich gewaltige Rauchwolken doppelter Art bilden und zwar durch partielle Abkühlungen, durch deren Combination er die Flecken mit ihrer *penumbra* und auch die Erscheinungen erklärt, welche Wilson auf seine Trichtergedanken kommen liessen. Wir sehen hier den verklärten und gründlich gerechtfertigten Galilei und hoffen gerade diese Darstellung bei der Besprechung des biblischen Sechstagewerks auf's beste verwerthen zu können und den Buchstaben des göttlichen Wortes glänzend sich rechtfertigen zu lassen gegenüber seinen modernen Verklägern.

Immerhin haben wir aber das Problematische auch in dem festesten und exactesten Zweige der Naturwissenschaften erfahren. Es ist in der That verdriesslich, nachdem man Jahre lang in allen Rechnungen die Sonne als 355499mal grösser an Masse als die Erde[1]) angenommen, man durch eine Revision der Beobachtungen beim Venusdurchgange von 1769 ver-

1) Eigentlich als Erde und Mond zusammengerechnet.

glichen mit den neuesten Marsbeobachtungen und den Foucault-schen Lichtversuchen dahinter kommt, dass sie nur 326800mal grösser an Masse ist. Das ist eine Differenz von circa 28700 Erden + 28700 Monden oder erste zu $13\frac{1}{2}$ Quadrillionen Pfund abgeschätzt, letzterer zu 166000 Trillionen angeschlagen, von 3922 Quadrillionen Centnern, die sofort der Sonne abgestrichen werden. Wahrlich die Astronomen verfahren noch grausamer mit den himmlischen und irdischen Grössen, als die oppositionssüchtigste Kammer mit dem Budget eines missliebigen Finanzministers. Um nun aber dem Ganzen die Krone aufzusetzen, so haben zwei der grössesten und scharfsinnigsten Mathematiker zusammengerechnet und durch die Integration einer Unsumme von Differenzialgleichungen bewiesen: a) Fourier, dass der Kern der Erde glühend heiss, in geschmolzenem Zustande; b) Poisson, dass er steinhart und fest und nichts weniger denn übertrieben warm sei.[1])

Darum wenn die gediegensten und exactesten Zweige der Wissenschaft noch mit derartigen Unzukömmlichkeiten behaftet sind, so sollte man das hochfahrende Prahlen gegen das heilige Schriftwort aufgeben und auch unsere Anticopernikaner und Erdenstillstandsleute mit etwas weniger Pöbelhaftigkeit behandeln. Denn obwohl wir sie auf einer ganz falschen Fährte erblicken und dies im Verlaufe unserer Auseinandersetzung darzuthun mancherlei Gelegenheit finden werden: so steht doch der Chorus ihrer Verkläger auf einem wissenschaftlich zu tiefen Standpunkt, als dass mit ihren Spöttereien der Wahrheit irgend ein Dienst könnte geleistet sein. Es ist jedoch nicht die Astronomie allein, die solche dunkle Punkte und Schwierigkeiten zu verwinden hat, die übrigen Disciplinen sind fast noch mehr mit solchen Uebelständen verflochten. In der Meteorologie sind uns die alltäglichsten Erscheinungen äusserst schwer zu deuten; das Gewitter ist und bleibt uns ein Vorgang voller Räthsel. Wohl wissen wir, dass es eine Aeusserung der Electricität ist, aber der ganze Verlauf, die Bildung des Hagels, das Auftreten

1) Fourier: théorie analytiqe de la chaleur. Paris 1822.
Poisson: théorie mathématique de la chaleur. Paris 1835—37.

des Ozon's sind Dinge, an denen wir herumdeuten, bis wir uns auf irgend eine Weise beruhigt haben, bei genauerer Prüfung müssen wir bekennen, dass wir noch bei den ersten Anfängen des Verständnisses stehen. Berzelius z. B. der grosse Chemiker und der um die Erklärung des Nordlichtes so hoch verdiente de la Rive wollten in dem erstickenden Ozon einen modificierten reinen Sauerstoff finden, während der berühmte Entdecker dieses Gases, Schönbein, es für ein Wasserstoffsuperoxyd erklärte.

Ein ebenfalls sehr bekanntes, wenn auch höchst fatales Vorkommniss ist das plötzliche Zerspringen der Dampfkessel in furchtbaren Explosionen. Man leitete sie vordem von der zu starken Spannung der Dämpfe ab, wogegen aber die Sicherheitsventile müssten genügenden Schutz gewähren. Dann kam man auf den Gedanken einer Knallgasbildung bei Wasserdampf und glühenden Kesselwänden, endlich auf die Bildung eines riesigen Leidenfrost'schen Tropfens. Allein der jedem Kinde bekannte Leidenfrost'sche Tropfen ist selber eine ungemein räthselhafte Erscheinung, deren Erklärung nichts weniger denn exact lautet. Ja geht man erst auf die Grundbedingungen und letzten Ursachen der chemisch-physikalischen Processe zurück, so gerathen unsere Gelehrten in solche Verlegenheit, suchen sich zum Theil durch solche Machtsprüche und unbewiesen hingestellte Sätze zu rechtfertigen, dass kein Dogmatiker in der Philosophie oder Theologie jemals sich unterstanden hätte, dergleichen Dinge als selbstverständlich oder nothwendig vorauszusetzen.

Wir wollen nur noch ein schlagendes Beispiel über den Wankelmuth der Naturwissenschaft anführen. Wer kennt nicht die Stelle in Schiller's Tell, wo der Fährmann ausruft:

„Der Föhn ist los; ihr seht, wie hoch der See geht."

Um diesen uralten, weltbekannten, eben so schrecklichen wie wohlthätigen Sturmwind haben sich in den letzten Jahren die Meteorologen fast über die Maassen ereifert. Der berühmte Dove, der auf diesem Gebiete eine Autorität ersten Ranges ist, beschrieb den ganzen Lebenslauf des Föhns und fertigte seinen Stammbaum an aufs sorgfältigste. Darnach ist der tropisch-

atlantische Ocean seine Geburtsstätte. Alle Welt glaubte diesem Evangelium und mancher rümpfte die Nase bei dem Worte des Herrn an Nikodemus:[1]) „Der Wind bläset, wo er will, „und du hörest sein Sausen wohl; aber du weisst nicht, von „wannen er kommt und wohin er fähret", indem er alle Oerter der Erde selbstzufrieden nannte, die als die Wiege der verschiedenen „Gales" und „Hurricane" in der Meteorologie genannt werden. Doch dawider erhoben sich nun in einer geschlossenen Phalanx die Gelehrten in der Schweiz und, Escher von der Linth an der Spitze, bewiesen sie auf's klärlichste, dass der Föhn kein Meerwunder, sondern der ächte Sohn der afrikanischen Wüste, der Sahara, sei. Ihre Beweise schienen so überzeugend, dass der Erzherzog der Geologie, Lyell, der bekanntlich von allen mit der biblischen Schöpfungsgeschichte Unzufriedenen als grobes Geschütz gegen die verrotteten Ansichten der Theologen aufgefahren wird, sein ganzes System von vorne bis hinten modificirte. Aber der Berliner hielt sich noch lange nicht für geschlagen und focht so tapfer weiter, dass zuletzt ein Compromiss zwischen Nord und Süd zustande kam, in dem Dove Recht behielt, doch den Schweizern etliches einräumte. Ob Lyell abermals seine Modification modificirt hat, ist mir nicht bekannt geworden.

Zu diesen bisher beschriebenen Schwierigkeiten gesellt sich eine neue. Es tritt zu der räthselhaften Kürze der heiligen Schrift in ihren oft bruchstückartigen Mittheilungen aus der Vergangenheit, zu ihrer geheimnissvollen Prophetie zukünftiger Dinge, zu der Unfertigkeit unserer Naturwissenschaften als das hauptsächlich störende Element eine Eigenschaft der menschlichen Natur, — wir nennen sie ein Erbstück der Sünde, der Materialismus ist noch nicht ganz einig, ob er sie als eine Eigenthümlichkeit der Perlmutterfettsäure oder als ein Accidens der Phosphorsäure oder aber durch eine besonders krumme Windung des Gehirns hervorgerufen erachten soll — die sich in mannichfachen Abschattungen als Rechthaberei, Hochmuth, Fanatismus ausspricht Dass diese bösen Unarten vornehmlich

1) Joh. 3, 8.

den Theologen und Schriftauslegern anhaften, scheint die weitverbreitete Meinung unserer Zeit zu sein, während selbige geneigt ist in den Naturforschern eitel Ausbund von Weisheit und Tugend zu erblicken. Wir denken, dass die Schuld sich auf beiden Seiten vertheilt, dass hüben und drüben Missverständnisse jeglicher Art, Eigensinn und Einbildung viel Unheil gestiftet haben und noch stiften. Sonst liesse sich auch auf physikalischem Wege ganz im Geiste unserer modernen Naturforschung der Ungrund solcher Volksmeinung erhärten. Bekanntlich stossen sich beim Magnete die gleichnamigen Pole ab, während die ungleichnamigen sich anziehen; die Glaselectricität flieht die positive, die Harzelectricität die negative, aber positive und negative stehen in engster Wechselwirkung. Da nun der Mensch voller Electricität steckt und nach Dubois-Reymond bei jeder Armbewegung, bei jedem Zappeln der Beine electrische Strömungen den Körper durchziehen, so müsste man bei der entgegengesetzten Natur der Theologen und Naturforscher ein ungemeines Bestreben zur Annäherung erwarten, sie müssten sich stets um den Hals fallen und vor Herzen und Küssen kein Ende finden können. Da dieses nicht der Fall ist und sie sich heftig genug abstossen, so schliessen wir auf ein gleiches Naturell.

Es hebt in der That unser früheres Urtheil über die theologische Wissenschaft der Umstand nicht auf, dass zu Zeiten mächtige geistige Strömungen die Auslegung der Bibel beherrscht und sich dienstbar gemacht haben. Die Gesundheit und Lebenskraft der Theologie beweist sich eben in der Reaction, womit sie später derlei krankhafte Einflüsse ausgestossen und überwunden hat. Der Rationalismus z. B. hatte in einer Periode die Schriftauslegung in sein Joch gespannt und war auf dem besten Wege als Knecht und Handlanger einer gewissen Richtung in der Naturwissenschaft die Wunder der Schrift durch's Feuer dieses seines Molochs gehn zu lassen. Da sein hausbackener Verstand die Tiefen der Bibel nicht erschöpfen konnte, so suchte er sie zu verschütten oder zu überdecken; den heiligen Duft biblischer Mystik wollte er in seinen mühsam geklebten Pappschächtelchen ein- und absperren.

Aber auch die gläubige Schriftauslegung ist nicht immer bei der Stange geblieben. So wurde eine Zeit lang die Offenbarung des alten Testaments, die wie die ganze göttliche Offenbarung Geschichte im eminentesten Sinne ist, zur Allegorie aufgelöst und verflüchtigt. Man gab damit ein schlimmes Exempel für eine weit spätere Periode des Unglaubens, der an die Stelle der Allegorie im alten und neuen Testamente den Mythos setzte und zwar den Mythos in schlimmster Bedeutung und verkommenster Gestalt. Oder man vergass im geschichtlichen Verlaufe die nothwendige Entwickelung, man fasste altes und neues Testament als völlig identisch, nicht bloss als gewirkt von demselben heiligen Geiste, sondern dergestalt, dass z. B. das alte Testament nicht etwa Weissagung und Vorbild des neuen Testaments sein sollte, sondern Anticipation, der verkleidete, vermummte neue Bund. Oder man ergab sich einem falschen Spiritualismus. In der besten Absicht, dem fleischlichen Unwesen zu steuern, wollte man recht geistlich sein, aber man wurde übergeistlich und geisterisch, man rief als Reaction jenen Materialismus und die Stoffvergötterung hervor, an welcher wir heute noch leiden. Gerade der falsche Spiritualismus ist es, der auch die Naturwissenschaft mit ihrem Realismus anfeindet und zwar höchst ungerecht anfeindet, dadurch jedoch die Missverständnisse nur mehrt.

Geistlicher Hochmuth und *rabies theologorum* sind alte Uebel; indess auch die nicht-theologische Wissenschaft hat Grundfehler und einer derselben ist die Selbstseligkeit. Selbstselig bis zum Ueberdruss war der Humanismus in der Zeit des Wiedererwachens der klassischen Studien, selbstselig die moderne Philologie, selbstselig die Hegel'sche Philosophie, selbstselig ist zum grossen Theile die Naturwissenschaft. Im eigenen Hause führt sie die erbittertsten Kämpfe, die einzig daraus entspringen, dass etliche dem souveränen Urtheile der andern sich nicht beugen wollen, sondern ihnen die eigene absolute Unfehlbarkeit entgegenhalten. Berüchtigt ist der Streit der beiden Leipziger Doktoren Pistoris und Pollich über die Syphilis, welche jener contagiös, dieser miasmatisch nannte. Aus ihrem wüthenden Kampfe ging seltsamer Weise die Stiftung

zweier berühmter Universitäten Frankfurt und Wittenberg hervor. Der Zank wiederholte sich in unseren Tagen bei der Cholera. Mit fürchterlicher Leidenschaft ward über das Copernicanische und Ptolemäische Weltsystem gestritten, ob die Erdaxe der längste oder kürzeste Durchmesser, ob das Licht ausströme oder durch Schwingungen des Aethers hervorgebracht werde, also über Emanations- und Undulationstheorie. Es spalten sich heute noch die Electricitätslehrer in Unitarier und Dualisten und es ist kein Zweig der Wissenschaft, in welchem sich nicht ihre Pfleger unter einander die härtesten Dinge in's Gesicht gesagt. In der Geologie fochten die Neptunisten und Vulkanisten mit solcher Berserkerwuth, dass sie trotz Abgangs der Carolina, der hochnothpeinlichen Halsgerichtsordnung weiland Kaiser Karl's V., das Säcken und Brennen um ein Haar in Scene gesetzt und sich gegenseitig mit Feuer und Wasser verfolgt hätten. Ueber die Berechnung der Planetenstörungen wären beinahe zwei unserer gefeiertsten Astronomen gröber geworden, als diese feinen Untersuchungen zulassen. Die Behandlung, welche in unseren Tagen dem Anticopernikaner Pastor Knak zu Theil wurde, ist ein Kinderspiel gegen die Hetze, welche 1848 und 1849 gegen den Fürsten der französischen Astronomen, Leverrier, losgelassen wurde, der nicht wie jener durch meist rohe und pöbelhafte Spässe oder Sudeleien, sondern den kaustischen Witz geistreicher gelehrter Männer und die Meisterhand des grössten Caricaturenzeichners in Frankreich ebenso unbarmherzig wie ungerecht verfolgt ward. Aber ein guter Freund und getreuer Nachbar in der Akademie hatte dem Berechner des Neptun diesen Schabernack angezettelt, weil er in einzelnen Punkten anderer Ansicht gewesen. Ein neueres Beispiel ist der Grimm der Mediciner gegen den grossen Anatomen und sprachgewaltigen Hyrtl, als er ihre Erwartungen täuschte und statt der Religion den Garaus zu machen, die Aerzte in die Schranken ihres Berufs verwies. Diese Kämpfe hindern freilich nicht, dass die streitenden Theile sich gegen einen dritten vereinigen, der friedepredigend bei ihnen eintritt. Die Geschichte, dass der Fremdling, welcher der vom Manne misshandelten Frau Hülfe leisten will, schliesslich von beiden

Eheleuten mit Schlägen zur Thüre hinausgeworfen wird, droht auch der Theologie, welche in versöhnlichster Weise die Zürnenden zur Ruhe vermahnt und bittet ihre Kraft einem edlern und höheren Ziele zuzuwenden. Sie wird hinausgestossen und wir erleben es, dass aus der eigenen Mitte der Vorwurf sich erhebt: „wie durftest du mit solch zänkischen Menschen dich bewegen!“ Hohn von der einen, Schelte von der andern Seite sind unser Theil. Und um uns vollends zu demüthigen, muss uns Salomonis Sprüchlein einfallen, dass es besser sei einem wilden ungefügen Bären zu begegnen, als einem von seiner überschwänglichen und überschrecklichen Weisheit trunkenen Gelehrten.

---

4. Kapitel.

Günstige Zeichen.

Wie lieblich sind auf den Bergen die Füsse der Boten, die da Frieden verkündigen.
Jes. 52, 7.

Dess ungeachtet dürfen wir den Muth nicht verlieren; mag auch der Versuch zur Versöhnung gefährlicher erscheinen als jener Gang des edlen Ritters de Lorges, um aus der Mitte gräulicher Katzen den Handschuh Kunigundens zu erheben. Es handelt sich ja nicht um den Beifall einer eitlen Schönheit, sondern um ein hohes und heiliges Ziel. Günstige Zeichen wirken und geben unserer Hoffnung eine feste Bürgschaft.

Verhältnissmässig von geringem Gewicht erachten wir's, dass unter der langen Reihe berühmter Namen, welche auf dem Gebiete der Naturforschung glänzende Eroberungen gemacht, auch einige vorkommen, deren Träger geistlichen Standes gewesen, theils praktische Theologen, theils mit dem theologisthen Studium vertraut. So war Copernicus ein Stiftsherr und Würdenträger der Kirche, Mariotte, der Ent-

decker des bekannten physikalischen Gesetzes, Hauy, der Vater der neueren Krystallographie, gehörten dem Klerus an; Lacaille, der Durchforscher des südlichen Fixsternhimmels, der zuerst die Sonnenparallaxe annähernd richtig bestimmte und uns die Entfernung unseres Centralkörpers kennen lehrte, ward der Gottesgelehrsamkeit durch die Sternkunde entführt, La Place hat wenigstens seine schriftstellerische Laufbahn mit Untersuchung spinöser theologischer Fragen begonnen.

Es ist namentlich die katholische Kirche, welche in ihren geistlichen Orden viele bedeutende Naturforscher gezählt und bekanntlich hatten einstmals die Jesuiten sich mit ausserordentlicher Energie auf diese Seite der Wissenschaft geworfen. Wir erwähnen statt vieler nur den einen Grimaldi, den Entdecker der Interferenz des Lichtes, durch welche Erscheinung der Emissionstheorie wesentlich der Boden entzogen wird und die Undulationslehre eine starke Stütze empfängt. Auch im neunzehnten Jahrhundert sind in der Astronomie die Namen eines Piazzi und de Vico von trefflichem Klange gewesen. Indess ist die evangelische Kirche nicht leer ausgegangen. Nevil Maskelyne, der Gefährte und Nachfolger Bradley's, der Begründer des ausgezeichneten Nautical Almanac's, war ursprünglich praktischer Geistlicher, zu unserer Zeit ist der Rev. William Whewell eine auf dem Gebiet der Naturkunde gefeierte Autorität geworden. Andere entstammten Predigerfamilien, wir erinnern nur an Linné, oder hatten sich ursprünglich dem theologischen Studium bestimmt wie z. B. Cuvier, den nur die Versagung eines Stipendiums daran hinderte.

Freilich mit dieser nackten Thatsache lässt sich wenig beginnen, man könnte sogar den schlimmen Schluss daraus ziehen: vielleicht flüchteten sich jene Männer aus der Oede der Theologie in den Rosengarten der Wissenschaft, durchbrachen die Kerkerwände ihres geistlichen Standes, um in der grossen freien Natur Rettung zu suchen. Auch ist über ihre theologische Qualification wenig bekannt. Ja von einem Priestley, der in der Geschichte der Chemie eine solch bedeutende Stellung einnimmt, wissen wir, dass er zwar eine ehrliche Haut aber ein ganz erbärmlicher Theologe gewesen,

ein Prediger des fadesten abgestandensten Naturalismus, so dass unsere deutschen Rationalisten vom reinsten Wasser als wahre Ritter vom Geiste neben ihm erscheinen.

Weit anders gestaltet sich die Sache, wenn wir unter den Heroen der Wissenschaft eine auserwählte Schaar erblicken und gerade in ihr der grössten und gefeiertsten nicht wenige, die mitten aus ihren Forschungen heraus, man kann sagen, mitten aus ihren Triumphen, Gott die Ehre gaben, die ebenso freimüthig wie demüthig die Gränze erkannten, wo des Wissens Reich ein Ende hat und dem Glauben allein das Regiment gebührt, als sie andererseits überzeugt waren, dass ihre Entdeckungen Gottes Weisheit und Güte verherrlichen müssten. Da gereicht es uns zu nicht geringer Genugthuung in solchem Reigen die drei Säulen zu schauen, auf denen unsere neuere Astronomie ruht: Copernicus, Keppler, Newton. Von allen dreien liegen die klarsten, unzweideutigsten Zeugnisse ihrer lautern Frömmigkeit vor; leugnen kann sie Niemand. Vergebens hat man bei Keppler seine Beschränktheit und Gefangenschaft in den Ideen damaliger Zeit vorgeschützt, bei Newton auf eine Geistesstörung und Lähmunng durch jähen Schreck geschlossen. Selbst aufrichtige Bewunderer beklagen, dass man seine Speculationen über die Apokalypse veröffentlicht. Mögen letztere auch fehlgegangen sein, im innersten Grunde zeugen sie für den grossen Mann, der, nachdem er die Bewegung der Gestirne erforscht und erschlossen, zu dem ewigen Born des göttlichen Wortes zurückkehrt, um dort für seine letzten Tage köstliches Labsal zu schöpfen. Keppler dagegen ist zwar in gewissem Sinne Kind seiner Zeit wie wir alle, er theilt einzelne irrige Anschauungen seiner Altersgenossen, in anderer Hinsicht aber hat er solch tiefe Erkenntniss, dass er nicht nur weit das Geschlecht seiner Tage überragt, sondern auch dem Theologen Winke giebt, die nicht genug zu beherzigen sind; er ist ein Theosophe im besten und edelsten Sinne des Wortes. Auch die Folgezeit ist nicht arm an solchen Leuten, wir haben schöne Bekenntnisse von Gauss und Cuvier; was Schubart, was K. von Raumer für ein Segen in der Kirche gewesen, lebt in aller Erinnerung. Rudolf Wagner's

tapfrer Kampf auf dem Felde der Naturwissenschaft für die ewige Wahrheit des Evangeliums wird unvergessen bleiben, in neuester Zeit haben Liebig und Hyrtl um ihrer Zeugnisse für Gottes Herrlichkeit von allerlei ungeschneutzten Jungen Schmach leiden müssen, in Wirklichkeit aber dadurch Ehre eingelegt. La Place soll allerdings dem Kaiser Napoleon auf seine Bemerkung, dass es ihn gewundert habe wie in dem grossen Werke der *Mécanique céleste* an keiner einzigen Stelle der Name Gottes vorkomme, geantwortet haben, dass in diesem System für die Wirksamkeit eines Gottes kein Raum sei, da alles auf der strengsten Entwicklung mathematischer Formel beruhe. Daraus jedoch sofort auf den Atheismus des berühmten Analytikers zu schliessen, ist sehr gewagt. Es kann darin eben sowohl die Anerkennung liegen, dass Gottes unsichtbares Wesen und unerschöpfliche Kraft sich nicht in die Ausdrücke weder algebraischer noch transcendenter Gleichung fassen lasse, während die Räume und Verhältnisse des Kosmos der mathematischen Berechnung gerade so gut unterliegen, als bei der Stiftshütte eine feste Ordnung und Symbolik der Zahlen hervortritt. Verbürgt ist von La Place ein Wort auf dem Todbette, als einer der umstehenden Freunde seiner hohen Verdienste gedachte und des herben Verlustes, dem die Wissenschaft durch sein Hinscheiden entgegengehe; da soll er schmerzlich lächelnd geantwortet haben: „ce que nous connaissons est peu de chose, mais ce que nous ignorons est immense". Das klingt anders wie die kecke Behauptung unserer Materialisten, die das ganze Universum wähnen in der Westentasche herumzutragen. So mag auch eine zwar wohlgemeinte aber nicht eben glückliche Dienstbeflissenheit, die in England und Schottland überall Unterschriften gesammelt hat von Gelehrten zu einem Zeugniss über die Verträglichkeit der Bibel und Naturwissenschaft, den alten Sir John Herschel geärgert haben; denn diese gewaltthätige und dabei unschickliche Weise, als ob man dem ewigen Schriftgrunde durch Monstrepetitionen und Massenerklärungen zu Hülfe eilen müsse, hat etwas anstössiges.

Wenden wir uns nun der Betrachtung jener treibenden

Ursachen zu, die namentlich zur Verschärfung des Conflictes beigetragen haben, so finden wir auf der einen Seite eine falsche Auslegung der heiligen Schrift. Entweder sind wichtige Stellen der heiligen Bücher theils ganz übergegangen theils in oberflächlichster Weise abgefertigt, oder es sind andere auf alle Art gepresst, um irrigen Anschauungen zur Folie zu dienen. Die falsche Exegese ist gewöhnliche Folge dogmatischen Irrthums und letzterer hat sich bald innerhalb des Systems entwickelt, bald ist er durch fremden äusseren Einfluss hineingekommen. Oftmals wird solcher Irrthum überwunden und doch schleppt sich traditionell die verkehrte Auslegung Generationen hindurch nach. Diese falsch verstandenen Schriftstellen und darauf erbauten oder daran angelehnten Lehren führt man in's Treffen gegen die Naturwissenschaft. Letztere wirkt indess hier als Correctur; sie macht uns aufmerksam, die Auslegung zu prüfen und auf die richtige Bahn wieder einzulenken. Gerade dass man sieht, wie in den Kämpfen der Kirche wider die Naturwissenschaft erstere manchmal nur als Handlanger falscher Naturlehre gegen die richtige Ansicht missbraucht worden ist oder ganz ungehöriger Weise in den Streit von der unterliegenden Partei hineingezogen ward, um deren Bankbruch zu decken — das alles gewährt uns einen Trost. Halten wir die Schriftauslegung von solchem Henkersdienste rein und frei, bewahren wir sie vor unlautern Einflüssen, so wird sich die Verständigung um vieles leichter anbahnen. Vortrefflich hat sich darüber Galilei ausgesprochen, der doch so schwer darunter zu leiden gehabt. Denn wenn wir auch gern zugeben wollen, dass der gewöhnlichen Erzählung von dem tragischen Geschick des edlen Italieners, wie wir sie bei einer der grossen germanischen Kunstausstellungen auf verschiedenen Gemälden fast haarsträubend dargestellt fanden, auf einem Mythos beruht und die römische Curie vor dem Richterstuhl der Geschichte glimpflicher wegkommt als in der Volks- und Gelehrten-Sage: so steht doch unwiderleglich fest, dass dem berühmten Astronomen und Physiker auf das unverantwortlichste von seinen Gegnern mitgespielt worden und dass die Kirche sich zum Organ und zur Handhabe derer hergegeben hat, die

eben wissenschaftliche Gegner Galilei's waren.[1]) Durch die Autorität der Kirche sollte bewirkt werden, was der geistigen Ohnmacht jener verrotteten Aristoteliker unmöglich war. Galilei sagt unter andern: „Wir bringen das Neue, nicht um die Na„tur und die Geister zu verwirren, sondern um sie aufzuklären, „nicht um die Wissenschaften zu zerstören, sondern um sie „wahrhaft zu begründen. Unsere Gegner aber nennen falsch „und ketzerisch, was sie nicht widerlegen können, indem sie „aus erheucheltem Religionseifer sich einen Schild machen und „die heilige Schrift zur Dienerin von Privatabsichten ernie„drigen;" und weiter: „Wo aber hat die Bibel die neue Lehre „verdammt? Der heilige Geist hat darüber geschwiegen und „wenn demnach unsere Ansichten mit der Seligkeit nichts zu „thun haben, wie können sie ketzerisch sein? Der heilige Geist „hat uns gelehrt wie wir in den Himmel kommen, nicht wie „der Himmel sich bewegt. Man setzt das Ansehen der Bibel „auf's Spiel, wenn man die Sache anders nimmt und, statt „nach sicher erwiesenen Thatsachen den Sinn der Schrift zu „deuten, lieber die Natur zwingen, das Experiment leugnen, „den Geist verschmähen will. Auch ist es keine Verwegen„heit, wenn jemand nicht bei dem Herkommen stehen bleibt. „Will man aber auch die Messkunst auf die Bibel gründen, „so ist das eine falsche Ansicht ihrer Herrscherwürde, so falsch „als wenn ein König, weil er dies ist, auch Arzt und Baumeister „seiner Unterthanen sein und sie zu seinen Recepten nöthigen „wollte."

Hinwiederum offenbart eine ähnliche Untersuchung bei der Wissenschaft, dass nicht sie es ist, die feindselig der Schrift entgegentritt, sondern nur die Caricatur der Wissenschaft, eine hoffärtige eingebildete Weisheit, die ihre eigenen Grundsätze leugnet, auf denen sie sich ursprünglich aufgebaut.

1) Man würde den Versicherungen Herrn Bischof Martin's und anderer, dass Galilei kein Haar gekrümmt worden und er die liebevollste Behandlung erfahren, weit bereitwilliger Glauben schenken, wenn nicht die modernen Klagen der allerkatholischsten Schriftsteller über den *index librorum prohibitorum* und die damit verbundene moralische Tortur uns fortwährend stutzig machten.

Wir werden das Nähere darüber bei den einzelnen Streitpunkten selbst auseinandersetzen. Bald ist es ein maasloser Dünkel verbunden mit einem Mangel an aller Logik, der den Naturgesetzen, die doch nur hypothetische Wahrheit haben können in Gemässheit ihrer Auffindung und Entwicklung durch den menschlichen Geist, sofort den Stempel der absoluten Wahrheit aufdrückt; bald ist die Wissenschaft aber auch nur das Mittel, dessen sich die radikale Feindschaft gegen die christliche Religion zu bedienen versteht. Der Unglaube versucht sich eben auf allen Gebieten, er wirbt ringsum Söldnerschaaren, er presst allerwärts Matrosen für seine unüberwindliche Flotte, womit er das Glaubensland erobern und verstören will. Sämmtliche Wissenschaften kommen der Reihe nach daran, also auch die Naturwissenschaft. Haben wir dieselbe vorhin ein Correctiv genannt für die Auslegung der Schrift, nun so muss diese das nämliche Amt verwalten gegen die Ausschreitungen der vom Unglauben in's Schlepptau genommenen Naturkunde.

Solche Beobachtungen erwecken fröhliche Aussicht den Zwiespalt zu heilen; vor allem aber wenn wir jetzt Zweck und Methode in's Auge fassen, welche man bei der heiligen Schrift nachweisen kann, wie und warum sie die Gegenstände bespricht, mit welchen sich die Naturwissenschaft als ihrem speciellen Objecte beschäftigt.

Die Bibel enthält die Offenbarung Gottes zu unserer Seligkeit; sie predigt das grosse Evangelium von der Vergebung der Sünden, vom Heil in Christo Jesu. Die gesammte Heilslehre wurzelt nicht in allerlei luftigen Ideen, sondern in mächtig bezeugten und bezeugenden Thatsachen, sie wurzelt in der Heilsgeschichte. Es ist darum ein thöricht Beginnen die Heilslehre, deren Schönheit und innere Herrlichkeit — wenigstens in einzelnen Zügen — selbst der Materialismus eines Moleschott anerkennen muss, abzulösen von ihrem Grund und Boden; es ist ein vollendeter Widerspruch die Geschichte als Lüge zu erklären, deren Abglanz aber für Wahrheit auszugeben. Die Heilslehre kann ohne die Heilsgeschichte nicht bestehen. In grossartigen Zügen erzählt die heilige Schrift den Verlauf der Begebenheiten, den Urstand des Menschen, seinen Fall, die

Weissagung und Vorbereitung des zukünftigen Heils, dessen Erscheinung in der Fülle der Zeiten und lässt mit prophetischem Blicke die Vollendueg desselben schauen am Ende der Tage.

Der Mensch ist Gottes Creatur; er ist nach des Höchsten Bild zur Gottähnlichkeit geschaffen, ihm ist vertraut die Herrschaft über die Thiere, ja über den ganzen Erdboden; er ist Gottes Statthalter, der erste und oberste Lehnsträger des himmlischen Königs auf dieser irdischen Welt. Schon um deswillen muss die Schrift eine Kunde mittheilen von der Schöpfnng der Erde, der organischen Natur, insbesondere des Thierreichs. Der Fall des Menschen hat die Gefangenschaft der übrigen Creatur unter den Bann des Todes nach sich gezogen, sie ist um unseretwillen der Eitelkeit unterworfen. Aber nicht nur in unserer Brust regt sich eine Sehnsucht nach Erlösung, sondern durch die gesammte Natur hallt ein Wehelaut, der sich zur Klage gestaltet über das verlorene Paradies, ein Seufzen unter dem unerbittlichen Gesetze der Zerstörung, ein Zittern vor den Schrecken des Todes, ein sehnliches Verlangen nach der Freiheit der Kinder Gottes, und indem die Schrift uns alle diese Spuren zeigt, richtet sie unseren Blick auf die Wiederbringung der Dinge, die zwar nicht, wie etliche gefabelt, in der Bekehrung des Teufels und einer Verklärung der Hölle, wohl aber in der Herrlichkeit eines neuen Himmels und einer neuen Erde besteht.

Darin liegt nun die zwingende Nöthigung für die Schrift uns auch über das Reich der Natur zu berichten. Es kommt hinzu, dass die Schöpfung auch in ihrer verschleierten Gestalt zeuget von ihrem Herrn und Meister. Sowohl die innere Stimme des Gewissens wie der äussere Reiz durch die umgebende Natur treibt die Menschen, dass sie Gott suchen, ob sie ihn fühlen und finden möchten. Und wenn auch auf diesem Wege keine Erreichung des Zieles möglich ist, so kann sich doch der Mensch dem nimmer entziehen und beide „Natur“ und "Gewissen“ treten als Verkläger auf wider den Menschen und lassen ihm keine Ruhe in seiner forcirten Selbstseligkeit, bis ihm das Licht des Evangeliums anfgeht und damit die rechte Arznei für seine

Sünde ihm gereicht wird, oder er durch alle Zweifel zur Verzweiflung gejagt, durch allen Aberglauben zur Selbstvergötterung gelangt ist und damit reif geworden zum Gericht.

Wir sehen daraus, dass die Schrift, wo sie die Dinge aus dem Gebiete unserer Naturlehre und Naturbeschreibung nennt, entweder einen unmittelbar ethischen Zweck verfolgt oder einen heilsgeschichtlichen, der abermals mit dem dogmatischen einen ethischen Charakter verbindet; aber sie ist fern davon ein System der Astronomie, Physik, Chemie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geologie, Physiologie u. s. w. aufzustellen.

Ganz dem Zwecke entspricht auch ihre Methode. Bei allen Höhen und Tiefen, welche die Weisen und Klugen dieser Welt nicht ermessen können, will sie den Unmündigen Gottes ewigen Gnadenrath offenbaren. Darnach ist sie angethan. Das Wort unseres Heilands zur Martha „Eins aber ist Noth", es lässt sich durch alle Theile der Schrift verfolgen. Ueberall redet sie dergestalt, dass jenes Eine hervortritt und an die Herzen schlägt. Charakteristisch ist der doppelte Schluss des Evangeliums St. Johannis; einmal Cap. 20: „Auch viele andre „Zeichen that Jesus vor seinen Jüngern, die nicht geschrieben „sind in diesem Buch; diese aber sind geschrieben, dass ihr „glaubet Jesus sei Christ, der Sohn Gottes, und dass ihr durch „den Glauben das Leben habt in seinem Namen" und dann Cap. 21: „Es sind noch viel andere Dinge, die Jesus gethan „hat, welche so sie sollten eins nach dem andern geschrieben „werden, achte ich, die Welt würde die Bücher nicht begreifen, „die zu beschreiben wären." In beiden Schlüssen spricht sich ein verwandter Gedanke aus. Das, was von dem Leben des Herrn erzählt ward, ist nicht das Ganze, wohl aber Kern und Stern, für uns vollkommen hinreichend unseres Glaubens Felsengrund zu bilden; die ganze Fülle würde uns erdrücken. Denn es ist verwerflich, wenn selbst gläubige Theologen in dem letzten Schlussvers eine Hyperbel haben sehen wollen und ihn darum wegschneiden. Nicht astronomisch ist's zu verstehen, dass etwa der Raum des Milchstrassensystems mit Büchern angefüllt werden könnte, sondern diese irdische Welt würde sie nicht fassen mögen, die Menschheit würde sie nicht be-

greifen können, hier das Räumliche als Bild des Intellectuellen gebraucht. Darum eben hat die göttliche Weisheit eine heilsame Auswahl getroffen. Solch feine Sparsamkeit und liebliche Schonung mit unserer Schwachheit offenbart sich allenthalben in dem Worte. Seine Maxime ist: genug, nie zu viel.

Indem wir dieses also festhalten, beachten wir zuletzt noch die Quelle, aus welcher die Schrift uns über die Geheimnisse der Schöpfung Kunde zuführt.

Die ganze Schrift, sagt Paulus,[1]) sei von Gott eingegeben; wir halten unerschütterlich fest an der Inspiration durch den heiligen Geist. Diese Inspiration ist übrigens nicht uniform, ein starres Einerlei, einer steifen todten Formel unterthänig. Wo Geist ist, da ist Leben; es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist; der Herr selbst deutet auf eine Stufenfolge und Entwickelung in der Weissagung, wenn er Johannes als den grössten Propheten des alten Testaments nennt, ihn als mehr denn einen Propheten bezeichnet.[2]) Doch berührt solches weniger unseren Gegenstand als die rohe, ungeschlachte, mechanische Weise, womit seiner Zeit der Inspirationsbegriff ist aufgefasst und dargelegt worden, dadurch aber den heftigsten Widerspruch erregt hat. Es betrifft das Verhältniss des heiligen Geistes zu dem biblischen Schriftsteller.

Ueberall wo die Einwirkung des heiligen Geistes sich zeigt, physikalisch möchten wir sagen der „Contact" mit dem menschlichen Geiste, mag sie einer Form sich bedienen, welcher sie will, also des Traums, der ekstatischen Vision, jener gewaltigen, hinreissenden blitzähnlichen Weise, wie sie oft im alten Testamente vorkommt, — wir erinnern nur daran wie Saul unter die Propheten geräth — oder der ruhigen beharrlichen Sonnenklarheit, welche sich in den neutestamentlichen Schriftstellern offenbart, überall müssen wir solche mechanische Vorstellung ausschliessen, wie etwa der Dampf auf die Maschine wirkt, so dass der Mensch zum todten Werkzeug, gleichsam zum Sprachrohr herabsinkt. Auch nicht die dämonische Begeisterung und

1) 2. Timoth. 3, 16. *πᾶσα γραφή* v. 16 = *τὰ ἱερὰ γράμματα* v. 15.
2) 1. Kor. 12, 4; Joh. 6, 63; Matth. 11, 9—11.

dämonische Besessenheit darf damit zusammengestellt werden, denn sie ist das völlige Gegentheil von der Wirksamkeit des göttlichen Geistes. Sie feiet und fesselt den Menschen, der heilige Geist erlöset und macht frei. Wohl treibt er und wehret dem Einzelnen, aber er reisst nicht und plagt; nirgends lähmt er die Seelenkraft, sondern er erhöht, aber immer dergestalt, dass das Kranke in uns gesund, das Schwache gestärkt wird. Es ist ein diametraler Gegensatz zwischen dem Wunder des heiligen Geistes und allem Zauberhaften, mag es teuflische Magie sein oder nur Blendwerk menschlicher Einbildung oder phantastisches Mährlein. Dem heiligen Geiste gefällt es nun oft den Menschen wunderbare Blicke thun zu lassen in die fernsten Fernen, aber überall lassen sich Anknüpfungspunkte nachweisen zwischen dem Glaubensstande und der geistlichen Erkenntniss des Propheten und dem Inhalte seiner Offenbarung; magisch, zauberhaft, dämonisch wäre es, wollte der heilige Geist Mose oder Johannes mit einem Male in die Fülle astronomischer oder botanischer oder physiologischer oder chemischer Kenntnisse versetzen, deren wir uns heute rühmen dürfen.

Was kein Auge je gesehen, kein Ohr je gehört, in keines Menschen Sinn gekommen ist, dazu wird der Prophet durch des heiligen Geistes Kraft befähigt es zu schauen, zu vernehmen, zu denken; was dagegen auf dem Wege natürlicher Entwicklung erlangt werden soll, das wird nicht Inhalt der Geistesoffenbarung, obgleich jedoch diese natürliche Entwickelung niemals unberührt ist von der Gnadensonne des Evangeliums. Denn nicht in den Staaten altheidnischer Cultur, in Indien, China oder Japan, sondern in den Ländern christlicher Gesittung sehen wir die Blüthe der Wissenschaft überhaupt; der Naturwissenschaft insbesondere.

Dieser wird nun von der heiligen Schrift ein weiter Raum gegönnt zur Entfaltung. Es ist freilich nicht das Verhältniss, was man sich nach Schleiermacher's Vorgang oft zwischen Theologie und Philosophie gedacht, dass solche nämlich ganz unabhängig von einander sich entwickeln sollen, jegliche nach ihren Principien, mag dann das gläubige und philosophirende Subject zusehen, wie sich beide Entwicklungsreihen zusammen

vertragen, ob sie convergieren oder divergieren. Allerdings ist die Schrift und somit der gläubige Schriftausleger nicht gewillt ohne Notiz zu nehmen an der Naturwissenschaft vorüberzugehen oder letztere sich ganz selber zu überlassen; allein es kommt ihm entfernt nicht in den Sinn, die Wissenschaft zur Dienerin irgend einer theologischen Ansicht zwangsweise zu dingen. Das Verheissungswort[1]) „Füllet die Erde und machet sie euch unterthan und herrschet über die Fische im Meer, über die Vögel unter dem Himmel und über alles Thier, das auf Erden kriechet" geht durch alle Zeiten hindurch mit dem unverwüstlichen Stempel göttlicher Autorität und Wahrheit gekennzeichnet. „Um die Erde zu beherrschen muss die Natur der Dinge erst erkannt werden." Das ist die Aufgabe der Naturwissenschaft; sie ist die nothwendige Vorbedingung und Vorbereitung zum Erreichen dieses hohen, von Gott selbst gesteckten Ziels. Insofern dient die Naturwissenschaft einem heiligen von Gott gewollten und verordneten Werke.

Ihre Principien und Methoden schöpft sie zunächst aus sich selbst d. h. unabhängig von irgend einem theologischen oder philosophischen System. Die heilige Schrift selber ertheilt darüber höchst interessante Aufschlüsse. Sie erzählt, dass in dem ursprünglichen, paradiesischen Zustande des Menschen Gott der Herr demselben alle Thiere vorgeführt habe um zu sehen, wie dieser sie nennen würde, und habe der Mensch allem Vieh, Vogel und Thier des Feldes den entsprechenden Namen gegeben. Es bedarf kaum der Bemerkung, dass diese Erzählung sowohl dem altväterischen als unserm jüngstgeborenen Unglauben höchst kindisch vorgekommen ist, denn was wäre nicht der Impertinenz der Dummheit, was nicht dem durch sich selber entsetzlich gelangweilten Unglauben schon lächerlich gewesen. Wir erkennen in der schlichten Hülle des biblischen Berichts tiefe, überaus köstliche Wahrheit. Es sind uns die ersten Anfänge menschlicher Naturforschung gegeben, Anfänge zwar, aber grossartige, entsprechend den herrlichen grossartigen

1) 1. Mose 1, 28.

Verhältnissen des Paradieses. Denn nicht alle Thiere werden dem Menschen vorgeführt, sondern jene höheren Stufen, welche Thiere des Feldes, Vögel des Himmels genannt werden; wie auch das Paradies nicht die ganze Erde umspannte, obwohl es klar angedeutet liegt, die gesammte Erde sollte durch des Menschen treues Bauen und Bewahren zum Paradiese werden. Wäre es dahin gekommen, so würde auch die Naturforschung des Menschen einen ähnlichen grossartigen Verlauf genommen haben. Wir bemerken ferner die beiden Elemente, aus denen sich diese Forschung bildet. Erstlich die Beobachtung der vor Augen geführten, in ihrem Unterschiede erkannten Gegenstände, dann aber in der Namengebung das menschliche Urtheil, gegründet in der tiefern Erkenntniss der beobachteten Natur. Denn nicht als ein Spiel der Willkühr dürfen wir uns diese Namengebung denken, sondern hervorgewachsen aus ahnungsreichem Verständniss jener Wunderwelt, die den Menschen umgiebt und sich ihm als dem künftigen Herrscher zu Füssen legt. Mit dem Sündenfall freilich ändert es sich, wir sehen alsbald die reinen ungetrübten Verhältnisse des Paradieses aufhören. Aber der Weg bleibt derselbe. Er beginnt mit der Beobachtung der tausenderlei Erscheinungen, die jetzt, zum Theil wenigstens, müssen mühsam aufgesucht, bei denen erst durch sorgfältige Prüfung muss festgestellt werden, ob sie auch frei vom Irrthum der Sinne aufgefasst sind. Den feinsten astronomischen Beobachtungen geht heutiges Tags das sorgfältigste Studium der Instrumente vorher; es müssen alle Fehler des Fernrohrs, alle Eigenheiten der Uhr, selbst die subjectiven des Beobachters ermittelt und durch Rechnung eliminiert werden. Dann aber fehlt uns jetzt jenes unmittelbare Verständniss, jener klar durchdringende Blick des ersten Menschen, womit er dem Thiere den Namen gab, in solchen Namen selbst ein Conterfei der Creatur fassend, meisterhaft, unübertrefflich. Die Namen der Thiere in den Sprachen derjenigen Völker, wo wie z. B. bei dem deutschen, ein tieferes Verständniss der lebendigen Welt in Wald und Flur, in den Lüften und Wassern sich ausspricht, wie anders klingen sie als unsere gelehrte Nomenclatur der Pflanzen und Thiere, deren wir uns als unumgänglich in

dem wissenschaftlichen Verkehre bedienen müsssen.[1]) Sie verhalten sich zu einander wie die Nummern sibirischer Gefangenen zu der Fülle hellenischer und altdeutscher Eigennamen an Klang und Farbe reich und köstlich. Das ist ein Nachhall uralter Weisheit und frühester Erkenntniss, der über den Anfang unserer gewöhnlichen Geschichte hinaus reicht.

Jetzt ist uns das Verstehen der Naturerscheinungen in dem Maasse schwerer gemacht, wie überhaupt die Arbeit des Menschen sich aus dem seligen Paradieseswerk zu dem mühseligen des täglichen Lebens verwandelt hat. Aber, wenn auch auf manchem Irrgang und durch weitgeschweifte Bogen, gelangen wir doch vorwärts. Wir ahnen zunächst einen Zusammenhang, eine Ordnung und Gesetzmässigkeit der Erscheinungen; wir gehen sodann der Muthmassung nach und suchen das Räthsel durch geschickt angestellte Versuche, durch Experimente zu lösen. Es sind gleichsam inquisitorische Fragen die wir thun und entweder wird unsere Vermuthung bestätigt oder falsch erwiesen. Auf diesem Wege gelangen wir bei Vervielfältigung der Versuche zur Erkenntniss des Naturgesetzes. Aber immerhin haben diese Naturgesetze nur eine hypothetische Bedeutung, d. h. bis jetzt haben alle angestellten Versuche die Richtigkeit des Gesetzes erhärtet, wir vermögen durch das Gesetz die verwickelte Reihe der Erscheinungen zu erklären u. s. w.,

---

1) Nichts persifliert treffender unser gelehrtes Rothwälsch als jener amerikanische Humbug, durch den einst die ganze gebildete Welt beider Erdhälften zum Besten gehalten ward. Während des Aufenthalts Sir John Herschel's am Cap der guten Hoffnung erschien ein fabelhafter Bericht seiner unerhörten Entdeckungen im Monde. Er sollte sogar die Scherze und Liebkosungen der Meneen belauscht haben. Letztere wurden nach ihrer beobachteten Natur sofort als vespertilio homo in's Register unentdeckter Gattungen und Geschlechter eingetragen. An diesem einen Punkte erkannte Schreiber dieses sofort den Schalk, während Mathematiker und Astronomen, Botaniker und Zoologen ihn um seines Unglaubens willen einen Erzketzer schalten. Selbst das berühmte Institut Frankreichs gerieth damals in einen wahren Aufruhr, der kaum durch die Versicherung Arago's gestillt werden konnte, welcher erklärte noch so eben Briefe des grossen Astronomen empfangen zu haben, die von der Fledermenschmaus nichts meldeten.

allein es bleibt immer die Möglichkeit, dass eine neue Seite der Natur erschlossen wird, wo dieses Gesetz als nicht maassgebend oder wesentlich modificiert erscheint, dass dasjenige, was wir als die letzten Gründe angesehen, nur erst Vorstufe war, welche der allzu schnelle und leichtfertige Geist schon für die *ultima ratio* hielt und anpries.

Je besonnener und gediegener die Wissenschaft gewesen, desto bescheidener hat sie von ihren Resultatên und der Gewissheit ihrer Forschung geurtheilt. Aber obwohl gerade die Naturwissenschaft eine solche höhere Signatur an sich trägt, schützet das sie nicht vor dem Hereinbruch schweren ethischen Irrthums. Sie kann den Geist beschäftigen, ergötzen, erheben, ausbilden, aber sie kann uns nicht selig machen, nämlich nicht gottselig; sondern die Seligkeit, die sie für sich allein gewährt, ist eine trügerische Selbstseligkeit, die sich zur wahren verhält wie der garstigste Affe zum himmlischen, seligen Seraph. Die Wissenschaft fällt entweder in den Dienst der Sünde und Lüge oder in den Dienst heiliger Wahrheit. Die Bezwingung der Natur und Beherrschung der Erde kann auch solche Ungeheuer erzeugen, wie der Mensch der Sünde sein wird — 2. Thess. 2, 3 — der weder nach Gott noch Gottesdienst fragt und sich selbst zum Gott macht. Darum bedarf auch die Naturwissenschaft, welche ja abhängig ist vom Geist des Menschen und dieser abhängig von der Sünde, des starken Arms, der, wo sie auf falsche Spur gerathen, dieselbe zurückführt ihrer schönen göttlichen Bestimmung entgegen. Den rechten Weg zu finden sind in dem Buch der Bücher allenthalben Wegweiser aufgestellt, die mit ihren Kreuzesnamen zeigen nach dem Kreuz des Herrn, mächtige Leuchtthürme, welche winken: „hierher zum Licht der Welt, her zu Jesu Christo!“ Wie der Schriftausleger die ächte Wissenschaft willkommen heisst, die ihm hilft solche Stellen richtig fassen, welche falche Naturlehre ihm bisher dunkel gehalten: so hat auch der Naturforscher tausendfach Ursache in das Buch der Offenbarung zu blicken, um das Auge zu schärfen durch die milde Klarheit und den frischen Lebenshauch des ewigen Evangeliums.

So hätten wir eine nicht geringe Zahl günstiger Vorbe-

deutungen gewonnen, welche uns Muth erwecken das Werk der Versöhnung nicht zu vollführen — solche Anmassung kommt uns nicht in den Sinn — sondern anzubahnen. Die endliche und vollgültige Versöhnung liegt in einer anderen Hand, unser Geschäft ist nur darauf hinzuweisen und zu vertrösten aber auch zu zeigen, dass unsere Trostgründe einen festen sicheren Boden haben. Noch hat die Naturwissenschaft ihre Aufgabe entfernt nicht gelöst, noch muss sie manchen Irrthum und Aberglauben vergangener Zeit namentlich ihre jugendliche Ueberhebung abstreifen, noch ist die Schriftauslegung nicht geschlossen und für viele Kapitel der prophetischen Bücher werden erst die kommenden Zeitläufe uns völliges durchsichtiges Verständniss bringen. Dies alles hindert jedoch nicht Präliminarien des Friedens zu verabreden.

Zu dem Ende könnten wir die einzelnen Theile der Naturwissenschaft der Reihe nach die Revue passieren lassen, um nach Umständen uns mit ihnen zu vertragen und auseinanderzusetzen. Allein das Geschäft würde dadurch doch einen schleppenden und verworrenen Gang annehmen, da die verschiedenen Zweige der Wissenschaft nicht vollständig abgeschlossen sind, sondern einer in das Gebiet des andern hinübergreift. Es ist unsere Aufgabe nicht eine Apologie der Wissenschaft vor der Schrift zu versuchen, sondern umgekehrt die Apologie der letzteren wider den ganzen Chor der verklägerischen Naturforscher, bei welcher uns die treugesinnten und gläubigen Gelehrten die besten und redlichsten Dienste zur Vertheidigung liefern sollen. Deshalb ist es besser die Schrifteinheit der gesammten Naturwissenschaft entgegenzustellen und nicht aus dieser sondern aus der erstgenannten den Eintheilungsgrund für unsere Darlegung herzunehmen. Wir fassen unsern Versuch in zwei grosse Abschnitte zusammen:

Theologie und Kosmologie

genannt, von denen der letztere als der umfangreichere die drei Kapitel begreift:

Urgeschichte, Geschichte, Endgeschichte.

INHALTS-VERZEICHNISS.

Seite.

Deutschland, ein einleitendes Wort. Vom Herausgeber 1

Deutsche Briefe von Germanus Sincerus. I. An die Fürsten Deutschlands 62

VON BETHMANN-HOLLWEG. Idealismus und Realismus in Staat und Kirche 109

Prof. Dr. ROSCHER. Die Anfänge des Zollvereins 143

W. HOFFMANN. Die Ursachen der gegenwärtigen Missstimmung wider die Kirche 212

Goethe und die deutschen Frauen, von einer deutschen Frau . 301

A. F. FÜRER. Naturwissenschaft und heilige Schrift 340

Druck von G. Bernstein in Berlin.

DEUTSCHLAND

EINE

PERIODISCHE SCHRIFT

ZUR BELEUCHTUNG

DEUTSCHEN LEBENS IN STAAT, GESELLSCHAFT, KIRCHE, KUNST UND WISSENSCHAFT, WELTSTELLUNG UND ZUKUNFT

IM VEREINE MIT MEHREREN

HERAUSGEGEBEN VON

W. HOFFMANN
DR. DER THEOLOGIE
GENERALSUPERINTENDENT UND HOFPREDIGER

ERSTER JAHRGANG
1870
ZWEITER BAND

BERLIN
STILKE & VAN MUYDEN
(DR. G. VAN MUYDEN)
96 FRIEDRICHSSTRASSE
1871.

INHALTS-VERZEICHNISS.

Seite.

1. Deutschland und Frankreich in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Vom Herausgeber 1
2. Deutsche Briefe von Germanus Sincerus. II. An die Bischöfe der katholischen Kirche in Deutschland . 138
3. FRANZ HOFFMANN: Franz von Baader's Stellung in der Geschichte der Philosophie 298
4. Die neue Steilung und Aufgabe dieser Schrift. Ein erneuertes Programm. Vom Herausgeber . . . 341

DEUTSCHLAND UND FRANKREICH
IN
VERGANGENHEIT, GEGENWART UND ZUKUNFT.

I.

DIE VERGANGENHEIT.

Europa steht an einem Scheidepunkt seiner Geschichte. Seine südlichen Halbinseln, Griechenland, Italien und die pyrenäische Halbinsel haben längst aufgehört, seine Geschicke zu bestimmen. Aber auch die Zeit liegt seit bald vier Jahrhunderten hinter uns, in welcher das deutsche Reich das schlagende Herz Europa's war. Auch seine Macht war geschwunden, nicht in fremder Eroberung, auch nicht hauptsächlich durch ein krankes Verzehren seiner Kraft in falschen oder einseitigen Bestrebungen nach Aussen, sondern durch eine Entwicklung im Innern, die selbst die grösseste und heilsamste weltgeschichtliche Wendung des deutschen Geistes in der Reformation mit zum Werkzeug des Unheils, der Zersplitternng werden liess. Nur durch die undeutschen Bestrebungen des Hauses Habsburg und durch die dadurch grossgezogenen Gelüste des französischen Nachbars war das Reich zu der Ohnmacht herabgesunken, in welcher Deutschland in immer grösserem Maasse zur Beute dieses raubgierigen Volkes und seiner unersättlichen Beherrscher wurde. Seine tiefste Schwächung verdankte es dem bösen Bündniss spanisch-habsburgischer Politik mit jesuitischem Hasse gegen die Reformation, also des entarteten Staatslebens mit

der entarteten Kirche, dem doppelten Welschthum aus Spanien und Italien, obgleich diesen beiden Ländern längst die Sehnen politischer Kraft durchschnitten waren. Der dreissigjährige Krieg und, was ihm folgte, war davon das reine Ergebniss. Seitdem blieb die Frage Europa's, obwohl sie im spanischen Erbfolgekrieg und im siebenjährigen Kriege verschiedene Wendungen annahm, bis auf diese Stunde immer dieselbe: Frankreich oder Deutschland? Unter dem einhüllenden und verfälschenden Namen des europäischen Gleichgewichts war das Uebergewicht Frankreichs zur Thatsache des europäischen Völkerstaatsrechts geworden. Seine klarste Deutung erhielt das verhüllende Wort durch Napoleon I. und durch dessen Anspruch und Sucht, Europa zu beherrschen. Die innere Unwahrheit seines Gewaltreichs, Despotismus im Namen der freien und freiwählenden Nation, und gegen diese Nation, noch erdrückender aber gegen auswärtige Länder und Völker geübt, musste zum Untergang führen. Damals (1815) war der Moment der Befreiung gekommen. Aber schon war sie nicht mehr möglich, ohne der französischen Nation ans Leben zu gehen. Sowohl der Widerwille gegen ein solches Verfahren, als die närrische Furcht vor der wiedererwachenden Grösse und Macht Deutschlands, das hier nur durch Preussen wahrhaft repräsentirt war, verbunden mit der Angst deutscher Kleinstaats-Fürsten vor dem Verlust der erst durch Napoleon ihnen gewordenen Vergrösserung und Souveränetät, als besonders Oesterreichs Abneigung gegen Preussen wirkten dahin, dass die Herrscher Europa's sich zu täuschen suchten über die Gefahr, welche stets von neuem aus Frankreich drohte. Die nachherige Geschichte von fünfzig Jahren hat ihre Schutzmaassregeln als nichtige erwiesen, wie es die deutschen Staatsmänner Preussens schon damals vorhersagten. In noch weit höherem Grade als am Anfange des Jahrhunderts ist die Alles verfälschende, mit der Signatur der Lüge charakteristisch bezeichnete buonapartistische Despotie in Frankreich wiedergekehrt und hat im Jahre 1870 abermals die Maske weggeworfen, welche die Wahrheit ihrer Tendenz verhüllte. Abermals steht Deutschland, diesmal aber das ganze Deutschland, und diesmal unter Preussens alleiniger

Führung auf der Schwelle der Entscheidung: ob Deutschland oder Frankreich? Eine viel gewaltigere und einmüthigere öffentliche Meinung wird in Deutschland laut, als in den Jahren 1813 bis 1815 und ihren Spruch zusammenzufassen und zu wiederholen, aber auch zu begründen, ist eine ernste Pflicht. Wenn der Verfasser dabei auch sich selbst im Einzelnen wiederholt, so glaubt er das Recht dazu der offenkundigen Thatsache entnehmen zu dürfen, dass seine Worte von 1868 mit den Ereignissen von 1870 sich so auffallend decken.*)

In die Vergangenheit zurück, auf die Wege der Geschichte, weist uns schon manches ernste deutsche Wort der letzten Tage, indem von gewaltigen Stimmen die Anklage erhoben wird, dass das französische Volk als der Mitschuldige Napoleon's, als Mit-Ursächer des jetzigen furchtbaren Krieges betrachtet werden müsse. Denn allerdings, einen solchen Krieg, aus solchen Anlässen und mit solcher Tragweite kann ein Herrscher nicht unternehmen, wenn er der Zustimmung nicht blos der Erwählten seiner Nation, der Vertreter ihrer öffentlichen Angelegenheiten, sondern in der That auch der maassgebenden durchschnittlichen Stimmung des Volkes selbst nicht gewiss ist. Man hat freilich gesagt, das französische Volk sei erst durch die buonapartistische Herrschaft, durch dieses Lügenwesen, das mit Freiheitsformen täusche und despotische Willkühr und dynastische Eigennützigkeit betreibe, moralisch so herabgesunken, dass auch die schlechte Volksstimme in das Sündenregister des Kaisers zu schreiben sei. Die Frage, ob dem also sei, ist eine geschichtliche und man könnte ja eben so gut sagen, dass eine Nation eine so erworbene, so begründete und so wirkende Herrschaft zwanzig Jahre lang ertrage, das sei eine Schuld, die ihr allein oder doch ihr zuerst anzurechnen sei. In die Geschichte also sehen wir uns gewiesen, um die Anklage oder die Freisprechung von derselben zu begründen.

Es ist bekannt, wie die französische Nation, oder was man so nennt, entstanden ist, dass die ältesten Bewohner Frankreichs die Gallier waren, die aber nicht einer und derselben

*) Deutschland und Europa im Lichte der Weltgeschichte. Berlin. 1869. S. 46—99.

Nationalität angehörten, sondern vier verschiedenen, nämlich der eigentlich gallischen oder celtischen im engern Sinn, der belgischen (niederländischen), welche schon Julius Cäsar als germanisch-celtisch bezeichnet, und der aquitanischen, welche iberischen (spanischen) Ursprungs war, und endlich der ligurischen. Das eigentlich gallische Celtenland war im Westen vom atlantischen Meere, im Osten von dem Berglande der Vogesen begrenzt, während im Süden die Garonne die Celten von den Iberern und im Südosten das Rhone-Thal die Celten von den Liguriern, im Norden die Seine und Marne sie von den Belgiern schied. Das eigentliche gallische Gebiet war daher ein ziemlich enges. Allein die römische Eroberung erstreckte sich allmählich auf alle diese Gebiete und es gab ein römisches Gallien, das ausser dem celtischen auch das iberische, ligurische und belgische Gallien umfasste, dagegen ausdrücklich die Vogesen-, Mosel- und Rheinlande als „Germanien" bezeichnete.

Die älteste von der Geschichte bezeugte Einheit des Landes, welches sich Frankreich nennt, ist daher nicht innerlich, national und geistig, sondern durch äussere Eroberung entstanden. Die Eroberer fanden die celtischen Gallier und ähnlich auch ihre belgischen und iberischen Nachbarn in einem Zustande, der recht dem heutigen Charakter der französischen Nation entspricht. Es war ein Volk von Adligen, welche im Besitze der Macht und des Landes sich befanden, und zu diesem Adel gehörten auch die Priester (Druiden); die Masse der Bevölkerung war unfrei und in armseliger Lage. Der Druck auf das niedere Volk konnte unter den Erpressungen der römischen Machthaber nur wachsen und Bauernaufstände fanden statt, die blutig gedämpft werden mussten. Das Christenthum, das schon frühe in Gallien Wurzel fasste, konnte zwar die blutige Religion der Druiden beseitigen, aber den Zustand der Volksmasse besserte es nur wenig. Denn nirgends im römischen Reiche wurde es so äusserlich aufgefasst. Schon wenige Jahrhunderte nach seiner allgemeinen Einführung finden wir Bischöfe, die gar nicht zu Geistlichen gebildet waren und, dem alten Adel des Landes angehörig, ganz in derselben Weise, wie die-

ser, das Mark des Landes verzehrten und über das Volk weltlich herrschten. Die Römer und nicht minder hernach die Franken nahmen Art und Sitte der Celten an.

Es war also der Grundcharakter der celtischen Gallier, der unter der Römerherrschaft und der auch hernach unter den Franken den Ton angab. Denn die Unterworfenen besiegten in dem sittlichen Gebiet ihre Sieger. Dieser Grundcharakter aber klingt noch heute in den jetzigen Franzosen fort. Nach allen Beurtheilern aus eigener Anschauung und vertrauter Kenntniss des Volkes war es von jeher leichtsinnig, unruhig, nach Umwälzungen begierig, hart und widerstrebend, streitsüchtig, heftig und zu rascher Aufwallung des Zornes geneigt, aber auch kriegerisch nnd stets zum Kriegsdienste brauchbar, ohne tiefere sittliche und staatliche Anlage, ohne rechten Familiensinn, daher auch der geordneten Ehe abhold, unfähig, den Einzelwillen der Gesammtheit unterzuordnen, ein starkes Regiment zu gründen und in ächtem Bürgersinn zu erhalten, ja überhaupt auf ein höheres Ziel beharrlich hinzustreben; daher war es schon vor der römischen Herrschaft der Gallier Art, sich an den mächtigsten von den vielen Stämmen, in die sie getheilt lebten, anzuschliessen, bis dieser durch Gewaltdruck sie zum Abfall und zum Aufsuchen eines neuen Gebieters trieb. In wilder Kriegslust gaben sie sich auch für fremde Zwecke hin, aber ohne Ausdauer, leicht in Zwietracht und Auflehnung gegen Zucht und Ordnung entzündet, daher ganz unfähig, ein Reich zu gründen, wohl aber ein bestehendes zu zerstören. Prahlerisch, eitel, putz- und genusssüchtig wurden sie immer genannt. Ihre Neugier und unruhige Beweglichkeit waren so gross, dass sie die Reisenden nöthigten, ihnen Nachrichten über die Gegenden, aus welchen sie kamen, und Neuigkeiten, welche dorther einliefen, mitzutheilen, nach welchen schwankenden oder ganz erlogenen Gerüchten sie oft die wichtigsten Beschlüsse fassten, denen die Reue auf dem Fusse folgen musste. Windigkeit, Verzagtheit und Keckheit waren ihre Nationalfehler, von der äussersten Kühnheit gingen sie zur Furchtsamkeit über. Mit diesem Volkscharakter mussten die Gallier in alle Schwelgerei und jegliches Laster versinken,

das ihnen das verdorbene Römerthum zubrachte, und auch was sie von Bildung und Gewandtheit durch die Einwirkung Roms erlangten, konnte nur zur schöneren Umkleidung der sittlichen Fäulniss dienen, in welcher die Nation dem Untergang entgegeneilte.

Einem solchen Volke, dem selbst das erneuernde Christenthum nichts Besseres hatte bringen können, als verweltlichte Bischöfe, die ihre Aemter oft auf Wegen des Betrugs erschlichen und als Geldquellen ausnutzten, musste die germanische Eroberung und die Mischung mit den sittlich-kräftigeren Deutschen wie eine Rettung kommen. Es waren die Franken, welche zuerst am nordöstlichen Ende des römischen Galliens, später auch von Osten her am Rheine unterhalb Mainz, es waren die Alemannen, die südlich von dieser Römerstadt, es waren Sueven und Burgunder und Westgothen, die am Oberrhein in das Gebiet der Römer einbrachen und denen nicht in die Länge zu widerstehen war. Am tiefsten drangen aber die Franken ein und sie vernichteten zuletzt die römische Herrschaft. „Der fränkische Stamm, von der Natur mit allen Fähigkeiten zu „einer glänzenden Entwicklung ausgestattet, von einer wilden „ungebändigten Naturkraft, die den Kampf suchte und keinen „Widerstand fürchtete, aber auch von einer ungemeinen Neigung, fremde Bildungselemente in sich aufzunehmen und zu „verarbeiten, sowie von einer Zähigkeit, das Erworbene zu behaupten und sich zu eigen zu machen, erfüllte alle Bedingungen zur Gründung eines grossen allgebietenden Staates.“ *) Bei aller Deutschheit der Franken darf man sich also nicht verbergen, dass sie von allen deutschen Stämmen der den Celten verwandteste waren, von dem die römischen Schriftsteller melden, dass Lug und Trug und Meineid bei ihm an der Tagesordnung gewesen, und dass sie in der Gier nach Gewinn und Erwerb sehr leicht alle Vorsicht für die Zukunft aus den Augen setzten. Mag dies auch wohl von Feinden geredet und

*) So der neueste Geschichtschreiber der Franken, G. Bornhak: Geschichte der Franken unter den Merovingern. Greifswald 1863, Bd. I. S. 104. ff.

zu stark sein, sie brachten doch wohl jedenfalls den Galliern oder Romano-Galliern nicht die sittlich gesunde Kraft zu, deren sie bedurft hätten; und besonders im Westen, in dem nachher Neustrien genannten ächt celtischen Gebiete, wo die römische Herrschaft am längsten gewährt hatte, überwog nach nicht langer Zeit das romanische Wesen so, dass die Franken von demselben die mächtigsten Einflüsse erfuhren. Das deutsche Königthum verwandelte sich in ein dem römischen Kaiserthum abgelerntes Despotenwesen und die fränkischen Herrscher zogen die gewandten und gefälligen Romanen als Beamte und willenlose Werkzeuge ihren selbständigeren Franken vor und dehnten die Art der Herrschaft, welche sie über die Celto-Romanen als Eroberer übten, bald genug auch auf die deutschen Stammesgenossen aus. Nur im deutschen Frankenlande Austrasien liess sich dies nicht so durchführen, Hier blieb das deutsche Wesen vorherrschend. Und diesem nicht am wenigsten verdankten es auch die westlichen Franken, dass sie unter den immer erneuten Anfällen der Römer nicht aufgerieben wurden. Denn von hier aus zogen immer neue Schaaren gen Westen und verstärkten die gelichteten Heere. Die ältesten Sagen und Nachrichten über das fränkische Königsgeschlecht der Merovinger sind Zeugen von der sittlichen Gesunkenheit der Franken, denn sie zeigen in der Nachricht, dass Childerich vertrieben wurde, weil er die Töchter seines Volks verführte, zwar noch das Gefühl der Erbitterung gegen solche Unzucht, aber in der Sage von seiner Rückkehr und der Nachreise der Gattin des Thüringer Fürsten, der ihn gastlich aufgenommen hatte, und von seiner Heirath mit dieser ihrem Gemahl Entlaufenen zugleich die dem gallischen Sittenleben ähnliche Lösung der Familienbande, während sonst den Germanen diese Bande heilig waren. Die Frucht dieser Ehe war Chlodvich, der berühmte eigentliche Gründer des Frankenreichs, der in der allbekannten Weise zum Christenthum überging, aber auch in Befestigung seiner Herrschaft kein Mittel der Tücke, des Verraths und Mordes scheute. Das Beispiel, welches vom Throne gegeben wurde, konnte nicht anders als verderblich im Volke wirken. Und dieses Volk, ein entarteter Zweig der germanischen Nation, konnte wahrlich

weder den gallischen Volkscharakter veredeln, noch die gallische Auffassung des Christenthums emporheben.

Man kann die aus dem bekannten gleichzeitigen Geschichtswerke des Gregor von Tours entnommenen kurzen Züge von den grauenhaften Unthaten des merovingischen Herrschergeschlechts nicht besser schildern, als in der Zusammenfassung eines grossen deutschen Geschichtsforschers.*) Sie lautet so:

„Strebten die Söhne (Chlodvichs) dem Vater nachzuahmen „und erweiterten sie das ererbte unter ihnen getheilte Reich mit „Glück und Erfolg, so hatte er ihnen auch in der argen, „durch die bösesten Künste herbeigeführten Ausrottung seiner „Verwandten das gefährlichste Beispiel hinterlassen. Die „Frevel des Ahnherrn wucherten fort; sie vergifteten durch „mehrere Menschenalter sein Geschlecht, dass es die ärgsten „Feinde in seinem eigenen Schoosse fand, es war, als ob das „von Chlodvich so unmenschlich vergossene Blut der fränki„schen Fürsten um Rache zum Himmel schreiend, die Nach„kommen des Thäters wider einander selbst aufregte, ihnen zu „rastloser Verfolgung Schwert und Dolch in die Hand gäbe. — „Als nun von Chlodvichs Söhnen König Chlodomir in einer „Schlacht gegen die Burgunder gefallen war, verbanden sich „sogleich seine Brüder Childebert und Chlotar, um die Söhne „des Gefallenen dem Priesterthume oder dem Tode zu weihen „und sich in ihr Erbe zu theilen. Sie kamen nach Paris „und entlockten die zarten Knaben der Grossmutter Chlotild, „unter dem Vorwande, sie auf den Thron zu heben. Als sie „aber zwei dieser Neffen, Günther und Theodowald, in ihrer „Gewalt hatten, sandten sie einen Vertrauten an Chlotild mit „einer Scheere und einem entblösstem Schwerte, sie möge „wählen. In ihrem Entsetzen und Schmerz entfuhr Chlotild „das heftige Wort: wenn sie nicht Könige werden sollen, will „ich sie lieber todt sehen als geschoren. Sogleich wurde nun „zum Morde geschritten. Chlotar erstach den älteren Knaben „mit dem Messer, da warf sich der jüngere in der grässlichen

*) Loebell: Gregor von Tours und seine Zeit Leipzig 1839. S. 21. ff.

„Todesangst dem anderen Ohm zu Füssen und flehte auf das „Beweglichste um seinen Schutz. Ein menschliches Gefühl regte „sich in Childebert, die Thränen brachen ihm hervor. „Ich „bitte Dich, theuerster Bruder“ rief er „gewähre mir das Leben „dieses Knaben und welchen Preis du dafür fordern magst, ich „will ihn zahlen.“ — „Stoss ihn von Dir“ rief der wüthende „Chlotar“ oder Du stirbst an seiner Statt. Du bist es, der „den Anschlag gemacht hat und nun willst Du Dein gegebenes „Wort brechen?“ Diese Worte reichten hin, Childeberts flüch„tige Rührung wieder zu ersticken. Furchtsam und beschämt „der Unentschlossenheit angeklagt zu sein, warf er das un„glückliche Schlachtopfer dem Mordmesser des erbarmungslosen „Chlotar zu. Es war noch ein dritter Bruder vorhanden, „dem sie gern dasselbe Loos bereitet hätten; er wurde aber „durch angesehene Franken gerettet, machte sich zum Priester „und starb in diesem Stande.

„Die Vorstellung stets selbst gegen die Andern auf der „Hut sein zu müssen, härteten dies Geschlecht ab zu Ver„brechen. Derselbe Chlotar wäre einige Jahre vorher von seinem „älteren Bruder Theodorich fast ermordet worden und zwar „als er sich ihm eben durch Beistand im thüringischen Kriege „hülfreich erwies. Nur die ungemeine Plumpheit der Anstalten „rettete ihn. Theodorich hatte ihn unter dem Vorwande einer „geheimen Unterredung zu sich eingeladen und hinter einem „Teppich Bewaffnete verborgen. Aber der Teppich war zu „kurz, so dass die Füsse der Versteckten schon vor dem Ein„tritt in's Haus in die Augen fielen. Chlotar rief nun seiner„seits Bewaffnete herbei, die Brüder vermieden eine Erklärung „und redeten von gleichgültigen Dingen. — Chlotar vereinigte, „nachdem die Nachkommenschaft seines Bruders Theodorich „erloschen und Childebert kinderlos gestorben war, das ganze „Reich wieder. Kurz vor seinem Tode musste er noch seinen „Sohn Chramnus in Waffen wider sich sehen. Als er ihn in „seine Gewalt bekommen hatte, befahl er, ihn mit Weib und „Töchtern zu verbrennen. Sie wurden in eine Hütte gesperrt „und diese angezündet. Chramnus war vorher aus Mitleid er„drosselt worden, wie es scheint, ohne Wissen seines Vaters.

„Doch eine andere Leidenschaft als Herrschsucht und „Geiz gab der Tragödie erst ihren schwärzesten Schatten. Die „rohe und starke Sinnlichkeit der Merovinger trieb sie nicht „nur neben ihren Frauen Concubinen zu halten, sondern sie „vernichteten und zerstörten dadurch oft alle Bande ihrer Ehe, „die Ehe selbst ward zum Concubinat, das Frauenverhältniss „spielte in die Ränke und das Verderbniss eines orientalischen „Harems hinüber."

Nichts zu sagen von solchen Gräueln eines christlichen Hofes, wie z. B. eben dieser Chlotar ohne Weiteres die Schwester seiner Frau zu deren grimmigem Schmerz zur zweiten Frau nahm, dass seine Söhne gradezu in Vielweiberei mit den Töchtern der Franken lebten, so kann die bekannte Geschichte der Brunhild und Fredegund dafür zeugen, welche Gräuelthaten aus dieser wilden Unzucht erwuchsen. Jene die Tochter des westgothischen Königs, diese das Kebsweib ihres Schwagers des Königs Chilperich, wetteiferten in Thaten der Rache. Chilperich heirathete Galswintha, die ältere Schwester der Brunhild, mit dem Versprechen, seinen Harem zu entlassen. Er hielt es nicht und die Königin schickte sich an ihn zu verlassen. Er kam ihr zuvor, liess sie heimlich erdrosseln und machte schon nach einigen Tagen die Fredegund zur Königin. Brunhild bewog ihren Gemahl Sigebert, als Bluträcher ihrer Schwester den Chilperich anzugreifen. In langem Kampfe bemächtigte er sich eben der Lande seines Bruders, als die Dolche der Meuchelmörder Fredegunds ihn trafen. Brunhild war Gefangene zu Rouen, einem schmachvollen Tode aufbewahrt, da sah sie Merwig, der Sohn Chilperichs von einem seiner Kebsweiber, begehrte sie zur Ehe, empörte sich, ward aber geschlagen und getödtet, sein Bruder Chlodwich wurde von Fredegund ermordet, die Mutter beider martervoll umgebracht, aber auch ihr Gemahl Chilperich fiel, von der Jagd heimkehrend, vom Messer des Meuchelmörders; ob von Brunhild oder wegen ihres entdeckten ehebrecherischen Verhältnisses zum Hausmeier Landerich von Fredegund gesandt, ist ungewiss. Als es dieser gelungen war, ihren Sohn Chlotar auf den Thron zu setzen, wollte sie auch die Brunhild loswerden. Ein Geist-

licher sollte sie morden und als es ihm misslang, liess sie dem Elenden Hände und Füsse abhauen. Abermals zwei Priester sollten mit vergifteten Dolchen den jungen Childebert, König von Ostfranken (Austrasien), bei dem seine Mutter Brunhild lebte, und diese selbst morden. Es misslang und die Priester wurden unter Martern hingerichtet. Auch der Bischof von Rouen erlag dem Dolche dieses Ungethüms, weil er sie zu besserem Wandel ermahnte hatte. Er wusste es und rief Gottes Fluch und Rache auf das Ungeheuer herab.

Man kann die Geschichte des Gregor von Tours von den Heirathen und den Giftmischereien und Gewaltmorden dieser Merovinger nicht lesen, ohne sich zu sagen, dass die Celto-Romanen noch so verdorben sein mochten, von diesem Geschlechte konnte die Heilung und Erhebung nicht kommen, ja ohne sich zu fragen, ob denn hier nicht Alles in sittlicher Fäulniss untergehen musste? Die Antwort ist die tröstliche, dass das deutsche Austrasien noch den erfrischenden Quell darbot, aus dem sich das Frankenvolk erhielt. Es war das reine deutsche Element, dem die Franken jenseits der Vogesen und Ardennen verdankten, was sie noch zu einer Heilung der Gallier in grossem Maasse befähigte.

In den späteren Generationen der Frankenkönige traten die wilden und kraftvollen Laster mehr gegen die weichen, üppigen und schleichenden zurück. Der Mord mit eigener Hand wich dem heimlichen Giftmord. Einige Könige hoben sich sogar später über das Verderben ihres Stammes rühmlich empor.

Es ist wiederholt der Priester gedacht worden, die sich zu Mordknechten hergaben. Diess lässt auf einen Zustand des Christenthums im Frankenreiche schliessen, wie er nicht schlechter bei den Gallo-Romanen hatte sein können. Die Kirche hatte es mit einer Gesellschaft zu thun, in welcher rohe Sinnlichkeit, Habsucht, Ehr- und Rachgier die herrschenden Motive waren, und nach allen Seiten hin die Bande göttlicher und menschlicher Gebote und jede Sitte durchbrachen und die wildesten Gewaltthätigkeiten herbeiführten. Frauen der Könige, die in Eifersucht gegen ihre heranwachsenden Töchter dieselben mor-

deten, Weiber, die ihre Männer meuchelten, um dem Ehebrecher folgen zu können, ohne dass ein Gericht sie verfolgte, Grafen, die ihre Knechte lebendig begraben liessen und zwar einen Mann mit dem Mädchen, das er heirathen wollte und dessen Heirath seinem Herrn zuwider war, Söhne von Bischöfen, die verlorenes Gut und Geld an dem Erpresser mit Mord rächten, Fürsten, welche die Aerzte auf den letzten Wunsch der Gemahlin mordeten, weil sie diese nicht hatten am Leben erhalten können, grauenhafte Thaten, raffinirte Rachepläne, Betrügereien, Meineide der frechsten Art, Räubereien und Schändungen, schmachvolle Rohheit der Weiber auch in den höchsten Ständen, Entweihung der Kirchen durch Mordthaten, der Klöster durch Unzucht sind die Dinge, welche der Bischof von Tours als Ereignisse seiner Zeit anführt.*) Die Romanen oder Gallo-Romanen nahmen an all diesen Gräueln ihren vollen Antheil, die beiden Völker der Franken und der Romanen hatten das Schlimmste, was sie beide besassen, von einander angenommen. Der Romane war frecher, trotziger und unternehmender, der Deutsche falscher, listiger, ränkevoller, erbarmungsloser geworden. Wo der Romane der Zahl nach überwog, da wurde der Deutsche romanisirt, im Osten aber, wo der Franke die Mehrzahl war, verschwand das gallo-römische Wesen bis zur Unkenntlichkeit. „In der Rohheit der Franken" sagt ein gründlicher Geschichtsforscher**) „ging unter, was die Gallier „an Bildung noch bewahrt und in der Verdorbenheit des „Galliers, was der Franke Gutartiges mitgebracht hatte und „ein Austausch von Lastern der Verfeinerung und der Wildheit „ward die Grundlage der Vereinigung. Nur Ein Stand, vor „nicht langer Zeit gestiftet und obwohl von den andern nicht „scharf gesondert, doch weniger als diese von den Uebeln der „Zeit berührt, hatte Kräfte, so zu sagen jugendliche, der „Verwilderung Einhalt zu thun und that ihr Einhalt." Es giebt schöne Beispiele von geistlichem Segen, sittlicher Ehe-

*) Loebell a. a. O. S. 44 ff.

**) Roth: von dem Einflusse der Geistlichkeit unter den Merovingern. Nürnberg 1830. S. 6.

bung, weltlichem Schutze, der von den Bischöfen der Kirche für das arme Volk, für die Unterdrückten ausging; auch die Klöster wurden Schutzstätten und Segensquellen. Wenn man aber zugleich liest, welche Gräuelthaten des Geizes, des Uebermuthes, der Wollust und Gewaltthat von Bischöfen geübt, in welche Laster Mönchs- und Nonnenklöster gesunken waren, so muss man wieder zugestehen, dass die schlechten Sittenzustände des Landes auch die Geistlichkeit durchgifteten und dass die Schlechtheit derselben geradezu wieder das Lasterleben der Massen verstärkte, weil sie das Christenthum als sittliche Heilkraft unwirksam machte und wenn man den Aberglauben ansieht, welchen im besten Falle der Klerus durch seine edleren Sitten einführte und festankerte, so muss man gestehen, dass die franko-gallische Nation unter den Merovingern geradezu in Fäulniss untergehen musste, wenn ihr nicht von deutscher Seite Rettung kam.

Es waren die dem austrasischen (östlichen) Frankenreiche angehörigen karolingischen Hausmeier, welche den ächten fränkisch-deutschen Sinn und Geist in die entartete Masse wirken liessen. Die Merovinger des siebenten Jahrhunderts waren allmählich, nachdem ihre Geschichte so von Mord und anderen Gräuelthaten befleckt geworden, zu Schwächlingen herabgesunken, denen blos die Kraft fehlte, um grössere Unthaten zu verüben. In schwelgerischer Ueppigkeit und grober Sinnlichkeit schleppten sie ein unrühmliches Dasein fort. Fredegar's Chronik giebt auf jedem Blatte die widrigen Beweise davon. Dagobert war der letzte nennenswerthe Herrscher dieses Stammes gewesen. Die karolingischen Fürsten in ihrer Eigenschaft als wirkliche Beherrscher der Franken waren von Anfang an mit dem bösen Makel behaftet, dass sie blosse Beamte waren und dem Scheine, solche auch nur sein zu wollen, während ihr wirkliches Streben doch auf die selbstständige Herrschaft ging, dienen mussten. Die innere Lüge dieses Zustandes gab sich in der Nöthigung zu Gewaltthaten kund, die auch sie hinderten, der verdorbenen Nation ein würdiges sittliches Beispiel zu geben, wenn sie auch in der That besser

waren als die neustrischen Gallo-Romano-Franken. Nur die rettenden Thaten nach Aussen konnten diesen Flecken ihrer Stellung verhüllen. So bei Carl dem Hammer seine gewaltigen Siege über die Araber, Alemannen und Sachsen. Aber immerhin sehen wir auch den Charakter seiner inneren Regierung sehr verschieden von der mit Verbrechen aller Art befleckten der Merovinger in hellem Lichte glänzen. Sein Sohn Pipin war es, der durch Wohlthaten, die er der von seinem Vater ganz geknechteten höheren Geistlichkeit wie dem römischen Bischofe erwies, die Krone wirklich für sich und seine Nachkommen gewann. Auch in diesem Gewinn, so heilsam er für die Christenheit war, lag eine Unlauterkeit, die sich nur dadurch verdecken liess, dass der Papst den Willen Gottes als eine schützende Decke darüber breitete. Erst die Regierung Carls des Grossen that eine tiefergreifende Wirkung auf das Volk der Gallo-Franken, indem er deutschen Geist und die Bildung des Alterthums, vereint mit christlicher Veredlung, in dasselbe leitete und die Geistlichkeit erst zu einem segensreichen Werkzeuge der Volksbildung machte. Es bleibt aber auch durch seine Regierungszeit der romanisch beherrschte celtisch-fränkische Theil seines Reiches vom sittlichen Verderben des Volkes tief durchfressen und lässt sich sehr bezweifeln, ob wirklich eine sehr bedeutende Hebung desselben erreicht wurde. Wenigstens lässt der Zustand Westfrankens unter seinen Söhnen und Enkeln und nach der dauernden Theilung des fränkischen Reichs durch den Vertrag von Verdun nichts anderes wahrnehmen, als dass das Königthum in Schwäche versank, die grossen Landherren gewaltthätig und räuberisch die Reste der Volksfreiheit unterdrückten, das niedere Volk in Armuth und Verkommenheit lebte und alle Laster im Schwange gingen, soweit nicht die Kirche abermals durch Gewalt und Angst die Gemüther im Zaume hielt.

Die Normannen, welche zu jener Zeit sich in Frankreich festsetzten, waren der beste Theil seiner Einwohner. Am Ende des neunten Jahrhunderts war es so weit gekommen, dass der westfränkische Theil des ehemaligen Reiches in bewusstem Hass gegen das Deutsche und in einer

doppelten Knechtung jeglichen freien Volksgeistes unter den Lehnsherren und unter der jetzt bereits päpstlich beherrschten Kirche dastand, die eine Erfrischung von den gesunden Kräften Deutschlands aus unmöglich machten. Die Mischung gallischen, römischen, ligurischen, iberischen, gothischen, burgundischen, fränkischen, normannischen Stammes in eine Volksart wurde in diesen Zeiten völliger durchgelebt, aber dadurch eine Art unruhiges Grenzvolks aus den daraus gewordenen Franzosen gemacht. Von der Maass zum Ocean waren die festgestellten Grenzen Frankreichs, innerhalb welcher nun die Kämpfe der Aristokratie und des Königthums das beherrschende Schauspiel durch Jahrhunderte wurden. Hugo Capet, Herzog von Francien, aus deutschem Geschlechte, wurde nach dem Erlöschen der Karolinger der erwählte König der französischen Barone und seine Aufgabe war, wie die seiner Nachfolger, die Normannen zu überwinden, die mächtigen Vasallen sich vom Leibe zu halten, seine Lust und Absicht aber, Lothringen mit seinem Reiche zu vereinigen, also die Rheingrenze zu gewinnen. So alt schon ist dieses Bestreben. Das Jahrhundert, welches von der völligen Abtrennung „Frankreichs von den übrigen Ländern des fränkischen Reiches „bis auf den Tod des letzten karolingischen Königs verfloss, „eine Zeit jeder Art von Ungebundenheit und Gewaltthätigkeit, „von Bedrückung und Noth für den Schwächeren, hatte den „Sieg des Lehnswesens über das Königthum und über die „Gemein-Freien gänzlich entschieden“ *) Die Könige waren die Vasallen der grossen Herzoge und Grafen, nur dem Namen nach ihre Oberherren. Es gab kein einheitliches Frankreich, nur das Herzogthum Francia gehörte den Königen unmittelbar, immer bedeutend mehr, als ihre Vorgänger besassen, denen zuletzt nur das Gebiet der Stadt Laon geblieben war. Ihr Bestreben ging auf Vermehrung dieser Hausmacht und die Kämpfe der List und Gewalt gegen die Grossen, die Herren von Aquitanien und Toulouse, von Burgund und Flandern, von

*) Schmidt: Geschichte von Frankreich. Hamburg 1835. B. 1. S. 240 f.

Gascogne, Bretagne, Normandie u. A. war ein unaufhörlicher.

Der Streit wurde nicht bloss mit den eisernen Waffen, sondern vielfach auch mit den geistlichen geführt, weil die Bischöfe bald auf der Seite des Königs, bald gegen sie standen. Und was für Bischöfe! Nicht wenige von ihnen hatten ihre hohen Kirchenämter um Geld gekauft und um die Kaufsumme möglichst bald wieder zu erlangen, behandelten sie dieselben als blosse Geldquellen. Und wie wurde das Heiligste missbraucht, um Treubruch und Meineid zu bedecken und wie auch wieder von Rom aus, das hier seine Ansprüche am leichtesten konnte geltend machen, das Königthum herabgewürdigt. Nicht besser kann man dies beweisen, zugleich aber auch einen Blick auf den Zustand des Landes werfen, als wenn man die Worte des Papstes Gregor VII. liest, die er unter dem König Philipp an die französischen Bischöfe schrieb: „Schon lange „hat das einst berühmte und mächtige Frankreich angefangen „von seiner Höhe herabzusinken und durch das Hereinbrechen „schlechter Sitten die meisten Zeichen der Tugend zu verlieren. „Jetzt ist aber der Gipfel der Ehre und die ganze Würde „der Herrschaft zusammengestürzt. Die Gesetze werden nicht „beachtet, die Gerechtigkeit wird mit Füssen getreten, jede „schmähliche, grausame, beklagenswerthe und unerträgliche That „ungestraft verübt, und dadurch zur Gewohnheit gemacht. — „Dass bei solcher Zerrüttung Mord, Brand und was sonst der Krieg „bringt, überall walten, ist nicht zu verwundern. Alle begehen, von „Schlechtigkeit wie von einer ansteckenden Krankheit durch„drungen, oft ohne dass Jemand sie dazu reizt, verdammens„werthe Thaten; weder Menschliches noch Göttliches achten „sie; Meineid, Kirchenraub, Blutschande zu verüben, einander „zu verrathen, halten sie für nichts und, was nirgends auf „Erden geschieht, Mitbürger, Verwandte, Brüder nehmen ein„ander aus Habgier gefangen, erpressen von dem Gefangenen „alle seine Güter und lassen ihn sein Leben im äussersten „Elende enden. Von all diesem ist ein König, der Tyrann „genannt werden muss, Grund und Ursache, da er sein ganzes „Leben mit Schandthaten und Verbrechen befleckt und jämmer-

„lich und unglückselig nicht allein durch schlaffe Herrschaft „das Volk sich dem Verbrechen hingeben lässt, sondern es „zu allem Unerlaubten durch sein Beispiel reizt.“ Nichts Geringeres als Kirchenraub, Plünderung der Reisenden und Kaufleute, Meineid, Ehebruch und aller Trug wird dem Könige Schuld gegeben und zwar mit Recht.

Was hätte aus Frankreich werden müssen, wenn nicht ein neuer Geist, im Ritterthum ebenso, wie in der Entstehung der städtischen Gemeinschaften, in der Kirche nicht minder, wie in der nationalen Poesie, dem Adel und einem Theil des übrigen Volkes eine neue und bessere Richtung gegeben hätte, durch die auch das Königthum sich aus der verächtlichen Stellung erhob, zu der es unter den ersten Karolingern herabgekommen war. Die Kreuzzüge mit ihren vielseitigen Folgen und Männer wie Bernhard von Clairvaux, wie Abelard und der Abt Suger wirkten dazu nicht wenig. Ein Jahrhundert nach Gregors Brief stand ein anderes Frankreich da, aber es bedurfte dessen auch, nachdem der mächtigste seiner Vasallen Wilhelm von der Normandie England erobert, den Thron dieses Landes eingenommen hatte und von seinen Nachfolgern durch Erbschaft und Heirath neben der Normandie und Bretagne auch Anjou und Aquitanien zu einem Besitz der englischen Krone auf französischem Boden geworden waren. Frankreich war zwischen England und Deutschland als ein schmaler Landstreifen eingeengt. „Man hat berechnet“ sagt L. v. Ranke*) „dass mehr als die Hälfte des späteren Frankreichs in ihren „(der Engländer) Händen war, während dem Könige selbst „kaum der vierte Theil desselben, wir sagen nicht gehorchte, „sondern anhing. Vor dieser Macht erbleichte der Glanz des „Königthums.“

So stand es mit Frankreich bis zum Ausgange des zwölften Jahrhunderts. Welcher innere Schwung und welche Entwicklung belebte in derselben Zeit Deutschland! Das Ende der Karolinger war auch da nicht eine glänzende Zeit. Aber wie hoch ragen doch noch die Salier, wie gewaltig erhoben sich die

*) Französische Geschichte. Stuttgart 1852. B. I. S. 35.

sächsischen Kaiser, welcher Glanz ging von den ersten Hohenstaufen aus! War es doch wie zum Gegenspiegel hingestellt dieses rein germanische Reich mit seiner Germanisirung slavischer Massen, mit seinen hohen Kaisergestalten und selbst mit den sinkenden Grössen, wie Heinrich IV.! Hier wuchs das Reich, und wenn auch die Gewalt des einheitlichen Herrschers lange nicht mehr die eines Carls des Grossen war, so kannte doch Deutschland nicht ein Königthum von so geringer wirklicher Macht, wie es im Westen sich beständig seines Untergangs erwehren musste. Nach dieser Epoche freilich schien das Umgekehrte einzutreten. In Deutschland zuerst durch Friedrich II. die Fürstenmacht dauernd erhoben und nach dem Versinken der Hohenstaufen „die kaiserlose, die schreckliche Zeit," in Frankreich aber schon unter den Ludwigen, dem Sechsten und Siebenten, noch vielmehr aber unter Philipp August die Erhebung des Königthums. Aber was für eine Erhebung! Es waren die grossen Vasallen selbst, die dem grössesten unter ihnen, dem Könige von England entgegentraten und dadurch dem französischen König Erweiterung seines Gebietes in grossem Maasse verschafften, es war die Kirche und das Papstthum unter Innocenz III., welche durch die unvernünftigen und barbarischen Züge gegen die Albigenser die Lande des Grafen von Toulouse an die französische Krone brachten. Philipp August, der von Innocenz mit allen Schmähnamen bezeichnete Gebannte, wurde der Gewinner bei dem unsinnigen Fanatismus des römischen Bischofs. Es ist kein Zweifel, dass das Königthum und die einheitliche Macht Frankreichs unter ihm hoch emporstieg, aber auch dass alle Mittel des Truges, der Arglist und des Treubruchs von diesem Könige angewandt wurden, wahrlich nicht geeignet, um das französische Volk zur Achtung der sittlichen Mächte anzureizen. Dass Johann von England, der als Mörder seines Neffen Arthur von Philipp August seiner Länder in Frankreich entsetzt wurde, noch schlechter war, als er, kam ihm zu statten, nicht minder, dass der Graf von Toulouse ein Ketzer war. Es war der Papst, welcher damals die Fürsten und durch sie die Völker entsittlichte, weil er alle Grundsätze des Rechts für aufgehoben erklärte, wenn sie seinem

Vortheil im Wege standen. Die Päpste und die Könige in Frankreich haben sich gegenseitig in diesen Händeln von jeder auch der mässigsten Höhe sittlichen Adels herabgezogen. Mit Deutschland war der französische König in gutem Vernehmen, es hat sich ihm, nachdem der Gegenkönig der Hohenstaufen, Otto IV., sich mit Johann von England gegen ihn verbündet hatte und in der Schlacht von Bovines mit den rebellischen Vasallen der Tapferkeit der französischen Ritter erlegen war, in der Freundschaft Friedrichs II. von Hohenstaufen als rettende Macht genähert. Es war der letzte Sonnenblick eines möglichen Verständnisses der beiden Nationen. Wie hätten sie die Christenheit sicher stellen können, wenn Friedrichs Gedanken in Frankreich ein Verständniss gefunden hätten. Aber der romanische Geist in seiner sinnlichen Entnervung, wie die provençalische Poesie ihn zeigt und in seinem arglistigen Streben nach völliger Herrschaft blieb verschlossen für den germanischen Gedanken des erblichen Fürstenbundes unter dem Kaiser, für die auch gerade in den Hohenstaufen hervortretende romanisch verfeinerte deutsche Geisteskraft und vor Allem für die reformatorischen Hauche, die diesen letzten der grossen Hohenstaufen umwehten. Vielmehr lenkte er in Ludwig IX., dem Heiligen, obwohl dieser edle König dem Verderben der Kirche, den Lastern ihrer Diener, selbst den herrschsüchtigen Absichten der Päpste entgegentrat, doch in die Bahn der römischen Kirche. Wer aber wollte Ludwig den Kranz der Gerechtigkeit bestreiten, den er sich durch die innere Ordnung seines Landes und seines Rechtswesens erwarb? Er gab dem Könige von England einige seiner französischen Herrschaften wieder, die Normandie aber behielt er ganz und für immer. Sein Einfluss in Rom war ein steigender, während der deutsche sank. Von den deutschen Sachen hielt er sich mit Bewusstsein fern.

Nach diesem frommen und gerechten Fürsten, wie Frankreich sonst keinen aufzuweisen vermag, trat ein Herrscher auf, der fast für alle Zeiten Frankreichs politischen Charakter vorbildete. Es war Philipp der Schöne. Mit ihm tritt nämlich Frankreich, dessen Königthum immermehr innerlich zur souveränen Despotie sich verfestet hatte, soweit die grossen Vasallen

nicht Widerstand zu leisten vermochten, politisch aggressiv auf und zwar nach allen Seiten. Das deutsche Reich liess in seiner damaligen Schwäche sich gefallen, dass Burgund, nämlich der südliche Theil, das arelatische Reich (Arles), ihm durch diesen um sich greifenden Nachbar abgenommen wurde. Der Mann, der in der an ihm bekannten Weise dem Papst Bonifacius VIII. entgegentrat und der am liebsten auch die unbedingte Herrschaft in der Kirche an sich genommen hätte ,war nicht geeignet, vor dem unmächtigen Drohen des Kaisers zurückzubeben. Der Anfang war gemacht zu dem Abreissen vom deutschen Reiche zu Gunsten Frankreichs. Ein rücksichtsloser, seine alleinige Herrschaft und deren Vergrösserung, soweit die Möglichkeit reichte, als göttliches Recht ansprechender Mann, erreichte er seine Ziele, weil die angrenzende Welt wie verblüfft war über die Naivität und Keckheit seiner Anmassungen. „Durch sein ganzes Dasein" sagt Ranke „weht schon der schneidende Luftzug der neueren Geschichte." Er ist in der That ein Vorbild des Frankreich, wie es seit mehr als 300 Jahren in Europa dasteht. Ein Zwischenspiel freilich kam nach diesem unromantischen Könige, der die Templer vernichtete, um ihre reichen Güter zu haben und dem der ideale Zug der noch immer fortwährenden Kämpfe um die heiligen Stätten im Morgenlande lächerlich und zuwider war, ein Zwischenspiel seltsamer Art. Sein Geschlecht erlosch und England hielt sich für die französische Krone berechtigt. Frankreich war damit bedroht, aus der Reihe der selbstständigen Mächte, in die es allmählich emporgestiegen war, für immer zu verschwinden und Anhängsel des Inselreiches zu werden. Kriege, in welchen die Blüthe der französischen Ritterschaft zu wiederholten Malen in blutigen Schlachten vernichtet wurde, tobten durch lange Jahrzehnte und nur das Unnatürliche der Sache selbst, nämlich dass ein compacter Festlandsstaat zum Annex eines insularen Reichs werde, konnte die Hoffnung erwecken, dass sie nicht einen dauernden Zustand abgeben werde. Die Könige aus dem verwandten Hause der Valois kämpften um ihr Land und ihre Krone. Das ganze vierzehnte Jahnhundert und die Hälfte des folgenden war mit kurzen Ruhepuncten von diesen Käm-

pfen erfüllt. „Auf Gewaltthat und Rechtsverletzung hatte „Philipp der Schöne die Monarchie gegründet, die Mehrzahl „seiner Nachfolger verfolgte den von ihm betretenen Weg. „Die wohlwollende rechtliche Gesinnung Ludwigs des Heiligen, „welcher die Sache des Königs und die des Volkes nicht von „einander schied, war ihnen fremd, es fehlte ihnen meistens „die Einsicht oft auch der Wille für eine weise und wohlthätige „Verwaltung des Staates. Ihr Verhältniss zu den Bürgern „und Landbewohnern wird sehr häufig nur durch das Bestreben „bezeichnet, immer neue Geldsummen zu erlangen und zu er„pressen, um dadurch die Mittel zu einem glänzenden Hof„staate, zu verschwenderischen Festen und Geschenken zu er„halten. Die Ergebenheit des Adels schien ihnen hinläng„liche Gewähr für die Sicherheit des Thrones und Reiches und „obwohl die Könige auch die früher erworbenen Rechte dessel„ben vielfach verletzten, so war er doch dadurch befriedigt, dass „sie ihm meistens gestatteten, die Bewohner der Städte und „besonders der Dörfer zu bedrücken.“*) Das Landvolk gerieth in Verzweiflung, die Städte arbeiteten sich empor, der Adel wurde allmählig geschwächt und als durch den Umschwung der Dinge unter der Führung der Jungfrau von Orleans Carl VII. sein ganzes Land ausser Calais wieder erobert hatte, war zu einer neuen Zusammenfassung der inneren Macht der nöthige Raum geschafft. Sie geschah durch Ludwig XI., diesen finstern, argwöhnischen, kein Mittel zu seinen Zwecken scheuenden, habgierigen Despoten. Von neuem zeigte sich in ihm das französische Königthum in seinem wahren Lichte, nämlich als ein unächtes, das Volk nur als Mittel für die Macht und den Genuss des Herrschers betrachtendes. Nur in Ludwig IX. und in den besseren Zeiten einiger seiner Nachfolger hatte eine edlere Anschauung vorübergehend aufgeleuchtet. Wie es in dem französischen Volke wogte, spricht Ranke aus:**) „Wie die „Erfolge, so wogten die Meinungen hin und wider. Schon

*) Schmidt a. a. O. B. 2., S. 3. f.

**) Französische Geschichte (Neue Ausg.) Werke. B. 8. S. 41.

„damals ist zuweilen die Lehre verkündigt worden, dass eine „Regierung ohne die Beistimmung des Volkes nichts vermöge," (ein gelinder Ausdruck für das Wort: reges regnant suffragio populorum, das doch eigentlich die Volkssouveränetät ausspricht) „bald darauf die entgegengesetzte von der ursprünglichen „Verschiedenheit der Stände und der Nothwendigkeit, jeden auf „seine Sphäre zu beschränken. Eine Zeitlang drang die Meinung „durch, dass man Tyrannen tödten dürfe; dann ward der vor„nehmste Verkündiger derselben verurtheilt; später kam bei „dem Wechsel der Parteien die erste Theorie wieder zu Ehren." Die Religion des Königthums, wie die Jungfrau von Orleans sie verkündete, hielt in dem Adel und auch im Volke nicht lange vor. Seit Ludwig XI. kann man sagen, dass Frankreich zu einer wirklichen Monarchie geworden war, die das ganze Volk beherrschend durchdrang. Es galt nach ihm nur noch den Adel vollends niederzuwerfen und in den Dienst des Hofes zu bannen. Erst musste dieses Werk nach Eroberung des Landes von den Engländern vollbracht sein, ehe sich die östliche erobernde Richtung gestalten konnte, die dann zum Zusammenstosse mit Deutschland führte. Es war dies ein Glück für das letztere, denn gerade die Zeiten der luxemburgischen Kaiser und der ersten Oesterreicher waren für den kräftigen Zusammenhalt Deutschlands unglückliche Zeiten, die keinen kraftvollen Widerstand dargeboten hätten. Von Ludwigs XI. rastloser Thätigkeit und Verwendung aller auch der schlechtesten Mittel für seinen Zweck war Alles zu erwarten. Denn „Liebe und Mitleid waren Empfindungen, die er nicht kannte; „Hinterlist, Treulosigkeit und Grausamkeit waren Eigenschaften, „welche er mit seinen Gegnern theilte; allein während diese „sich meist nur durch Leidenschaft zu Grausamkeiten hin„reissen liessen, verübte er solche Thaten nach kalter Berech„nung und oft um geringen Vortheils willen. Seine Frömmig„keit, welche er absichtlich zur Schau zu stellen schien, be„stand in äusserlichen Andachtsübungen und hatte ihren Grund „in grosser Furcht vor Krankheit und vor dem Tode" — — *)

*) Schmidt, B. 2. S. 405.

Wenn die Herrscher in grösserem Grade als Personificationen ihres Volkes zu betrachten sind, dessen Geist, Art und Sittlichkeit sie in höherem Maasse als sonst Einzelne darstellen, so vergleiche man nur mit diesem französischen Herrscher des fünfzehnten Jahrhunderts die deutschen Machthaber und es wird keiner derselben, selbst wenn sie mit den grossen Fehlern eines Kaiser Wenzel und Sigismund behaftet waren, auch nur annähernd eine so sittlich widrige Erscheinung darbieten und es werden überdiess ihre Schwächen weit überglänzt sein durch die herrlichen Charakterbilder des ersten hohenzoller'schen Churfürsten und eines Kaiser Maximilian I. Loser und schlotternder hingen die Glieder des deutschen Reiches, als die dicht zusammengezogenen der französischen Monarchie, aber immer noch stand deutsches Fürstenthum in hellem Schimmer edlen Sinnes dieser verruchten Königsgestalt und dem Hintergrunde von gegenseitigem Morde (Orleans und Burgund) gegenüber. Die gesunde Kraft Deutschlands bereitete damals eine kraftvolle Zukunft, während in Frankreich man sich fragen musste, was denn werden sollte, wenn das Königthum sein angestrebtes Ziel erreicht haben werde? Nur Burgund schien dem Könige Ludwig noch als Halt alles Strebens nach innerer Unabhängigkeit gefährlich entgegen zu stehen. Schon Philipp, dann sein Sohn Carl der Kühne hatte die Herrschaft erweitert und es liess sich an, als ob das alte Königreich Burgund, diese Zusammensetzung deutscher und französischer Gebiete, wieder aufleben wollte. Aber der weitstrebende Herzog scheiterte an den Schweizern und Ludwig wurde sein Erbe in den französischen Herrschaften, wenn es ihm auch nicht gelang, durch die Erwerbung Burgunds diese ganze Ländermacht an sich zu ziehen.

Es war wieder eine Zeit, in welcher die absolutistische Staatsmacht mit dem Erfolge der allgemeinen Knechtschaft und das ständische Wesen mit der individuellen Freiheit und der nothwendigen Folge der Republik und Volkssouveränetät die Geister in diesen romanisch-germanischen Völkergebieten beschäftigten. Merkwürdig bleibt es, dass schon dieser Ludwig XI. noch als Dauphin (1444) das kecke Wort ausgesprochen hatte:

„das ganze Land bis zum Rheine gehört zu Frankreich.„ Die Heirath des nachherigen Kaisers Maximilian mit der Erbin von Burgund vereitelte für diesmal noch den Eingriff Frankreichs in das deutsche Herrschaftsgebiet. Ludwig musste sich mit dem Bewusstsein begnügen, die Monarchie aus dem Jünglingsalter zu fester Manneskraft gehoben zu haben, die europäische Welt aber sah das Muster einer falschen Königsherrschaft, die keine Freiheit weder der Stände noch der Einzelnen zuliess. Die nachfolgenden Regierungen liessen die Zügel wieder etwas loser und erwarben sich besonders von Seiten der Kirche den Dank für ihre freie Bewegung. Ludwigs XII. joviale und gemüthliche Natur liess das Joch der Herrschaft sanfter fühlen, als die eckige und nur heuchlerisch abgerundete des eilften Ludwigs. Es war eine gute Zeit für Frankreich, obwohl die spanische Macht von den Niederlanden und Deutschland her es drohend umschlang und in Italien den Ring der Kette schliessen wollte, als ihm der junge Franz von Angoulème auf dem Throne folgte, eine gute Zeit — denn die Reformation war vor der Thüre und die von früher her aufrechtgehaltene Freiheit der gallicanischen Kirche und die sanftere Bildung des Adels gab ihr Aussicht auf den Sieg über die Gemüther. Jetzt konnte ein Frankreich werden, das für Deutschland gefährlich wurde, wenn mit der feineren Gewandtheit der Sitte sich das Feuer ächter religiöser Begeisterung und klare den Charakter stählende Erkenntniss der höchsten Wahrheit verschmolz.

Wie sehr aber damals selbst das deutsche Land Lothringen und wie sehr selbst die deutsche freie Stadt Metz schon für die französische Herrschaft zubereitet waren und in welchem Maasse dort dem evangelischen Geiste die Gemüther fremd und verschlossen waren, darüber ist ein werthrolles Document in dem Gedenkbuche des Metzer Bürgers Philipp von Vigneulles vorhanden, das die Jahre 1271 bis 1522 umfasst.*)

*) In der Bibliothek des litterarischen Vereins in Stuttgardt 1852 herausgegeben. Es bildet in diesem Augenblicke, da die Umgebungen von Metz eine so grosse Bedeutung für Deutschland wieder erlangt haben, eine höchst anziehende Lecture.

Unter König Franz beginnen die Bewegungen der Reformation, die ihre Wogen auch in das französische Gebiet hineinschlagen liess. Als der Erbe der spanischen Krone, welchem die entdeckte Westwelt einen neuen Glanz und erhöhte Macht gab, in Carl V. zugleich der Erbe des burgundischen Reiches und der Niederlande wurde und sogar den deutschen Kaiserthron bestieg, da war für Frankreich die Umschlingung von dieser Weltmacht zu fürchten und es konnte sein Herrscher daran denken, mit den der Reformation sich zuwendenden deutschen Fürsten und Städten in nähere Verbindung zu treten und durch sie dem deutschen Kaiser seine Macht zu schwächen. Es war das erste tiefere Eindringen Frankreich in die politischen Verhältnisse Deutschlands, zugleich ein starker Schritt vorwärts in der Schwächung der Reichseinheit durch die Gewöhnung deutscher, vom Kaiser feindlich angesehener Reichsstände, nach dem Westen hinüber um Hülfe zu blicken. Hätte der deutsche Kaiser die Zeit begriffen und sich an die Spitze der Reformation gestellt, so war Frankreich unfähig, dem Reiche ein gefährlicher Nachbar zu werden, denn Deutschland blieb einig und stark. Aber dieser Kaiser durfte kein Spanier sein, oder er musste die Kraft haben, auch Spanien in den Zug der Reformation, der Deutschland und die Niederlande erfasst hatte, mit hinein zu reissen. Umgekehrt, wenn Frankreich, getreu der Strömung des fünfzehnten Jahrhunderts, in welchem seine grossen Geister, ein Kanzler Gerson, ein Pierre d'Ailly, ein Nicolas de Clemangis so hoch ragten, den ersten Berührungen der Reformation, die von der lutherisch-deutschen Seite her kamen, sich völliger geöffnet und durch das neue geistige Leben, welches sie in die Adern der Nation gegossen hätte, einen neuen Aufschwung markiger sittlicher Kraft empfangen hätte, so wär er ein Feind, dem in seiner Verbindung mit den deutschen evangelischen Fürsten nicht einmal Carl V., geschweige denn ein späterer Kaiser zu widerstehen vermocht hätte. Zu seinem bis auf diese Stunde fortwirkenden Unheile, aber zum grossen Glücke Deutschlands war Frankreich zu dieser Aufnahme des reinen Lebensstroms nur in geringem Maasse fähig. Der in dem capetingischen und valesischen

Königshause weit überwiegende romanische Geist, im Einklange mit der grossen Mehrzahl des Volkes und des Adels, neigte weit mehr als zur Innerlichkeit der evangelischen Reformation zu der prunkvollen Aeusserlichkeit und dem bequemen Auctoritätswesen der mittelalterlichen Kirche. Das vom Könige und den Grossen seit Jahrhunderten geknechtete Landvolk, dem diese Kirche Trost und Erleichterung in seinem gedrückten Leben darbot, umgarnt von der Geistlichkeit, ausgesogen und geknechtet von den Klöstern, hatte die Kraft nicht, das Evangelium zur Fahne einer geistigen Erhebung zu machen. Der Adel, gebrochen in seinem Stolze, hatte dafür bereits die Eitelkeit und den sinnlichen Genuss eingetauscht und war in höfischer, spielender, oft üppiger Unsitte dem Ernst, welchen die Reformation an der Stirne trug und von den Ihrigen forderte, abhold. Nur die Bürger der Städte, ohnediess durch den Handelsverkehr mit England, mit Lothringen und den Niederlanden in vielfacher Berührung mit dem neuen lebendigen Strome, neigten sich demselben zu. Als vollends später in der calvinischen aus Frankreich selbst entsprungenen und von der Schweiz genährten Gestalt der Reformation der Ernst derselben in finstere Strenge, in Beschränkung und Befehdung aller sinnlichen Lebenslust überging und dem monarchischen Frankreich die vom christlichen Volke als Quelle ausgehende Verfassung der Gemeinde entgegentrug, da wurde es noch unwahrscheinlischer, dass Hof und Adel die den Städten argwöhnisch gegenüberstanden, diese Erscheinung mit ihrem demokratischen Gepräge freudig begrüssten. Mehr nur als Mittel des Kampfes gegen die Anspannung der königlichen Herrschaft konnten etwa einzelne Grosse des Landes sich mit der neuen Kirchenform verbünden. Desto feindlicher trat ihr dann der Hof und der König entgegen. Das bereitwillige Werkzeug war die theologische Facultät (die Sorbonne) zu Paris, in welcher der scholastische Formalismus zum Aberwitz, die Theologie zu kleinlicher Klauberei herabsank. So entstand in Frankreich der blutige Kampf gegen das evangelische Christenthum, auf jede Weise von der Kirche geschürt, die zu diesem Zwecke wieder ganz auf die Seite des Königs trat. Es war im französischen Volke im

Ganzen und Grossen nicht Wahrheitssinn genug, um, wie es in Deutschland geschah, die auf die heilige Schrift sich gründende religiöse Gemeinschaft als ein absolutes Gut zu betrachten und zu ergreifen, auch wenn, wie dort, in den politischen Zuständen grosse Nachtheile dadurch herbeigezogen wurden. Zugleich waren die grossen grundbesitzenden Herren bereits seit Philipp dem Schönen und Ludwig XI. in ihrer Macht und Selbstständigkeit zu tief herabgedrückt, um wie die deutschen Reichsfürsten die Reformation als einen Schild und eine Waffe gegen die despotischen Pläne des Gesammtherrschers mit Erfolg zu verwenden. Die Reformation wurde daher von den Einen zur Auflehnung gegen die königliche Macht missbraucht und dadurch verdächtigt, von den Andern und hauptsächlich vom Hofe als Vorwand zu noch tieferer Niederbeugung der noch immer grossen Adelsmacht verwendet. Der celto-romanische Geist versäumte im sechszehnten Jahrhundert die günstige Stunde seiner Erstarkung und Frankreichs Blut wurde durch die Erstickung der reformatorischen Geistesbewegung für immer vergiftet. Die Gräuel der Religionskriege in Frankreich, die ewige Schmach der Bartholomäus-Nacht, die Versclavung der Kirche unter den Jesuiten und dem von ihnen beherrschten römischen Stuhl, sie bedurften nur noch eines Mannes wie der Cardinal Richelieu, um die Nation zu dem zu machen, was sie von nun an war. Es war König Franz I., der die Freiheiten der gallicanischen Kirche dem Papste opferte, um dessen Hülfe für seine Pläne in Italien zu erhalten. Was giebt heute die Situation zu denken, in welcher er sich befand, als er, durch die Siege in Italien trunken, nach der deutschen Kaiserkrone trachtete, statt ihrer aber seine Gefangennahme in der Schlacht bei Pavia eintrat. Ganz Europa fand darin die gerechte Strafe des übermüthigen Ehrgeizes. Auch in Frankreich war man damals der Meinung, alle Schuld des leichtsinnigen Krieges habe der König mit seiner Umgehung zu tragen. Doch hatte man noch so viel menschliches Gefühl, dass diesen Reden gegenüber die Pfarrer angewiesen wurden, auf die gemeinsame Schuld des Landes hinzuweisen.*) Und

*) Ranke a. a. O. S. 77.

sie war in der That gemeinsam, wie auch die Lösung des Königs um den Preis der Rückgabe des Herzogthums Burgund an Carl V. zeigte.

Dieses ursprüglich deutsche Land war unter den Herzogen längst dem Geiste und der Politik nach halb französisch geworden. Die Herzoge hatten ja über ein Jahrhundert lang den Gedanken verfolgt, die Krone Frankreichs zu erringen. Es war ihre Schuld, dass Ludwig XI. Burgund zu seinem Eigenthum machte. Aber es war ein klares Recht, dass Carl der V. es zurückverlangte. Versprochen war es ihm mit heiligem Eidschwure. Als aber der König frei war, da entband ihn Frankreich des „unfreien Schwures" und Burgund blieb französisch, Kaiser Carl konnte es nicht wieder erringen. Nur Flandern und Artois, die zu den Niederlanden gehörten, musste Franz verlieren. Der Friede dauerte nicht „weil dem König Franz und seinem Volke das Bewusstsein unerträglich war, besiegt zu sein." Und welcher Art die katholische Frömmigkeit des Königs und selbst seines Landes war, lässt der für jene Zeit höchst bedeutsame Schritt erkennen, dass Franz mit dem Erbfeinde gemeiner Christenheit, dem Türken, ein Bündniss wider den Kaiser des heiligen römischen Reichs schloss. Nach damaliger Anschauung wurde hierdurch aller Christenname, vollends der des „allerchristlichsten" Königs zur heuchlerischen Lüge. Selbst die der Hülfe so sehr bedürftigen deutschen Protestanten scheuten sich mit dem so befleckten Könige ein Bündniss einzugehen. Es ist ein zarter, fast höfischer Ausdruck, wenn Ranke hierüber sagt: „es ist Frankreich eigen, die Kreise der Gesetzlichkeit, „die Formen des europäischen Lebens, die es selber hat bilden „helfen, von Jahrhundert zu Jahrhundert immer wieder gleichsam durch Naturkraft zu durchbrechen." Hinter diesem Schleier aber lautet es: Frankreich war, wenigstens seit 300 Jahren im Gesammtleben Europa's unzuverlässig, durch kein göttliches und menschliches Gesetz dauernd gebunden, es erlaubte sich im Augenclick seines willkürlichen Beliebens Alles und Jedes. Wenn Ranke fortfährt: „so hat es einst die karolingische Erbfolge, hierauf die um das Königthum geschaarte

„Magnatenmacht, alsdann das politische System der Hierarchie „durch plötzliche Schläge gesprengt. Es hatte einst alle seine „Kräfte daran gesetzt, die Mohamedaner aus Syrien und „Aegypten zu verjagen, jetzt bot es den Beherrschern dieser „Lande, den osmanischen Türken die Hand," so sind hier allerdings Dinge, welche die Nothwendigkeit herbeiführte und die in der Wahrheit bestehen, mit den tückischen Streichen schlauer, giftiger Arglist und blosser Willkühr zusammengefasst. Und wenn es endlich heisst: „allemal erhebt sich aus dem Innern „der Nation und des Landes ein mächtiger und unwillkührlicher „Zug des Geistes, dem, welcher so eben vorherrschte, nahe „verwandt und doch wesentlich wieder verschieden, zuweilen „ihm entgegengesetzt" so ist hiermit von dem Geschichtsschreiber das Urtheil gesprochen, dass es eine Gemeinschuld der Nation an den Thaten der Herrscher gab, welche das sittliche Gericht verurtheilen muss. Es wird, wie zur Parallele mit heute noch hinzugefügt: „Kaiser Carl erschien in allen Dingen „als ein glücklicher und siegreicher Nebenbuhler der französi„schen Macht und Krone, im Besitze eines Uebergewichtes in „Europa, das ihm Frankreich nicht lassen wollte. Zum „Kampfe gegen ihn vereinigten sich die Antriebe der Landes„vertheidigung und des politischen Ehrgeizes; das Gefühl der französischen Nation als Nation regte er gegen sich auf." *)

In dieser Solidarität der Nation mit dem Könige liegt zugleich die Kraft Frankreichs, in welchem trotz Aufhebung der gallicanischen Freiheiten die Kirche doch mehr noch dem Könige als dem Papste zu Diensten war und die absolute Herrschaft wie nirgends waltete. Es ist ja der denkwürdige Spruch Kaiser Maximilian's II. bekannt, er selbst sei ein König der Könige, denn Niemand halte sich verpflichtet, ihm zu gehorchen, der König von Spanien sei ein König der Menschen, denn man mache ihm Einwendungen, leiste ihm aber Gehorsam, der König von Frankreich aber sei wie ein König der Thiere, denn Niemand wage ihm den Gehorsam zu verweigern. Es ist nur aus der Incohärenz des französischen Charakters

*) Ranke, S. 35.

zu erklären, dass König Franz bei seiner Sinnlichkeit und Aeusserlichkeit, seiner schlauen List und kalten Berechnung doch dem Gebete zu Gott alle seine Erfolge zuschrieb. Hier war er kein Heuchler, und gerade die protestantische Bewegung in seinem Lande zeigte hernach, dass bei aller Verderbniss ein gesunder christlicher Hintergrund im Volke noch nicht fehlte.

Sein Sohn Heinrich II. bot noch deutlicher als Franz der „deutschen Freiheit", d. h. der Unabhängigkeit der Fürsten vom Kaiser, dem Particularismus der Kleinstaaten und eben damit dem Protestantismus die Hand. Aber dass er damit nichts Anderes wollte, als ein zerrissenes Deutschland, in dessen Trübe sich fischen liess, bewies er am schlagendsten durch die Erwerbung der drei deutschen Bisthümer Metz, Tull (Toul) und Virten (Verdun). Auch er huldigte der im französischen Volke allmählich festwurzelnden willkürlichen Ansicht, dass alles von ehemaligen Celten bewohnte Land durch die Natur seines Volkes zu Frankreich gewiesen sei und ihm von Rechtswegen angehöre. Demnach soll der Rhein selbst bis an seine Quelle und bis an seine Mündung die wahre Gränze Frankreichs sein. So ausgebildet war wohl damals die Theorie nicht, aber der Drang, nach Osten sich zu vergrössern, war und blieb herrschend. Es ist keinesweges der Protestantismus als politische Partei, denn damals wandte sich ihm das ganze Deutschland zu, sondern es ist die jesuitische und ultramontane Gegenwirkung in Deutschland, es ist das Papstthum und die Verwälschung der Kirche, welche über die französische Eroberung der drei Bisthümer Rechenschaft zu geben haben.

Die drei Bisthümer waren freie Reichsstädte, standen unmittelbar unter dem Kaiser und ihre Bischöfe hingen von dem Erzbischofe von Trier ab. Moritz von Sachsen, als er sich gegen den Kaiser erhob, trug kein Bedenken, mit demselben Frankreich, welches in seinem Innern die Reformation gewaltsam unterdrückte, im Namen der Reformation anzuknüpfen und in seinem Vertrage die vorübergehende Besetzung der drei Bischofsstädte durch Frankreich zum Behufe der kriegerischen Operationen zu gestatten. Es treibt noch heute dem Deutschen die Schamröthe zu Gesichte, wenn er die pomphaften Worte

im Manifeste des französischen Königs liest, wie ihm die Klagen der deutschen Nation über Unterdrückung ihrer Freiheit zu Herzen gegangen und er sich entschlossen habe, und zwar aus göttlicher Eingebung, frei von jedem eigennützigen Beweggrunde, dem deutschen Volke und seinen Fürsten zu ihrer vom Hause Habsburg angetasteten Freiheit zu verhelfen. Mit einer als die frechste Heuchelei durch den Verfolg der Dinge erwiesenen Feierlichkeit kann der Franzose sich in Versicherungen nicht genug thun, wie sehr er in dieser Sache nur um der Deutschen willen sich opfere. Vielen in Deutschland auch ausser dem Kaiser, selbst von den protestantischen Männern und Körperschaften erschien der Schritt Moritzens höchst bedenklich und sie sprachen es auch aus, dass von Frankreich gegen Deutsche niemals Treue und Glauben sei gehalten worden.*) Und was geschah nun? Allerdings wurden die drei Bischofsstädte, aber ausser ihnen auch die Hauptstadt Lothringens, Nanzig, besetzt und das Land occupirt, die Herzogin abgesetzt, ihr Sohn nach Paris entführt. Bei der Besetzung der Bischofstädte kam aber noch die schmachvolle That vor, dass in Metz, das sich der Franzosen erwehren wollte, der Bischof und Cardinal, ein ultramontaner Dienstknecht, die Stadt an die Franzosen verkaufte. Aber nicht genug, die Stadt wurde nur durch Lüge, freche Uebertretung jedes gegebenen Wortes und durch Meuchelmord von der eigenen Hand des Connétable von Montmorency in die Hände der Franzosen gebracht und dann zog der König als „Protector des deutschen Reiches" in sie ein. Eine ruchlos gestohlene Stadt also ist Metz in den Händen Frankreichs. Wären die Strassburger nicht klüger als die Metzer gewesen, ihre Stadt und der Elsass hätten dasselbe Schicksal gehabt. Denn der Versuch dazu wurde in aller Weise gemacht. Und hätten die deutschen Kurfürsten nicht den wälschen Wolf trotz des Schafkleides seiner schönen Reden als Raubthier erkannt und ihm die Zähne gewiesen, so wäre selbst der Rhein nicht die Gränze seiner Gelüste geblieben. Für dies-

*) Man lese das Nähere in der trefflichen kleinen Schrift von A. Schmidt: Elsass und Lothringen. 2. Aufl. Leipzig 1870.

mal musste er Lothringen wieder räumen und versprach nur, künftig dem deutschen Reiche seine Hülfe wieder angedeihen zu lassen. Aber die drei Bisthümer behielt er. Der Herzog von Würtemberg hatte mit Recht die drei Bischofsstädte als die „Vormauer Deutschlands" bezeichnet und Jedermann wusste, dass sie es waren. Gleichwohl blieb es von deutscher Seite in jenen traurigen Zeiten des Reiches bei Worten, höchstens Drohungen, die That kam nicht. Und als sie endlich fast hundert Jahre später kam, war sie im westphälischen Frieden blos die Bestätigung des Raubes. Der Protestantismus in den drei Bisthümern wurde gewaltsam unterdrückt und das einzige tröstliche Licht, das den unglücklichen Bewohnern geblieben war, in rohester Weise ausgetreten.

Was war es aber auch für ein Volksleben, in dessen Gemeinschaft diese deutschen Volksstämme hineingezwängt wurden! Wir wollen nicht grosse Worte von Deutschland machen, wie es im sechszehnten Jahrhundert in sittlicher Hinsicht war. Die Reformation hatte ihm aber eine wesentliche Reinigung und Erneuerung gebracht. In Frankreich scheiterte der Versuch zu derselben Erneuerung eben an der Liebe zu dem alten sittenlosen Leben. Dass Frankreich, und nun schon Paris als die beherrschende Hauptstadt, die hohe Schule der Unzucht war, kommt uns aus allen gleichzeitigen Schriften, deren Horizont Frankreich mit umfasst, entgegen, dass neben der gefälligen Form der Ritterlichkeit und der Anmuth des italienisch gefärbten höfischen Wesens rohe Unsitte und Unterdrückung waltete, davon haben wir einen hellen Spiegel an dem französischen Satiriker Rabelais. Die Lüderlichkeit des Königs und des Hofes, die Verschwendung der Gelder des Staates und der Kirche an Günstlinge und Weiber, die Corruption aller Stände, die Schlechtigkeit der Justiz, die Bedeckung des Landes mit Raub und Mord, die Erpressung der Finanzbeamten, die schwelgerische Heuchelei der Pfaffen, das sind die Einzelzüge seines nicht eben schmeichelhaften Zeitgemäldes. Die Regierungen Franz's II., Gemahls der Maria Stuart, Carl's IX., des Königs der Bartholomäus-Nacht, Heinrich's III., dessen Halbheit die an Spanien sich schliessende Verbindung der katholischen Gros-

sen, die Ligue hervorbrachte, besserten wahrlich nichts im sittlichen Zustande der Nation, sondern steigerten die Verwilderung und Entsittlichung. Frankreich wurde immer mehr zu einem für Deutschland wegen sittlicher Ansteckung gefährlichen Nachbar, überdies nebst Italien zur Brutstätte des verfälschten, jesuitischen Katholicismus, der sich hier in politischer Hinsicht auf die aristokratische, selbst auf die demokratische Seite schlug, und in Frankreich jedem König die Anerkennung verweigerte, der auch nur die Ketzer begünstige, d. h. dulde. Die in langem Kampfe errungene compacte Macht der Monarchie war durch die Religionskämpfe und das Entstehen der Ligue in grossem Maasse wieder verloren. Deutschland hatte allerdings unter diesen Regierungen nichts von Frankreich zu fürchten gehabt, weil es im Innern so ganz beschäftigt war. Aber das Aufgeschobene war immer deshalb nicht abgewendet. Als endlich (1589) mit Heinrich IV. von Navarra die Linie Bourbon und zugleich das Oberhaupt der protestantischen Partei zur Regierung kam, wurde der Kampf mit der Ligue fortgekämpft, zugleich aber durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche die nochmalige Möglichkeit bei Seite geworfen, dass Frankreich durch das Evangelium von seiner schwersten Krankheit Heilung finde. Die Kämpfe dieses Königs bis zu seiner Ermordung (1610) konnten zwar die Monarchie einigermaassen wieder herstellen, aber bei dem ächt französischen Charakter des Fürsten, dem die sittlichen Schwächen seines Volkes anhafteten, nicht das Land über die bisherige Stufe des Volksgehaltes emporheben. Ein Volk, dessen König zweimal in seinem Leben zur reformirten und zweimal wieder zur römisch-katholischen „Religion“, wie sie damals sagten, übertrat, der neben seiner Gemahlin, die auch kein Tugendspiegel war, eine Maitresse nach der andern mit hohen Adelstiteln schmückte, der in seinen Kämpfen immer wieder die ausländischen Mächte hereinzog, konnte bei all seiner gutmüthigen und geistreich gemüthlichen Umgangsweise keine Veredlung des nationalen Lebens schaffen. Auch die Kämpfe um grosse Ideen, welche seine und seiner Vorgänger Regierungen erfüllt hatten, liessen nicht einen idealen Zug in demselben sich ent-

falten, sondern das ganze Resultat derselben war eine eingeschränkte Duldung der Reformirten (durch das Edict von Nantes) und die Feststellung des legitimen Rechts der Erbfolge und eben damit der absoluten Monarchie des neuen (bourbonischen) Königshauses. Dass die Gegner des Königs den verhassten Spanier zum Bundesgenossen hatten, half diesem in ihrer Besiegung zu nationaler Popularität. Aber auch dieser König fiel unter dem Mordmesser des Fanatismus, wie sein Vorgänger, weil er auch nur so weit in Anerkennung des Protestantismus gegangen war; die Nöthigung Heinrich's IV., gegen die spanische Weltmacht sich zu wehren, wie sie von den Niederlanden, den Pyrenäen und von Italien her zugleich gegen ihn andrang, hatte ihm den Ausblick in das grössere Gewebe der europäischen Politik aufgenöthigt und in seinem Geiste Plane geweckt, die wiederum an die alten Rheingedanken anknüpften und bei der unsichern Stellung der Protestanten in Deutschland abermals eine französische Protection ins Auge fassten. Zum Glücke für unser Vaterland hatten die Liguisten ihm nie freie Hände gelassen, um wirksam über Frankreich hinauszugreifen. Als er es konnte, war es zu spät geworden, denn er lebte nur noch lange genug, um die Andeutungen umfassender politischer Plane zu hinterlassen, die er in seiner Seele wälzte, aber nicht, um sie auszuführen. Sie galten vor Allem der Brechung der habsburgischen, also der spanischen Macht in Deutschland, und hätten vielleicht, kräftig durchgeführt, den Jammer des deutschen (dreissigjährigen) Krieges uns erspart, aber auch wohl zu einer noch bedenklicheren Theilung Deutschlands geführt, als der zwischen dem Norden und Süden, der Dualismus und Antagonismus von Preussen und Oestreich es war. Auf der Höhe des gegenwärtigen Augenblicks können wir für unser deutsches Vaterland nur Gott danken, dass Heinrich's wohlmeinende Absichten nicht zur Ausführung kamen.

Aber freilich, ohne Wirkung und Nachfolge blieben sie nicht. Wir stehen mit unserer Betrachtung (1610) vor dem Ausbruch des dreissigjährigen Krieges in seiner ersten böhmischen Periode. Auch während dieser (1618—25) in der ihr folgenden dänischen Periode (1625—29) griff Frankreich noch

nicht mitbestimmend in den Krieg und die Schicksale Deutschlands ein. Es waren dies die Zeiten der Regentschaft für den minderjährigen Ludwig XIII. und des erneuten Kampfes mit den Huguenotten. Auch waren durch Heinrich die Grossen der Ligue wohl gebeugt und versöhnt, aber nicht in ihrer Macht und ihren Ansprüchen vernichtet worden. Die absolute Monarchie war noch immer erst zu schaffen. Der König war nicht aus dem Stoffe gebaut, der ihn dazu befähigt hätte. Aber sein Minister war es, wenigstens der Mann, der deshalb nothwendig sein Minister werden musste. Es war der durch Heinrich IV. beförderte noch junge Bischof von Luçon, Armand du Plessis de Richelieu, erst Rathgeber der mit ihrem Sohne zerfallenen Königin-Mutter, als solcher Vermittler zwischen ihr und dem Könige, in Folge davon in das Ministerium gezogen und in diesem der hervorragende und Anstoss gebende Mann. Er war bereits Cardinal geworden. Er war kein Fanatiker, sondern milder, ausgleichender Gesinnung; die Protestanten zu vernichten, war keineswegs sein Gedanke, wohl aber wollte er eine gesunde, rechtschaffene, dem Volke heilsame Staatsverwaltung herstellen, die Geistlichkeit tüchtiger und wirksamer machen und zugleich die Monarchie zu ihrer vollen Kraft bringen. Stärker aber noch als diese Zielpunkte drängte sich ihm der andere auf, die spanische Welt-Monarchie zu brechen. Wie unwahr aber waren auch schon alle Verhältnisse in Frankreich geworden! Die Huguenotten waren in geheimem Verständniss mit dem erzkatholischen Spanien, weil sie als eine Fortsetzung der Ligue gegen die königliche Macht Front machten, und der Cardinal der römischen Kirche verbündete sich mit den reformirten Schweizern gegen die päpstliche Macht in Italien. Wir sehen ihn Rochelle, die letzte Zuflucht huguenottischer Macht, belagern und erobern und in Italien das römisch-spanische Interesse bekämpfen.

Dieser Mann hat eigentlich erst die Reihe der feindlichen Eingriffe in Deutschland eröffnet, die seitdem von dem Wesen der französischen Nation untrennbar erschienen. „Er war von „dem nationalen Ehrgeiz, nicht die zweite Rolle in „der Welt zu spielen, wie von einer persönlichen Leiden-

„schaft erfüllt.“ *) Wie konnte es da fehlen, dass er nicht blos mit Spanien sondern auch mit Kaiser Ferdinand II. zusammenstiess? Italien war der Anlass, an den deutschen Gränzen aber sammelte Richelieu sein Heer und den König von Schweden bewog er, vom Norden in das Reich vorzurücken. Der Cardinal sah mit Wohlgefallen seine Heldenschritte und benutzte geschickt die jesuitische Richtung des trierschen Kurfürsten, der seine Festungen Philippsburg (er war zugleich Bischof von Speyer) und Ehrenbreitstein den Franzosen einräumte, um sie vor den Protestanten zu sichern. Dem Cardinal aber war jede Erwerbung, auf die er den Fuss setzen konnte, wenn sie dem Rheine zu oder gar an demselben lag, hochwillkommen. Die Noth des Reichs nach dem Tode Gustav Adolph's liess ihn eine solche an der festen Stadt Nancy (1633) gewinnen, die er nach kurzer Belagerung einnahm, um „ein „Bollwerk gegen Oestreich“ zu haben. Auf die Rheingränze ging sein unverholenes Absehen. Die elsässischen Plätze Hagenau, Reichshofen, Colmar, Schlettstadt und das würtembergische Mömpelgard wurde von den Deutschen oder von den Schweden, da sie den Elsass nicht halten konnten, an die Franzosen überliefert, nur damit sie nicht in kaiserliche Hände fielen. Die Gedanken Richelieu's verrathen sich in den Verhandlungen, die sein Hausgeist, der Pater Joseph, mit den Schweden und mit Wallenstein führen liess oder selbst führte. So wenig klar und fest auch die einzelnen Vorschläge waren, die Rheingränze für Frankreich, selbst die Erhebung Ludwig's zum römischen Kaiser und des Cardinals zum Kurfürsten von Trier gehörten darunter. Wallenstein's Sturz vereitelte zum Glücke Deutschlands diese Träume, deren Erfolg, wenn sie verwirklicht wurden, nur die Tödtung der Stammeseigenthümlichkeiten in Deutschland sein konnte, seine Verwandlung in eine absolute Monarchie, also eben das, dessen Abwendung die Fürsten gegen den Kaiser trieb. Das nördliche Deutschland hatte das Verdienst, diesen Plänen im Voraus die Vollziehung gewehrt zu haben. — Der Krieg wüthete fort, Frankreich mit Bern-

*) Ranke: Werke Bd. 9. S. 267.

hard von Weimar, dem ächten Protestanten und deutschen Heerführer gegen den Kaiser und die Spanier verbündet, gewann seine Sache und drang selbst nach seinem Tode, mit seinem Heere unter französischer Führung, in die hessischen Lande. Es war wohl zu sehen, dass Lothringen gewiss nicht und Elsass kaum wieder aus den französischen Händen zu gewinnen war.

Der wahrhaft umfassende Geist des Cardinals hatte auch Raum für den Protestantismus. Zwar hat er in Frankreich zugleich mit der Macht des grossen Adels die Unabhängigkeit der Huguenottismus gebrochen, zugleich aber sich demselben duldsam und selbst zu Ausgleichungen bis in die Lehre hinein zwischen Katholicismus und Evangelismus bereit erzeigt. Denn ihm war die monarchische Staatsidee die höchste, die er wie mit religiösem Cultus ansah oder von Andern ansehen liess, deren Gegner er wie Rom die Ketzer behandelte. Ja politisch hat er dem Protestantismus in Deutschland Luft gemacht und seine Fortexistenz sichern geholfen, freilich auf Kosten der Integrität des Reichsgebietes. Selbst England erfuhr seinen Einfluss, indem er dort einer andern Gestalt der Monarchie, der gesetzlich beschränkten, die Bahn öffnen half. Durch ihn ist Frankreich innerlich zusammengefasst, die Krone zur höchsten Macht, die Nation zum Alles verzehrenden Ehrgeiz, die Kirche zum Dienst des Staates, der niedere Adel zu diesem und dem des Hofes unbedingt geschult und eine neue Aera der europäischen Weltgeschichte, die Epoche Frankreichs eingeführt worden, welches hierin der Erbe Spaniens war. Die tiefste Demüthigung Deutschlands durch Frankreich ist durch ihn möglich geworden. Als er am Ende des Jahrrs 1642 starb, fehlte bloss eine gleich starke Hand, um sein Werk zum Ziele zu führen. Deutschland aber lebte in dem Jammer des Alles lähmenden Krieges und war zerrüttet bis zur Widerstandslosigkeit. In seinem Herzen stand ein deutsches Heer in französischem Sold und Elsass war von französischen Truppen besetzt. Die gesuchte Hand fand sich und wieder war es eine geistliche Hand. Cardinal Mazarin wurde in der Zeit der Regentschaft nach Ludwig XIII. Tode (Mai 1643) der Nach-

folger Richelieu's und dessen Gegnerin, die Königin-Wittwe Anna von Oesterreich, Schwester des Königs von Spanien, führte mit ihm das System des grossen Staatsmannes fort. Die erste Frucht davon war Thionville's (Diedenhofens) Eroberung in demselben Jahre. Mazarins Programm war die Vorschiebung der Gränzen Frankreichs gegen Osten und Deutsche kämpften gegen Deutsche unter Turenne in den für die Franzosen siegreichen Schlachten bei Freiburg und Allersheim, Mainz war von den Franzosen besetzt und auf dem 1645 eröffneten Friedenscongress zu Münster konnten die Franzosen es wagen mit der Forderung der Abtretung des Elsasses nebst Freiburg hervorzutreten. Die Gründe dafür auf Mazarin's Seite waren, dass der Kaiser gezwungen sei, Frieden zu schliessen und dass es ihm misslungen sei, ein Bündniss zu gewinnen. Der katholische Fanatismus vermochte den Kurfürsten von Baiern, dieser Abtretung das Wort zu reden, damit ihm die Kurwürde durch Frankreichs Einfluss und hiedurch die Stimmenmehrheit im Kurfürsten-Collegium den Katholiken bleibe, Elsass aber unter katholische Herrschaft komme. Er hatte selbst die Stirne, dem Kaiser mit der Drohung zuzusetzen, dass, wenn er, der Kurfürst, auf die Seite der Franzosen trete, die katholische Reichshälfte unter deren Führung komme, die protestantische dagegen Schwedens Leitung heimfalle, der Kaiser selbst aber zur Null herabsinke. Das traurige Ende der Sache war wirklich, nachdem erst noch Baiern mit Mord und Brand von den Franzosen, weil Kurfürst Max sich ihnen doch nicht fester angeschlossen hatte, verwüstet worden war, die Abtretung von Ober- und Nieder-Elsass, von Saargau, Breisach und Philippsburg. Lothringen blieb noch in den französischen Händen. Die Niederlande, Luxemburg, die Freigrafschaft (Franche Comté) zu gewinnen, kurz das alte Austrasien der französischen Herrschaft einzuverleiben, lag noch in des Cardinals Plänen und wer weiss, wie viel davon er schon ausgeführt haben würde, wenn nicht die Unruhen der Fronde ihn gehindert hätten?

Der westphälische Friede hatte die Schmach Deutschlands und das Uebergewicht Frankreichs in feste staatsrechtliche

Formel gebracht und die Ausbeutung derselben stand bevor. Aber nochmals sollte das Land, welches von Revolution zu Revolution ging, durch eine dieser Wogen hindurch geführt werden. Richelieu hatte Macht und Trotz des grossen Adels zerbrochen, aber auch die alten Institutionen der Stände, des Parlaments, der Kirche gebeugt. Diese erhoben sich noch einmal in der Fronde nnd heftige Kämpfe, Strassenkämpfe in der bereits gefährlich gewordenen Weltstadt Paris und Feldschlachten mussten durchgestritten werden, ehe die königliche Macht oder eigentlich jetzt die nur vom Könige selbst, sonst von Niemanden, beschränkte Macht des obersten Ministers über allen Zweifel erhaben stand. Der Kampf wurde siegreich für den Cardinal beendigt und zwar nicht im mindesten durch seine Erfolge nach Aussen, die Demüthigung und Schwächung des deutschen Reichs, die erlangte Rheingränze im Südosten, die dauernde Abreissung von einem Theile Hennegau's und Flandern's von den Niederlanden, die mittelbar auch wieder Deutschland mittraf, durch die Ausführung der Gedanken Heinrichs IV. wie die Zerbrechung der spanischen Weltmonarchie.

Jetzt war die Verfälschung des Königthums, der Kirche, des Adels, der Parlamente, weil jenes zu der einzigen Realität im Staate, zum absoluten, despotischen Herrscherwesen ausgestattet war, diese aber in ihrer Abhängigkeit von ihm zu Scheingestalten herabgewürdigt waren, so weit durchgeführt, dass nur die Verkörperung jener Despotie noch aufzutreten hatte und der Verfall aller Seiten des staatlichen und gesellschaftlichen Lebens, welche davon ausgehen musste, war vollendet. Diese Verkörperung war Ludwig XIV.

Leopold von Ranke, dessen Fusstapfen die eben gegebene Darstellung vielfach gefolgt ist, stellt die Frage, ob es zufällig sei, dass zwei Cardinäle der römischen Kirche es waren, welche das absolute Königthum Frankreichs aufgebaut haben, eben der Kirche, die in ihrem Oberhaupt und dessen geistlich-weltlicher Regierung das ausgeführteste Muster absoluter Herrschaft verwirklicht hatte?*) Auch Deutschland ver-

*) A. a. O. Werke B. 10. S. 153.

dankte die absolutistischen Bestrebungen einzelner Fürsten dieser Quelle, wie auch die Fürsten Italiens nach siegreichen Kämpfen mit der Aristokratie und der Demokratie nur dem päpstlichen Vorbilde nachgegangen waren. Die Uebertragung dieser Ansichten auf einen König, auf die höchste Person im Staate selbst, konnte erst die Verkörperung des Systems sein und sie forderte, dass dieser König selbst sein erster Minister war. Ludwig XIV. übernahm die Arbeit und die Sorge und nur dadurch hatte er auch den Glanz der absoluten Selbstherrschaft. Es ist kein Zweifel, dass damit ein Princip zur Anschauung kam, das auf die grossen und kleinen Herrscher in Deutschland nach dem dreissigjährigen Kriege mehr oder minder bezaubernd wirkte und sie in Ludwig den König, wie er sein soll, erblicken liess. Durch dieses Eingehen in den französischen Sinn und Geist, in das verfälschte Königthum wurden sie schon dienstbar, ehe die Gewalt des Krieges oder die politischen Unterhandlungen sie an den Triumphwagen des Herrschers par excellence banden. Frankreich mit seinem Zustande wurde von nun an eine Hauptursache alles zunächst staatlichen Verderbens in den umliegenden monarchisch regierten Ländern. Aber auch das sittliche Verderben floss aus dieser Quelle. Wenn ein König, der so vom Glanze der selbstthätigen Majestät umstrahlt und dessen durchgeführter Grundsatz es war, alle Stände in dem Einen zu vereinigen, dass sie seinen Willen für den Staat vollzogen, in seinem persönlichen menschlichen Leben über den sonst gültigen sittlichen Geboten zu stehen sich herausnahm, wenn er seine Ehe und persönliche Reinheit durch seine Liebschaften und geheimen Verbindungen verletzte, wenn er zugleich die Frömmigkeit der äusseren Lebensform, die kirchliche Pietät daneben übte und betonte, welchen Einfluss musste er mit dieser sittlichen und religiösen Verfälschung auf sein Volk, zuerst auf die höchsten Stände desselben und durch diese weiter hinab, dann aber auch auf das bewundernde Europa üben? Sehen wir, was sich Ludwig in Deutschland erlauben durfte.

Schon im Jahre 1648 war ein rheinischer Bund, Vorgänger eines späteren, errichtet, der die Kurfürsten von Mainz, Coeln

und Trier, später auch die Pfalz, abhängiger von Frankreich machte, als vom Kaiser. In den folgenden Jahren war er erneuert, befestigt, auf die letztgenannten ausgedehnt worden, französische Truppen zogen durch Deutschland, um — demüthigend genug — dem Kaiser gegen die Türken beizustehen. Lothringen hatten die Franzosen zwar an seinen Herzog zurückgeben müssen, aber Ludwig XIV. ergriff die günstige Gelegenheit, um wieder einen Theil davon abzureissen und die letzte Festung ihm wegzunehmen. Die gleichartigen Schritte gegen die Freigrafschaft und gegen Holland zeigten, wessen man sich von ihm ferner zu gewärtigen habe. Er erweiterte seine Gränzen in Flandern. Es war nur zu klar, dass die im westphälischen Frieden so schmachvoll geschehene Abtretung der östreichischen Landgrafschaft im Elsass, mit den landvoigteilichen Rechten über die Reichsstädte nicht den Sinn hatten, dass nunmehr Frankreich auch einen Anspruch auf diese Städte selbst und über das übrige noch dreifach so grosse Elsasser-Land erworben habe. Dies wusste man auch in Paris, aber man war entschlossen, dieses Land sich anzueignen. Schon in den fünfziger Jahren ergingen Befehle zur Austreibung aller Juden und überhaupt Nicht-Katholiken in den neuerworbenen Landschaften. Die Voigts-Rechte in den freien Städten wurden zu Ansprüchen ausgedeutet, die geradezu eine Einverleibung in Frankreich in sich schlossen. Kaiser und Reich hörten wohl die Klagen der Städte, aber sie halfen nicht. Der rheinische Bund, der aber allmählich auf Braunschweig, Münster, Hessen-Cassel, Hessen-Darmstadt, Würtemberg und den Bischof von Basel ausgedehnt wurde, liess diese elsässischen Gebiete geradezu isolirt inmitten französischer Herrschafts-Einflüsse und in Wahrheit bedroht erscheinen. Was liess sich ihren Klagen gegenüber von einem Reichstag erwarten, dessen Fürsten, auch Baiern mit eingeschlossen, schon im Voraus auf französicher Seite standen? Zunächst wurde kurzer Hand Lothringen besetzt und — Niemand rührte sich dagegen (1670), dann kam die Franche-Comté an die Reihe, der Frieden von Nymwegen bestätigte diese Erwerbungen, wie die nach der niederländischen Seite. Die Ausdehnung Frankreichs zu einer Macht, die, nach

allen Seiten durch feste Gränzen gesichert, nach allen Seiten mit Angriff drohte, war die klare Absicht des Königs und das Genie eines Feldherrn wie Turenne und die Schwäche des Reichs, die Eifersucht Oestreichs auf Brandenburg bot die Mittel der Ausführung. Lothringen war nur noch dem Namen nach selbstständig und reichsangehörig. Der einzige grössere Fürst in Deutschland, der sich den Blick klar und das Gewissen frei gehalten, der schon von dem schmählichen Rheinbund abgemahnt und Frankreich als das bezeichnet hatte, was es war, er war durch Oestreich selbst gehindert worden, das Reich zu schützen. Es war Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der grosse Kurfürst. Damals hatte er den berühmten Brief „an den ehrlichen Deutschen" geschrieben. Das war nun vorbei und hatte keine Wirkung gehabt, weil Oestreich an die spanischen und römischen Interessen verhaftet war und die rheinischen Kurfürsten — Pfaffen waren. Das furchtbarste Denkmal der französischen Weltbeglückung war die Verwüstung der Pfalz unter Turenne, mit Einäscherung des Schlosses zu Heidelberg, der späteren Niederbrennung von Worms und Speyer, mit Plünderung der Kaisergräber, die barbarische Verödung ganzer Landstriche. Diese That allein spricht Frankreich und seinem Herrscher ein schweres Urtheil. Noch heute werden wilde Hunde in Schwaben „Melac" benannt, mit dem Namen des Generals, der nebst Monclar das Gräulichste in diesen Verbrechen geleistet hat. Denn auch Franken und Schwaben wurden ebenso verheert, wie die Pfalz. Dies endlich presste dem faulen Reichstage die Erklärung ab, dass „die Krone Frankreich nicht blos als Feind des „Reiches, sondern der ganzen Christenheit, ja nicht anders als „der wahre Türke selbst zu betrachten sei."

Hört man die Sprache, mit welcher damals die Herrlichkeiten Frankreichs und die völkerbeglückende Mission seines Königs den Deutschen und den Niederländern angepriesen wurde, so fragt man sich unwillkührlich, ob sie jetzt laut geworden und für Belgien und die Rheinlande gemeint sei. Der König von Frankreich wird als „Retter und Beschützer der Völker" gepriesen, zugleich aber behauptet, „der grösseste

Theil Deutschlands sei das rechtmässige Erbe der französischen Könige.“ Die Bestechung deutscher Fürsten und ihrer Beamten mit grossen Summen war aber das wirksamere Mittel, um die Gegenwehr zu hindern. Der Friede zu Nymwegen war sowohl durch das, was er sagte, als durch das, was er mit Stillschweigen überging, eine Schmach Deutschlands und für Ludwig fast nur ein Anreitz, weiter und frecher vorzugehen. Er that es durch die sogenannten Reunions-Kammern, vier Collegien, die sich nur damit zu beschäftigen hatten, Urkunden oder Schein-Beweise aufzusuchen, auf Grund welcher Landschaften und Städte dem französischen Gebiete einverleibt werden konnten. Eine derselben sass in Breisach, eine in Metz, von wo der schändliche Gedanke ausgegangen war. Alles was mit den bereits geraubten Landen in einer Verbindung gestanden hatte, wurde nun in Anspruch genommen, die Friedensschlüsse und Verträge wurden verdreht und sobald man französischerseits im Stande war, sich auch nur einen Schein von Anspruch einzureden, wurde sofort Unterwerfung verlangt oder militärisch besetzt. Es war klar, dass auf solche Gründe, wie die Franzosen Luxemburg, Mömpelgard, den Rest des Elsasses, ganze Fürstenthümer wie Zweibrücken, Sponheim, Saarbrücken, Gebiete der Pfalz, wie Sulz und Germersheim in Anspruch nahmen, sie auch mehr als die Hälfte von Deutschland fordern konnten und dieses nicht minder ganz Frankreich in Anspruch hätte nehmen können. Aber von Recht war ja nicht mehr die Rede, bloss von lügenhafter Behauptung, dass ein solches vorliege, dahinter aber von scheusslicher Gewalt. Denn zu dem Ende wohl hatte Frankreich elsassische Gebiete und früher schon pfälzische barbarisch verwüsten lassen, dass man wisse, was von ihm bei Widersetzlichkeit zu erwarten stehe. Während das Reich in äusserster Unmacht diplomatisch schwatzte und sudelte, Entsetzen und Abscheu aber durch alle deutschen Herzen ging, wurde durch die Ueberrumpelung Strassburgs (1681) dem Raubsystem die Krone aufgesetzt. Die Bürger dieser Stadt waren von ihrem Bischof Fürstenberg um schändliches Geld verrathen, das Reich hatte sie erbärmlich im Stiche gelassen. Die alte Reichsgestalt war hiermit vernichtet

und keinem Reichsfürsten mehr zuzumuthen, dem Pfaffenwesen gegenüber, das auch hier wieder seine faule Natur verrathen hatte und das die Habsburger beherrschte, anders als mit der Selbstmacht, die er eben besass, zu rechnen. An Brandenburg stellte sich von da an gebieterisch der Pflichtruf, sich zur Lösung des Reichs und zur besseren Führung Deutschlands zu bereiten. Noch heute sollte jeder Deutsche die treffliche Schrift A. Schmidts*) lesen, um von dem Zorn über die Niederträchtigkeit der Franzosen und die Erbärmlichkeit Oestreichs durchdrungen zu werden, den dieser Raubanfall immer von neuem erregen muss. Dass Frankreich und sein König nicht von allen christlichen Nationen Europa's als ausser dem Völkerrecht stehend erklärt, sondern bloss als „Reichsfeind" heiser angebellt wurde, das bleibt bis zu dieser Zeit ein schmachvoller Vorwurf der europäischen Mächte und fordert noch heute die Sühne, die bisher der politischen Moral zum Trotze unterblieben ist. Wie hat man später über die Theilung Polens geschrieen und doch ist sie eine edle, rettende That verglichen mit der französischen Lüge, Betrügerei, Räuberei, für die kein Ausdruck stark genug ist.

Wenn Ludwig XIV. überdiess die protestantischen Einwohner, die er so unter sein Scepter betrogen oder gezwungen hatte, zum Katholicismus zurückzwang, soweit dies möglich war, wenn er zugleich die Freiheiten der gallicanischen Kirche von neuem aufstellte und sanctionirte, um die Kirche seines Landes mehr unter die weltliche Herrschaft zu beugen und weniger vom Papste abhängen zu lassen, wenn er aber zum Gegengewicht dessen das Edict (von Nantes) Heinrichs IV. aufhob, welches die Duldung der Huguenotten in feste Grenzen eingeschlossen und das selbst Richelieu, trotz der politischen Gestalt, welche der Huguenottismus damals annahm, aufrecht erhalten hatte, wenn er mit den rohesten Gewaltthaten, ja mit den ausgesuchtesten Martern, seine evangelischen Unterthanen zum Katholicismus zurückzuzwingen versuchte, so gab er damit nur die wahre Natur seines Königthums kund. Wer kennt

*) Elsass und Lothringen 2. Aufl. Leipzig bei Veit u. Comp. 1870. S. 29 ff.

nicht die Geschichte der Dragonaden, der Gemeinden in den Einöden, des Kriegs in den Sevennen, die vielfachen Justizmorde, welche von dienstbeflissenen Gerichtshöfen verübt wurden? wer weiss nicht von den Schaaren der Refugiés, die in der Schweiz, im südlichen Deutschland, hauptsächlich aber in Preussen Aufnahme fanden? Ein König, ein Hof, eine Beamtenwelt, ein Volk, die solche Dinge verordnen, ausführen, ertragen konnten, während sie auf der Höhe der Bildung zu stehen, „an der Spitze der Civilisation zu wandeln" sich rühmten, waren sie nicht damals schon werth, aus der europäischen Gesellschaft ausgestossen zu werden? und wenn diese Frömmigkeit, der man, wenn sie aus tiefstem Herzen kam, noch mit Achselzucken ihr Recht lassen konnte, nicht einmal das Gepräge der Wahrhaftigkeit an sich trug, wenn fast zugleich die Kirche, der man solche Hekatomben opferte, zum Werkzeuge des Staates, ja zum Putz des Hofes herabgewürdigt wurde, welches andere Gefühl war denn ihr und ihrem öffentlichen Auftreten gegenüber noch möglich, als das der tiefsten sittlichen Verachtung? Diess aber war nicht nur Ludwig XIV., sondern das Frankreich Ludwigs XIV. Man kann es kurz ausdrücken, es war Alles hohl und inhaltslos und willkührlich geworden. Gleichwie der Wille des Einzelnen Alles bestimmte und der Staat keinen andern Sinn mehr hatte, als der Monarchie und ihrem Glanze zu dienen, so war auch die Kirche trotz alles Fanatismus eine glaubensleere Hülse geworden und die Ritterlichkeit zum Schein herabgesunken, Frankreich war das eiternde Geschwür am Leibe Europa's. Es hat eine scharfe Feder diese Zustände gezeichnet und die Zeit von 1660, also etwa die des Regierungsantritts Ludwig's, als eine Zeit allgemeiner Ermattung der Geister nach den falschen Wegen, welche von der Reformation an eingeschlagen wurden, bezeichnet. Sie hat die Sache bei ihrem Namen genannt und von einem „Geistesbankerott" geredet*). Sie bezeichnet die Bedeutung Ludwigs XIV. wiederum

*) Chr. Hoffmann, Fortschritt und Rückschritt in den zwei letzten Jahrhunderten. Stuttgart 1864. B. 1., S. 66 ff.

sehr milde mit den Worten: „Dass er der erste Herrscher der „Christenheit ist, der seine Macht über sein Volk und seine „Stellung als mächtigster Monarch Europa's auf den Abfall „von Christus, nämlich auf eine Bildung gründete, die ihr Ziel „und ihre Gesetze absichtlich und bewusst nicht von den „Idealen des Evangeliums, sondern von denen der griechischen „und römischen Cultur hernimmt." Sie hätte hinzufügen können, von der oberflächlich und schlechtverstandenen und daher nur zu einem Zerrbild verschobenen altclassischen Cultur, denn das Verständniss der wirklichen antiken Cultur hätte zum Christenthum zurückgeführt. „Soweit war die „Masse der Menschen von der Erkenntniss des Christen- „thums entfernt, dass sie diess nicht als Abfall von der „Religion betrachtete, weil man die Aussenseite des Gottes- „dienstes und sogar die Frömmigkeit aufrecht hielt. Man „zerschnitt das Leben in zwei sehr ungleiche Hälften; die „Kirche, der Gottesdienst, die Andacht sollten der Religion, „Alles andere der nach ganz andern Mustern gemodelten Cultur „gehören. — Die Elemente, aus denen Ludwig XIV. sein „Reich aufzubauen hatte, waren ein Adel, der, alle höheren „Ideen aufgebend, zügellos den Eingebungen der Eitelkeit, der „Lust an Glanz und Pracht, der Ruhmsucht und der Wollust „gehorchte, dabei aber persönliche Tapferkeit und Gewandtheit „in den höfischen Formen des Umgangs bewahrte und hochhielt; „ein Bürgerstand, der, in blinder Hingebung an seine Kirche und „ihre Ceremonien, von wirklicher Erkenntniss und Furcht „Gottes fast nichts mehr hatte, öffentliche Angelegenheiten als „ausser seines Bereichs liegend ansah und sich auf sein Ge- „werbe beschränkte, übrigens Arbeitsamkeit, Genügsamkeit „und Ehrlichkeit besass, in seinen reicheren Mitgliedern die „feine gesellige Bildung des Adels nachzuahmen suchte und als „Gesammtheit, eben wegen der Eitelkeit des Adels, der des „Beifalls nicht entbehren konnte, die Stellung der Zuschauer „in einem Schauspiel bekam, die zwar nicht mitspielen aber „durch ihr Lob oder ihren Tadel einen Einfluss üben; endlich „eine Volksmasse, die, noch von keiner durchgehenden geisti- „gen Erhebung berührt, in Unwissenheit und unter dem Druck

„äusserer Abhängigkeit von den Herren ein dunkles Dasein „führte. Das Verderbliche seines Systems liegt darin, dass „der Mann, der in Wirklichkeit der Staat war, die wirklichen „Ziele der Entwickelung der Menschen nicht kannte und soweit „er etwas davon wusste, sie nicht wollte, sondern den Staat, „der sich in ihm concentrirte, als höchstes Ziel aller Bestre- „bungen geltend machte. — Die Frage, worin der Reichthum „einer Nation bestehe, wurde jetzt (nach seinem Vorgange) „zur Lebensfrage der Staaten und wie man vorher und nament- „lich seit der Reformation die Aufrechterhaltung des wahren „Glaubens als erste Bedingnng des Gedeihens der Staaten be- „trachtet hatte, so wurde jetzt die Bereicherung des Staates als „die Grundlage seines Glücks angesehen. In diesem Zuge „drückt sich deutlich die Veränderung in der Richtung des „Geistes, oder der Abfall vom Wesen des Christenthums aus.“ Beim Rückblick auf die Siege und Eroberungen, die Raubzüge Ludwigs ruft der Verfasser aus: „So verflossen denn zehn trau- „rige und für alle Nationen Westeuropas schmachvolle Jahre, „während denen sich in der französischen Nation vom Könige „bis zu den niedrigsten Klassen herunter das Bewusstsein „überlegener Kraft und ein jedes fremden Rechtes spottender „Stolz festsetzte, der seitdem ein Grundzug des Charakters „dieser Nation geblieben ist.“

Die Strafe kam freilich auch für dieses Herabdrücken einer Nation. Der hochmüthige Ludwig musste es erleben, dass seine Heere von Eugen von Savoyen und Marlborough geschlagen wurden und er einen Theil seiner Eroberungen, freilich nach Deutschland zu nur Lothringen auf einige Zeit herausgeben musste. Aber nicht weniger als drei Raubkriege hatten vorausgehen müssen (1667—68, dann gegen Holland 1672—79, hernach die Reunionskammern, der Raub ohne Krieg, endlich 1686—1697), ehe sich Oestreich mit Holland, Brandenburg und England vereinigte, um endlich das Raubthier von den deut- schen und holländischen Gränzen zurückzuweisen. Es war der sogenannte spanische Erbfolgekrieg, in welchem Ludwig's Ueber- gewicht scheinbar unterlag. Aber Frankreich blieb doch der geistige Herrscher von Europa, ja wurde es noch mehr als je

zuvor. Kein Mensch dachte mehr an jene Reichserklärung gegen die Krone Frankreich. Die deutschen Fürsten waren in dem Maasse französischer Sitte und Unsitte unterthan, dass sogar der rechtschaffene Kurfürst und hernach König Friedrich in Brandenburg-Preussen sich zum Schein eine Maitresse anschaffen zu müssen glaubte, um doch als ein ächter Fürst zu erscheinen. Die französische Sprache und damit auch die französische Litteratur beherrschte die Höfe und den Adel, und wer irgend in der Gesellschaft emporstrebte, der musste alle die Albernheit der Perücken und hernach Zöpfe, die gesuchte und dem deutschen Charakter so sehr widerstrebende Leichtfertigkeit, die Bewunderung von Dichtern wie Corneille, Boileau und noch kleineren sich aneignen. Deutschland war zum Tanzbären der Franzosen geworden und zu der Schmach, die es getragen, woran nur Brandenburg nicht mitschuldig war, gesellte sich die Lächerlichkeit. Es soll der französischen Litteratur jener Zeit nicht aller Werth abgesprochen werden, denn neben den Genannten standen auch ein Racine und ein Molière, jeder in seiner Art inhaltsvoller, als jene Declamatoren und prosaischen Versemacher, aber die Mustergültigkeit der Franzosen in Deutschland war eine neue Herabwürdigung unserer Nation, die wir freilich selbst zu verantworten haben. Dass Ludwig XIV. noch im Jahre 1711 daran denken konnte, die deutsche Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen, kann als die frechste Beleidigung betrachtet werden, die er nach all den beschriebenen Thaten uns ins Angesicht zu werfen vermochte. Als der alte Wolf im Schaafskleide der Frömmigkeit endlich (1715) die Welt von sich befreite, war Frankreich um den letzten Rest gesunden Volkslebens gebracht und Alles gethan, um den späteren Umsturz aller Verhältnisse vorzubereiten. Deutschland war so tief herabgesunken, dass es bei seiner innewohnenden Volkskraft kaum noch tiefer herabkommen, wohl aber wieder sich emporraffen konnte.

Blicken wir zurück auf das Jahrhundert Ludwig's XIV. — Es war ein, wie ein genialer Schriftsteller sagt, „lügenhaftes „Jahrhundert". Verfälscht und zur Lüge geworden war durch die Herrschaft dieses Königs Alles, was er berührte. Gehen

wir aus vom innersten Leben, von der Religion, so hatte es dem neueren, der göttlichen Offenbarung gemässeren Christenthum, wie es ausserhalb der katholischen Kirche in den Huguenotten, innerhalb derselben in den Jansenisten auftrat, gleichermaassen den Krieg erklärt und — so weit es vermochte — den Untergang bereitet. Die Protestanten waren vertrieben, niedergehetzt und durch lügnerische Verhandlungen selbst um den Rest der Duldung gebracht, die ihnen zugestanden werden musste, als man ihre Auswanderung verbot. Die Jansenisten wurden unterdrückt, um die Einheit der Kirche nach päpstlichen Grundsätzen zu sichern, den Papst aber durch die gallicanischen Sätze ferner zu halten, so dass auch hierin die Lüge mit breitem Stempel hervortrat. Die Frömmigkeit war von der Sittlichkeit getrennt und dadurch verfälscht. Der König beichtete, aber behielt seine Sünden und setzte sie fort, er ging zur Messe, aber er log, betrog, raubte, mordete, lebte in Ehebruch. Und dieselbe erlogene Frömmigkeit und dasselbe sittenlose Leben ging vom Palaste in die Schlösser des Adels und in die bürgerlichen Häuser fort. Die Geistlichkeit, durch ihren Glauben und die Tradition an Rom gewiesen, wurde doch wieder dem König dienstbar gemacht und heimlich nicht nur, sondern öffentlich erhoben sich die Jesuiten über den Papst, die Bischöfe und Cardinäle, die alten Mönchsorden, selbst über den König, und Pascal konnte in den Provincialbriefen sie der schändlichsten Lügenlehren, die als christliche Moral auftraten, mit vollem Recht beschuldigen. Die ganze Religion war damit zur Lüge gemacht. — War es etwa besser mit dem menschlichen Rechte? Wenn der König keinen Vertrag, kein noch so geheiligtes Herkommen im Verhältnisse zu benachbarten Völkern achtete, wenn er, wie schon von ihm geschehen, den muhamedanischen Erbfeind der Christenheit auf den deutschen Kaiser hetzte, um dessen Reich ungestraft berauben zu können, wenn er in seinem Lande jeden Hauch, der nicht seine absolute Herrschaft anerkannte, mit allen Mitteln der List und Gewalt vernichtete, in Ungarn aber dem Kaiser stets Aufstände gegen seine dortige Herrschaft erregen half, wurde da nicht selbst der eigene Grundsatz des Absolutismus

der Könige zur Lüge in seinem Munde? Und wie mussten die Parlamente, die französischen Richter nach dem Willen des Königs das Recht beugen gegen die Protestanten und gegen Jedermann, der nicht einzig mit dem Könige ging! Ja selbst in den Grundverhältnissen der Gesellschaft, in Ehe, Familie, Erbrecht, wie stand da der König als der grosse Verfälscher da? Aufrecht gehalten musste dies Alles werden im Volke zum Behufe der Sicherheit seiner Herrschaft. Aber er selbst brach seine Ehe sein Leben lang, er nahm dem Mann (Marquis von Montespan) seine Frau und verbannte ihn, weil dieser die Tugend seiner Gattin schützen wollte, er hob seine unehelichen Söhne empor und stellte sie neben die Prinzen von Geburt. Ja er wollte ihnen das gleiche Erbrecht an die Krone mit jenen verschaffen. Und in dem geistigen Leben seines Volkes, wie es in der Litteratur seinen höchsten Ausdruck fand, was Anderes hat er, soweit hier Einwirkung von Oben wirken kann und nicht eben das ächt Menschliche sich stets wieder die Bahn durch alle Verfälschungen bricht, in diesem Gebiete bewirkt, als die innere Unwahrheit, die Verwendung auch des Edelsten in der Geschichte zu niedriger Schmeichelei, die Befriedigung mit Phrasen von Freiheit, Tugend, Heldengrösse, weil die Sache nicht hervortreten durfte? Daher diese Rednerei statt der Poesie, dieser Pomp statt der Kraft, diese zierlichen Ornamente, welche die hohle Leere verdecken sollten. Er ist durch diese Wirkung ein Vergifter der Nationen geworden.

Sein Tod musste als eine Befreiung, nicht blos im Auslande, sondern auch in Frankreich gefühlt werden. Obwohl sein Sohn, der Herzog von Burgund, schon in die Fusstapfen des Vaters getreten war und sich eine ähnliche Weiberwirthschaft wie dieser eingerichtet hatte, so versprach man sich doch von seiner Gutmüthigkeit freiere Athemzüge für das Land. Aber er starb und sein noch junger Sohn wurde Dauphin. Dieser Prinz, von Fénélon unterrichtet, hatte von der Wahrheit der Religion und der Sittlichkeit mehr in sein inneres Leben aufgenommen, als der Vater und Grossvater. Obwohl er dessen Staatsidee festhielt, so war ihm doch die absolute

Herrschaft zuwider und er gedachte mit grossem Ernst der Regentenpflichten, die seiner warteten; er studirte sein Land mit Sorgfalt und kannte dessen innere Schäden und Gefahren; sein Familienleben hielt er rein und seine Gemahlin war seine Vertraute. Dass ein solcher Spross aus der Erde, in welcher er wuchs, möglich war, lässt zum Troste erkennen, dass die Wahrheit und ihr Wirken nie in einem ganzen Volksleben, selbst nicht an einem Hofe, wie der französische, ganz vernichtet werden kann. Aber — auch er starb und vor ihm seine Gemahlin. — Frankreich sollte seine Geschicke erfüllen, die ein König, wie er zu werden versprach, wohl noch aufgehalten hätte. Sein jüngster Sohn, der allein von dreien übrig blieb, war zwei Jahre alt. Es war Ludwig XV. Also eine Regentschaft musste eintreten. Der Herzog von Orleans, Neffe des Königs, war dazu berufen und trat sie, als Ludwig 1715 gestorben war, an.

Das vergrösserte Frankreich, das er zu regieren unternahm, war auch ein innerlich erschöpftes. Die lange Anspannung der Kräfte für die Zwecke des Ehrgeizes brachte die Erschlaffung. Alle sittlichen Springfedern aber hatte Ludwig XIV. selbst gelähmt. Der glänzende und geistreiche, vielseitig gebildete und gelehrte Philipp von Orleans war zugleich ein lasterhafter Mensch, der allen Lüsten fröhnte, allen Launen den Zügel schiessen liess. Die Heuchlermaske oder die Doppelseitigkeit, fromm und sittenlos zugleich zu sein, mochte Orleans nicht tragen oder üben, er brach mit allem Heiligen, er war ehrlich leichtsinnig und gottlos und die Gesellschaft um ihn her war es mit ihm. Was Ludwig aus seinem Adel und Volke gemacht hatte, kam unter ihm zum hellen Tage. Ein Durst nach freier Bewegung war die unschuldigste der Folgen des langen unbedingten Gehorsams. Der Regent liess auch selbst sofort diesem Durste eine Befriedigung werden, indem er eine Theilnahme an den öffentlichen Geschäften zuliess, wo sie bisher nicht stattgefunden hatte. Aber auch an den Finanzbewegungen sollten Viele sich betheiligen, und der kecke Versuch wurde gemacht, die im Kriege erwachsenen Schulden durch gewinnreiche Bank- und Handelsoperationen zu vermin-

dern. Es war der Versuch des Schotten Law, welcher dem Regenten für den Staat und für die Verschwendung des Hofes Geld verschaffte, aber am Ende einen nicht geringen Theil der Bevölkerung in ihrem Vermögen beschädigte. So wurde der Staat als die für ihre Privatinteressen schädliche Macht Vielen fühlbar. Die Regungen, welche später so gewaltige Explosionen brachten, begannen in der französischen Gesellschaft. Die Unwahrheit des Lebens blieb dieselbe, wie unter Ludwig XIV., ja sie wurde noch greller, wenn ein Mann wie der Lehrer des Regenten, der Abbé Dubois, der mit ihm im Laster schwelgte, als erster Minister die Zügel des Staates führte und überdies als Erzbischof und Cardinal sich als eine Säule der Kirche preisen liess, er, der vor keiner Gotteslästerung zurückbebte. Als Dubois und sein Schüler, der Regent, kurz nach einander in Folge ihrer Ausschweifungen starben, stand der nun volljährige, aber doch erst zehnjährige Ludwig XV. ohne eine leitende Hand. Seine Regierung liess die Saat seiner Vorgänger rasch der Reife entgegenwachsen.

Sie fand ihren Lenker in dem Bischof und nachherigen Cardinal Fleury, dem Lehrer seiner Jugend, der sich fest an das System Ludwig's XIV. hielt und mit Vorsicht den Vortheil Frankreichs wahrte. Der erste grössere Schritt vorwärts galt wieder Deutschland, dem jetzt erst (1735) Lothringen für immer verloren ging. Als Kaiser Ludwig der Fromme, der Sohn Carl's des Grossen, zwischen seinen Söhnen theilte, da wurde in dem Vertrag zu Verdun alles Land, das einerseits vom Rheine, anderseits von der Maas und Saone und Rhone begränzt war, dem Sohne Lothar zugewiesen und Lothars Reich oder Lotharingien genannt. Es war der grössere Theil des ehemaligen Burgund nebst einem Theile Austrasiens. Es hatte die unglückliche Lage zwischen Deutschland und Frankreich, die es aus einander halten sollte. Seine Schicksale entsprachen derselben. Es hörte bald auf ein Königreich zu sein und wurde als Herzogthum in Ober- und Nieder-Lothringen getheilt, letzteres nachher Brabant genannt, ausserdem um die Bischofsstädte Trier, Metz, Tull und Virten gekürzt. Das Niederland kam an Burgund und später an Spanien und wurde dem deutschen

Reiche entzogen. Ober-Lothringen aber, das allein diesen Namen trug, längst von den südlichen burgundischen Ländern geschieden, die Frankreich an sich gerissen, wurde vom Reiche dem Grafen von Bar und von Elsass verliehen. Dazwischen kam das Land wieder an Burgund, um zuletzt doch in einer oft mehr mit Frankreich als mit Deutschland verbundenen Fürstenlinie fortzuerben. Wie schon bemerkt, hat es Ludwig XIV. weggenommen und wieder zurückgeben müssen. Es war aber als Reichsland unhaltbar, seit Elsass französisch geworden.*) Ausgeraubt und ausgesogen hatten die Franzosen dem Herzog sein lange vorenthaltenes Land wiedergegeben und er hatte ein armseliges Fürstenleben fortgeschleppt, da seine Unterthanen ja wussten, um welch erbärmlichen Preis er sie schon einmal an Frankreich verkauft hatte, ein Handel, dem nur das Reich damals wirksam entgegentrat. Nach seinem Tode huldigte Lothringen seinem Sohne Franz Stephan, der aber ganz in Wien lebte und zum Gemahl der Kaiserstochter Maria Theresia bestimmt war. Er trat 1730 sein lothringisches Erbe an, kehrte aber nach Wien zurück, um Statthalter Ungarns zu werden. Da kam 1732 in Polen der Streit um die Königswahl, in welchem Oestreich den Kurfürsten von Sachsen, Frankreich aber den Schwiegervater seines Königs, den vertriebenen Polenkönig Stanislaus Lescinsky, begünstigte, worüber Frankreich den Krieg an Oestreich erklärte. In unverschämtester Weise setzte Frankreich die Sprache Ludwigs XIV. fort, behauptend, dass es nur dem Kaiser mit den Waffen begegnen, mit dem Reiche aber Frieden halten, ja es sogar gegen den Kaiser schützen wolle. Feierlichst erklärte es, keinen Fuss breit Landes erobern zu wollen. Aber Lothringen wurde besetzt und gebrandschatzt und die Reichsfestung Kehl belagert und genommen. Das war denn doch auch für die damaligen deutschen Fürsten zu stark. Das Reich erklärte den Krieg. Freilich blieben noch drei Kurfürsten neutral. Der Krieg währte nicht lange. In den Friedensverhandlungen wurde es bei der Königswahl des sächsischen Kurfürsten belassen und

*) Näheres bei A. Schmidt a. a. O. S. 54 f.

der Schwiegervater des Königs von Frankreich erhielt dafür, ja eigentlich nur für die Anerkennung des Lieblingsplanes des Kaisers Carls VI., die „pragmatische Sanction", d. h. das Erbfolgerecht der kaiserlichen Tochter Maria Theresia, unter dem Namen einer Entschädigung für Stanislaus — Lothringen. So wurde dies Reichsland in erbärmlichster Weise an Frankreich verschleudert. Oestreich erhielt dafür die Anwartschaft auf Toscana, wenn die mediceische Fürstenlinie dort, wie bald zu erwarten war, aussterbe. Es ist also ein schmählicher Handel zwischen Frankreich und Oestreich gewesen und der Verlierende war — Deutschland. Nach dem Abscheiden des entthronten Polenkönigs sollte nämlich seine Tochter, die Königin von Frankreich, Lothringen als Erbe ihres Vaters erhalten! Die Entschädigung für Lothringen und Bar, welche für Frankreich ein werthvoller Besitz waren, bestand in dem Besitze Dritter, der an Oestreich fallen sollte und fiel. Natürlich hörte damit der Zusammenhang Lothringens mit dem deutschen Reiche auf. Wie sehr man auch in Deutschland, wenigstens am Kaiserhofe, schon in der französischen Schule das Lügen gelernt hatte, zeigte die Bemühung des Kaisers, den Reichsfürsten begreiflich zu machen, dass er mit grosser Selbstverläugnung lediglich im Interesse des Reiches werthlose Güter gegen äusserst werthvolle umgetauscht habe. Dass der deutsche Reichstag für diese Aufopferungen noch danken konnte, lässt einen Blick in die abgründliche Erbärmlichkeit des Reiches von damals thun. Der edle, sanfte Stanislaus zog in Lothringen ein und regierte daselbst gut und menschenfreundlich noch dreissig Jahre. Dann aber (1766) wurde das Land in alles Verderben und allen Druck französischer Herrschaft eingeübt und ist seitdem nie wieder zurückgefordert worden.

Und wie lebte inzwischen während dieser Grossthaten im bisherigen Charakter und nachher das französische Volk? Ludwig XV. führte sein aller Welt bekanntes Lasterleben unter der Obhut seines klugen, immer Friedensliebe heuchelnden und immer mit Geiersgriffen weiter strebenden Cardinals Fleury. Nur im Anfange seiner Herrschaft wollte der Cardinal im Ernste den Frieden, weil Frankreichs Erschöpfung ihn dazu

zwang, nachher liess er sich zum Kriege nöthigen, als derselbe grossen Vortheil versprach. So um Lothringen und so wieder als Kaiser Carl VI. gestorben war und der Kurfürst Carl Albert von Baiern gerechte Ansprüche auf die kaiserliche Erbschaft erhob. Frankreich unterstützte sie, mit ihm das neue Glanzgestirn an Deutschlands Himmel, Friedrich II. von Preussen. Aber eben dieser junge König durchschaute die französischen Absichten und zog sich von dem Bündniss mit ihnen gegen Oestreich zurück. Die Franzosen suchten in Deutschland im Trüben zu fischen. Der Cardinal liess seinen Zögling im Kriege mit England und Oestreich ohne diesen Bundesgenossen zurück und Ludwigs Widerwille gegen den selbständigen Geist Friedrichs, so wie gegen Preussen als die protestantische Vormacht auf dem Festlande, zog ihn zu dem Bündnisse mit Oestreich fort, welches ihm die westphälischen Provinzen Preussens als Siegespreis zudachte und in welchem er den siebenjährigen Krieg auf eine für Frankreich so schmachvolle und den Ruhm seiner Unbesiegbarkeit so gründlich vernichtende Weise mitmachte. Nur im Verwüsten, Erpressen und allen Gräuelthaten haben die fast stets von der Minderzahl in wilde Flucht gejagten Franzosen ein Andenken hinterlassen. Es war die Zeit des Weiberregiments am Hofe zu Paris, welches Puderschachteln und Schminktöpfe zu Generalen und Officieren machte. Der kriegerische Geist schien in Frankreich erloschen, Und wodurch war es so gekommen? Doch nur durch die Zügellosigkeit, mit welcher der König sich in die empörendsten sinnlichen Excesse stürzte und dadurch den Geist des Hofes, des Adels, der Nation sittlich vergiftete, durch das Intriguenspiel, welches am Hofe herrschte und um die königlichen und prinzlichen Mätressen sich drehte, durch die maasslosé Verschwendung der Finanzkräfte des Landes und durch die Lösung aller Bande der Zucht und der gesellschaftlichen Ordnung, an welcher die Mächte der Litteratur und der Geselligkeit arbeiteten. Was schon in Holland und hernach in England längst im Gange war, das nahm in Frankreich einen beflügelten Verlauf, nämlich die öffentliche Discussion über die Grundlagen des Staates, über die Quelle der weltlichen und der geistlichen

Gewalt. Die Enthüllungen über das Wesen und das Thun der Jesuiten, welche allmählich zur Verweisung und schliesslich zur Aufhebung dieses Ordens führten, hatten gelehrt auch bisher heilig gehaltene Institutionen und Körperschaften an den letzten Maassstäben des Werthes der Dinge und Menschen zu messen, und es war kein Grund, warum dies nicht der ganzen römischen Kirche gegenüber geschehen sollte. Von diesem heiligen Gebiete ging die Untersuchung auf das weltliche über und Ideen von der Volkssouveränetät tauchten schon damals auf. Der Kampf des subjectiven Geistes gegen alle Auctorität, sowohl übernatürliche als irdische, sowohl dem Herkommen und der Erbschaft innewohnende, als dem Besitz der Gewalt anhängende, that seine ersten Schritte. Die Ideen des niederländischen Republicanismus und der englischen Revolution, nur die letztere gelöst von der religiösen Weihe oder fanatischen Beschränktheit, die sie dort verstärkte oder verzerrte, begann und das Zeitalter Ludwigs XV. wurde zu einer Zeit des Umschwungs in den herrschenden Begriffen und Gefühlen, wie seit der Reformation in Deutschland keine erlebt worden war. Diese aber hatte an der heiligen Schrift ihren Regulator, am Glauben ihre Quelle gehabt, die französische Bewegung liess darum, weil sie von diesen ewigen Grundlagen sich lossriss, eher eine Revolution als eine Reformation erwarten. Es waren in Frankreich Geister auf den Plan getreten, deren Impulse das Aeusserste für die Zukunft fürchten liessen.

Die Reform-Ideen, welche diese Männer aussprachen, mussten Anklang finden, weil sie so groben und so unerträglichen Missständen der Vergangenheit und noch mehr der Gegenwart den Krieg erklärten. Alle Bedrückten begrüssten diese Geister als Befreier. Aber was sie an die Stelle des Alten setzen wollten, war meist nur eine verschwimmende Vorstellung von demokratischen Elementen, welche den monarchischen Staat zu verbessern haben sollten, oder ein eben so verkehrtes, wie das, was sie bekämpften. Ob man aber, wie der Abbé St. Pierre, Montesquieu, d'Argenson mehr in wirklichen Staatsideen sich erging, oder wie Voltaire, d'Alembert, Condillac und die Verfasser der Encyclopädie mehr das Individuum und seine Frei-

heit gegenüber dem fanatischen Kirchengeist und der bestehenden Auctorität zur Sprache brachte, immer wurde der Geist der Nation dadurch aufgeregt und auf Veränderungen im gesammten Leben hingerichtet und immer verstanden diese Männer die Nation selbst nicht, wie sie aus ihren ursprünglichen Elementen und durch ihre bisherige Geschichte geworden war, sonst hätten sie nicht hoffen können, in Frankreich das Reich der ächten Humanität herzustellen, in dem Frankreich, dessen Volk von seinen Leitern und Machthabern nur zur Bestialität auch unter dem Scheine glänzender Formen erzogen worden war. Der Materialismus eines Holbach und der Individualismus eines Rousseau waren viel mehr als alles Andere die dem französischen Geiste oder Ungeiste gemässen Gedanken. Die Monarchie war in ihrem innersten Wesen von Mächten bedroht, die sie selbst gross gezogen hatte.

Die sogenannten geistreichen Gesellschaften schon unter Ludwig XIV., noch mehr aber in der Zeit des Regenten Orleans waren Höhlen des geistigen und sittlichen Schmutzes geworden, in welchen Hohn und Spott über alles Hohe und Heilige, wie über alles Edle und Ehrwürdige der herrschende Ton waren. Die Jesuiten waren auch in diesen Kreisen, wie überall, vertreten und es war ein Jesuit, der seinen Zögling Voltaire in dieselben einführte, wo er, der bewegliche und empfängliche Geist mit dem kleinen und armen Herzen, rasch sich dieses Tones bemächtigte, um ihn in glänzend gewandter Sprache in die Litteratur einzuführen. Vernehmen wir ein Wort unseres F. C. Schlosser*) über diese Kreise. „Aus „Voltaires Leben von Condorcet kann man lernen, welcher Ton „und welcher Witz damals in der Aristokratie herrschend war, „während die Menge, in Bigotterie und Aberglauben versunken, „in grober Unwissenheit, in Armuth, Schmutz und Jammer „seufzte. Condorcet, als Verehrer und Lobredner eines Mannes, „den auch er als seinen Apostel erkennt, nennt uns die Quellen,

*) Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts und des neunzehnten bis zum Sturze des französischen Kaiserreichs. 4. Aufl. Heidelberg 1853. B. 1., S. 470 ff.

„aus denen Voltaire den Witz, die Menschen- und Weltkennt-
„niss, die Lebendigkeit der Auffassung und Darstellung, die
„ihn auszeichnete, schöpfte. Bei dieser Gelegenheit ersehen
„wir, welche Dinge sich jene grosse Herren erlaubten, welche
„Voltaire in den Ton des höheren Lebens einweihten, den wir
„schon in seinen frühesten Gedichten finden. Wenn man wahr-
„nimmt, dass in diesen Kreisen Spott und Hohn über alles
„Hohe und Heilige ausgeschüttet ward, so fragt man sich na-
„türlich zuerst, wie es kam, dass die vornehme Gesellschaft,
„die nur durch das Vorurtheil sich halten konnte, nicht ein-
„sah, dass sie ihr eigenes Spiel verderbe? Die Antwort ist
„leicht. Jedes Mitglied hatte zwei Rollen, die eine im Innern
„für sich, die andere äusserlich für das Volk; auch Voltaire
„schrieb deshalb schon als Jüngling bald schmähende Lieder
„gegen König und Adel insgeheim, bald öffentlich Gedichte
„zum Ruhme Ludwigs XIV. und zu Ehren des Marienfestes,
„das Ludwig XIII. durch ein Gelübde verherrlicht hatte. Er
„dichtete bald ganz in der Stille eine Epistel an Urania gegen
„das Christenthum und seinen Stifter, bald eine Ode über den
„wahren Gott und den sterbenden Erlöser. Keinem Menschen
„fiel es ein, dass die Leichtfertigkeit und der Spott vornehmer
„Müssiggänger je zu dem gedrückten, arbeitenden, von Pfaffen,
„Beamten und Adel in geistliche und weltliche unauflösliche
„Bande geschmiedeten Volk übergehen werde; man huldigte
„daher gern im Stillen dem, was man öffentlich grausam ver-
„folgte.“ Selbst in Einem Athemzuge eines Gedichtes lästert
Voltaire Gott und Christum und verehrt wiederum den wahren
Gott und Jesum als seinen Gesandten. Dieser Widerspruch
liegt theils in der Kirche, deren Gottesidee und Christuslehre
er bekämpft und sagt, er könne Gott nur lieben, wenn er auf-
höre Christ zu sein und ausserhalb welcher auch er kein
Christenthum kennt, theils in der innern Unwahrheit seines
Wesens. Dieser Mann, der in Tendenz-Romanen und roman-
haften Geschichtswerken, in Satiren, in Schauspielen, worin
er das Alterthum und das Morgenland in verfälschten Dar-
stellungen aufführte, in philosophisch-politischen Briefen, worin
er fremde Gedanken als eigene gab, in einem epischen Gedicht

(Henriade), welches nichts weniger als ein Epos war, und in dem schmutzigsten und böswilligsten aller Hohngesänge (der Jungfrau von Orleans), in Streitschriften, sogenannten philosophischen Abhandlungen, denen alle Kenntnisse der Philosophie und alle selbständige Kraft des Gedankens fehlt, und Recensionen seine giftigen und doch oft dem Pfaffenthum, dem Jesuitismus, der Pedanterie gegenüber relativ wahren Gedanken in hunderten von Strahlen ausspritzte, der durch die Freundschaft und den Umgang Friedrich des Grossen zur europäischen Bedeutung gelangte, ist geradezu „der Prophet des Unglaubens und der Lüge“ geworden und bis auf diesen Tag geblieben. Er hat die Lüge durch die Lüge bekämpft und seine Nation wesentlich gehindert, zu gesunden Gedanken über die wichtigsten Dinge zu gelangen. Selbst seine nicht unverdienstlichen, wiewohl in der Wissenschaft selbst unbedeutenden Arbeiten im Gebiete der Naturwissenschaft und Astronomie hatten die vorherrschende Tendenz auf Vernichtung der kirchlichen Beschränktheit und der jesuitischen Unwahrhaftigkeit. Diese polemische Behandlung hat selbst der französischen Naturwissenschaft eine antireligiöse Richtung gegeben, die sie in vielen ihrer Repräsentanten nicht loswerden konnte und kann, so wenig auch diese Wissenschaften an sich für oder gegen die Religion und das Christenthum lehren können. Die Bedeutung Voltaires ist eine verwirrende, niederreissende, „sein kalter und klarer „Verstand, sein beissender Spott, seine Meisterschaft in Sprache „und Versbau machten ihn zum furchtbaren Feind überlieferter „Vorurtheile. Er kennt nur ein Leben; nur eine Zeit, nur „eine Art der Bildung, nur eine Classe von Menschen ist „seiner Aufmerksamkeit würdig; dafür aber kannte er auch „diese ganz und von allen Seiten. — Nur ein Geist wie der „seinige vermochte der herrschenden Heuchelei und Sophistik, „der albernen Salbung und der tollen Scholastik der Jesuiten „und Jansenisten, ihren Juristen und Theologen den Todesstoss „zu geben. — Die Art wie in seiner „Jungfrau“ (von Orleans) „die christliche Religion selbst nicht, blos Dogmatik und „Pfaffenthum behandelt wird, zeigt die Philosophie der Kreise „der vornehmen Welt, für welche Voltaire schrieb, in ihrem

„nachtheiligsten Lichte. Es fehlte den Herren und Damen der „Salons sogar an Weltklugheit, woran es sonst auch den „Dümmsten unter ihnen nie fehlte. Sie ahnten nicht, wie „bald diese neue Weisheit, die sie als Recht ihres Standes „vorbehielten, auch unter den von ihnen verachteten Pöbel „kommen werde. Das haben sie seit 1789 erfahren. Man „darf daher von dem Mädchen von Orleans dreist behaupten, „dass die Wirkung der Verse dieses Gedichtes der europäischen „Menschheit viel verderblicher gewesen ist, als die kurze „Raserei der Demokraten der französischen Schreckenszeit.“ *)

Auf den Grund, den Voltaire's zerstörende Arbeit frei machte, zu bauen, versuchte Jean Jacques Rousseau, dessen durch und durch unwahre Weltanschauung, welcher alle Bildung und Wissenschaft als Entartung des menschlichen Lebens erschien, dessen Zurückführung auf seine wahre natürliche Grundlage ihm als die grosse Aufgabe der Menschheit galt, ihr relatives Recht durch die damalige französische Gesellschaft erhielt. In ihr war die äusserste sittliche Verderbniss aller Lebensgebiete mit der vermeintlich höchsten und feinsten wissenschaftlichen und sonstigen Cultur verbunden. Die Lüge der französischen höheren Gesellschaft brachte die Lüge der Rousseau'schen Naturtendenz hervor, deren Anwendung auf Ehe, Liebe, Erziehung, Staat von ihm selbst in eigenen Werken gezeichnet wurde. Er war der völligste Individualist, der sein eigenes verfehltes Leben zur allgemeinen Regel erheben wollte. Aber auch für diese Unwahrheit war die Gesellschaft zugänglich, wie für die Voltaires. Der Zeitgenosse beider war Diderot, der von derselben Verachtung aller sittlichen und staatlichen Ordnung, derselben leichtfertigen und der Sinnlichkeit fröhnenden Lebensanschauung ausging und nur die Selbstsucht und das eigene Geniessen als Zweck des Lebens kannte, ein Mann, der an nichts glaubte und doch für einen Bischof seine Fasten-Mandate schrieb, der zu den Leuten gehörte, „in deren „Wandel sich keine Sittlichkeit zeigte, die das Familienleben „gar nicht kannten und nur in dem Theater und in den Salons

*) Schlosser a. a. O. B. 2., S. 409 ff.

„zu Hause waren, die durch Romane, Satiren, Wörterbücher, „Flugschriften u. s. w. Familienglück, stille Zufriedenheit, reli„giöse Beschränkung aus den Gemüthern und der Unterhaltung „vertrieben, sie auf der Bühne zur Schau stellten.“ Die Sentimentalität dieser Leute war nicht minder eine Lüge, wie ihre Frivolität. Diderot ist der Vater der grossen Encyclopädie. Wie Voltaire von Friedrich II. gehegt worden, so besoldeten die Kaiserin Catharina von Russland und der Hof von Gotha den Baron Grimm zu Paris, damit sie von Allem, was Diderot schrieb, sofort Nachricht erhielten. Der Prinz Heinrich von Preussen kaufte sogar die Manuscripte der schmutzigen, atheistischen Romane Diderots auf. Man kann also wirklich sagen, dass die monarchischen und fürstlichen Kreise das Gift grosszogen, durch welches hernach die Massen zur Vernichtung der Monarchie aufgestachelt wurden. Ist es ein Wunder, dass in den Kreisen, wo Diderot ein Abgott war, ein Wort bewundert wurde, wie das grässliche: „mit den Gedärmen des letzten „Priesters erdrosselt man den letzten König?“

Während so in Frankreich die Gesellschaft immer völliger in ihrer Unwahrheit hervortrat und ihrer Auflösung entgegen ging, erhob sich in Deutschland, trotz aller soeben noch bemerkten Einwirkung des französischen Schwindelgeistes der ureingeborne und durch die Reformation geweckte und gestärkte deutsche Geist. Derselbe König, der sich dem Franzosenthum in der Litteratur ergab, Friedrich der Grosse, rief durch seine Thaten und besonders auch durch seine Kriegsthaten gegen die französischen Heere das Selbstbewusstsein der Nation wach. In Lessing, Klopstock, Herder erhob sich der Kampf gegen die französische Unnatur in der Poesie und die Productivität des deutschen Geistes, wie sie hernach in Göthe und Schiller noch ungeahnte Höhen zu ersteigen begann, liess auch für die Geschichte einen Bruch mit der Fremdherrschaft erwarten, welche wie ein lähmender Druck auf dem Reiche gelegen hatte. In Joseph II. liess sich eine Wirkung des neuen Geistes sogar im östreichisch-habsburgischen Kreise wahrnehmen. Das Deutschland Friedrichs des Grossen stand dem Frankreich Ludwigs XIV. und XV. gegenüber. Hier Wahrheit und Kraft,

dort Lüge und sittliche Verkommenheit der herrschenden Classen. Hier ein Volk im Ganzen gesund, dort die untern Stände erdrückt und in roher Unwissenheit versunken. Als 1775 das mit allen Lastern befleckte Leben Ludwigs XV. erlosch, war der Monarchie mit ihren eigenen und den Kräften des sie umgebenden, von ihr zu Grunde gerichteten Adels und der entsittlichten Beamtenwelt schon nicht mehr zu helfen. Auch ein so gutmüthig rechtschaffener Monarch wie Ludwig XVI. konnte nur noch das Opfer der abscheulichen Vergangenheit werden. Denn die schamlose Wollust des verstorbenen Königs, der unter dem Druck der Verachtung der Nation gestorben war, die Erniedrigung des weiblichen Geschlechts durch die lüderlichen Sitten des Hofes, die Herabwürdigung des Adels, der Beamten und selbst der vornehmen Geistlichen zu Schmeichlern der herrschenden Buhlweiber, die Glaubenslosigkeit der Kirchenfürsten, die Rohheit der aller höheren Regungen entkleideten Gemüther, die financielle Erschöpfung des Landes und der Verlust der politischen Achtung und der kriegerischen Ehre bei dem Auslande trieb Alles dem Abgrunde zu, welchen man die französische Revolution nennt.

Die Franzosen hätten nicht Franzosen sein müssen, wenn sie nicht bei der Thronbesteigung des neuen Königs, der auch wieder nicht der Sohn, sondern der Enkel des vorigen war, von ihm eine glänzende Zukunft erwartet hätten, denn der herrschende Leichtsinn liess die Meisten nicht erkennen, was die wenigen ernsten und weitblickenden Männer wohl kommen sahen. Es muss noch einmal gesagt werden, wie Alles in der Lüge versunken war. Verfälscht war das ganze Verhältniss der Regierenden und vor Allem des Königs zum Volke, verfälscht jede Grundlage der Gesellschaft, sowohl die Religion durch die Kirche, von deren Lenkern nicht wenige dem äussersten Unglauben huldigten, aber in den Gütern der Kirchenämter prassten, als die Ehe und Familie durch die zügellose Fleischeslust, verfälscht war der Adel, indem er zum feudalen Aussauger der Unterthanen und zum feilen und feigen Hofknechte herabgesunken war, verfälscht die Bildung und Wissenschaft, indem sie den Dienst der Wahrheit mit der Sclaverei der Lüge

vertauscht, die Willkühr eines seichten Verstandes und schimmernde Phrasen der tieferen Erkenntniss vorgezogen hatte, verfälscht das Beamtenthum, indem es den Dienst des Staates nur noch in der Bequemung nach den Launen des Hofes fand. Es musste sich bald zeigen, ob aus einer so durch und durch unwahr gewordenen Gesellschaft eine wahre und wirkliche Freiheit hervorwachsen, ob das Volk der Franzosen eine solche auch nur ertragen konnte. Die Geschichte hat diese Frage mit einem mächtigen: Nein! beantwortet.

Die Geschichte von 1789 an ist so allgemein bekannt, dass wir uns hier kurz fassen können oder vielmehr, dass es uns erlaubt ist in früher gebrauchten Worten zu reden.*) „Mit der französischen Revolution, welche die unausbleibliche „Frucht einer falschen Bildung und des Nivellements aller „Stände in Vergleichung mit dem Hofe war, schien die fran„zösische Nation die Arbeit Europas allein in die Hände „nehmen und sie in Einem Jahrzehnt genial vollenden zu „wollen. Wer wird er verkennen, dass auch die besten Ele„mente des französischen Volkslebens in ihr sich vulkanisch in „die offene Luft drängten und dass es in einzelnen ihrer Männer „Augenblicke des klaren Erkennens der Aufgabe christlicher „Völker und der Ziele der bisherigen Geschichte gab? Aber wie „täuschte der vielversprechende Anfang die Erwartung Aller! „Wir brauchen auf die Gräuel des Mordes, auf den Wahnwitz „der neuen Weltschöpfung, die dort von überhirnischen Advo„katen ausgehen wollte, auf den Unsinn der neuen Religions„stiftung nur hinzuweisen, um zum Bewusstsein zu bringen, „dass die falsche Gleichmachung der Despotie eine ebenso „falsche der Afterfreiheit zur Tochter hatte und dass es erst „wieder einer langen Schule des militairischen Despotismus be„durfte, um auch nur einigermaassen der Nation die wahren „Früchte jener schrecklichen Zeit zum Besitze zu bringen. — Die „ganze Folgezeit hat gelehrt, dass ein Volk, das in der furchtbaren „Wiege zwischen Mord en gros im Namen der Freiheit und sclavi-

*) Deutschland und Europa im Lichte der Weltgeschichte. Berlin (Stilke u. van Muyden) 1869, S. 50.

„scher Unterwürfigkeit, zwischen der Absetzung Gottes und dem „Küssen jesuitischer Missionskreuze, zwischen frivolem Ge„niessenwollen des Daseins und einer Alles verschlingen „wollenden Eroberungswuth hin und her geschleudert worden, „nicht die weltgeschichtliche Bestimmung hat, das Muster der „nationalen Entwickelung für die Völker Europa's zu sein.“ Ein ander Wort sagt:*) „Dass der Gang der Revolution ein „dämonischer wurde, dass Frevel und Gräuel auftauchten, „während die Versammlungen der Volksvertreter sich um „ideale Zwecke drehten, das ist nicht als Folge der neuern „Philosophie, sondern als Ausgeburt der weit verbreiteten „Depravation der Sitten, die nicht erst durch jene erzeugt war, „der unlautersten Demagogie, die im Finstern arbeitete, der „Beweglichkeit und fanatischen Gluth im französischen National„Charakter und der geistigen Rohheit und Unwissenheit der „ohne Unterricht und Erziehung aufgewachsenen Masse zu be„zeichnen.“ Dass aber dieses Volk, welches die ihm von den Demagogen bezeichneten Opfer in den Strassen zerriss, die Bastille erstürmte, als eine Mordbande über die Schweizergarde herfiel, die Septembermorde wie ein Schlachten vollzog, zuletzt den Mordschauspielen der Guillotine mit Lust zusah, am liebsten, wenn Häupter der intelligentesten und edelsten oder der vornehmsten Männer und Frauen, besonders die des Königs und der Königin fielen, durch die Phrasen der Freiheit und Gleichheit, durch die schmachvolle Selbstwegwerfung der Aristokratie und das Auftreten atheistischer Priester, die bisher gern das reiche Brod der Kirche gegessen hatten, wie ein Talleyrand, ein Sieyès und Andere ihresgleichen, nicht zur Wahrhaftigkeit und Menschlichkeit emporgehoben wurde, ist leicht zu begreifen. Das erste, was ihm wieder neues gesundes Gefühl, nämlich das des Patriotismus, einhauchte, war der von Deutschland her ihm aufgezwungene Krieg, der einzige zwischen Deutschen und Franzosen, der nicht von den letzteren muthwillig angefangen war. Man kann wohl sagen, dass

*) Wachsmuth, Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter. Hamburg 1740. B. 1., S. 96.

Deutschland hier ohne es zu wollen, der Revolution den grössesten Dienst leistete, indem es der losgebundenen Wildheit einen naturgemässeren Canal öffnete. Was für ein Gesindel aber selbst das Kriegsheer der Republik war und wie Raub und Erpressung mit den heuchlerischen Phrasen von Befreiung der angegriffenen Völker zugedeckt werden sollte, das weiss Deutschland noch in heller Erinnerung. Man brancht blos den Character und die Laufbahn von Menschen wie Marat, Danton, Carrier, St. Just und besonders Robespierre zu verfolgen und dann die Frage aufzustellen: was muss es für ein Volk sein, das diesen Menschen erst zujauchzen und sie hernach morden konnte? und man wird über den moralischen Gesammtwerth der Nation ein strenges Urtheil fällen müssen. Man sage nicht: es war Paris, denn Paris ist Frankreich und wird von allen Provinzen bevölkert, und waren denn Lyon, Marseille, Bordeaux, Nantes und andere Städte etwa besser? Und war denn in den Revolutionsheeren, deren gemeine Rohheit man so gut kennen lernte, etwa blos Stadtvolk ausgezogen? Und konnte denn die Masse der Nation etwas Besseres geworden sein?

Als die Revolution in ihr späteres Stadium des Directoriums trat, weil man endlich des Mordens, der herzlosen und und wüthenden Parteikämpfe, der Unsicherheit des Lebens und Eigenthums müde war, da wurde die Räuberei gegen das Ausland nur schlimmer und wenn man auch nur einigermassen summiren wollte, was Napoleon als Consul und Kaiser in Europa zusammengepresst und geraubt hat, so würde man das Volk in dessen Namen und durch dessen Wahlstimme er auftrat, nur noch einer Räuberbande von Millionen vergleichen können. Man sage auch hier nicht: es ist Buonaparte, der Corsicaner. Denn das französische Volk jauchzte ihm zu und hiess seine Despotie willkommen, weil er es von den Hunderten schlechterer Tyrannen befreite und ihnen Brod und Spiele (panem et circenses) freilich mit seinem Blut erkaufte, wiedergab. Die napoleonische Herrschaft ist uns nahe genug getreten, um ihre und des Volkes, welches sie trug, gemeine und rohe Natur zu kennen. Wenn Ludwig XIV. ein Raubthier

gewesen, so war es Napoleon I. noch viel mehr. Und hatte der Eine seine Werkzeuge zu allen Unthaten gefunden, so waren sie dem Andern noch weit mehr bereit. Wenn er die deutschen Länder aussog und durch deutsche Truppen seine späteren Siege erfocht, wie er früher durch seine mörderischen Schlachten Frankreich vielen gefährlichen Volkes mit Bewusstsein entledigte, so war zwar allerdings der Herrscher und Führer dafür zuerst verantwortlich, aber kein Mensch ist im Stande, die Nation von der Mitschuld freizusprechen. Bei seinem Sturze hat sich Frankreich, das französische Volk, so sehr es ihn zuletzt hasste, doch aufs Tiefste verletzt gefühlt, dass man ihm — die geraubten Grenzen Ludwigs XIV. liess. Und welche Gränze hatte ihm dieser Napoleon gegeben! Statt des Rheines die Elbe, denn diesseits des Rheines lag das Grossherzogthum Berg, das Königreich Westphalen, Hamburg, alles Gebiete, die so gut wie französische Provinzen waren und im Süden der Rheinbund bis an den Inn, der kaum etwas anderes war, als ein Stück französischen Landes. Holland dazu und die ganzen östreichischen Niederlande. Was hätten die Franzosen nicht noch verschlungen, wenn ihnen die Zeit dazu geblieben wäre. Bereute es doch Napoleon, dass er Preussen nicht ganz von der Karte gestrichen. Die vielen Hunderte von Millionen an Geld und Geldeswerth, welche die Franzosen unter ihm Deutschland abgepresst, lassen wenigstens wahrnehmen, dass sie seit Ludwig XIV. das Räuberhandwerk nicht verlernt hatten. So schlimm freilich hat es auch kommen müssen, um die öffentliche Meinung zu Gunsten Frankreichs aus den an die Bewunderung des französischen Wesens lange gewöhnten Deutschen auszutreiben. Der Zorn aller ächt deutschen Gemüther über das Mitreden Frankreichs bei den Friedensschlüssen konnte nur durch den Ingrimm übertroffen werden, den jeder gesunde Mann in Deutschland über das Ergebniss dieses Mitredens empfand.

Und wie erbärmlich hat dieses Frankreich gegen die Bourbonen sich betragen, als es sie zuerst mit offenen Armen aufnahm, hernach sie wieder schmählich verliess, sie nochmals aufnahm und seit ihrem ersten Regierungsantritt

durch seine gewählten Abgeordneten unablässig trachtete, ihnen das Regieren unmöglich zu machen. Die Republik war und blieb, sobald die ihrer Gräuel müde gewordene Generation abgestorben war, das geheimnissvolle Gelüste der Franzosen, wenn es auch Einsichtigere gab, die vor ihr schauderten. Es ist genug, um das französische Volk zu charakterisiren, dass man daran erinnert, wie es seit bald hundert Jahren keine Regierungsform mehr zwanzig Jahre lang ertrug, wie es 15 Jahre nach 1789 und nur 12 Jahre nach der Errichtung der Republik durch Volksabstimmung (Plebiscit) das Kaiserthum erhob, wie dieses nur elfjährige Dauer hatte und augenscheinlich nicht ohne Zustimmung der Nation unterging, wie von 1815—30, also wieder nur 15 Jahre, die Restauration herrschte, darauf 18 Jahre das Bürgerkönigthum oder die Monarchie von republikanischen Institutionen umgeben, hierauf abermals die Republik nur vier Jahre, das neue Kaiserthum nur 18 Jahre und wie lange wird denn die abermalige, die dritte Republik ihr Leben fristen? Doch genug — hiermit gehen wir schon in die Gegenwart hinein.

Wir mögen in die Vergangenheit Deutschlands und Frankreichs noch so sehr mit wohlwollenden, auch an der fremden Nation das Gute anerkennenden Augen blicken, so müssen wir doch sagen: das französische Volk, seine jeweiligen Regierungen, seine Herrscher sind Feinde der europäischen Ruhe und friedlichen Entwickelung gewesen und geblieben. Denn, wenn es auch wahr ist, dass Paris mit seinen staatlichen und seinen willkührlichen öffentlichen Versammlungen, mit seinen Clubbs und geheimen Gesellschaften, mit seiner Presse und seinen Agitationen das grosse Wort geführt hat, so hat doch jede einigermassen bedeutende Stadt Frankreichs stets nur den einen Ehrgeiz gehabt, so ähnlich wie möglich mit Paris zu werden, so hat doch Alles, was irgendwo in der Provinz sich zu höherer Bedeutung aufgeschwungen hat, nach Paris hingestrebt. Und wann waren in Frankreich selbst die friedliebendsten Herrscher stark genug, der sogenannten öffentlichen Meinung zu widerstehen, wenn sie den alten Ruf, wie in einer fixen Idee erhob: „den Rhein, die Rheingränze müssen wir haben!?“ Ist

doch der Klang der deutschen Lieder von 1840 und die Befestigung von Paris in den folgenden Jahren das immer fortgehende Zeugniss davon, dass auch der friedliche mit Deutschland so befreundete König Louis Philipp kaum im Stande war, die Raserei seiner Franzosen wieder auf eine Weile abzukühlen. Und hat je ein deutscher Staat oder gar der unschuldige deutsche Bund von 1815 an zu diesem wahnwitzigen Geschrei Anlass gegeben? — Diese letzte Vergangenheit gehört schon zu unserer Gegenwart.

II.

DIE GEGENWART.

Was ist das Frankreich, welches wir als Zeitgenossen kennen, Anders gewesen, als der Erbfeind Deutschlands, den man nur ja nicht reizen sollte? Den Königen, welche deutsche Waffen ihnen zurückgegeben, sollte man das Volk zugethan erhalten; es durfte nicht daran erinnnert werden, dass deutsche Waffen ihnen den Weg zum Throne geöffnet. Was sollte das französische Volk von sich denken, wenn die Verbündeten 1814 und 1815 aussprachen, nur gegen Napoleon, nicht gegen die Franzosen Krieg zu führen, als ob Napoleon nicht blos eine andere Gestalt der Revolution und diese nicht das Resultat der ganzen französischen Geschichte und des französischen Nationalcharakters gewesen wäre, als ob die Räubereien vor Napoleon unschuldige, ja gar gerechte Thaten gewesen wären. Was sollte es denken und von sich halten, wenn es sah, dass es für das schlimmste politische Verbrechen galt, seine Empfindlichkeit zu reizen und ihm unangenehme Empfindungen zu erwecken, die unbedingt bei jedem Zweifel an der unvergleichlichen Grösse und Vortrefflichkeit dieser Nation erwachten. Was vollends musste ihre Selbstbetrachtung sein, wenn nicht nur alle Kleidertracht und aller Putz sich nach den Mustern seiner Hauptstadt richtete, wenn selbst die von deutschen Arbeiter gefertigte Waare nur erst dann

bei den Deutschen guten Absatz fand, wenn sie in Paris ihm verkauft wurde, wenn die Deutschen trotz der Freiheitskriege nichts Anderes zu thun wussten, als den Pulsschlag und Athemzug des französischen politischen Lebens, des dortigen Constitutionalismus zu belauschen und wenn sie keine höhere Sehnsucht hatten, als Verfassungen nach französischem Muster zu erlangen, wenn endlich jede in Paris ausbrechende Meuterei, die zur französischen Revolution wurde, sowohl 1830 als 1848, ihren Wiederhall und ihre Nachahmung in deutschen Staaten fand? Verzogen, verwöhnt, verhätschelt von ganz Europa war das französische Volk und es hätte wahrlich auch eine bessere Nation als die Franzosen durch diese falsche Behandlung ihrer Nachbarn zu Grunde gerichtet werden können.

Misst man die Leistungen Frankreichs, wie es jetzt ist, an der Aufgabe, die den Culturvölkern Europa's unverkennbar durch die Geschichte gestellt ist, so kann kein Besonnener sagen, dass es dieselbe in hohen Maasse gelöst habe. Fangen wir tief unten bei den Grundlagen an, wo es sich um die Arbeit des Menschen an dem Planeten handelt, den er bewohnt, so wird wohl Niemand den Franzosen, dem Landvolke Frankreichs einen Fleiss und eine Geschicklichkeit absprechen, dem Boden seinen Ertrag reichlich abzugewinnen und der französische Ackerbauer ist noch immer die Menschenclasse, der man seine Achtung nicht versagen kann. Frägt man weiter nach der Verschönerung und Veredlung der Form und Gestalt der Dinge, also nach der Kunstschöpfung auf dem Gebiete der Industrie und der Handwerke, so wird man auch hier Frankreich eine sehr hohe, vielleicht sogar die höchste Stellung unter den arbeitenden Völkern Europa's zuerkennen müssen. Sehen wir uns aber nach den sittlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen der Arbeiter um, so erscheint dagegen Frankreich zu seinem äussersten Nachtheil. Vor Allem ist das Familienleben in den Städten, aber in grossem Maasse auch auf dem Lande tief erschüttert. Die Ehe hat abgenommen, der Leichtsinn, die Frivolität, die wechselnden Launen, die Putzsucht und daherrührende Kostspieligkeit der Frauen, das katholische Sacrament der Ehe mit seiner Unlösbarkeit haben zusammengewirkt

sie zu zerstören und diese Zerstörung ist um so weiter gegangen, je mehr die Mittelpunkte der Bevölkerung ins Auge gefasst werden. Die Bevölkerung hat in Folge davon abgenommen. Wenn ein Volk einmal an dieser Quelle alles staatlichen und gesellschaftlichen Lebens krank und in fortschreitender Beschädigung begriffen ist, dann ist keine Regierungsform, keine Verfassung, ob Republik, ob Königthum, ob Kaiserreich, fähig, ihm zu helfen. Die Hülfe muss von Innen kommen und von einem sittlichen „Elan," um dieses Lieblingswort aus der Kriegszeit zu gebrauchen, zu dem aber der Anstoss erst zu geben ist. Und woher soll er kommen? von den Priestern wahrlich nicht, die durch ihre Ehelosigkeit, durch ihr Haltenmüssen auf die absolute Unlösbarkeit der Ehe, durch ihre mit dem Cölibat fast unzertrennlich verbundenen liaisons de conscience oder wie man es sonst euphemistisch nennen mag, Beispiel und Anstoss zum Gegentheil geben. Von der höher gebildeten Gesellschaft noch weniger, denn sie berührt das massenhafte Volksleben nicht und wo sie es berührt, wie in grossen Städten, da giebt eben sie das Vorbild der Vernichtung der Ehe und vielfach der Lüderlichkeit; von den Staatsbehörden nicht, denn es handelt sich hier von einem Gebiet, auf welchem Gesetze und Befehle nichts vermögen und die Cölibatsstrafen im alten römischen Kaiserreich haben nicht helfen können und überdiess sind die Personen, die hier handeln mussten, wieder die selbst am meisten in dem Uebel befangenen. — Der Zustand der Arbeiter aber ist in Frankreich nicht allein derselbe üble, wie in den grossen Centren der Fabrikation in England und Deutschland, sondern er ist noch viel verkommener, als in diesen Ländern, theils weil überhaupt die sittliche Stufe des Volkslebens eine niedrigere ist, eben weil das Familienleben so zerflossen, und weil die mechanisch äusserliche Religiosität der römischen Kirche die sittlichen Kräfte nicht hebt, wie in England und in Deutschland der Protestantismus thut, theils aber, weil man in Frankreich die Mittelstufen, ganz dem Nationalcharacter gemäss, überspringt und zu extremen Gelüsten, Hoffnungen und Theorieen fortstürzt. Die Mittelstufen aber sind die gesunde Association der Arbeiter

zu redlicher und fleissiger Selbsthülfe, die wichtigste derselben aber ist und bleibt die Heiligung des Sonntages, die nirgends so sehr, wie in Frankreich verschwunden ist. Diese letztere, auch in Deutschland viel zu sehr verlernt und weggeworfen, giebt England die bei viel grösseren Fabrikarbeitermassen doch viel grössere Sicherheit; neben ihr aber wirken dort und in Deutschland in zunehmendem Maasse die Associationen der Arbeiter und werden noch mehr die vom evangelischen Principe aus angeregten Einrichtungen der Arbeitgeber wirken. Denn auch hier ist die Erkennung des Uebels und seine Abhülfe erst im Anfange. Aber in Frankreich, in welchem Maasse hat dort der Communismus und Socialismus um sich gegriffen, welche tolle Versuche haben St. Simon und Fourier gemacht, welche Brandschriften haben Männer wie Proudhon ins Volk geschleudert! Ist doch nirgends wie dort eine so unsinnige Theorie zu einem Taumelkelche für Hunderttausende geworden, der sie zu einer drohenden Gefahr des Staates und der Gesellschaft werden liess. Wem ist es nicht noch wie von heute gegenwärtig, dass Frankreich und selbst des übrige Europa den Mann des 2. Dezember 1852 willkommen hiess oder sich gefallen liess, weil er durch Kartätschen und Cayenne der „Retter der Gesellschaft“ wurde oder doch zu werden schien? Hat nicht Napoleon eigentlich gethan, was Louis Blanc und seinesgleichen in der Revolution von 1848 in lächerlicher Weise versuchten, nämlich von Staatswegen Arbeit zu geben, um die Arbeiter zu beschäftigen, um den Hunger und die Verzweiflung, die schlimmsten Revolutionäre, sich und den Bourgeois vom Leibe zu halten? Sind das aber Mittel, die sich fortsetzen lassen und nicht vielmehr grausame Palliative, deren Wirkung in dem Maasse abnimmt, als den ins Fieberland, wo der Pfeffer wächst, Gesandten und den Erschossenen neue Schaaren nachwachsen und als die künstlich Beschäftigten zur Erkenntniss kommen, dass man, um ein behaglich Erwerbs- und Genussleben für die Mittelclassen und die oberen Schichten der Gesellschaft zu erkaufen, ihnen Arbeit und Verdienst darbot? Es soll nicht gesagt sein, dass gar nichts Besseres und Haltbareres für die Arbeiter geschehen sei, aber das eben Gesagte bleibt doch un-

widersprechlich. Endlich aber wurde den untern Classen, man kann sogar sagen, der Mehrheit der Nation, die grösseste Wohlthat, für die der Staat sorgen muss, vorenthalten, die gesunde Bildung. Unwissend und darum blind und jeder von oben her beliebten Vorspiegelung und Lüge, auch jeder schnellen Aufreizung zum Unsinnigsten und auch zum Gräulichsten fähig, so wuchs die Masse der Nation heran. Und was war es für ein Unterricht, der durch Mönche und Nonnen, durch gleichfalls oft sehr unwissende Pfarrer, durch die in den écoles normales leicht zugestutzten, und wie Tagelöhner besoldeten Lehrer gegeben wurde! welche Lehrbücher wurden bald von der jesuitischen Schule her, bald von der Republik, bald wieder vom Kaiserreich vorgeschrieben! Was für eine Geschichte und Geographie wurde selbst in den höhern Schulen gelehrt und gelernt! Eigentlich nichts Anderes als eine Verherrlichung der französischen Nation war ihr Zweck. Wie gross und gründlich hat sich im gegenwärtigen Kriege wieder die Unwissenheit der Franzosen, auch der Generale und Offiziere, ja selbst von Männern wie Thiers, selbst wie Guizot, über die Zustände und Interessen Deutschlands und des übrigen Europa gezeigt, wie unfähig haben sich Frankreichs Diplomaten und Militairgesandte erwiesen, welche, meist der deutschen Sprache unkundig, nur an die französisch sprechende Gesellschaft, an den Kreis gewiesen waren, der ihnen nur sagte, was er sie glauben machen wollte und verschwieg, was sie nicht wissen sollten; wie wenig vermochten sie ihre Regierung über die Gefahr aufzuklären, in welche sie sich durch den Krieg stürze! Hier liegt ein Uebel, dem nicht zu helfen ist, so lange die Regierungen und Verfassungen in Frankreich entstehen, wie sie seit fast hundert Jahren entstanden sind, so lange die nicht historisch und volksmässig feste Herrschaft sich des Einflusses des Priester versichern muss, um sich zu halten und darum genöthigt ist, das Volk im Grossen und Ganzen den Priestern zu überantworten. Hier stossen wir abermals auf die römische Kirche als das Verderben Frankreichs, weil sie eben gesunde intellectuelle Bildung hindert und so ein rohes, unwissendes Volk erhält, dem man von Paris aus unbedingt seinen Willen vorschreibt. — Was soll nun einem

Volke in dieser Lage ein Plebiscit? eine Entscheidung mit Ja! oder Nein! über die wichtigsten Fragen! Wenn irgend wo, so muss in Frankreich das Plebiscit eine freche Komödie sein. — Dazu nun diese Centralisation, diese Herrschaft einer Stadt mit ihren Salons, Clubbs, Zeitungen, Pfennigbüchern und Brandschriften, mit ihrer vergiftenden Presse, die in allen Todsünden und in allem ekelhaften Laster schwelgt, mit ihrer Regierungsmaschine, deren Bewegung sofort in die fernsten Provinzen wirkt, mit der Absetzbarkeit aller Beamten nach dem augenblicklichen Wechsel des Systems. Und wenn sie nun hinaufblicken, diese Franzosen zu dem Haupt oder den Häuptern, um welche sie sich wie eine willenlose Heerde zu sammeln haben, was finden sie da?

Wir wollen nicht weiter zurückgehen, sonst würden wir in dem dicken Louis XVIII. mit seiner alt-aristokratischen Schlauheit und Ironie, mit seiner Menschenverachtung und seiner constitutionellen Heuchelei, in welcher er die Parteien sich unter einander aufreiben lassen und über ihnen herrschen wollte, den Mann erkennen, der Frankreich durch die sogenannte Charte der Republik entgegenführte, in Carl X. aber den früheren Lüstling, der durch seine wilde Jugend wohl bekannt, in seinem Alter von den Jesuiten gelenkt, ein widerlicher Frömmler war und dem französischen Volke, das einmal durch die vielen Huldigungseide, die es seit funfzig Jahren geschworen, politisch verwildert war, die widerlichste Repräsentation des alten Königthums wurde. Er ging ungescheut wieder auf die Wege der absoluten Gewalt und steigerte die Frechheit der Gegner derselben. Aber er behing sein Streben mit den frömmelnden Redensarten, an deren Aufrichtigkeit zu glauben das französische Volk nicht mehr fähig war.

Als nun die Spitze abgebrochen und durch die Revolution von 1830 das Regiment der restaurirten Bourbons unmöglich geworden war, lag es Vielen nahe, die Republik als die einzige Rettung der Freiheit zu hoffen. Aber sie kam nicht, sondern an ihrer statt das Bürgerkönigthum, die Monarchie mit republikanischen Institutionen, für ein Volk wie die Franzosen der Widerspruch in sich selbst und der Unsinn. Die Be-

kämpfung desselben mit allen Mitteln geheimer Verschwörung, offenen Aufstandes, raffinirter Mordversuche hörte daher nicht auf. Es mag sein, dass der Herzog von Orleans, der durch seine Annahme der Krone damals auch in gewissem Maasse „Retter der Gesellschaft", d. h. des Mittelstandes und der höheren Classen, der erwerbenden, besitzenden und geniessenden Stände, wurde, ehrlich an die Möglichkeit seines Programms geglaubt hat, wie denn manche seiner Minister wie Guizot, selbst Thiers sicherlich dieses Glaubens waren. Aber weder die Masse der Franzosen konnte sich mit der Freiheit begnügen, welche ihr unter der Bedingung der „Ordnung" geboten wurde, noch glaubte Europa, besonders seit dem unglücklichen Ende des Herzogs von Orleans, des Thronerben, an die Dauer dieses Königthums. Die Mittel, durch welche es erworben war, machten es von den Factionen abhängig und auch in ihm stand den Franzosen nur wieder eine andere Gestalt der Lüge vor Augen. Denn es war ein öffentliches Geheimniss, dass der Vetter der Könige nach Frankreich nur zurückgekehrt war, um als Beobachter nahe dem Throne zu stehen und immer völliger sich zu überzeugen, dass mit den Traditionen von 1770 in Frankreich nicht zu regieren sei. An ihn schlossen sich die noch monarchisch gesinnten Liberalen, die Gegner der Regierung. Er hielt sich so viel als möglich im Verborgenen, aber jedermann wusste, dass mit Carl X. auch sein Haus falle, und nur Louis Philipp oder die Republik zur Wahl bleibe. Er hat Frankreich achtzehn Jahre hindurch mit aller der Treue und dem Eifer für sein Land regiert, welche unter den Umständen möglich waren. Aber ein wirklicher König durfte er nach der Art, wie er auf den Thron gelangt war, nicht sein, und einen solchen hätte auch Frankreich noch nicht ertragen, ein wahrhaft constitutioneller Herrscher wollte er sein, aber auch den trugen die Franzosen nicht mehr. Es hat seine komische Seite, dieses Lügenkönigthum, diese beständige „lächelnde" Beschwichtigung der gährenden Kräfte, aber auch seine sehr ernste in der grauenhaften Corruption, der allgemeinen Bestechung bei den Wahlen und der Geld- und Genussherrschaft, welche wieder ganz dem celto-romanischen Wesen diente. Auch diese

Herrschaft zerbrach an der Klippe der haltlosen Unbeständigkeit der Nation. Alle Welt aber wusste, dass es das Misstrauen Europa's gegen das französische Volk war, das ihm, wie die Anerkennung, so auch die Unterstützung der Nachbarn gewonnen hatte. Weiter herab konnte das Königthum nicht mehr gehen. Nach Louis Philipp war nur die Republik möglich, wenn gleich auch sie eigentlich unmöglich war, denn sie forderte andere Sitten als die von Frankreich, insbesondere als die von Paris.

Sie kam, diese Republik, mit dem Jahre 1848, aber in welch erbärmlicher Gestalt. Was war es für ein haltloses Hin- und Herfahren dieser Lamartine, Louis Blanc, Crémieux (derselbe, der auch heute wieder mit an der Spitze steht)! Man kann doch wohl sagen, dass eine Nation sich durch die Männer ein Zeugniss giebt, welche sie durch Wahl an ihre Spitze stellt, durch freie Wahl. Freilich eine wahrhaft freie ist in Frankreich längst unmöglich geworden. Die napoleonischen Plebiscite und die Wahlen der Republik, was sind sie denn anders, als durch Uebergewalt, durch Terrorismus erzwungene? Wer waren aber die Männer! Ein jüdischer Advocat, ein den Verrücktheiten des Socialismus schmeichelnder Publicist, ein sentimentaler Dichter und eleganter, aber die Wahrheit stets tendenziös misshandelnder Geschichtschreiber, der vor Allem in beständiger Geldnoth sich befand. Der einzige gerade und zu keinem Ausrufe der Verwunderung zwingende Mann war der General Cavaignac, ein tüchtiger Soldat und reiner Charakter. Die Andern, welche um diese Führer, bald als Myrmidonen, bald als ebenbürtige Mächte sich drängten, waren nicht einmal so hoher politischer und geistiger Stellung, wie sie. Kein gesunder Mann in Europa weissagte dieser Republik, die so vertreten und geleitet war, eine lange Dauer, Niemand konnte sich eines mitleidigen Lächelns über eine Nation erwehren, die in diesen Männern ihre ersten Capacitäten, ihre leitenden Geister erkannte. Keine Spur von sittlichem Adel, von politischer Fähigkeit, von irgend einer Charaktergrösse! Es war, als ob die Republik nur hätte erscheinen müssen, um das erstaunte Europa sehen zu lassen, wie tief die französische

Nation herabgesunken sei. Verglich man die ersten Grössen von 1848 mit denen von 1789, welcher Unterschied! Aber dass diese Republik einen so kurzen Lebensathem besitze, das hatte doch Niemand erwartet.

Sie trug allerdings den Keim des Unterganges in sich, weil die socialistischen Elemente in ihr einen gewaltigen Anstoss gaben und empfingen. Es war zu fürchten, dass sie die gesellschaftliche Ordnung und die Verhältnisse des Besitzes durchbrechen und zerstören werden, wenn nicht mehr eine starke, gesammelte Macht, wie ein Königthum, ihnen gegenüberstehe. Es musste daher auch für die Republik eine Centralmacht geschaffen werden. Das allgemeine Stimmrecht war jetzt die Scheinmacht, welche über Frankreich gebot, und doch, wie elend erscheint dieselbe, wenn man in die Motive blickt, welche seine Ausübung leiteten. Es handelte sich vor Allem darum, einen Mann an die Spitze der Republik zu stellen, der den Bürger im Besitze und im Genusse desselben sicherte, und der Landmann war nach dieser Seite hin leicht zu lenken. Der Name des Kaisers Napoleon war die bezaubernde Macht für ein Geschlecht, das die Leiden Frankreichs unter ihm und durch ihn nicht mehr miterlebt hatte, wohl aber vom Glanz seiner Siege und von seiner Herrschaft über Europa wusste. Aller Ehrgeiz und alle Eitelkeit der französischen Nation drängte dem Träger dieses Namens zu. Der Prinz Louis Napoleon, einst von dem Kaiser zu seinem Erben nächst dem eigenen Sohne bestimmt, wurde Präsident der französischen Republik (Mai 1850), nachdem sie nur zwei Jahre ohne ein solches Oberhaupt ihr Dasein gefristet hatte. Was hatte der Mann bis dahin geleistet? Er war zweimal unter Louis Philipp in Frankreich eingebrochen, unter Umständen, die es fast unmöglich erscheinen liessen, dass er hätte glauben können, damals den Thron des Bürgerkönigs zu stürzen. Man war geneigt, wenn man ihn nicht als einen halb Wahnsinnigen betrachten sollte, sich als seine Absicht nur die zu denken, dass Frankreich sich mit ihm, seinem Namen, seiner Zukunft beschäftige und er für einen günstigen Augenblick im Gedächtniss bleibe. Dies wenigstens hat er erreicht, und die hin und wieder von ihm

ausgehenden Kundgebungen über Politik, Krieg, französisches Heerwesen dienten mit dazu. Ob er bei jenem Versuch in Strassburg als ein Feigling erschien, wie ihm vorgeworfen worden ist, kann dabei gleichgültig bleiben. Ehe wir seinen erfolgreichsten Schritt betrachten, werfen wir einen Blick auf Deutschland, das wir in der Zeit seiner tiefsten Schwäche und Zerrissenheit verlassen haben.

Wir wiederholen nicht, was wir sonst ausführlicher gesagt haben*) und was schon so oft gesagt worden ist. Wir begnügen uns, darauf hinzuweisen, dass der einzige Krieg, welchen je Deutschland gegen Frankreich aus eigenem Impulse und nicht in Folge französischen Angriffs geführt hat, der von 1792, eine ritterlich edle, wenn gleich politisch nicht wohl überlegte That war. Die tiefste Herabdrückung sowohl Oestreichs als Preussens, die härteste Schmach Deutschlands war — nicht sogleich, sondern erst später — die Folge desselben und der schrankenlosen Gelüste der Franzosen unter ihrem selbsterwählten Kaiser. Dessen Gewaltthaten aber führten auch wieder den Umschwung von 1810—1813 in Preussen, die innere Erhebung dieses Landes und die Befreiungskriege herbei. Welcher Unterschied beider Nationen, der Franzosen und Deutschen, in dieser Zeit! Dort bei allem Sieg und Prunk eigentlich der Untergang alles gesunden nationalen Lebens, die Erschöpfung sittlich, geistig, materiell für die hohle gloire und die Macht dessen, der das Land selbst unterdrückte. Hier die stille, innere Sammlung und die Steigerung der noch gebliebenen Kräfte, die Ermüdung an der französischen Herrschaft, die Entzündung eines heiligen Feuers und endlich das Gottesgericht über Frankreich hauptsächlich durch die deutschen Waffen. Dann aber die Bewaffnung des preussischen Volkes in seinem der Noth und der Begeisterung entsprossenen Wehrsystem. Welche edle Gestalt Friedrich Wilhelm III., der Held und der Märtyrer der Freiheitskriege und der nachherigen Perfidieen und Schlauheiten der französisch - englisch - östreichischen Verhandlungen.

*) Deutschland einst und jetzt im Lichte des Reiches Gottes. Berlin 1868. S. 143 ff., 165 ff., 187 ff

Welche Lichtgestalt in dunkle Zeit hinein, unsere Königin Louise! Wie schwindet dagegen trotz alles militärischen Genies der Kaiser Napoleon zu einer Erbärmlichkeit zusammen und wie nahmen sich die wiederhergestellten Bourbonen in ihrem politischen Treiben neben dem festen Gange dieses deutschen Königs aus! Nicht minder auch Louis Philipps Schönthun mit den französischen Nationalschwächen. Es war wohl eine schwere Schule, in welcher Friedrich Wilhelm III. sein Volk in Deutschland erzog, in welcher dieses ungeduldig und selbst innerlich erzürnt der Früchte wartete, die nach seiner Meinung die Siege von 1813—15 für deutsches Staats- und Volksleben hätten tragen sollen. Frankreich schien vielen Deutschen ihrem eigenen Vaterlande vorangeeilt zu sein in diesen Früchten, weil es eine Constitution besass und man hat sogar gesagt,*) es sei „das germanische Element“ gewesen, was die Bourbonen aus ihrer Verbannung mitgebracht und „die germanische Epoche“ in der Entwickelung des französischen Staats, während welcher eine Charte, das Papier, dort regierte oder vielmehr die Erringung der Herrschaft zum Inhalt hatte. Es ist dies wohl nur nach dem Scheine geredet, denn in Deutschland oder überhaupt dem germanischen Völkerkreise hatte nie ein der französischen Constitution ähnliches Wesen gegolten, vielmehr waren es Stände gewesen, wie im mittelalterlichen Frankreich auch, welche die Mitregierung des Volkes übten. Auch in England nicht minder, nur dass dort früher als sonstwo diese Stände die Herrschaft über das Königthum gewannen und in zwei Versammlungen sich fest verkörperten. Vielmehr hat der deutsche Constitutionalismus den französischen zum Muster genommen, wie er 1789 aus der englischen und der amerikanischen Verfassung seine Motive entnommen hatte. Dass wir Deutsche durch die Schule der Jahrzehnte seit den Freiheitskriegen gegangen sind und nicht uns in constitutionellen Kämpfen abgemüht haben, ist für uns nicht zu beklagen. Wohl aber haben wir zu rühmen, dass

*) Wagener: Staats- und Gesellschafts-Lexicon (Frankreich) B. 7, S. 582 f.

unsere edlen Könige, Friedrich Wilhelm III. und seine Söhne, Friedrich Wilhelm IV. und Wilhelm mit oder ohne Constitution volksmässig regierten und wir keine Ursache hatten, nach Bürgerkönigen mit republicanischen Institutionen oder gar nach einer Republik uns umzuschauen.

Der preussische Staat hat in dieser Zeit, da Frankreich vergeblich nach einer dauernden staatlichen Gestaltung rang, um am Ende bei der armseligsten der Republiken anzukommen, die nicht leben und nicht sterben konnte, sich zu der geistigen und sittlichen Kraft emporgehoben, die ihn an die Spitze Deutschlands drängte. Er hat sein wirksames und machterfülltes Königthum bewahrt und von diesem sind die edelsten Segnungen für das gesammte Leben des Volks ausgegangen, ohne sich der constitutionellen Bewegung zu entziehen, in welchem so Viele das einzige Heil des Staates sahen. Aber diese Bewegung hat bei ihm nicht den Schein eines lebendigen Staates durch die blosse Friction der Parteien hervorgebracht, sondern der Staat ist gesund, lebendig und einer grössern Zukunft fähig durch die sittliche und intellectuelle Kraft und den religiösen Ernst geworden, der vom Throne der Könige ausging. Während König Friedrich Wilhelm III. die Wunden der langen Kriegs- und Unterdrückungsjahre heilte und das Heerwesen auf achtunggebietenden Fuss setzte, im Innern die streitenden Confessionen einigte und die von der französischen Zeit her eingedrungene Frivolität der Sitten durch sein würdiges Vorbild überwand, durch die ständischen Provinzial-Verfassungen einer auf das Reale gerichteten Landesvertretung vorarbeitete, suchte sein ältester Sohn aller Wissenshhaft, Kunst, Bildung emporzuhelfen und dem tiefsten Leben seines Volkes, dem religiösen und kirchlichen, einen höhern Schwung zu geben, während der jüngere, König Wilhelm, das Kriegsheer auf den Fuss zu setzen unablässig strebte, der es für die grossen geschichtlichen Aufgaben der deutschen Nation tüchtig machte. Die von Vielen verkannte Regierung Friedrich Wilhelms IV. steht den französischen Regierungen gegenüber in einem unvergänglichen Glanze für Alle da, die fähig sind, die geistigen Mächte in ihrem Werthe für das Volksleben zu schätzen. Die

Kämpfe der Regierung König Wilhelms um den Gedanken seines ganzes Lebens, die Vollendung der Heeres-Organisation, die erst das wirkliche „Volk in Waffen“ schuf, haben sich in ihrem siegreichen Ausgang als die heilsamsten für Deutschland erwiesen und die so oft betonten „moralischen Eroberungen“ hat er, ohne es darauf anzulegen, wirklich gemacht. Denn ganz Deutschland hat noch in diesem Jahre, als ihm der Abgesandte Frankreichs unschicklich und unehrerbietig begegnete, sich in seiner Person beleidigt gefühlt und ihn in dem starken Ausdruck dieses Gefühles als seinen König anerkannt.

Auf diesem Hintergrunde deutscher Zustände können wir erst wieder in die französischen, die hier in Frage kommen, zurückblicken, also erst auf die Republik von 1850 mit dem dazu erwählten Prinzen Louis Napoleon als Präsidenten an der Spitze. Ihn hatten von sieben Millionen Abstimmenden fünf Millionen als den Mann ihrer Wünsche erklärt.

Die Verfassung von 1848 hatte das von dem französischen Königthum ausgearbeitete System der Centralisation beibehalten. „Sie behielt“ so sagt ein republikanischer Beurtheiler*) „die vollkommene Centralisation bei, die alle Unabhängigkeit, „alles lokale Leben erstickt, das Beamtenwesen in übertrie„benem Maasse entwickelt, die freie Selbstbestimmung der „Bürger lähmt und ganz Frankreich in die Maschen eines un„geheuren Netzes einschnürt, dessen Hauptschnur vom Mini„sterium des Innern aus gezogen wird.“ Allerdings hatte der Präsident die Armee von einer halben Million und eine eben so starke Beamtenwelt in seiner Hand und die ihm gegenüber stehende National-Versammlung, deren einzelne Mitglieder nur von einer kleinen Fraction von Franzosen erwählt waren, besass gegen den Erwählten der ganzen Nation nur moralische Macht. Der Präsident war nur auf vier Jahre gewählt und durfte für die nächsten vier Jahre nicht wieder erwählt werden. Ueberdies aber war die Nationalversammlung gegen ihn durch den Artikel geschützt, der es als Verbrechen des Hochverraths erklärte, wenn der Präsident die Nationalversammlung auflöse,

*) Ténot: Paris im December 1851. Leipz. 1869, S. 2.

vertage oder der Ausübung ihres Mandats ein Hinderniss in den Weg lege, ein Verbrechen, durch welches er sofort de facto sein Amt verlieren und auf welches hin jeder Staatsbürger gehalten sei, ihm den Gehorsam zu versagen, der hohe Gerichtshof aber verpflichtet, sofort ihn vor die Geschworenen zu stellen.

Und auf diese Verfassung und diesen Artikel auch wurde der Präsident Louis Napoleon durch einen feierlichen Eidschwur vor der Nationalversammlung verpflichtet. — Napoleon war, als er von der Verbannung befreit, in die Nationalversammlung gewählt worden, voll von Versicherungen und Eiden der Ergebenheit an die Republik und sprach es freiwillig aus: „ich „bin kein Ehrgeiziger, der bald vom Kaiserreich und vom Krieg „träumt, bald von der Anwendung von Umsturztheorieen.“ Aber er warf auch schon für seine Präsidentenwahl den Köder aus, der bei der grossen Mehrzahl wirken musste: „ich würde „vor keiner Gefahr, vor keinem Opfer in der Vertheidigung „der Gesellschaft, die so verwegen angegriffen wird, zurück„schrecken.“ In seiner ersten Rede als Präsident sagte er: „ich werde alle Diejenigen als Feinde des Vaterlandes betrach„ten, welche auf ungesetzlichen Wegen versuchen sollten, das „zu ändern, was ganz Frankreich festgestellt hat.“ — Aber nicht ein Jahr war vergangen, ehe in ganz Frankreich sich die Ueberzeugung verbreitet hatte, der Präsident strebe nach der Kaiserkrone. Sein ganzes Benehmen war zurückhaltend, vorsichtig, nur in einzelnen Erklärungen, in Anforderungen und Gesetzvorschlägen einerseits und in Verbreitung der Furcht vor dem Republikanismus andererseit, der möglichst mit dem Socialismus zusammengeworfen wurde, um so das „rothe Gespenst“ umgehen zu machen, vor welchem sich die Mittelclassen entsetzten, traten auch für minder scharfe Augen die Vorbereitungen hervor. Handlungen folgten, die deutlich genug sprachen, wie die Absetzung eines Generals, weil er den Truppen nicht erlaubt hatte: vive l'Empereur! zu rufen, als sie vor dem Präsidenten der Republik Revue passirten. Aber der Prinz schlug Alles nieder durch die ungezwungene, auf Ehrlichkeit sich berufende, herzliche und förmliche Erklärung vor der Na-

tionalversammlung, dass sein Eid ihn binde, aber auch sein Herz und dass er jede Gewaltthat und Ueberrumpelung für ein Verbrechen halte. Aber fortgefahren wurde trotz aller Erklärungen und die Hindernisse wurden in auffallender Weise beseitigt. Changarnier, der entschiedene Republikaner, wurde des Obercommando's der Truppen enthoben. Wie sorgfältig aber schon das ganze Jahr hindurch (1851) die Einleitungen für einen Staatsstreich besonders zur Sicherung der Armee getroffen, wie schon weit ausblickend Generale gemacht wurden, auf die man rechnen konnte, das haben die sichersten Enthüllungen ans Licht gebracht.*) Europa kennt die Männer, die mit dem Prinzen Louis Napoleon den Staatsstreich am 2. December 1851 vollführten und die in seine Pläne eingeweiht waren, de Morny, den Börsenmann und Speculanten, Vertrauten Napoleons, der ungescheut vorhersagte, was da kommen werde, sobald er Minister sei, Fialin, genannt de Persigny, ehemaligen Unterofficier, nachherigen Herzog, der schon in Strassburg und Boulogne mit dem Prinzen gewesen und deshalb mit eingesperrt worden war, Fleury, einen tüchtigen Cavallerie-Offizier und Pferdekenner, der nach Algier geschickt war, um die Generale für den Prinzen zu gewinnen und dessen Hauptverdienst es war, den General de St. Arnaud auf die Seite der napoleonischen Pläne zu ziehen, diesen St. Arnaud selbst, einen tüchtigen General, dem man den Feldzug gegen die Kabylen übergeben hatte, um ihm den Glanz zu verschaffen, der es möglich machen sollte, ihn zur rechten Stunde zum Kriegsminister zu ernennen und der im Stillen die Revolution und Republik hasste, de Maupas, der aus Süd-Frankreich zum Zwecke des Staatsstreichs herberufen und zum Polizei-Präfect von Paris ernannt war, endlich den Oberbefehlshaber der Truppen in Paris, General Magnan, der 60—90,000 Mann zu seiner Verfügung hatte und sich auf den blinden Gehorsam derselben und der Unterbefehlshaber verlassen konnte. Die Vereinigung aller dieser Männer zu dem Zwecke, den Prinzen zum dauernden Oberhaupte Frankreichs zu machen, war nichts

*) Ténot nach P. Meyer, Belouino u. A., a. a. O. S. 33 ff.

mehr und nichts weniger als eine Verschwörung zum Bruch ihrer Eide, welcher der Prinz mit dem schreiendsten Eidesbruch vorangehen wollte.

Den Hergang selbst brauchen wir den Zeitgenossen nicht in Erinnerung zu bringen. Die Maschinerie der öffentlichen Gewalt war in den Händen der Verschworenen und brauchte nur zu wirken. Die Nationalversammlung wurde von ihrem Sitzungssaale fern gehalten, die für den Plan des Prinzen gefährlichen, besonders die hervorragenden militärischen Mitglieder derselben wurden verhaftet, Paris, eben im Morgenschlaf liegend, war von den Truppen besetzt und mit gebundenen Händen dem künftigen Gebieter überliefert. Auch der National-Druckerei und ihres Directors, der Telegraphen u. s. w. hatte man sich versichert und in der entscheidenden Nacht wurden dort unter den grössesten Vorsichtsmaassregeln die Proclamationen und Decrete gedruckt, von welchen das Schicksal Frankreichs in der nächsten Zeit abhing. Napoleon behielt in seiner Abendgesellschaft die gewohnte Ruhe und Heiterkeit, wie es von den meisten berühmten Verschwörern berichtet wird. Die Nacht ging mit weiteren schriftlichen Arbeiten hin. Da soll der Verschworenen einer — und ein Erzähler dieser Dinge, Herr Kinglake steht nicht an durchschimmern zu lassen, dass es der Präsident, die unentbehrliche Hauptperson war — noch einmal ins Zaudern und Zweifeln gerathen sein. War es eine Regung des Gewissens? war es Furcht vor einem möglichen Misslingen? — Gott allein weiss es. In diesem Augenblicke habe, so lautet die Erzählung, Fleury dem Zaudernden die Pistole vorgehalten und ihm zwischen Vorwärtsgehen und Tod die Wahl gelassen. — Genug, der Zweifel wurde hinter sich geworfen und die That geschah. Mit Recht hatte der Präsident auf das Bündel der zum Drucke bestimmten Proclamation das Wort: Rubicon geschrieben. Dieser Augenblick schied ihn von Allem, was in seiner politischen Machtstellung Berechtigtes lag.

Wir Alle kennen die Wirkung. Napoleon ging als zehnjähriger Präsident, als präsumtiver Kaiser aus diesen dunklen Stunden hervor, aber auch als Unfreier, denn er hatte Mit-

schuldige, die zu belohnen, die auf jedem ferneren Schritte seiner Laufbahn zu berücksichtigen, zu schonen waren.

Und nicht blos Menschen, einzelnen Personen, gegenüber war er unfrei geworden; nicht nur der Gedanke an sie stiess ihn vorwärts auf dem betretenen Wege, sondern die Natur des Treubruchs, der Eidesverletzung, der bewussten Unwahrheit. Für die geschehene That musste ein einleuchtender Grund, für die Wirkung eine entsprechende Ursache geschafft werden. Der Zustand des französischen Volks musste als ein solcher erscheinen, der ohne dieses verzweifelte Mittel keine Rettung übrig liess und es musste mit lügnerischer Schmeichelei gegen Frankreich, das dieser süssen Speise aus seiner ganzen und halben Revolution schon gewöhnt und immer stärkerer Dosen davon bedürftig war, mit der Heuchelei der alle Hindernisse, auch die des Gewissens, durchbrechenden Liebe zu Frankreich entschuldigt, gerechtfertigt, zur edlen That umgestempelt werden, was geschehen war.

Aber was setzt es für einen Zustand der Armee und der Beamtenwelt voraus, wenn man sieht, dass einundzwanzig Generale, wir wollen die an blinden Gehorsam gewöhnten Untergebenen nicht in Betracht ziehen, ohne Bedenken auf die That eingingen, die ihnen angemuthet wurde, dass 48 Polizei-Commissare und 800 Unterbeamte ohne Widerrede die Befehle ausführten, die ihnen der Präfect de Maupas ertheilte, obwohl sie die Gesetze kannten und das Revolutionäre in ihrem Auftrage, besonders die Gesetzwidrigkeit der Verhaftung von Mitgliedern der National-Versammlung wohl zu schätzen wussten. Hier ist Mitschuld und es kann kein Zufall sein, dass damals gerade lauter solche Befehlshaber und Polizei-Beamte zu Gebote standen. Wenn man an die Namen der Männer denkt, die auf den Verhaftsbefehlen standen, an die Namen der Thiers, Changarnier, Bedeau, Lamoricière, Charras, Cavaignac, so kann einem nicht einfallen zu glauben, dass das Gesetzwidrige des Verfahrens den ausführenden Beamten nicht muss zum Bewusstsein gekommen sein.

Aber wie wurde das Geschehene gerechtfertigt? Der Verschwörer gegen die Republik geberdete sich als Retter der-

selben und beschuldigte die von ihm überwältigte Nationalversammlung des Attentats auf dieselbe. In dunklen Worten sprach er von der Gefahr Frankreichs, um die Phantasie der Ruhe liebenden Bürger zu erschrecken. „Entweder gebt mir die Mittel, Euer Glück zu sichern, oder wählet einen Andern an meiner Stelle“ so lautete sein Anruf an Volk und Armee. Und die Mittel hierzu sollten die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts und die Wahl eines Staatsoberhauptes auf zehn Jahre, so wie eines gesetzgebenden Körpers und eines Senats nach dem Vorbilde des ersten Napoleon sein. Von gefährlichen Parteien und Verschwörungen wurde gesprochen, aber man hütete sich wohl, näher anzugeben, wo die Verschwörer seien und was sie beabsichtigt haben. Die bewusste Lüge, die in diesen öffentlichen Aufrufen lag, war die Behauptung, dass die royalistische Mehrheit der Nationalversammlung die Republik bedrohe, während sie gerade auf Seiten des Präsidenten gestanden und die Republikaner, seine wahren Feinde, bekämpft hatte. Aber eben indem er die von ihr ausgegangene weise Beschränkung des allgemeinen Stimmrechts auf die Besitzenden in der Nation durch seine Revolution umwarf, gewann er im ersten Augenblicke die Massen der Arbeiter für sich. Erst später gingen den Verblendeten die Augen auf, als sie vernahmen, dass nicht etwa nur die Royalisten, sondern ebenso die einflussreichsten Republikaner verhaftet worden waren. Die gefährlichen Blätter durften nicht erscheinen, denn ihre Bureau's waren militärisch besetzt. Der Bürgerstand allerdings fühlte wohl, dass es sich um die Militär-Dictatur handelte, aber er war ohne Initiative, ohne Führer. Auf jede Weise suchte man die Angst vor socialistischen Erhebungen zu verbreiten, man wünschte sichtlich Zusammenrottungen, um sie militärisch niederschmettern zu können. Dies gelang und der Kampf fand statt. Vorher hatten die Republikaner eine offene Sprache geführt, es war auch aus diesem Munde die Sprache der Wahrheit. Sie sagten:*) „Das Grundgesetz ist gebrochen! „Eine royalistische Mehrheit hat im Einverständniss mit Louis

*) Ténot, a. a. O. S. 102.

„Napoleon am 31. Mai 1850 (Gesetz über Beschränkung des „allgemeinen Stimmrechts) die Verfassung verletzt. Dies war „eine grosse Beleidigung. Dennoch warteten wir ruhig auf „die allgemeine Wahl (Ablauf seiner vierjährigen Präsi- „denten-Zeit), um uns eine dauernde und glänzende Genug- „thuung dafür zu verschaffen. Aber gestern hat der Mann, „welcher Präsident der Republik war, dieses hochwichtige Datum „ausgelöscht. Unter dem Vorwande, dem Volk ein Recht zu- „rückzugeben, welches ihm Niemand rauben kann, will er es „in Wahrheit unter eine militärische Dictatur stellen. Wir „werden uns durch diese plumpe List nicht täuschen lassen. „Wie könnten wir an die Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit „Louis Napoleons glauben! Er spricht von der Erhaltung der „Republik und wirft die Republikaner ins Gefängniss. Er ver- „spricht die Wiederherstellung des allgemeinen Stimmrechts „und hat soeben einen Berathungs-Ausschuss von Männern ge- „bildet, die es verstümmelt haben. Er spricht von seiner „Achtung vor der Unabhängigkeit der Meinungen und unter- „bricht das Erscheinen der Zeitungen, besetzt die Druckereien „und treibt die Volksversammlungen auseinander. Er beruft „das Volk zu einer Wahl und setzt es in Belagerungs-Zustand. „Er träumt von irgend einem treulosen Taschenspielerstreich, „damit er die Wahlen unter Aufsicht der Polizei stellen könne, „die von ihm besoldet wird. Er thut noch mehr. Er übt auf „unsere Brüder von der Armee einen Druck aus und verletzt „das menschliche Gewissen, denn er zwingt sie, unter den „Augen ihrer Officiere in achtundvierzig Stunden für ihn zu „stimmen. Er sagt, er sei bereit, von der Gewalt zurückzu- „treten und macht eine Anleihe von fünfundzwanzig Millionen, „wodurch er der Zukunft Verpflichtungen auferlegt, durch Ab- „gaben, die auf einem Umwege das Leben der Armen angreifen, „Lüge, Heuchelei, Eidbruch, das ist die Politik dieses „Gewalträubers."

Was hat man dieser Sprache entgegengesetzt? Man hat erklärt: „Die Feinde der Ordnung und der Gesellschaft haben „den Kampf eröffnet. Nicht gegen die Regierung, nicht gegen „den Erwählten der Nation kämpfen sie: sie wollen Plünde-

„rung und Umsturz," man rief die Bürger auf sich zu vereinigen „im Namen der Gesellschaft und der bedrohten Familien." Dies war auf die besitzende Classe wohl berechnet. Allerdings war die sociale Republik auch unter den Ideen der die Strassen durchwogenden Massen. Die drohenden Zusammenrottungen mehrten sich und es musste zum Strassenkampfe kommen, wenn Napoleon seinen Plan durchführen wollte. Und für ihn galt es jetzt: Sieg oder Untergang! Es wurde deshalb im Rathe der Verschwörer beschlossen, von den Truppen im ganzen Ernste gegen die in den Strassen wogenden Volkshaufen Gebrauch zu machen und jeden Widerstand mit Uebermacht zu zermalmen. Alle Welt weiss, wie dieser Beschluss ausgeführt wurde. Ohne Aufforderung sollten alle Gruppen und Einzelne, die in den Strassen standen, militärisch angegriffen werden. Dies hatte eine Proclamation des Polizei-Präsidenten in den Worten verkündet: „Einzelne Fussgänger oder Gruppen u. s. w. „werden ohne Aufforderung durch die öffentliche Macht aus„einandergetrieben werden. Die friedlichen Bürger sollen in ihren Häusern bleiben." Die Truppen wurden zurückgezogen und an bestimmten Plätzen bereit gehalten, damit die Republikaner ungehindert Barricaden bauen konnten. Dies geschah in grossem Maasstabe. Man hatte aber in den Vorgängen von 1830 und 1848 gelernt, die Fehler vermeiden, die damals von militärischer Seite gemacht wurden. Jetzt galt es den Schrecken vor der neuen herrschenden Macht walten zu lassen. Nicht die Frage, wer schuldig oder unschuldig sei, entschied mehr, sondern lediglich darauf kam es an, die Unwiderstehlichkeit der neuen Macht in weiten Kreisen fühlbar zu machen. Dreissigtausend Mann hatten am 4. December des Nachmittags die Stadtgegenden umschlossen, in welchen die Barricaden errichtet waren und die von aufgeregten Mensehen, Arbeitern, Handwerkern, Kaufleuten und Advokaten, darunter sehr viele junge Leute, wogten. Auf den Boulevards, da gerade, wo keine Barricaden waren, begann der Kampf und zwar zuerst mit Gewehrsalven, Granaten und Kanonenkugeln der Truppen. Ein mörderischer Kampf durchtobte die Strassen und ein Niederschmettern, ein Stürmen mit dem Bajonett, ein

Erschiessen der Umzingelten und Gefangenen begann. Alte Soldaten und Offfciere, Künstler, Gelehrte, Schüler von 15 Jahren, gebildete junge Männer wälzten sich in ihrem Blute. In die Häuser flogen erst die Kugeln und drangen hernach die wüthenden Soldaten. Es war einfach eine Niedermetzelung von vielen Hunderten, darunter sehr viele völlig Unschuldige, ja Frauen und Kinder. Der Zweck aber wurde erreicht, denn Niemand wagte mehr sich auch nur unter Umständen sehen zu lassen, die es möglich machten ihn für einen Republikaner oder gar Socialdemokraten zu halten. Louis Napoleon war Sieger über Paris und über die Republik. Dem Präsidenten Frankreichs wurde sofort die Macht — von wem? von seiner eigenen Regierung — übergeben, alle Verdächtigen, alle Mitglieder geheimer Gesellschaften, oder, praktisch verstanden, Alle, die ihm als Gegner gefährlich schienen, nach Cayenne zu deportiren, d. h. die langsame Todesstrafe des giftigen Pfefferklima's über sie zu verhängen. Unter dem Nachdonner der Kanonen von Paris wurde die geheime Volksabstimmung vollzogen und wenn solche Ermächtigungen nebenhergingen, so war kein Zweifel wie sie ausfallen musste. Die Volksstimme hatte abermals gesprochen, Frankreich wollte die Republik nicht. Die Royalisten, welche man am 2. December verhaftet hatte, wurden freigelassen, dafür aber Tausende in die Kerker geworfen, alle unter dem Namen der „Feinde der Gesellschaft." Viele wurden verbannt, Andere nach Africa deportirt. Unter jenen traten die Orleanisten hervor. Commissäre wurden in die Provinzen gesandt, um auch dort die Gesellschaft zu reinigen. Die Gegenwehr der Republikaner wurde auch in anderen Städten militärisch niedergeworfen und der dritte Theil Frankreichs in Belagerungszustand erklärt. Unter diesen Umständen konnte Europa nicht erstaunt sein, sieben Millionen Stimmen zu vernehmen, welche Louis Napoleon für den Mann ihres Vertrauens erklärten. Er wusste sich von diesem Augenblicke an oder erklärte sich wenigstens als freigesprochen wegen der That vom 2—5. December und hielt es für seine Aufgabe Frankreich zu „organisiren."

Wir mussten diese Thatsachen der noch nahen Vergangen-

heit in das Gedächtniss der Mitwelt zurückrufen, um die unmittelbare jetzige Gegenwart damit zu beleuchten. Dieses Frankreich ist es, dessen Stimme wir täglich durch das Geräusch der Waffen hindurch vernehmen. Wenn der 5. December ein Verbrechen war, wie alle Welt glaubte, so hat sich ganz Frankreich zum Mitschuldigen desselben gemacht. Und wie redet dieses Frankreich jetzt von seinem Mitschuldigen Louis Napoleon?

Dem Staatsstreich folgte das Kaiserthum, welches als „der Friede“ von Napoleon bezeichnet war, mit dem zugefügten Worte: „wehe dem, welcher zuerst in Europa das Signal zu einem Zusammenstoss geben wird.“ Und der es gab, war er allein. Er liess sich als Retter der Gesellschaft preisen und seine Wege führten zum Verderben der Gesellschaft. Als es ihm misslungen war, eine deutsche Prinzessin zur Ehe zu erhalten, schloss er diesen Bund mit der Spanierin Eugenie de Montijo, Gräfin von Teba, deren Schönheit und mannichfache Abenteuer mit Männern berühmt geworden und die schon einmal seine Hand ausgeschlagen, ihn aber mit ihrem Reichthum unterstützt hatte. Der Welt sagte er, dass er darum keine Fürstentochter auf seinen Thron erhebe, damit ihm der edle Charakter des Emporkömmlings durch die Wahl des Volkes nicht angetastet werde. Aber die vergeblichen Werbungen um Fürstentöchter waren weltbekannt. Die Kaiserin wurde die Herrscherin im Gebiete der Moden und der Kleiderpracht, der Hof das Muster üppiger Verschwendung, der Kaiser und seine Umgebung die Urheber einer wahren Raserei um Geldgewinn in Börsenspiel und Actienschwindel, das Geld floss in Strömen durch die grossen Anleihen, ungeheure Vermögen wurden leicht erworben und durch diese Geldmassen wurden die höheren Stände sittlich vergiftet. „Bei der Mehrzahl des fran„zösischen Volkes wurde die öffentliche Moral untergraben, das „sittliche Gefühl erschüttert, die Gesellschaft depravirt, die „Presse demoralisirt, die Litteratur herabgewürdigt und ernie„drigt; vor Allem aber das Familienleben vergiftet und eine „allgemeine Fäulniss herbeigeführt. Lüge, Corruption, Be„stechlichkeit und eine alle Begriffe überschreitende Sitten-

„losigkeit, mit Schamlosigkeit gepaart, standen auf der Tages-„ordnung und wurden die Signatur des zweiten Kaiserreichs.“ *)

Allein die Stellung an der Spitze des kaiserlichen Frankreichs forderte mehr, als Befriedigung der Arbeiterclassen durch wohlfeiles Brod und guten Lohn. Diese wurden auf Kosten des Landes beschafft. Sie forderte eine europäische That, welche zugleich dem Kriegsheere, welches nebst den Arbeitern die stärkste Stütze des Kaiserthums war, Ruhm, Geld, Beförderung, kurz jede Art von Lohn für die geleisteten Henkerdienste darbot und dem Namen des Kaisers einen Glanz, seiner Macht ein überall anerkanntes Gewicht unter den Mächten der Welt gab. Wie sicheren Blickes der neue Kaiser war, zeigte er in der Wahl seines ersten Versuchs. Am nächsten hätte ja Deutschland gelegen, um auf den Spuren des ersten Kaisers, der sonst überall als Vorbild geflissentlich angerufen wurde, Ludwig's XIV., überhaupt des bisherigen Frankreichs, zu gehen. Und dieses Deutschland war zerrissen und in sich schwach, seine Riesenkraft schlummerte, der Widerstreit von Preussen und Oestreich hielt sie gefangen. Aber noch waren, wie das Jahr 1840 unter Louis Philipp gezeigt, als dessen Minister Thiers den Ruf nach der Rheingränze hatte erschallen lassen, die Erinnerungen der Befreiungskriege und die ingrimmigen Gefühle von der ihnen vorausgegangenen Unterdrückung und Misshandlung her in den deutschen Herzen wach. Deutschland hallte damals wieder von dem Rufe: „sie sollen ihn nicht haben, den freien, deutschen Rhein“, und „fest steht und treu die Wacht am Rhein“. Napoleon kannte Deutschland; dessen Sprache und Litteratur war ihm geläufig. Er fand es nicht gerathen, dieses Nachbarland zum Gegenstand seiner Thaten zu machen. Er wusste, dass im Augenblicke, da er diesen Nachbar angriffe, derselbe seine inneren Zwistigkeiten vergessen und sich gegen ihn wenden würde. Vor der deutschen Heereskraft, insbesondere der preussischen, die alsdann ohne Zweifel die Führung erlangen musste, war ihm doch heimlich bange. Nur Oestreich konnte ihm etwa die Anknüpfung geben, um

*) Max Ring: Louis Napoleon Buonaparte. Berlin 1870. S. 143 ff.

vermittelst seines Hasses gegen Preussen vielleicht zur Rheingränze im Norden zu gelangen, wie Ludwig XIV. sie gegen Oestreich im Süden erreicht hatte. Aber Oestreich war im deutschen Bunde und verpflichtet, gegen ihn zu stehen, wenn es nicht die kleinen Staaten in die Arme Preussens werfen wollte. Ueberdies war Oestreich auch in anderer Beziehung Augenmerk seiner Politik, nämlich nach der Seite von Italien. Die östreichische Herrschaft in Oberitalien war innerlich morsch und wurde mit immer steigendem Unwillen ertragen. Die Einheit Italiens war der herrschende Gedanke geworden und der König von Sardinien hatte sich denselben zu den Planen seiner Machtvergrösserung angeeignet. Italien war das Land der französischen Interventionen und Napoleon selbst hatte Rom besetzt, um den über Sardinien siegreichen Oestreichern zuvorzukommen. Hier war ein leichterer Triumph zu erringen. Dann aber durfte Frankreich nicht mit Oestreich verbunden und durch Waffenbrüderschaft demselben zugewandt sein. Italien selbst aber und gegen Oestreich jetzt zum Schauplatz kriegerischer Thaten zu machen, war unräthlich, weil man dann entweder gegen den Papst gehen und die Frommen verletzen, oder gegen Sardinien handeln und die Nationalidee verläugnen, oder mit Oestreichs Beraubung das übrige Europa geradezu gegen sich vereinigen musste. — Wenn England, die alte Lockung des ersten Napoleon, irgend zu erlangen gewesen wäre, musste es die schönste Beute sein, ein altes Land französischer Eroberung und eines, dem Frankreich seit vielen Jahrhunderten zurückzugeben hatte, was dieses an Frankreich gethan, bis das Mädchen von Orleans seine Macht zurückwarf. Aber England zu erobern, dessen Flotte noch immer übermächtig zur See waltete, war ein riesiger Gedanke. Ein Anlass zum Kriege mit ihm, das sich seit lange so geschmeidig in die französischen Wünsche gefunden, lag nirgends vor. Eine Landungs-Armee konnte durch einen Sieg der englischen Flotte abgeschnitten werden und eine dauernde Herrschaft Frankreichs über England war nicht denkbar, ohne sie aber ein Angriff doch nur eine Reizung zur Rache, für welche England unschwer Bundesgenossen auf dem Continente finden konnte.

Spanien endlich hatte sich nie, weder in friedlicher noch in bewaffneter Eroberung als ein haltbarer Besitz Frankreichs erwiesen, vielmehr stets als ein Land der Niederlagen; überdies war es ein Angriffs-Object, das sofort an England volle Hülfe gefunden hätte und nach seinen innern Zuständen ein ziemlich werthloser Besitz, auch das Heimathland seiner Gemahlin. Also nur Russland blieb übrig und hier vereinigten sich alle Vortheile zu dem Rathe, es anzugreifen. Einen bequemen Anlass bot im fernen Bethlehem der Streit zwischen römischen Katholiken und Griechen um die Schlüssel der Kirche, welche über der Geburtsstätte des Erlösers gebaut war. Beschützer der Katholiken war immer Frankreich gewesen, Patron der Griechen war Russland. Wie schon die Wiedereinsetzung des Papstes in Rom, so konnte die durchschlagende Hülfe für die römischen Ansprüche in Bethlehem dem Kaiser die goldenen Meinungen der katholischen Franzosen gewinnen. Russland aber hatte unter seinem Kaiser Nikolaus in Europa eine Stellung eingenommen, die man fast überall, besonders aber in Deutschland, als eine Schmach empfand. Der Czar hatte den Schiedsrichter zwischen Preussen und Oestreich (1850) unaufgefordert gemacht und Ersteres beleidigt, er war als Unterdrücker der Polen allen Liberalen Europa's und als fanatischer Führer der griechisch-kirchlichen Ansprüche den römischen Katholiken verhasst; seine offenkundigen Bestrebungen gegen die Selbständigkeit des osmanischen Reiches brachten ihn in eine unangenehme Stellung gegen England, das seine starke Hand über diesem Reiche hielt, weil seine Handels- und Industrie-Interessen dieses grossen Marktes bedürftig waren. Ueberdies war es ein Uebel, dass das Protectorat über die Türkei aus der Hand Frankreichs in die Englands übergegangen war. Schöner konnte sich die Gelegenheit nicht darbieten, Vielen zugleich als Protector ihrer Wünsche sich gefällig zu machen, als der Mann der Gerechtigkeit über den Nationen Europa's zu walten, den Uebermuth Russlands zu beugen, die Katholiken zu versöhnen und einen Krieg in Europa zu entzünden, bei welchem sich vielleicht die gewünschte Rheingränze erlangen liess, jedenfalls aber militärisch zu glänzen und das Kriegsheer

von neuem an sich zu fesseln. Und es war doch schon etwas Gewaltiges für den so Emporgestiegenen, wenn er von den Grossmächten die eine (Russland) durch die übrigen unter seiner Führung demüthigen, die andern aber an seinen Siegeswagen spannen und doch als das erste Ross an demselben erscheinen konnte!

Von diesen hochfliegenden Planen gelangen manche, aber nicht alle. Die Spitze brach an der vielgetadelten Friedensliebe Friedrich Wilhelms IV. von Preussen, der die auch nach seiner Ansicht wohlverdiente Demüthigung Russlands nicht durch diese Hand und nicht so wünschte, dass Preussen dabei in einer Art von Heeresfolge und Vasallenstellung zu dem revolutionären Frankreich erscheine. Dadurch aber, dass Preussen neutral blieb, war auch Oestreichs Schwert in der Scheide gehalten, so gern es auch dasselbe gezogen hätte. Napoleon hatte auf eine berechtigte Bitterkeit Preussens gegen Russland wegen seines Benehmens im Jahre 1850 gerechnet, in welchem Kaiser Nikolaus Preussen am Kampfe mit Oestreich um Deutschlands Führung gehindert hatte. Aber gelungen war durch den Krieg (in der Krim 1854) die Beugung Russlands, dessen Monarch der schon drohenden Demüthigung erlag, fast noch werthvoller als diese aber die Erniedrigung Englands zum Diener der französischen Politik, mit dem Nebenvortheil, dass es militärisch neben Frankreich tief in den Schatten trat und die Steigerung des Missgefühls zwischen Oestreich und Preussen. Ueberdies lernten die Osmanen wieder auf Frankreich bauen und die Sardinier hatten sich diesem in fast bedientenhaftem Eifer als Bundesgenossen dargeboten. Der Friede von Paris (1856), die Besuche der Königin von England und des Königs Victor Emanuel von Sardinien in Paris erinnerten an die Glanzzeiten Napoleons des Ersten. Der Kaiser stand auf seiner Höhe. Ein Gewölke freilich war an dem Himmel seiner Herrlichkeit zu erblicken. Es war Preussen. Zwar hatte dessen König nicht wie Kaiser Nikolaus in legitimistischem Stolze dem neuen Kaiser die Anrede als „Bruder“ versagt, aber er hatte es abgelehnt, an dem Bündniss wider Russland Theil zu nehmen und auch Oestreich den Weg dazu offen zu lassen, weil

er keine Lust hatte, halb im Dienste Frankreichs zu wirken, Russland durch die Uebermacht zu erdrücken, seine Rheinlande als „Compensation“ dem Franzosen darzubieten und dafür durch Vergrösserung auf Kosten Russlands den polnischen Hass noch stärker auf seinen Staat zu ziehen. England, Russland, auch Oestreich hatten zum Glanze des neuen Thrones beigetragen, doch letzteres noch nicht genug, seine Reihe sollte erst kommen. Ob es gelingen sollte, auch Preussen einst die Grösse seiner Sünde gegen den Herrscher der „grossen Nation“ schwer fühlen zu lassen? Einstweilen war Frankreich glücklich durch seinen Ruhm und umgeben von seinen Vasallen. Es lebte im Genusse der Lüge, dass Napoleon das Gleichgewicht Europa's wiederhergestellt habe, weil „das Kaiserreich der Friede“ ist; und der vielen, vielen Tausende, die hingeschlachtet waren, blos um das französische Kaiser-Prestige zu erhöhen, durfte ja eben so wenig gedacht werden, wie der um die „Rettung der Gesellschaft“ willen in Cayenne Hinsterbenden oder unter dem grünen Rasen Schlummernden. Lieber wandte man sich den Festlichkeiten für die Geburt eines kaiserlichen Prinzen zu, über welche derselbe gegen den französischen Heerbann sich erklärende Friedrich Wilhelm IV. von Preussen, als sie ihm gemeldet wurde, gesagt hat; „eine Tochter wäre mir lieber gewesen.“ Er scheint einen Augenblick an die Möglichkeit einer bonapartischen Dynastie geglaubt zu haben. Frankreich aber war ruhig, reich und lustig, Paris baute an seinen herrlichen Strassen und dem Palast seiner Schulden rüstig fort, Europa huldigte durch Fürstenbesuche dem Bezwinger des Ungeheuers der Anarchie, der Kaiser verstand zu schweigen und andeutend zu reden, das Kaiserreich schien wirklich der Friede zu werden, aber das sonderbare Europa traute nicht, der empfindliche Geldmarkt liess das Misstrauen spüren, die Schulden, welche Frankreich machte, das Börsenspiel, das wie ein Taranteltanz jetzt auch die niederen Volksclassen in seine tollen Kreise zog, wollten ihm nicht als feste Grundlage der Zukunft erscheinen und hie und da fuhr aus der Katzenpfote des Kaiserthums, das der Friede ist, plötzlich eine Kralle gegen Oestreich wegen Italiens oder gegen Belgien wegen seiner selbst

hervor. „Auch auf dem volkswirthschaftlichen Gebiete herrschte „das System der Lüge und des Scheins, äusserer Glanz und „innere Fäulniss.“*) Auch die undankbaren Beglückten, die Franzosen, wollten sich nicht darein finden, dass sie mit ihrem eigenen Gelde über den Untergang einer freien Verfassung, über die Verbannungen ihrer Lieblinge getröstet werden sollten. Es gab geheime Gesellschaften, Verschwörungen, sogar Mordangriffe gegen den Kaiser. Der berühmteste, der von Orsini, galt der Befreiung Italiens, die man von Napoleon, dem ehemaligen Carbonaro, gehofft hatte. Die Attentate waren willkommen, um gefährlicheren Anfällen, als orsinische Bomben, Einhalt zu thun, denen der Presse und der Versammlungen. Eine neue Woge von Verbannten wurde an die fiebergiftigen Gestade von Cayenne gesendet, in Frankreich aber zu dem Ende unter dem rohen und gewissenlosen Minister des Innern, dem General Espinasse, der erst die Orleans, seine Retter und Wohlthäter, an die Republik, dann diese an Napoleon verrathen hatte, einem Hauptwerkzeuge des Staatsstreichs, die Denunciation und die Ausspionirung, die Verdächtigung und der Gräuel der bösesten Gehässigkeiten wie eine Koppel wilder Hunde losgelassen. Wie die Niederträchtigkeit zunahm, sah man an der Wuth gegen England, das die Meuchelmörder beherberge, wobei man vergass, dass auch Napoleon von dort nach Boulogne gekommen. Man hatte sich doch in Paris verrechnet, als man England hart anliess, denn dort waren inzwischen Manchen die Augen über die Rolle ihres Vaterlandes im Kriege wider Russland aufgegangen. Desto höher war es anzuschlagen, dass Russland selbst sich Napoleon näherte und er mit Kaiser Alexander eine freundliche Begegnung in Stuttgart feiern konnte. Nunmehr konnte er es wagen, Oestreich seinen Arm fühlen zu lassen. Es hatte ja gegen Russland nicht ernstlich mitgeholfen, und der treue Alliirte in Turin und sein geistreicher Minister Cavour, und die Mahnungen des hingerichteten Orsini in seinem letzten Worte an den Kaiser und das immer neue Bedürfniss der auswärtigen Erfolge, die sich als die besten Beschwichtiger

*) M. Ring, a. a. O. S. 162.

für das Innere gezeigt hatten, all diese Gewichte zogen die Schaale für die Befreiung Italiens nieder. Freilich war dabei der Papst zu bedenken und er wurde von der Kaiserin und ihren Jesuiten sehr bedacht. Aber gleichwohl: „Italien frei „bis zur Adria" war die Losung, die aus schlau verhüllenden Reden hervorklang. Das Kaiserreich war ja der Friede, und Krieg durfte daher nur werden, wenn der Kaiser durch die stärksten Gründe der Gerechtigkeit dazu genöthigt wurde. Es ist wahr, die Oestreicher hatten in Norditalien nicht sonderlich gut regiert, aber nach bonapartischem Maassstabe gemessen, wahrlich noch sehr milde. Aber Cavour wollte Befreier Italiens werden, Victor Emanuel seine Herrschaft erweitern, Napoleon Oestreich demüthigen. Die Maassregeln wurden genommen, die Neujahrsrede des Kaisers an die ihn beglückwünschenden Diplomaten, so weit sie an den östreichischen Gesandten gerichtet war, sagte Europa, was kommen werde, und so wurde Oestreich in die Lage gesetzt, den Schein des Angriffs zu tragen, die diplomatische Täuscherei Napoleon's, wodurch er es erst einwiegte, ging über das Maass des in der Gegenwart als zulässig Erachteten hinaus und erinnerte an die grossen Lügen seines grossen Oheims. Auch der Gewinn aus dem Geschäft, Savoyens und Nizza's Abtretung an Frankreich war vorsorglich ins Reine gebracht. Der Krieg kam und wir Alle kennen seinen Verlauf. Die Schlachten von Magenta und Solferino wurden fast mehr durch die Fehler der östreichischen Heerführer und Verwaltungsmänner, als durch die überlegene Feldherrngabe auf französischer Seite gewonnen und der Friede voreilig geschlossen, ehe noch Oestreich seine ganze Kraft in den Kampf führte, weil — Preussen die Hand ans Schwert legte, um Oestreich zu helfen. Vor dieser Hülfe, weil sie die Führung Deutschlands in Preussens Hände legen musste, graute dem Kaiser von Oestreich mehr als vor dem französischen Heere. Die Lombardei war für Oestreich verloren und nichts hinderte Victor Emanuel mehr, mit verstärkter Kraft das übrige Italien zu erobern. Er that es, nur Venetien war ihm durch Frankreich noch versagt, der Papst im Besitze seiner Herrschaft geschützt. Oestreich war betrogen und gedemüthigt,

Frankreich wieder in Glorie. Aber ganz war ja des Kaisers Wort: „Frei bis zur Adria!“ nicht gelöst. Wie düster musste ihm wieder die Wolke am Horizont erscheinen, die Preussen, Deutschland hiess. Schon um ihretwillen musste er sich Oestreich, wie einst Russland nach seiner Demüthigung, wieder nähern.

Mit diesem zweiten Kriege seiner nun erst siebenjährigen Regierung begann auch bereits die Nemesis sich zu enthüllen, die seitdem seinen Schritten gefolgt ist. Die Freiheit Italiens, aber doch nicht recht und ganz — denn Venetien blieb östreichisch, der Papst behielt seinen Kirchenstaat, Toscana sollte erst darüber abstimmen, ob es seinen Grossherzog zurückrufen wolle, u. s. w. — war sein Vorwand zum Kriege; wer weiss, ob nicht zu demselben Orsini's letztes Wort und die carbonarische Erinnerung seines früheren Lebens mitgewirkt hat! Aber der Mann, der hier das vieldeutige Wort: Freiheit laut gebraucht, erbebte innerlich vor demselben, sobald es ihm in der Heimath entgegenscholl. Er befriedigte durch seinen Frieden von Villafranca weder die Hoffnungen der Italiäner, noch die der Franzosen. Ein Grund zum Abschlusse soll auch das unheimliche Gefühl gewesen sein, das ihn durchrieselte, wenn er, kein Feldherr, nicht einmal des physischen Muthes in der Schlacht ganz Herr, seine Marschälle und Generale, die Mitschuldigen seines Staatsstreichs, ansah. Sie fühlten ihre Ueberlegenheit, und es war eben schon die Strafe für die Art der Gewinnung seiner Gewalt, dass er immer fürchten musste, sie möchte seinem Griff entschlüpfen. Der Kaiser konnte nicht anders als fühlen, dass es mit ihm bereits wieder abwärts ging. Der italiänische Krieg war der Anfang des Endes. Schon war auch Paris mit dem bischen noch überdies in mancher Hinsicht fraglichen Kriegsruhmes nicht befriedigt. Nur Savoyen und Nizza waren ein schwaches Pflaster auf die Wunde. Noch immer stand die Wolke am Himmel, Preussen war unberührt und kriegsgerüstet, und England gab Zeichen der Erholung von seiner Erniedrigung im Krimkriege. Dass Italien von den Garibaldinern für Victor Emanuel erobert wurde und Napoleon blos den Kirchenstaat und Venetien sichern konnte, war ein neuer

Schlag für ihn und ein um so schlimmerer, als er nicht im Namen der Monarchie, die doch sein Interesse war, der sogenannten oder wirklichen Freiheit entgegentreten konnte, und zwar deshalb nicht, weil er selbst im Namen der Freiheit, auch wieder der sogenannten, die Selbstherrschaft erlangt hatte. Die Unwahrheit seines Thuns, die Lüge seiner Stellung, die durchgreifende Lüge des französischen Lebens fiel auf ihn zurück. Und nicht minder geschah dies in der Sache des Papstes. Er hatte durch die Besetzung Roms seiner Zeit und durch die Vertretung der römischen Interessen in Bethlehem die Priesterschaft in Frankreich besänftigt, aber diese war nicht so kurzsichtig, um nicht zu sehen, dass er eher den Papst und seine weltliche Herrschaft, als die Phrase von Freiheit und Volkswillen, mit welcher auch der Werth seiner Plebiscite stand und fiel, und die Gesammtstimmung Italiens opfern würde, wobei auch der Ruf der Carbonari an sein Gewissen und seine Vergangenheit, vielleicht sogar selbst der Gedanke an Orsini'sche Bomben mitwirken mochte.

Welches waren nun die Schritte, um Oestreich trotz seiner Schmach, nicht sowohl der Niederlagen, als des vorschnellen Friedens, an sich zu binden? Fast wie ein Märchen ist es, dieses Vorgehen, um den poetischen und geistreichen, aber unklaren und stürmischen Bruder des Kaisers, Erzherzog Maximilian, und seine phantastische Gemahlin Charlotte, die belgische Prinzessin, auf den Kaiserthron von Mexico zu setzen und wieder einen Versuch zur Herstellung der „lateinischen Race," des romanischen Elements in Europa und America behufs geschichtlicher Beherrschung der Weltlage zu machen. Es war 1864, als in Folge der Verhandlungen darüber dieses Fürstenpaar seinen verhängnissvollen Weg antrat. Seitdem aber war die Wolke grösser, bedenklicher geworden. Preussen hatte trotz französich-englisch-russischer Protokolle und ungeachtet der verworrenen Abneigung der deutschen Kleinstaaten, des Bundestages, Oestreich dazu gebracht, mit ihm den König von Dänemark zum Einhalten seiner eingegangenen Verpflichtungen zu zwingen. Der schleswig-holsteinische Krieg war ausgebrochen und — beendigt. Wieder hatte England trotz

drohender Reden im Parlamente und scharfer Noten in der Diplomatie die Dänen im Stiche gelassen, und auch Napoleon hatte sich müssen auf das Reden und Schreiben beschränken. Mexico, Rom, das Innere forderte seine Militärmacht, und die preussische bestand glänzend ihre erste Probe in der erweiterten Gestalt, welche man „die Reorganisation“ nennt und die das „Volk in Waffen“ von den Hemmungen befreite, welche in der bisherigen Heeresverfassung durch die Verwendung der Landwehr lagen. Von nun an stand Preussen wenigstens mit dem Fragezeichen vor Europa, ob es nicht die erste Militärmacht des Erdtheils sei, was bisher die stete Bezeichnung für das französische Heerwesen geblieben war. Ueberdies war es mit Oestreich in Bund und Waffengenossenschaft und dadurch mit ganz Deutschland, also unwiderstehlich auch für Frankreich. Die Wolke fing an, den Horizont wesentlich zu verdunkeln. Schon jetzt zeigte sich Mexico als ein ungeheurer Rechenfehler, noch mehr aber als es den Conflict mit Nordamerica herbeizuführen drohte. Im Süden war der Kaiser mit einem blauen Auge davon gekommen, er hatte zwar nicht die kaiserliche „Disposition“ über Italien erlangt, sondern nur Savoyen und Nizza und die Freiheit die Lombardei an Italien zu schenken, weil er sie nicht behalten durfte. Aber im Norden? Die Disposition über Italien war ihm im vollen Sinne der bonapartischen Ideen nicht halb so nöthig, wie die über Belgien und Holland. Der war er näher gerückt, sofern die belgische Königstochter in Mexico glanzvoll neben ihrem Gemahl herrschte und damit die Entschädigung für den Verlust Belgiens selbst wenigstens in Phrasen vorhanden war. Aber ohne diese Voraussetzung, als vollends das belgisch-coburgische Königshaus sogar selbst einen Anspruch auf Entschädigung für das Unglück seiner schönen und energischen Tochter in Mexico bekam, wie sollte die „Disposition“ über Belgien sich rechtfertigen lassen? — Die Klemme wurde immer grösser zwischen dem, was die Dynastie verlangen musste, und dem, was die Umstände möglich machten. — Die mexicanischen Dinge waren aus einem schmählichen Geldhandel erwachsen, der den Herrn von Morny und noch höhere Personen blosstellte, die Forde-

rung der Entschädigung an Mexico wurde vorherrschend im Interesse einer schwindelhaften Speculation gethan, die Sitten-Corruption der kaiserlichen Gesellschaft zeigte hier wieder die befleckte Stirne. Wieder war es England und diesmal neben ihm Spanien, das sich hatte bereden lassen, mit Napoleon gemeine Sache zu machen, und eine englisch-französisch-spanische Flotte sollte in Mexico Ruhe, Ordnung und zuverlässige Verhältnisse schaffen. Als aber die Bundesgenossen den wahren Zweck des Kaisers inne wurden, traten sie zurück und überliessen ihm die Sache allein. Dies hatte er gewünscht, denn er wollte freie Hand für seine Erhebung der lateinischen Race haben. Den tragischen Verlauf dieses napoleonischen Planes mit dem Erschiessen des Erherzogs als Rebellen und dem Wahnsinn seiner Gemahlin, auch mit der herzlosen Behandlung derselben durch Napoleon kennt die Jetztwelt, und man weiss nicht, was dem Kaiser in höherer Zahl in sein Schuldbuch zu schreiben ist, die Vergeudung der Kraft seines Landes an eine hoffnungslose Aufgabe, oder die Art wie er sich derselben entledigte, mit eingeschlossen die Schritte seines Marschalls Bazaine, die den unglücklichen Erzherzog ans Messer lieferten. Der ganze Hergang gehört zu den schmerzlichsten Ereignissen der neueren Geschichte, und die ganze Schuld desselben liegt auf dem Kaiser der Franzosen. Er strafte sich eigentlich selbst, indem gerade die Verwendung seiner besten Truppen und seines Kriegsmaterials jenseits des atlantischen Oceans ihm den Muth raubte, den Krieg Deutschlands gegen Dänemark und den nachherigen deutschen Krieg auszubeuten. Es war diese mexicanische Unternehmung ein Schritt weiter abwärts in seiner Laufbahn. Eine misglückte Unternehmung durfte ja dem Günstling des Glücks, eine schmählich und tragisch mislungene dem Mehrer des französischen Ruhmes und dem Wohlthäter Europas nicht vorgeworfen werden müssen. Wie anfangs dem Kaiser Alles gelungen war, so schien sich jetzt Alles gegen ihn zu wenden. Der einzige Trost, der ihm geblieben war, nachdem Preussen die Herzogthümer gemeinsam mit Oestreich gewonnen hatte, lag in der Unwahrscheinlichkeit, dass dies Bündniss, welches Deutschland unwider-

stehlich machte, eine lange Dauer haben werde, in der Erwartung, dass gerade dieser gemeinsame Besitz des Eroberten die beiden Mächte schlimmer als jemals entzweien und die Entzweiung zum Kriege treiben werde. Der Krieg aber konnte ihm Gelegenheit zum Bündniss mit Oestreich geben und er hätte wohl gern Italiens letzte Hoffnung auf das: „Frei bis zur Adria" geopfert, wenn dadurch die böse Wolke geschwunden wäre. Vielleicht liess sich sogar beides erreichen, die Vernichtung Preussens und die Befriedigung Italiens. Der innere Conflict um die Heeres-Organisation in Preussen verminderte ohnedies für die Fernerstehenden das drohende Ansehen der preussischen Macht. Noch einmal konnte der Stern des Kaisers aufleuchten, der inzwischen Frankreich durch sein Leben Cäsars unterhielt und ihm klar machte, welche Rolle er sich in der Weltgeschichte erwählt habe.

Wir haben die kriegerischen Unternehmungen in Syrien nach dem dortigen Christenmord, die Eroberung Pekings durch den General Montanban (Palikao) und Cochinchina's unberührt gelassen. Sie hatten alle nicht vermocht, nach dem schrecklichen Ausgang des mexicanischen Versuchs, den Eindruck zu erhalten, dass Frankreich unbesiegbar und sein Kaiser das Schicksal Europa's sei. Vielmehr erweckten sie eher das Gefühl einer nicht eben grossartigen Vielgeschäftigkeit und einer mislungenen Erholung von den empfangenen Schlägen. Dass Frankreich ein Heer und eine Flotte habe, die halb barbarischen Nationen Respect einflössen könnten, bezweifelte Niemand, aber wohl, ob sie das Zünglein der Waage der europäischen Uebermacht auch künftig auf Frankreichs Seite geneigt erhalten können. Auch einen europäischen Congress in Paris zu versammeln und friedlichen Glanz zu gewinnen, wie der des Pariser Friedens gewesen, gelang dem eifrig sich mühenden Kaiser nicht. Das Alles war den deutschen Ereignissen von 1864 schon vorangegangen und hatte bereits erwarten lassen, dass Frankreich auch in diese nicht mit starker Hand werde eingreifen können. Als es endlich zwischen Oestreich und Preussen zum Kriege kam, da hoffte Napoleon sicher auf einen günstigen Augenblick, um ihn nicht wieder ungenutzt, wie

1864, verstreichen zu lassen. Aber welche Enttäuschungen trafen ihn auf seinem Observatorium! Was musste er sehen! Die Wolke verdichtete sich, die preussischen Heere rückten in Schlesien und Sachsen vor, kein Landstag-Conflict hatte ihre Schlagfertigkeit vermindert, und ehe man sich recht besinnen konnte, lag Oestreich im Staube und die Preussen standen vor Wien, ihre Helmspitzen erglänzten im Herzen von Baiern und jenseits der Gränzen von Würtemberg, die Wolke bedeckte den ganzen Himmel. Zur militärischen Action war es zu spät, nur die diplomatische blieb offen. Es galt, Oeststreich zu retten und Süddeutschland vor Preussen zu schützen, Sachsen zu erhalten, wenn auch der norddeutsche Bund mit Einverleibung von Hannover, Kurhessen, Nassau und Frankfurt am Main sich nicht mehr hindern liess. Preussen hatte sich vergrössert und war compact geworden, die Wolke drohte dichter und dunkler als je. Oestreich schenkte dem Vermittler Venetien, dieser es an Italien, und es war ein letzter aufleuchtender Lichtstrahl, dass er „frei bis zur Adria!“ doch noch wahr gemacht hatte. Für den Vermittlerdienst „Compensation,“ sei es auch nur Saarbrücken mit seinen für Frankreich so wichtigen Steinkohlen, zu erlangen, gerieth nicht. Eine neue Enttäuschung waren vielmehr die heimlich geschlossenen Bündnisse Preussens mit den deutschen Fürsten, die im Nothfalle ganz Deutschland ausser Oestreich unter Preussens Führung im Kriege stellten. Noch ein letztes Begegnen fand mit dem Herrscher Preussens, ja mit den Monarchen von ganz Europa, selbst den Czar und Sultan mit eingeschlossen, in der folgenden Zeit statt, als die Weltausstellung Paris in seinem strahlendsten Glanze leuchten liess. Der Kaiser aber lebte in grosser Unruhe. Frankreich verlangte „Rache für Sadowa“; es liess sich für die Franzosen nicht ertragen, dass Preussen, nicht Frankreich, so rasch und so glänzend Siege erfochten, dass es sie über den Gegner erfochten hatte, welchen in Italien zu bezwingen, den Franzosen so grosse Anstrengung gekostet, ohne dass sie doch eine ganz zweifellose Ueberlegenheit gezeigt hatten. Es war überhaupt unerträglich, dass es an den Tag trat, Deutschland werde nie wieder das Versuchsfeld franzö-

sischen Schaltens mit fremden Ländern, der kaiserlichen oder der republicanischen „Dispositionen“ werden, Preussen habe vielmehr in den vom Kaiser erfundenen „Annexionen“ Grösseres als dieser und für sein Wesen Eingreifenderes geleistet, ja Deutschland werde in nicht ferner Zukunft als eine Frankreich gleiche, wo nicht es überragende Macht dastehen, vielleicht gar den ganz unerträglichen Gedanken fassen, den „heiligen Boden“ der grossen Nation zu betreten und sich seiner Verluste von Elsass und Lothringen zu erinnern. Welche Sündfluth von Schmähreden und welches Geheul der Wuth gegen Preussen nunmehr in der französischen Presse losgelassen wurde, ist allen Deutschen noch in theils widriger, theils komischer Erinnerung. Der Kaiser musste wirklich etwas thun, wenn die nationale Raserei sich nicht am Ende gegen ihn wenden sollte, der zugelassen hatte, was er nicht verhindern konnte. Was liess sich thun? Man musste ein besseres Schiessgewehr erfinden, als die Preussen hatten, man musste Geschütze erdenken, die mehr leisteten als Zündnadelgewehr und Kanonen. Und siehe! Die Chassepots und die Mitrailleusen wurden geboren. Man musste eine eben so gute Heeresverfassung einrichten, wie sie Preussen besass, und, wenn das nicht ging, wenigstens eine annähernd ebenbürtige. Es wurde ins Werk gesetzt. Aber das waren doch Alles nur Dinge der Zukunft, es musste etwas Greifbares geschehen. Da lag Luxemburg, dem König von Holland, der vielleicht Geld bedurfte, gehörig, ehemals dem deutschen Bunde zugewiesen, jetzt aus demselben entlassen, aber noch mit drohender Festung nahe den Gränzen Frankreichs. Man konnte es vielleicht kaufen, aber die Festung! Von neuem rasselte der Kriegslärm durch die französischen Blätter, und die Verhandlungen gingen vor sich. Verkauft und erkauft wurde Luxemburg nicht, aber die Preussen verliessen urd schleiften die Festung, ein Opfer, das sie für den Frieden brachten, obgleich es ganz nahe an der Gränze dessen stand, was die deutsche Ehre und das deutsche Volksgefühl verbot. Es war in der That nicht Ländergier mehr, was Napoleon nach einem Erwerbe lechzen machte, sondern lediglich Nothwehr. Er wollte den Thron behaupten, seinem Sohne

die Nachfolge sichern, Frankreich aber wollte einen Herrscher nur um den Preis von Glanz. Uebermacht, immer neuer Stillung seiner unersättlichen Eitelkeit. Die Mittel dazu waren Eroberungen oder Annexionen und man wäre auch mit dem Scheine derselben zufrieden gewesen, wie ein Kauf ihn doch nur hervorbrachte. Aber auch nicht einmal diesen wollte das unerbittliche Deutschland gewähren. Rache gegen Preussen, das an der Spitze Deutschlands stand, kochte daher in den Herzen aller ächten Franzosen. Der Krieg gegen Preussen konnte nur noch eine Frage der Zeit sein, er musste kommen, sobald nur die Rüstungen in Frankreich sichere Aussicht auf Sieg gaben. Die neuen Gewehre wurden inzwischen zum Schutze des Papstes gegen Garibaldi und seine Freischaaren, die sich auf Rom stürzten, mit Erfolg bei Mentana versucht, und sie hielten die Probe. Er bedurfte nur eines Bündnisses noch. Oestreich lag am nächsten, wenn die preussische Wunde als die frischere, stärker schmerzte, als die ältere französische. Die süddeutschen Länder waren auch noch zu versuchen. Vergeblich aber flüsterte die Stimme des Verführers in Kaiser Franz Josephs Ohr, als er Napoleon in Salzburg bei sich sah; auch in München und Stuttgart, vollends in Carlsruhe, war nichts zu gewinnen.

Jetzt musste das Kaiserreich der Friede sein, wenn es nicht auf Einen gefährlichen Wurf Alles zu setzen wagen wollte. Für die Sühne nach Innen gab es noch Mittel. Bereits war die längste Zeit um, welche hindurch Frankreich in den letzten hundert Jahren eine Verfassung und Regierung ertragen hatte. Etwas Neues musste kommen. Bisher war das Kaiserreich der Militär-Despotismus gewesen mit Knebelung der Presse, die dem Franzosen für die nöthigen Emotionen so unentbehrlich war. Zwar sie hatte ihre Feuilletons. Aber immer konnte man sich doch nicht mit allen Todsünden und Gräueln vornehmer und niedriger Verbrecherwelt, mit spitzbübischen Glücksrittern und schmutzigen Winkeln der Fleischeslust, mit tugendhaften Grisetten und Vorsehung spielenden deutschen Grossherzögen unterhalten, auch die Confessionen zerrütteter Poeten und die Fanfaronaden pikanter Tendenz-Geschicht-

schreiber konnten nicht das Bedürfniss nach dem freien Wort über die Politik stillen. Der Kaiser musste, wenn er etwas Neues geben sollte, der Zunge und der Feder ein wenig freieren Lauf gewähren. Er that es auch und liess die Franzosen die süsse Empfindung haben, dass seine Rocktaschen voll von Freiheiten stacken, die er seit 1852 aufgesammelt und von denen er nur hie und da ein Stück fallen liess, damit sie sich darüber herwerfen könnten. Allmählich konnte es dann zu immer vollständigerer Freiheit kommen, wenn alle die Fragmente und Parcellen, aus welcher sie nach französischer Vorstellung bestand, aus der Rocktasche heraus waren. Es galt aber nun langsam zu gehen, denn die vorschnelle Herausgabe aller Stücke hätte auch die Aufgabe der dauernden Herrschaft, folglich auch die Dynastie vernichtet, deren Erhaltung doch der einzige Zweck dieser Gaben war. Wie jauchzten die Franzosen über jedes einzelne Juwel, das er hatte fallen lassen, um sie wieder einige Zeit zu unterhalten, aber wie lang wurden wieder die Gesichter, wenn sie es recht beschaut und gefunden hatten, dass es — falsch sei. Denn das war es ja eben, was der Kaiser wohl wusste, dass die einzelnen Freiheiten unbenutzbar waren, wenn sie nicht mit allen andern zugleich gebraucht werden konnten. Die Führer der demokratischen, revolutionären Partei wollten dasselbe, was der Kaiser — unbedingt und unbeschränkt herrschen, sie durch ihnen gehorchende Massen, er durch Heere und Beamte. Belogen und betrogen sahen sie sich also auch da, wo der Kaiser die Freiheiten zurückgab, die „das Volk“ d. h. die betrogenen Massen, nun schon gewöhnt war als Bedingung einer befriedigenden Existenz anzusehen. Der Kaiser nannte es „die Krönung des Gebäudes,“ als er das Recht der Interpellation dem gesetzgebenden Körper gab; aber an welche Bedingungen war es geknüpft, die es gradezu um allen Werth brachten. Die verhaltene und unterdrückte Wuth der republikanischen und socialistischen Todfeinde des Kaiserthums machte sich durch die, wenn auch nicht weite, Oeffnung geltend, die der Presse gegeben war. Furchtbare aber wahre Worte von „Betrug, Infamie, Banditen“ wurden gegen den Kaiser und seine Helfershelfer geschleudert. Es war offenbar,

dass die Herrlichkeit sich zum Ende neigte, und Napoleon musste einen Sturm im Anzuge fühlen, dem er nicht mehr die Kraft hatte zu stehen. Seine energischen Mitschuldigen von 1852 waren durch Tod, durch Alter, durch Reichthum und Unabhängigkeit von ihm geschieden, das Bedürfniss der Besitzenden war nicht mehr so schreiend, wie 1852, um die Despotie gerne zu ertragen, vielmehr wurde ihnen dieselbe jetzt gefährlich, weil sie neuen Sturm heraufbeschwören, — die Arbeiter waren nicht mehr durch reichen Lohn beschwichtigt und bestochen, denn man konnte doch nicht ganz Paris niederreissen und wiederbauen und wieder von vorne anfangen, die Geldmittel erschöpften sich, die mislungenen Kriege thaten grosse Risse in die Staatsgelder, der Kaiser selbst alterte und wurde kränklich, die Folgen einer sinnlich durchstürmten Jugend stellten sich ein. Es galt nur noch die Dynastie zu sichern. Die spanische Frau mit ihrer Freundin, der entthronten Königin, beherrschte immer mehr den schwächer werdenden Monarchen, denn sie hatte wenigstens einen festen Punkt, auf dem sie stand, ihre römisch-katholische Frömmigkeit. Der Zauber war geschwunden, Napoleon musste sich den Mächten nähern, die er unter den Fuss getreten, und sich mit ihnen zu vertragen suchen. So entstand das Ministerium Ollivier, dessen kurzen Verlauf wir alle kennen. Die ersten Schritten wurden gethan, denen andere folgen mussten, um den Kaiser allmählich wieder zu dem zu machen, was er gewesen war, zum Präsidenten der Republik unter dem Namen des Kaisers und mit Erblichkeit in seiner Familie. Das Plebiscit, das vollends jetzt ganz zur Komödie geworden, sollte dafür den Rückhalt geben. Aber was ist die Abstimmung eines Volkes, wie es das französische geworden war? — Alles Nachgeben hatte die halb oder ganz mislungenen Unternehmungen der äusseren Politik zum Grunde, Italien, Oestreich, Mexico, Deutschland. Die Wolke, die Wolke! wenn sie noch zerstreut werden konnte! Ja, wenn ein gewaltiger Schlag mit Aufraffen aller Kräfte gegen Preussen geführt, wenn Oestreich, wenn Süddeutschland zur Rache für 1866 gestachelt werden konnte, wenn es gelang, den Rheinbund wieder zu schaffen, die Rheingränze zu gewinnen, dann war

nicht nur die Dynastie mehr als durch ein Plebiscit gesichert, sondern auch der Glanz und die Macht der Krone wieder hergestellt. Aber dazu bedurfte es eines Anlasses, eines Kriegsfalles, und den hatte Preussen vermieden, hatte bis zur Gränze des mit Ehren Möglichen in dem Luxemburger Handel nachgegeben. Da kam es, dass die Spanier den Verwandten des kaiserlichen Hauses, den Enkel der Adoptivschwester der Mutter Napoleons zu ihrem Könige wünschten, einen harmlosen Prinzen von Hohenzollern, der, von jedem Ehrgeize frei, nur gestrebt haben würde, Spanien gut zu regieren, und der keine Vergrösserung Preussens, dessen Königshause er nur namensverwandt ist, herbeigeführt hätte. Kaiser Napoleon selbst hatte früher diese Candidatur im Stillen begünstigt, ja wohl sie zuerst aufgestellt, wie man behauptet, der Prinz aber abgelehnt. Der Bruder des Prinzen aber hatte, wie man ferner sagt, die Hand der Nichte der Kaiserin nicht als sein Lebensglück betrachtet, dadurch sei die Stellung verändert und die hohenzollern'sche Thron-Candidatur zum Unerträglichen geworden, als der Prinz, im Namen der Nation gefragt, sich nunmehr zusagend aussprach. Aber nicht die Familie sollte durch sie verletzt sein, sondern Frankreich. Abermals bewusste Unwahrheit. Der Lärm über diese Candidatur war für alle Vernünftigen in Europa nur insofern kein blos lächerlicher, als er ein gemachter war. Die Mitrailleusen, die Chassepots waren fertig, die letztern als besser denn die preussischen Zündnadelgewehre erprobt, die Armee war reorganisirt, der Schatz wurde durch Anleihen gefüllt, Krieg sollte sein um jeden Preis, und in Berlin sollte der Friede unterzeichnet werden. Aber Prinz Leopold nahm seine Zusage zurück, um nicht Anlass eines Krieges für Deutschland zu werden. Der casus belli war verschwunden, es musste ein neuer geschaffen werden. Der Kaiser liess den König von Preussen im Bade zu Ems durch unverschämte Zumuthungen beleidigen, der König wies dieselben in edelster Form und mit einer Würde ab, die schon selbst ein Sieg Deutschlands über Frankreich war. Dies war für Frankreich oder die Machthaber (es war nicht mehr der Kaiser der erste unter ihnen) unerträglich. Die Kriegserklä-

rung kam, der Würfel fiel. Auf Einen Wurf setzte Napoleon sein Alles, vielleicht musste er es setzen. Schon die Wahl des in der europäischen Diplomatenwelt bekannten Herzogs von Gramont zum Minister des Auswärtigen hatte solche Plane vermuthen lassen.

Der Krieg war da, aber Frankreich nicht zum Einfall in Deutschland vollgerüstet — erste Täuschung; Oestreich nicht zum Losschlagen gegen Preussen bereit — zweite Täuschung; das übrige Europa nicht über die freche Anmassung Frankreichs geblendet, dritte Täuschung; Preussens Heer nicht unbrauchbar zum Kriege im Auslande, vierte Täuschung; Süddeutschland nicht zum Rheinbunde geneigt, fünfte Täuschung; nicht einmal zur Neutralität zu bewegen, sondern den bestehenden Bündnissen treu, zum Kriege gegen Frankreich entschlossen, sechste Täuschung; Hannover, Kurhessen, Schleswig-Holstein nicht zum Abfall von Preussen hinzureissen, sondern nur Ein Gefühl durch alle deutschen Lande von den Alpen bis an die Nord- und Ostsee, das der Beleidigung deutscher Ehre und Selbstständigkeit, siebente Täuschung; weder England noch Holland, noch selbst Dänemark und Italien zum Heraustreten aus der Neutralität zu bringen, achte Täuschung. Unter allen diesen für Frankreich bösen Stunden von Täuschungen begann der Krieg. Unsere Leser wissen von demselben eben so viel als wir selbst. Wir schweigen daher über seinen Verlauf und fragen nur, ob unsere obige Darstellung von der in Frankreich durch das ganze Volksleben durchgedrungenen Lüge und Verfälschung sich durch die Wahrnehmungen während desselben bis auf diese Stunde als wahr oder als unwahr, oder auch nur übertrieben erwiesen hat?

Wir können diesen Abschnitt von der Gegenwart nicht schliessen, ohne einen Blick auf die Litteratur der Gegenwart in Frankreich zu werfen, da diese doch auch jetzt, wie in früherer Zeit, der Ausdruck für das Wesen und Leben eines Volkes ist, der Uhrzeiger seines innern Ganges und das Antlitz, welches die verborgenen Bewegungen des Menschen verräth. Beginnen wir bei der ernsteren Litteratur, so wird man es uns erlassen, die Theologie der römisch-katholischen Kirche in

Frankreich, diese unächte Wissenschaft der frömmsten Geister Frankreichs, vor den Augen unserer Leser vorübergehen zu lassen. Welcher aberwitzige Unsinn der Mariolatrie in Frankreich getrieben und empfohlen worden ist, darüber haben wir früher schon ein ernstes Wort geredet.*) Nachdem sogar der Protestant und Culturhistoriker Guizot als Minister Louis Philipp's die Stirne gehabt hat, die Aufrechthaltung des römischen Katholicismus als die „weltgeschichtliche Mission Frankreichs" zu bezeichnen, ist es kein Wunder, wenn die Bischöfe und die Geistlichen der römischen Kirche in Frankreich päpstlich und noch mehr jesuitisch geworden sind, und dass der legitimistische Adel eine, natürlich auch gesunde christliche Elemente enthaltende Frömmigkeit, wie sie dieser Kirche gemäss ist, besonders gepflegt und damit seinen Zusammenhang mit dem noch besseren Theile des Volkes erhalten hat, während die Demokratie dem voltairischen Atheismus sich zuwandte und den Bonapartismus und die Kirche blos als Instrument der Herrschaft verwendete. Verfälschung nach allen Seiten, geglaubte Unwahrheit und nicht geglaubte, aber doch gehandhabte Lüge neben und durch einander. Die mittelalterlichen und hierarchischen, nur mit eleganter Phrase aufgestutzten Ideen auf der einen Seite, die mechanische Einlernung der Kirchenpraxis neben ihnen, und die ärgste Verzerrung und Entstellung aller Religion auf der andern Seite, der frechste Hohn gegen dieselbe als Begleiter, wie kann da eine gesunde Theologie einen Boden finden? Die Naturforschung ist fast das einzige Gebiet, auf welchem die französische Litteratur wirklich auch für das übrige Europa Nutzbares darbeut. Hier ist die Welt der fassbaren Realitäten, und sie kann nicht in Lüge und Illusion verflüchtigt werden. Die Forscher auf diesem Gebiete, die grossen Astronomen, Mathematiker, die grossen Chemiker und Physiker, die grossen Geologen, die grossen Anatomen und Physiologen Frankreichs sind es fast allein, durch welche neben den verhältnissmässig wenigen protestantischen Schriftstellern Frankreichs, wie Guizot, de Félice, den Monods und den El-

*) Deutschland einst und jetzt. Berlin 1868. S. 457.

sässern, die eigentlich zur deutschen Wissenschaft gehören, die geistige Gemeinschaft Frankreichs mit Deutschland und Europa erhalten worden ist. Schon im Gebiete der Philosophie sehen wir, was nicht aus Deutschland und England entlehnt ist, in neuerer Zeit mit nichts auftreten, als Sophisterei des Irrthums, grobem Materialismus unter dem Namen des Positivismus, neben den socialistischen Narrheiten. Am besten zeigt ein Mann wie der Abbé Lamennais den französischen Geist in der Neuzeit. Erst war er Papist und Mann der kirchlichen Auctorität; als solcher Gegner der Staats- wie jeder andern als der hierarchischen Form, tritt er dann neben Chateaubriand, dem die Religion nur als Romantik nahe trat und nur in der Phantasie, nicht im Herzen lebte, in welchem vielmehr das Idol der Eitelkeit thronte, als Reformator auf, dann schleuderte er mit den „Worten eines Glaubenden" den Pechkranz in die von ihm verherrlichte Kirche, indem er die Demokratie als den Heerd des Christenthums pries, zuletzt aber wusste er das von ihm Zerstörte auch nicht wieder aufzubauen und schloss mit socialistischen Gedanken, also mit dem Unmöglichen, seine verfehlte Laufbahn. Die romantischen, wie die eklektischen Philosophen, in ihrer politischen Abzielung, vermöge welcher der philosophische Gedanke der jedesmaligen staatlichen Bewegung unterthänig gemacht wurde, konnten nichts weiter schaffen, als dass die socialistischen Philosophen und Propheten wie Seifenblasen aufgingen, glimmerten und platzten, und dem Durst der Erkenntniss keine Stillung ward. Was nebenbei für die National-Oekonomie von brauchbaren Erwerbnissen abfiel, das kann diese wahnwitzigen Schwindelgeister nicht zu wirklichen Philosophen stempeln. Frankreich wurde von Meteoren und Irrlichtern getäuscht, und die Unwahrheit seines geistigen sittlichen, politischen Lebens hat nur durch die Einwirkung dieser Schriftstsller, wie eines St. Simon, Considérant, Fourier, Comte, Lerminier, eines Leroux, Blanc, Proudhon, Cabet, Blanqui, Chevalier, Bastiat gesteigert werden können. Im Gebiete der Geschichte könnten wir eher, ähnlich wie auf dem der Naturforschung, wagen, die französische Litteratur als eine mit der europäischen Entwickelung zusammenhängende Realität zu bezeichnen. Wir

wagen es aber doch nicht. Denn wir fragen, ob ein Chateaubriand nicht vielmehr ein romantischer Verfälscher der Geschichte, als ein Geschichtschreiber genannt werden könne, ob etwa abgesehen von Guizot, Villemain, Michaud und den Thierry's, alle die Herren, voran Thiers, neben ihm Mignet, Bignon, St. Aulaire; nach ihm Barante, Capefigue, Lacretelle, Salvandy u. A., die in Frankreich und für Frankreich Geschichte geschrieben haben, nicht als Verfälscher zur Verherrlichung Frankreichs, und zwar bald seiner Revolution, bald seines Kaiserreichs, bald der Juli-Revolution und des Bürgerkönigthums, bald, wie ein Lamartine, der neueren Revolution aufgetreten sind? Frankreich wurde von seinen Historikern nicht weniger in die Welt der Illusionen und der Selbstverherrlichung hineingeführt, wie von seinen Philosophen. Vollends, wenn die Historiker zugleich Philosophen sein wollten, wie Michelet! Die Litterargeschichte endlich, so sehr sie sich Mühe gab, auch die englische und deutsche Litteratur zu begreifen, was ihr aber nie gelang, wie hat sie dem Franzosen die Einbildung stets von neuem befestigt, dass von Frankreich das Licht der Welt stets ausgegangen sei und immer ausgehen werde! Nun aber vollends die Poesie! Dass es auch in Frankreich duftende Blumen ächter Dichtung gab und gibt, dass die ungeheuerliche Phantasie eines Victor Hugo und die feine, zu Besserem, als was aus ihr geworden, angelegte Seele eines Alphonse de Lamartine nicht lauter Fehlgeburten hervorgebracht hat, braucht nicht erst versichert zu werden, dass ein de Vigny, eine George Sand auch ächte Perlen ausgestreut haben, dass ein Balzac, Delavigne, am meisten ein Béranger und noch manche Andere nicht blos schöne Klänge, oder blendende Raketen in die Welt geworfen, sondern auch Funken eines höheren Feuers gesprüht haben, wird; wer sie kennt, mit Freuden zugestehen. Aber — wer kann es läugnen, dass die Dichter in Frankreich, allermeist die theatralischen und die Romandichter, grössere Massen von Schmutz, Tollheit, Geschmacklosigkeit, von willkürlichem Frevel, von hirnzerrüttendem Unsinn, von herzvergiftender Verwerflichkeit als je eine andere Nation hervorgebracht, und dass sie den tiefen sittlichen Verfall des französischen Volkes eben so sehr als

die Staatslenker verschuldet haben. Wir brauchen nur Namen wie Scribe, der unschuldigste noch, wie Balzac, Musset, noch mehr wie Paul de Kock, Eugen Sue und den des Schreibers von tausend Bänden, Alexander Dumas, zu nennen. Wir kennen ja die Fluth von Uebersetzungen dieser Eintagswerke, durch welche die Phantasie des Volkes in den Koth gezogen, das Herz der Jugend zum Laster fortgeschleppt, das Volks- und Familienleben entsittlicht, allem Heiligen entfremdet und für die Unthaten der Emeuten zubereitet, noch mehr aber der Familie aller heilige Duft der Unschuld geraubt worden ist. Dazu nun die tägliche Presse, die mit dem haut-goût der Lüsternheit und der Revolutionsgelüste, der Geldmacherei und des frechsten Aburtheilens über Alles und Jedes, des giftigen Witzes und der blendenden oder betäubenden Phrase für jede Lüge eine Form und für jede politische Unthat eine Beschönigung hatte, wir brauchen statt aller nur Einen Namen, den Emil Girardin's, zu nennen — und wir werden sagen müssen, Frankreichs Volk hätte eine andere Geschichte hinter sich, einen andern religiösen Boden unter den Füssen, andere Ideale des Lebens im Herzen haben müssen, um nicht durch eine solche Litteratur das zu werden, was es jetzt ist und als was es die Gegenwart offenbar macht.

Ich halte inne. Bedarf es für die Mitwelt noch eines Blickes auf die deutsche Gegenwart? Ich würde die Frage verneinen, wenn es nicht wohlgethan wäre, Missurtheilen immer wieder zu begegnen. Auch Deutschland hat seine Revolutionen oder doch seine vulcanischen Bewegungen gehabt, auch in ihm sind wilde Gährungen und dämonische Gelüste vor zwanzig Jahren ans Licht getreten. Aber sie haben keine Throne gestürzt, keine Dynastieen vernichtet, keine Gesellschaft vergiftet. Deutschland ist dem Weg der inneren politischen Entwickelung treu geblieben, wenn es auch stossweise darauf beschleunigt worden ist. Nirgends aber ist Deutschland vom Throne herab demoralisirt worden, sondern seine hervorragendsten Fürsten, die Hohenzollern auf Preussens Throne, haben ihm in Allem, was gut und edel ist, vorangeleuchtet. Viel hat man Friedrich Wilhelm III. getadelt, dass er sich nicht zu

constitutioneller Regierung drängen liess, sondern auf dem ständischen Wege langsam der Mitregierung des Volkes zuschritt, aber man hat erkannt, dass er die wahrhaft deutsche Heeresverfassung geschaffen, dass er die Wunden langer Kriege und schwerer Unterdrückung geduldig ausgeheilt hat, nachdem er in der Schule des Leidens nach Innen und nach Oben getrieben war. Seine Königin hat im Leben und im Tode dem deutschen Volke wie eine Heilige vorangeleuchtet und hat ein strahlendes Urbild einer deutschen Frau, das in den Herzen von Millionen glänzt, der Welt, dem Vaterlande hinterlassen. Er hat sein Volk die Wege des sittlichen Ernstes, der lauteren deutschen Frömmigkeit gewiesen. Man hat Friedrich Wilhelm's IV. Regierung beschuldigt, sie hätte die Hoffnungen Deutschlands getäuscht, weil auch sie, obgleich rascher, aber doch der Ungeduld nicht rasch genug, auf dem Wege seines Vaters weiter schritt, weil er auch entschiedener als dieser die alten Güter des Glaubens seinem Lande und ganz Deutschland werth zu machen suchte, weil er nicht undeutscher Verbildung nach französischem Muster ermuthigend entgegenkam. Er kam in eine Zeit, da auch unter uns materialistischer Ungeist, fleischlicher Genussdrang, gottesvergessene Selbstüberhebung freie Bahn forderte, und er hat sie nicht geöffnet. Er hat selbst den Schein der muthschwachen Friedensliebe nicht gemieden, um nicht vorschnell einem schwerlich gelingenden Anlauf die sichere Zukunft Deutschlands zu opfern. Er hat aber für Deutschland viel gearbeitet, gerungen, gebetet, aber auch gehandelt, und die fortschreitende Zeit wird den Strahlenkranz um das Haupt dieses Vollendeten immer heller erscheinen lassen. Er hat seinem Nachfolger ein kraftvolles, gesundes, den ewigen Gütern nicht verschlossenes Volk hinterlassen. König Wilhelm, der ächte Bruder dieses Königs und der ächte Sohn dieses Vaters und dieser Mutter, er hat — erst redlich den Kampf im Innern durchgekämpft und das preussische Königthum im constitutionellen Staate fest und würdig bewahrt, er hat sein Heer erst zu dem gemacht, was es als „Volk in Waffen" sein muss, er hat dem dänischen Uebermuth sein Ziel gesetzt, er hat Habsburgs unmöglicher Herrschaft in Deutsch-

land in gewaltiger Weise für immer ein Ende gemacht, er hat Preussen durch die Einverleibung der Lande der Fürsten, die sich nicht zu einem deutschen einheitlichen Vaterland bekennen wollten, zum starken Kern eines deutschen Bundes gemacht, er hat bitterlich ungern den aufgezwungenen Krieg mit Frankreich angenommen, er steht bescheiden wie immer und nur gebeugt durch die schweren Opfer an edlen Menschenleben, in der Siegerkrone da, als der König Deutschlands, und um ihn schaaren sich mit freudigem Vertrauen die angestammten Fürsten desselben. Welch eine andere Gegenwart als die Frankreichs!

III.

DIE ZUKUNFT.

Welches soll nun nach solcher Vergangenheit und in Folge dieser Gegenwart, was muss und wird die Zukunft Frankreichs und noch mehr, welches wird die Zukunft Deutschlands sein? Die Frage hat einen doppelten Sinn, indem sie sowohl eine Antwort über die nach den gegebenen Zuständen wahrscheinliche Zukunft beider Länder und ihres Verhältnisses zu einander verlangen, als eine Auskunft darüber erwarten kann, was Deutschland, bei welchem zunächst die Bestimmung über die Zukunft Frankreichs liegen dürfte, nach richtigen Grundsätzen der Moral und Politik und nach Maassgabe seiner eigenen und der allgemeinen europäischen Interessen beschliessen und thun und wie sich dazu in seinem eigenen Interesse das übrige Europa verhalten solle? Wir glauben, beide Auslegungen der Frage berücksichtigen, sie in beiderlei Sinn stellen zu müssen, da sie nur dann wirklich beantwortet werden kann. Denn Niemand wird bezweifeln können, dass Deutschlands und Europa's Beschluss und Thun durch die Aussichten mitbestimmt werden muss, welche der jetzige Zustand Frankreichs für die Zukunft darbietet.

Dass die bisherige Geschichte der französischen Nation auf dieselbe einen tief entsittlichenden Einfluss geübt hat, der durch allen Glanz der Civilisation, sofern sie nur die Oberfläche des Menschen- und Völkerlebens betrifft, nicht mehr verdeckt und nimmermehr aufgewogen werden kann, ist wohl nach dem bisher Ausgeführten klar. Man pflegt zu sagen, die inneren Zustände eines Volkes gehen seinen Nachbar und die anderen Nationen des Erdtheils nichts an, dieselben haben blos ihre Gränzen und die ungestörte Freiheit und die Gesundheit ihrer eigenen inneren Entwickelung zu behüten, ohne dafür verantwortlich zu sein, wie die jenseits ihrer Gränzen wohnende Nation mit sich selbst fertig werde, ob sie sich zu Grunde richte oder nicht. Diese Nicht-Intervention, wie man diese Gleichgültigkeits-Moral oder diese unmoralische Gleichgültigkeit getauft hat, kann ihren guten Sinn haben, so lange es sich um Nationen handelt, die ihres eigenen Schicksals Meister sind. Gewiss wird Deutschland niemals einen Krieg beginnen, damit die Franzosen sich monarchisch oder republikanisch verfassen, damit sie ihr Königthum nicht mit republikanischen Institutionen umgeben oder nicht ein Kaiserthum auf den Schild heben, das mit militärischen Institutionen umwallt ist. Wenn aber Frankreich einen Krieg wider Deutschland beginnt, blos weil dieses seine föderative Gestalt, wie sie seit bald sechszig Jahren und wie sie vorher Jahrhunderte lang bestanden hat, deren Unterbrechung nur in der Vergewaltigung von Seiten Frankreichs ihre Ursache hatte, neu ordnen, fester zusammenziehen, um einen neuen Mittelpunkt krystallisiren will, weil es dies nicht blos für einen Theil Deutschlands, sondern für das Ganze will, so hat doch Deutschland das Recht und die Pflicht, diese Einmischung zurückzuweisen und sie für die Zukunft unmöglich zu machen. Es ist also das von Frankreich verletzte Princip der Nicht-Intervention, was Deutschland zur Intervention zwingen kann, es handelt daher im Interesse dieses Princips. Und auch so wird es nicht die Pflicht haben, über die Form der Regierung Frankreichs von Aussen her und als Sieger mit der Gewalt der Waffen zu entscheiden, aber es wird ihm kein Vernünftiger das Recht bestreiten, die Fortdauer eines Zustandes

in Frankreich zu verhindern, so weit es dazu im Stande ist, welcher die Fortdauer der Intervention Frankreichs in Deutschland herbeiführen muss.

Welches ist nun dieser Zustand Frankreichs, dessen Fortdauer Deutschland im Interesse seiner eigenen inneren Selbständigkeit nicht dulden darf und soll? In welchem Zustand würde Frankreich durch seine Vergangenheit und Gegenwart sich in der nächsten Zukunft befinden, wenn die deutschen Waffen sich zurückzögen und es seiner eigenen freien inneren Bewegung überliessen? Wer es sehen will, der sieht und weiss es. Frankreich ist politisch unmündig, und zwar ist es dies durch seine kranke Einbildung von seinem unbedingten Recht zum Uebergewicht in Europa, durch die fixe Idee von sich selbst als der „grossen „Nation", woraus alle die albernen Redensarten von Paris als dem „Mekka der Civilisation", von der Unverletzbarkeit seines territorialen Bestandes, von dem „heiligen Boden Frankreichs" fliessen. Gilt dies für Europa als Wahrheit, oder lässt man den Wahnsinnigen mit seiner fixen Idee schalten, um durch Widerstand nicht einen Anfall von Tobsucht hervorzurufen, soll der Franzose an seinem kranken Wahne sich ferner berauschen dürfen, so heisst das nichts Anderes, als ihm das Messer in den Händen lassen, womit es den ruhigen Nachbar anfällt. Man lasse Frankreich ungestört in dem Zustande, welchen seine Geschichte herbeigeführt hat, so wird es der fixen Idee eine andere Wendung geben, nämlich die, dass ihm das Dasein unerträglich wird, so lange neben ihm eine starke, mächtige und in ihrem Innern selbständig sich gestaltende Nation steht. Es ist nicht blos das bonapartische Kaiserthum, welches zu seiner frohen Existenz die „Disposition" über Italien, Belgien, Holland, die Schweiz, welches des Rheins und der an ihn gränzenden Staaten als seiner Machtsphäre und seiner Vormauer gegen Oestreich oder Preussen, gegen den Machtkern Deutschlands bedarf, sondern es ist Frankreich. Das Kaiserthum ist blos eine einzelne der verschiedenen politischen Verkörperungen, die es sich giebt. Die anderen waren das absolute Königthum seit Richelieu — es hat diese Disposition verlangt und zu erzwin-

gen getrachtet —, die Republik — sie hat Holland, die Schweiz, Italien verschlungen und hat dasselbe mit Deutschland versucht. Nur die Zwischenzustände des bourbonischen constitutionellen und des Bürger-Königthums haben in gemässigterer Weise sich zu den Nachbarn verhalten, eben weil ihre Lebensbedingung sie hinderte, den ganzen Gedanken Frankreichs zu realisiren. Darum aber waren sie auch nur von kurzem Bestande und Frankreich ertrug sie nicht.

Also was wird die Folge sein, wenn Frankreich sich selbst, seinem eigenen Wahne überlassen wird? klar und einfach die, dass es diese vermeintlich unentbehrlichen Bedingungen seines befriedigten Daseins von neuem erstreben wird. Es kann sein, dass ein Jahrzehnt und mehr der Ruhe nach Aussen vergehen wird, weil nach einem Kriege, wie der jetzige, Zeit dazu gehört, die materielle Kraft des Landes wieder zu sammeln und zu steigern. Aber wird die neue Republik nicht zeigen wollen, zeigen müssen, um bestehen zu können, dass sie der wahre Zustand Frankreichs sei, dass unter ihrer Herrschaft die Niederlagen der vorausgegangenen Despotie gut gemacht, die Beleidigungen geräcbt, die alten Wünsche Frankreichs erfüllt werden? Wird irgend eine republikanische Regierung sich auch nur ein Jahr lang halten können, welche diese Wünsche hinter sich wirft und sich zum Grundsatze des Friedens und der Nichtvergrösserung offen bekennt? werden ihr nicht die fanatischen Demagogen, die der Masse durch ihre Zuversicht und ihre Versprechungen imponiren, das Heft aus der Hand winden? Und wenn die Republik auf diesem Wege in die Anarchie, in den beständigen wüthenden Kampf der Parteien um die Herrschaft übergeht, wird da nicht wieder die Sehnsucht der Ruhebedürftigen irgend eine mehr monarchische Dictatur erheben, und wird nicht dann wieder das Kaiserthum, oder wie es heisst, der Friede sein, bis wieder die innere Nothwendigkeit es zwingt, der Krieg zu werden, vielleicht nicht zuerst gegen Deutschland, sondern wohl gegen schwächere Nachbarn? und wenn dieser Krieg mit dem wahrscheinlichen Erfolge des Machtzuwachses geführt wird, kann es dann ausbleiben, dass ihm wieder der Versuch folgt, den starken Nachbar zu überwälti-

gen, kann ein Krieg mit Deutschland ausbleiben? Man müsste förmlich mit Blindheit geschlagen sein oder nur für die nächsten zehn Jahre rechnen wollen, um die Unausbleiblichkeit dieser Zukunft zu läugnen. Oder soll etwa die Zukunft Frankreichs noch eine andere werden, als die eines einheitlichen Staates, sei es Republik, Königthum oder Kaiserthum? Es sind Elemente dazu in der Vergangenheit und in der Gegenwart nicht zu verkennen. Die alten provinciellen, landschaftlichen Gefühle und Interessen wachen wieder auf. Abgesehen davon, dass in den alten grösseren Städten Frankreichs ein Missgefühl gegen den Alles verschlingenden Mittelpunkt Paris hervortritt, dem sie sogar ein feindliches Bombardement gönnen, so hat sich das alte Aquitanien gerührt und hat in der gegenwärtigen Lage, da in Frankreich eine rechtmässige Regierung nicht besteht, weil der Kaiser gefangen, die Regentin und der durch Plebiscit anerkannte Thronerbe geflohen ist, ein neues Plebiscit aber zur Wahl einer Verfassung und Regierung nicht stattgefunden hat, zunächst in Toulouse eine eigene Regierung bekommen, freilich auch nur durch Usurpation der ultrarepublikanischen Partei in dieser Stadt, nicht minder ist eine solche zu Marseille, der Hauptstadt der Provence, und am entschiedensten eine zu Lyon, der alten Burgunder Capitale, aufgetreten. Ein Zerfallen Frankreichs in seine alten Theile, die mit so viel Arbeit von Jahrhunderten, mit so viel List, Trug, Gewaltthat zusammengeschweisst worden sind, also eine Desorganisation der Nation, sofern sie politische Einheit geworden, stellt sich als die nächste Folge der politischen Unfähigkeit des Volkes, nämlich der Unfähigkeit, Treue zu halten, sich unterzuordnen, dem Ganzen das Einzelne zu opfern, heraus. Aber wird nun auch dies vorhalten und zu einer wirklichen Gestalt kommen? wird es wieder ein Nord- und Südfrankreich, ein Ost- und Westfrankreich nicht blos in Sitten und Mundart, sondern auch als politischen Körper geben? Ist es auch hier das Ende romanischer Völker, wie in Italien, dessen neue Einheit noch keineswegs zum Besitze der europäischen Welt geworden ist, in Stücke zu zerfallen und in Kleinstaaterei mit beständigem Verlangen nach Wiederherstellung der Einheit

unterzugehen? Dass bereits ein Staat französischer Zunge in Belgien besteht, ist doch ein unverkennbarer Fingerzeig auf die Möglichkeit eines solchen, ohne dass er nothwendig wieder assimilirt und verschlungen werden muss. Nicht minder das Bestehen der französischen Schweizer-Cantone und die lange Dauer der italienischen Herrschaft in Savoyen. Die Behauptung, dass die nationale Spracheinheit durchaus die politische bedinge, ist durch Frankreich selbst mit seinem deutschen Elsass und Lothringen neben den oben genannten Thatsachen und durch Deutschland widerlegt, das weder die deutsche Schweiz, noch bisher Elsass und Lothringen, noch die deutschen Städte der russischen Ostseeprovinzen zu seinem Reichsverbande zu ziehen gesonnen oder veranlasst war.

Das einzige was man mit einem grösseren Gewichte sagen kann, ist, dass die Franzosen die „Zerstückelung" nicht ertragen würden, über welche sie schon jetzt bei dem Verlangen, ihre deutschen Theile abtreten zu sollen, so laut klagen. Gewiss würden sie, so oft ein tieferes politisches Gefühl, mit der Erinnerung früherer Einheit und Macht in ihnen erwachte, sich politisch unglücklich und erniedrigt fühlen durch die Unmacht, welche die Theilung in kleinere Staaten mit sich brächte. Man kann auch sagen mit Recht, mit demselben Rechte, mit welchem ein Mann, der sein Vermögen verschleudert, seine Kraft in Sünden vergeudet, dadurch seine Stellung und die Achtung von Seinesgleichen verloren hat, mit bitterem Gefühl auf seine bessere Zeiten zurückschaut, da sich die nothwendigen Folgen seiner Thaten noch nicht in vollem Umfange zeigten. Wird man aber deshalb, damit er sein Leben nicht in Reue vertrauern müsse, von Seiten der Richter, welche ihm sein Eigenthum absprechen mussten, aufs Eifrigste dafür zu sorgen haben, dass ihm sein verprasstes Gut wieder werde, damit er es nochmals verschleudern könne, zumal, wenn man dies wirklich schon einmal und mit dem Erfolge gethan hätte, dass er denselben Gang wiederholte? Und ist nicht Frankreich 1815 wirklich in seine verschleuderten Güter wieder eingesetzt worden und steht jetzt abermals im politischen Bankerott? — Die Berufung auf das bittere Gefühl der Franzosen kann

also nichts zu bedeuten haben. Ist doch ihr Gefühl nicht viel minder bitter gewesen, als sie Belgien wieder abgeben mussten, Savoyen, Genua, überhaupt Italien? Hat sich nicht seitdem mit wenigen Unterbrechungen seine Gier immer gezeigt, entweder das Verlorene wieder zu erlangen oder für dasselbe Ersatz zu finden? — Die Gefühle könnten nur dann in die Wagschaale gerechter Entscheidungen über Frankreich durch Europa und vor Allem durch das siegreiche Deutschland ein grosses Gewicht werfen, wenn sie so allgemein, so tief und so sittlich ernst wären, dass man sie als Bürgschaft einer ganz neuen Zukunft des Landes betrachten könnte, wenn sie nicht blos ingrimmiger Schmerz wären über den selbstverschuldeten Verlust seiner Güter, seiner Einheit und Macht, sondern wahre Reue über seine Sünden. Darunter aber verstehen wir nichts Geringeres, als vor Allem die Einsicht, dass sie in Lug und Trug, in Gewalt und Willkühr seit Jahrhunderten als Nation gelebt haben, nicht nur anderen Nationen, vor Allem Deutschland gegenüber, sondern auch in ihrer inneren Politik, dass sie auf die Art von Republik für immer verzichten wollten, die in Frankreich war und ist, und die doch nur dss wüste Treiben der ungebändigten Naturkraft und das Spiel aller schlechten Leidenschaften bezeichnet. Zu einer grösseren Republik gehört Einfachheit der Sitten, unbestechliche Redlichkeit, Freiheit von selbstsüchtigem Streben, strenges häusliches Leben und eine gewaltige Selbstzucht, Alles Dinge, die Frankreich fast völlig fehlen. Aber auch dem Kaiserreich mit seiner Glorie müssten sie für immer den Abschied geben, denn es ist bei ihnen der höchste Gipfel der Corruption, der Inbegriff der sittlichen Gräuel, die heillose Scheinherrlichkeit einer erlogenen Gewalt. Seine Plebiscite sind Gaukelspiele und seine Freiheit ist blos die zum Bösen, während das Gute allenthalben gefürchtet und gehindert wird. Das constitutionelle Königthum aber hat dreimal, in verschiedenen Formen, den allerschmählichsten Bankerott gemacht und es wäre lächerlich den Versuch zum vierten Male zu machen.

Was aber soll denn werden? Die Antwort kann nur gegeben werden, wenn man tiefer greift. Mit dem gegenwärtigen

französischen Volke kann gar nichts werden, es wird immer derselbe Kreislauf wiederkehren. Wenn freilich Frankreich zu der oben genannten Umkehr, der sittlichen von Innen heraus, käme, dann würde derselben auch eine Wiedergeburt folgen. Eine solche aber besteht nicht in Programmen, wie das von dem Grafen Chambord oder dem Prinzen von Joinville, beide repräsentiren eine gescheiterte Gestalt der Herrschaft in Frankreich, beide sind als Versprechungen für die Zukunft nur Phrasengebäude. Soll aus Frankreich noch etwas Gesundes, politisch Lebensfähiges werden, so gilt es eine Umkehr von den falschen Wegen, also vor Allem von der leichtsinnigen und fleischlichen Zerstörung des Familienlebens, wie sie die Wurzel des Staatslebens zerfressen hat. Sittliche häusliche Ordnung, sittliche ernste Erziehung der Kinder, sittliche ernste Arbeit des Berufes, des Ackerbaues, der Industrie, des Handels u. s. w. mit der Möglichkeit für den Arbeiter für sich und seine Zukunft zu sorgen, tüchtiger Schulunterricht und wirkliche Bildung, statt der oberflächlich glatten, gewandten, aber inhaltslosen Rhetorik, der verzerrten Darstellung der Geschichte, der heuchlerischen Theologie, der windbeutelnden Philosophie, dies ist das Programm, welches Frankreich braucht. Und hier muss ich wiederholen, was ich schon öfter gesagt, was ich trotz aller Beschuldigung von „Katholikenhetze," wie sie ein ergrimmter Pfaffe kürzlich auf mich geschleudert hat, immer wieder sagen werde, die gegenwärtige Gestalt der katholischen Kirche kann Frankreich diese Wiedergeburt nicht schaffen, sie kann sie nur hindern. Hier reichen keine Weihrauchdüfte, keine Murmelmessen, keine inbrünstigen Marienanbetungen, keine mechanisirte Religion der Rosenkränze, kein allmächtiges, seinen Gott schaffendes Priesterthum, auch keine Werke der Barmherzigkeit, keine gutmüthig-idyllischen Pfarrhäuser aus, so schön Manches darin sein mag. Hier hilft nur die lebendige Predigt des Evangeliums von Jesu Christo, dem gottmenschlichen Erlöser und einzigen Mittler, von der Rechtfertigung vor Gott durch Ihn, die im Glauben ergriffen wird. Ich sage nicht, dass die Katholiken sollen Protestanten werden und habe es nie gesagt, aber dass sie evangelisch werden sollen

und von sich thun, was dem Mittelalter als äusserliche Zucht wohl etwas nützen, nie aber ein Volk geistig wiedergebären konnte. So lange Frankreich diesen Weg nicht betritt, so lange die Nation nicht statt elender Glorie den Frieden mit Gott sucht und findet, wird es mit dem Unterricht, dem Familienleben, der Erziehung nichts werden und die Nation wird in ihrem Pfuhle liegen bleiben und — ein schrecklicher Gedanke so vielen Millionen gegenüber — verrotten.

Ob in Frankreich in der Nation noch die sittliche Fähigkeit für eine solche Umkehr liegt, ich weiss es nicht und Niemand kann kurzweg: Ja! oder: Nein! dazu sagen. Aber jetzt ist der entscheidende Augenblick. Wird Frankreich in seinem Wechsel zwischen Revolution und Despotie, die zuletzt wieder dasselbe sind, bleiben, so ist es verloren und seine weltgeschichtliche Rolle ist, wie die der übrigen romanischen Nationen, dann ausgespielt. Spanien hat seine längst geendet, Italien bietet wenig Hoffnung dar, sich aus seinem Tode wieder aufzuraffen. Es hat eben so wenig die sittliche Kraft, wie Spanien und wie Frankreich, sich neu zu beleben, auch wenn es unter Einer Herrschaft steht und dann auch die Wege zur Republik u. s. w. durchläuft. Die Frage möchte nur sein, ob Frankreich zu der innerlichen Neubelebung „eher gelangen möchte, wenn es sich selbst zurückgegeben" würde, d. h. wenn ihm nach dem Kriege überlassen würde, als grosse, d. h. zahlreiche einheitliche Nation mit sich selbst fertig zu werden, oder wenn es aufhören müsste, eine europäische Macht, sei es ersten oder zweiten Ranges, zu sein.

Hiermit kommen wir auf die jetzige politische Frage, die des Friedensschlusses zwischen Deutschland und Frankreich und den Bedingungen, welche für denselben gestellt werden möchten, also auf Frankreichs nächste politische, europäische Zukunft. Mit Entsetzen haben die Franzosen und auch noch Etliche ausser Frankreich, z. B. einige Schweizer, gehört, dass der deutsche Bundes-Kanzler Graf Bismarck Frankreich zu einer Macht zweiten Ranges herabdrücken wolle, obgleich er etwas auch nur Aehnliches nie geäussert, sondern blos zu verstehen gegeben hat, dass die geraubten deutschen Länder Elsass und

Lothringen, die schon 1815 hätten von Frankreich abgetrennt werden müssen, wieder an Deutschland zu fallen haben würden und dass man derselben besonders zum künftigen Schutz gegen neue Raubanfälle Frankreichs gegen Deutschland bedürfe. Allerdings hat er auch gesagt, dass, wenn der Krieg noch fernere Opfer von Deutschland fordere, wie die Belagerung von Toul, Verdun, Thionville, Montmedy, Soissons, Schlettstadt, Neu-Breisach, Belfort u. s. w., die Umlagerung von Metz und Paris mit allen Ausfällen, die Treffen von Orleans und in den Vogesen sie schon seit diesem seinem Worte gefordert haben, so müssen darnach auch die Bedingungen des Friedens sich bemessen. Er hat geredet, wie ein besonnener und vorsichtiger Staatsmann reden musste, und kein nüchterner Mann würde etwas von Grausamkeit oder Ueberhebung aus seinen Worten heraus gehört haben.

Welches werden nun diese weiteren Bedingungen etwa sein können? Dass Deutschland nicht etwa eine bedeutende französisch redende und fühlende Bevölkerung sich einzuverleiben wünscht, wird man ihm glauben. Damit ist freilich noch nicht gesagt, dass man es nicht müssen wird, auch wenn man es nicht wünscht. In Metz wird französisch geredet und doch kann davon nicht die Rede sein, dass es französisch bleiben kann, um ferner die deutschen Grenzen zu bedrohen. Je mehr es durch die lange Dauer der Umlagerung seinen Werth zeigte, desto sicherer muss dies die Ueberzeugung aller Deutschen werden. Wie es mit den beiden übrigen alten deutschen Bischofsstädten Toul und Verdun in dieser Hinsicht steht, ob hier die Schleifung genügen wird, wollen und können wir nicht errathen. Aber wird denn Frankreich nicht Nancy (das deutsche Nanzig) zu einem eben so starken verschanzten Lager aufbauen, wie es jetzt Metz ist? Und wird überhaupt der Lothringer deutsch zu sein glauben, wenn diese seine Hauptstadt, die ihm vielmehr als Paris als solche gilt, französisch bleibt? Alles Fragen, welche die nahe Zukunft beantworten wird. Aber noch weiter, wenn wirklich Elsass und Lothringen wieder zu deutschen Ländern werden, was hat Deutschland gewonnen, Frankreich verloren? Man hat kürzlich in sorgfältigster

Weise die deutschen Sprachgebiete berechnet*) und gefunden, dass im Ganzen unter französischer Herrschaft ehemals deutsch redendes Land mit 1,600,456 Einwohner stehe, wovon aber 215,047 dem vlämischen Gebiete (Flandern) angehören, folglich Elsass und Lothringen nur mit 1,385,436 Einwohner. Diese Zahl würde also dem deutschen Volke (ausser Oestreich) von rund $38\frac{1}{2}$ Millionen zuwachsen, also die Gesammtzahl auf ziemlich 40 Millionen bringen, während Frankreich von etwas über 38 Millionen auf stark $36\frac{1}{2}$ Millionen sänke, denen aber seine Colonien mit rund $5\frac{1}{2}$ Millionen wieder zuzurechnen sind. Wir wissen, dass in Bezug auf die Militärkraft diese Colonien wenigstens theilweise mitzählen. Von einer irgendwie erheblichen Verrückung des Gleichgewichts der Volkskraft, soweit sie auf der Volkszahl beruht, zwischen diesen beiden Nationen kann daher bei Abtrennung selbst aller ehemals deutschen Gebiete von Frankreich nicht die Rede sein. Aber allerdings würde in strategischer Hinsicht wenigstens für die nächste Zeit Frankreich den Vortheil verlieren, den es durch Metz und Strasburg, als stärkere Festungen, durch jenes gegen Norddeutschland (Rheinpreussen), durch dieses gegen Süddeutschland, besass. Die Schleifung von Luxemburg, das von Preussen besetzt war, hat für deutschen Besitz den Werth von Metz noch erhöht. Dagegen ist es für Deutschland von sehr hohem Werthe, dass nicht gerade dem in kleinere Staaten getheilten Süddeutschland gegenüber ein Ausfallsthor, wie Strasburg sich nahe gegenüber befinde. Es gestaltet sich durch den Besitz von Metz und Strasburg mit dem zwischen jener Stadt und dem deutschen linksrheinischen Gebiete und dem zwischen dieser Stadt und dem West-Abhange der Vogesen gelegenen Lande, die Stellung Deutschlands zu Frankreich auf eine neue Weise. Der Krieg, wenn wieder ein solcher zwischen beiden Ländern ausbricht, beginnt näher an Paris und kann rascher von deutscher Seite anfangen, weil Metz, Strasburg und die Rheinfestungen das Kriegsmaterial in grösserem Maasse bewahren. Eine wirklich grosse Festung

*) R. Boeckh: Der Deutschen Sprachgebiete und Volkszahl in den europäischen Staaten. Berlin 1870, S. 300 ff.

müsste von Frankreich erst wieder geschaffen werden, um einen schnellen Vormarsch in das Herz des Landes zu hindern. Das bisherige Süddeutschland aber ist geschützt durch die neuen Vorlande, die freilich alsdann ebenso gut zu Deutschland gehören, wie Baden, Baiern, Hessen, Württemberg, oder die preussischen Rheinlande. Allerdings immer ein bedeutender Gewinn von militärischer Sicherung und dadurch ein Gewinn für die wahrscheinliche Erhaltung des Friedens.

Aber die Frage ist damit noch immer nicht beantwortet, wie es zwischen Deutschland und Frankreich werden solle und müsse, damit der Friede dauernd sei.

Man schliesse aus den jetzigen Zuständen auf die nächste Zukunft. Die Nation ist erschreckt und ergrimmt über ihre Niederlagen, je länger je mehr hülflos und unfähig, sich zu vertheidigen. Lassen wir noch zu der Uebergabe von Metz die von Paris als ein unausbleibliches Ereigniss hinzukommen und sie wird sich dem Bedürfniss, Frieden zu suchen, der Nothwendigkeit, ihn auf alle vom Sieger auferlegten Bedingungen zu schliessen, nicht mehr entziehen können. Aber wird sie, von ihrern Führern belogen, gestachelt, falsch vertröstet, dies mit einem andern Hintergedanken thun, als sich später ihres Schadens zu erholen? Geld wächst, wenn auch riesige Summen bezahlt werden müssen, aus dem reichen Boden des Landes wieder zu, in zehn Jahren ersetzt sich viel und Soldaten kehren aus der Gefangenschaft zu Hunderttausenden heim und wachsen gleichfalls im Lande nach. Es wird sich also nur darum handeln, auf ein Jahrzehnt die ganze Kraft der Bereitung zu neuem Krieg zu widmen. Wie schon dieser für Frankreich so unglückliche Krieg zur „Rache für Sadowa" begonnen, welche Racheglut wird der Verlust von Elsass und Lothringen und die verlorene Kriegsehre der Unbesiegbarkeit entzünden. Das also steht fest, dass Frankreich den Frieden schliesst, um neuen Krieg zu beginnen. Dass derselbe im nächsten Falle ungünstiger für Frankreich anfangen würde, als diesmal, weil kein Metz und Strasburg ihn mehr deckt, diesen Zweifel wird es den blinden Leitern der Nation leicht gelingen ihr auszureden. Hat sie kein Metz und Strasburg mehr, so

wird auch nicht wieder der unglückliche Fall eintreten, dass sie allein, ohne Bündniss, Deutschland zu bestehen haben wird, und ein Bündniss, sei es mit Oestreich, mit Russland, selbst nur mit dem inzwischen gekräftigten Italien, wird ihr den Ausfall reichlich decken und ihr die Hoffnung geben, auch das Verlorene wieder zu erlangen. Es ist dabei, es sei noch einmal wiederholt, völlig gleichgültig, welche Verfassung und welche Personen Frankreich beherrschen, sie werden alle dies glühende Nationalbedürfniss der Rache sich aneignen müssen, um festen Boden im Innern unter sich zu haben. So lange Frankreich ein politischer Körper auch nur annähernd von seiner jetzigen Grösse bleibt, wird es so kommen, weil dies im Charakter des Volkes und in der zwingenden Macht der Umstände liegt.

Lässt sich denn ein Anderes nicht denken, nämlich, dass dauernder Friede sei zwischen den beiden mächtigen Nationen? Denken wohl, wenn der Sinn für den friedlichen Genuss der von Gott gegebenen Güter, der materiellen und geistigen, dem Franzosen ebenso genügen könnte, wie dem Deutschen. Wir, die Deutschen, werden sicher den Franzosen ein befriedigendes Volksdasein von Herzen gönnen, wir werden die ihnen von Natur eingeborenen Gaben anerkennen, vielleicht auch künftig nur zu sehr anerkennen. Aber Frankreich müsste erst ein anderes Land und Volk werden, wenn es sich dabei genügen liesse. Der Ehrgeiz, die Eitelkeit, die Herrschsucht müssten nicht in denen toben, welche zu jeder gegebenen Zeit die Zügel der Nation in Händen haben, die Litteratur, die öffentliche Meinung, die Presse müssten nicht mehr an die schlechtesten Leidenschaften der Volksmasse sich wenden, der diabolische Trieb, allein auf der Höhe zu stehen und Alles um sich her zu erniedrigen, müsste verschwunden sein, dann könnte es zu dem erwünschten friedlichen Nebeneinanderleben kommen. Aber dazu wird und kann Frankreich nicht sofort aus diesem Kriege übergehen. Wie soll es dazu kommen?

Es giebt nur Ein Mittel, nämlich die Herbeiführung der Unmöglichkeit, so weit sich in menschlichen Dingen eine solche erreichen lässt, der Unmöglichkeit für Frankreich, den

Frieden Europa's zu Zwecken der Eitelkeit, der Ruhmsucht, der Rache für erlittene Niederlagen zu stören. Aber in dieser Unmöglichkeit befindet sich ein Volk von vierzig Millionen nie auf lange Zeit. Es kann erschöpft werden, tief erschöpft, aber es erholt sich wieder. Menschen sterben und Menschen werden geboren. Die gegenwärtige Generation wird vielleicht mit ihrem Gram, besiegt zu sein und mit ungesättigtem Durst nach Rache hinwegsterben müssen. Aber wird die nächste nicht das Lied, das ihr an der Wiege gesungen ward, zur Wahrheit machen wollen? werden die künftigen Generationen kein Erbe des Hasses antreten? Vielmehr umgekehrt, das Unglück vergisst sich, das Kraftgefühl erneuert sich. Man hat daran gedacht, Frankreich, wie es die Schweiz und Belgien zu neutralen Nachbarn hat, deren Unangreifbarkeit durch die europäischen Mächte garantirt ist, noch andere neutrale Nachbarn zu geben. Aber haben die Verträge den Kaiser Napoleon gehindert, mit Preussen gemeinschaftliche Sache machen zu wollen, um sich Belgien anzueignen und Preussen dafür Holland zu überlassen? Haben sie ihn gehindert, ein Stückchen der neutralen Schweiz abzureissen? und wäre Europa im Stande gewesen, wenn Preussen nicht rechtschaffener und klüger war als Napoleon, diese Gewaltthat zu hindern? Der Gedanke der Neutralisirung, wo er sich aussprach, war zuerst auf Elsass und Lothringen als zu neutralisirende Länder gerichtet, durch deren Eintritt in diese Stellung, wenn auch Holland dieselbe Neutralität erhielte, wie Belgien und die Schweiz, allerdings eine neutrale Zone (Schweiz. Burgund, wie es hätte heissen können, Holland, Belgien) entstände, welche Frankreich gegen Deutschland abschlösse. Man antwortete aber diesem Gedanken mit Recht, dass ein Staat von höchstens 1½ Millionen (Elsass-Lothringen), dessen Einwohner seit 150, zum Theile sogar seit 300 Jahren, französisch gewesen, stets nur ein Trabant Frankreichs bleiben und seine Neutralität im Falle eines Krieges selbst schwerlich wahren würde, weil ihm ja Schlimmeres doch nicht widerfahren könnte, als Einverleibung in Deutschland, sofern dieses siegreich bliebe; dass eine Wiedergewinnung deutschen Wesens in diesen Provinzen unter diesen Umständen sicher nicht ein-

treten, vielmehr Frankreich mittelbar doch an Deutschland gränzen würde; dass ein so kleiner Staat so grosse Festungen, wie Metz und Strasburg, als Schutzwehren nicht aufrecht zu halten vermöchte. Man hat eingesehen, dass, wenn Frankreich aus dem von ihm muthwillig und übermüthig uns aufgedrungenen Kriege nicht lächelnd über unsere Gutmüthigkeit hervorgehen solle, wir nothwendig gerade diese festen Plätze und diese Länder für Deutschland gewinnen müssen, und es ist nunmehr die öffentliche Meinung Deutschlands geworden: Elsass und Lothringen müssen deutsch werden. — Gut, dann gränzen wir jenseits derselben an Frankreich und die Frage kehrt wieder, wie wir uns vor demselben sicherzustellen haben?

Der zweite Gedanke war daher, noch hinter dem deutschen Lothringen und Elsass, in den französisch lothringischen und ehemals burgundischen Landen ein neutrales Königreich Burgund (Nord-Burgund) erstehen zu lassen, etwa von einem deutschen Fürsten monarchisch-constitutionell regiert, das Deutschland den gesuchten Dienst leisten sollte. War es aber neutral, so verlor ja Deutschland, wenn etwa Frankreich es an seiner Nordküste angriff, wenn es Mittel fand, mit mehr Erfolg als diesen Sommer mit seiner Flotte gegen Deutschlands Küsten zu operiren, die Möglichkeit, ihm auf dem Landwege zu antworten. Sollte diese neutrale Zone wirklich als eine solche hergestellt werden, um einen Krieg zwischen dem in seiner Grösse wesentlich unveränderten Frankreich und Deutschland unmöglich zu machen, so war es unerlässlich, die deutsche Flotte auf Kosten Frankreichs so zu verstärken, dass sie der französischen im Seekriege gewachsen wäre, auch selbst, wenn sie mit der englischen verbündet ankäme. Dies würde denn für den bevorstehenden Frieden die für Frankreich furchtbare, für England wohl höchst unangenehme Bedingung der Auslieferung der französischen Panzerflotte oder eines bedeutenden Theils derselben empfehlen. Mit ihr könnte Deutschland auf eine solche absperrende Neutralität etwa eingehen und nach dem Westen hin den Frieden gesichert erachten. Allein, wenn Frankreich die Neutralität dieses Königreichs Burgund einmal misachtete und durch dasselbe auf Deutschland losginge, weil

es den Vertrag, auf welchem sie ruht, als eine nicht länger zu duldende Schmach ansähe? Man denke sich die französische Presse, wenn sie nun an die Stelle der Rheingränze in ihrer Hetzerei die Vogesengränze setzte. Man könnte sich sagen, dass ein solcher Fall nicht wahrscheinlich sei, wenn hinter der Neutralität dieser Gebiete die Executive von ganz Europa stünde, wenn mit der Neutralität des einen Landes auch die der andern Länder gebrochen wäre, ja diese verpflichtet würden, gegen den Angreifer mit bewaffneter Hand vorzugehen. Allein ist man der politischen Conjuncturen und Stimmungen der Zukunft sicher genug, um an die Ausführung einer solchen Maassregel auch nur zu glauben? Hört man doch schon heute sagen, dass England wohl kaum für die Neutralität Belgiens einen Krieg unternommen haben würde. Weniger noch würde es dies thun, wenn es weder Belgien noch Holland, sondern Burgund oder die Schweiz gälte. Und das ferne Russland, wie leicht könnte ihm ein solcher Krieg als zu weit entlegen erscheinen. Also nur Oestreich und etwa Italien bliebe noch übrig, um mit Deutschland den frechen Ruhestörer zu strafen. Man könnte ferner sagen, wenn mit der Brechung der Neutralität des eines Gebietes auch die der andern gebrochen wäre, so würde eben damit Frankreich, da es in der Wirkung auf eins und dasselbe hinausliefe, geradezu die Wahl geöffnet, auf welchem ihm bequemen Punkte es gegen Deutschland losfahren wollte. Allein dagegen spricht die Wahrscheinlichkeit, dass es schwerlich, wenn Elsass und Lothringen mit Metz und Strasburg deutsch wären, sich nach dieser Seite wenden würde, und die Schweiz würde ihm nun, wenn es Oestreich oder Italien auf seiner Seite hätte, einen bequemen Durchgang zum Angriffe bieten. Am nächsten liegt die Erwartung, dass die belgische Seite es sein würde, auf welcher Deutschland den nächsten Angriff zu erwarten hätte. — Die Umschliessung Frankreichs mit einer Zone selbständiger Staaten, die es überwachen sollten, wenn diese nicht eigentlich neutral, sondern blos für Frankreich unzugänglich sein sollten, möchte den Charakter einer Mauer, die den Verbrecher oder den Wahnsinnigen zum Schutze der übrigen Gesellschaft einschliesst, also die Behandlung

Frankreichs als eines Sträflings oder eines Kranken tragen, und daher, wenn man sie vorschlüge, schwerlich den Beifall des übrigen Europa finden.

Mit allen diesen etwaigen Vorschlägen und Ideen ist überdies die einer möglichen Strafe für das eingeengte Volk verbunden, wenn es etwa doch seiner Leidenschaft nicht gebieten könnte und die Mauer überspränge oder durchbräche. Welches könnte diese Strafe sein? Es lässt sich etwas Anderes nicht denken, als dasjenige, worüber die Franzosen schon jetzt so ungeberdig klagen, die Zerstückelung, die Theilung. Anders liesse sich diese kaum projectiren, denn als ein Zurückgehen auf die früheren Zustände, deren Ueberwindung zu dem einheitlichen Frankreich geführt hat. Da böte sich das Rhone-Gebiet bis an das Mittel-Meer, das alte Süd-Burgund, das arelatische Reich dar, und neben demselben das alte Aquitanien, vom Mittelmeer bis zum Golfe von Biscaya, mit den Herrschersitzen Lyon und Toulouse, dann die eigentliche Mitte Frankreichs, das alte Francien, von den Garonne-Zuflüssen zu denen der Loire und Seine, mit dem Mittelpunkt in Orleans oder auch in Paris. Wenn Herrscher für diese verschiedenen Abtheilungen, welche ausser dem Osten, der in Nord-Burgund selbständig, in Elsass und Lothringen deutsch geworden wäre, noch bestänben, gesucht würden, sie böten sich von selbst dar in den Sprösslingen der verschiedenen Königsfamilien, den Bourbons, den Orleans, den Buonaparte, deren feindliches Verhältniss unter einander oder etwa gemeinsames Verhalten zum übrigen Europa dann immer wieder unter die Aufsicht dieses letzteren zu stellen bliebe.

Von allen diesen Gedanken, bis zu welchen hinaus die Betrachtung des französischen Volkes in seinem Verfalle und seiner diesen Verfall herbeiführenden Geschichte locken kann, möchte wohl keiner in der nächsten Zeit verwirklicht werden, aber sie sind doch alle wenigstens vorüberfliegende Vorschatten der möglichen Zukunft Frankreichs. Ja, wenn man hoffen dürfte, dass die oben geforderte Selbsterkenntniss und sittliche Wiedergeburt der französischen Nation durch eine solche politische Vernichtung Frankreichs unfehlbar herbeigeführt würde,

so möchte auch ohne Hass gegen die Nachbar-Nation der Wunsch im Herzen eines Deutschen aufsteigen, dass es zu diesem Aeussersten komme. Aber wer kann das versichern? Es muss also auf die gründliche Heilung Frankreichs und eben damit auf die dauernde Sicherung Deutschlands vor demselben verzichtet werden, und wir müssen uns begnügen mit der erhöhten Sicherheit, welche uns der Besitz von Elsass und Lothringen mit Strasburg und Metz gewährt, und mit der kürzeren Bürgschaft des Friedens von dieser Seite, welche die Schwächung und Erschöpfung Frankreichs darbieten wird.

Worin liegt aber der Grund der praktischen Unausführbarkeit der verschiedenen Ideen, Vorschläge oder — wenn man will — Träume? Er liegt zunächst im Gesammtleben Europa's. Das siegreiche Deutschland kann seinen deutsch-slavischen und slavischen Nachbarn auch etwas wie jene oft genannten „patriotischen Beklemmungen“ erwecken. Deutschland, nach Westen zu völlig gesichert, kann seine gewaltige Wehrkraft nach Osten kehren. Es ist zwar zu hoffen, dass es dies auch unter den günstigsten Umständen nicht thun würde. Denn, wenn es schon kein französisches oder auch nur ehemals deutsch gewesenes, aber französirtes Gebiet sich „annectiren“, sondern blos das deutsch gebliebene Volk der Elsässer und Lothringer sich wieder einverleiben will, so ist darüber kein Zweifel, dass es noch weniger Neigung haben kann, slavisches Gebiet zu erobern, den ganzen Hass der polnischen Frage auf sein Haupt zu ziehen, da es mit dem halben schon genug zu kämpfen hat. Gebiets-Erweiterung ist dem deutschen Volke kein Bedürfniss. Nur das deutsche Oestreich könnte, sofern der Kaiser-Doppelstaat noch einmal den Waffengang, jetzt nicht mehr blos mit Preussen, wagen wollte, ein Gegenstand der Wünsche sein, um wieder mit dem deutschen Bunde das Mittelmeer zu erreichen und für die Lösung der orientalischen Frage sich zu bereiten. Allein dieser letzte Zweck liesse sich auch ohne Krieg und Eroberung erlangen, gerade durch das freundlichste und innigste Verhältniss mit Oestreich, und das slavisch durchschossene Deutsch-Oestreich ist durch keine innere Nothwendigkeit zum deutschen Bunde gewiesen. Vielmehr giebt es sehr ernste

Gründe für den Wunsch, dass die Erzherzogthümer mit Tyrol bei dem Kaiserstaat bleiben mögen, Gründe der weittragendsten Art. Es ist daher ein Grund zur Furcht vor kriegerischer Berührung mit Deutschland in der That weder für Oestreich noch für Russland in Wirklichkeit vorhanden. Allein hier kommt es nicht blos darauf an, dass er nicht vorhanden sei, sondern fast noch mehr darauf, dass er nicht als vorhanden geglaubt werde. Gewiss würde Europa die politische Vernichtung Frankreichs nicht zugeben und sie für eine unverhältnissmässig grosse Folge dieses Krieges halten, obwohl sie der ganzen Geschichte Frankreichs gegenüber ohne Zweifel näher gelegt sein dürfte.

Endlich Deutschland selbst. Wahrlich, man möchte es ihm gönnen, dass es einmal aus der beständigen Erwartung eines Krieges herauskäme, dass es seinen Staatslenkern vergönnt wäre, die pecuniären Mittel, die in so hohem Maasse auf die Erhaltung der Wehrkraft für den Krieg verwendet werden mussten, den Aufgaben des Friedens und der innern Entwickelung zuzuwenden und so den tausendfach ausgesprochenen Wünschen der Volksvertretungen entgegenzukommen. Allein, auch dagegen lassen sich Stimmen vernehmen, dass ein Friede von einem halben Jahrhundert vorausbereitet und dadurch die so vielfach heilsame Spannung der Kräfte der Nation erschlafft würde. Die Ausbildung des Volkes in Waffen kann und darf unter keinen Umständen unterbleiben, sagt man, wenn nicht eine sittliche Ermattung, ja wohl gar eine Fäulniss das Volksleben ergreifen soll. Vielmehr ist ja die Einheit Deutschlands so eben erst durch den gemeinsamen Kampf wider den äusseren Feind herbeigeführt, und „Blut und Eisen“ der Kitt geworden, durch welchen Deutschland zusammengehalten wird. Nur die Mittel, durch die eine staatliche Gestalt gegründet ist, vermögen sie auch zu erhalten, und schon deshalb ist nicht zu wünschen, dass die Möglichkeit eines Krieges zu weit aus dem Gesichtskreise der deutschen Nation hinausgerückt werde.

So sind wir mit den Gedanken der Zukunft wieder auf den heimischen Boden zurückgekehrt. Hier wird es sich zuerst fragen, ob wir Deutschen nunmehr die Erben der Franzosen

werden und in Selbstüberhebung und im Rausche der eigenen Herrlichkeit uns selbst als die erste Nation Europa's preisen dürfen? Hierauf, wir sind dessen gewiss, antwortet ganz Deutschland mit Nein! Wir wollen, dergleichen zu sagen, andern Nationen überlassen und nach dem Vorbild unsers herrlichen königlichen Führers vor Menschen bescheiden und vor Gott demüthig sein und bleiben. Wir wollen auch nicht auf unseren Lorbeeren ruhen und der Ueppigkeit pflegen, vielmehr in ernster Arbeit unsere nationale Kraft und Grösse ferner ausbilden. Zunächst ist ja das Band, welches uns mit den südlichen Deutschen so rasch geeinigt hat, das Band der gemeinsamen Krieges- und Siegesarbeit zu einem dauernden staatlichen zu gestalten, ohne dass doch die südliche Eigenthümlichkeit und besondere Kraft ihre freie Regung verliert, ohne dass wir durch die Vereinigung selbst eines Theils der Güter verlustig werden, welche dieselbe so wünschenswerth erscheinen lassen. Dann ist ja die grosse Frage zu entscheiden, in welcher Weise der gemeinsame Siegespreis zu bewahren und geistig und volksmässig erst recht zu gewinnen, innerlich anzueignen sei? Ob Elsass und Lothringen dem Bunde oder Reiche Deutschlands gemeinsam angehören sollen und keinem seiner Staaten zuzuweisen, ob sie mit einem der deutschen Länder ganz oder in Bruchstücken zu verbinden, ob sie als ein neuer südlicher Kleinstaat den bisherigen an die Seite zu stellen seien? Fragen, die bereits an den maassgebenden Orten in ihrer Lösung begriffen sein mögen.

Ist der norddeutsche Bund erst zum deutschen erweitert und dadurch zugleich in sich selbst umgestaltet, was noch längere gemeinsame Arbeit fordern dürfte, so erhebt sich eine neue grosse Frage, wahrlich nicht die eines Titels blos, wie das Oberhaupt heissen soll, in dessen Hand zuletzt nach ächt deutscher Verfassung die Zügel dieser gewaltigen deutschen Volksmacht liegen sollen. Dass es Preussens König ist, daran ist ein Zweifel nicht möglich. Aber man hat schon gefragt, ob er dann deutscher Kaiser heissen soll? Es ist auch mit Recht schon gesagt, dass weder das heidnisch-römische, noch das christlich-römische Kaiserthum mit seiner Weltherrschaft

und Unterdrückung der Nationen von vielen Sprachen und Zungen, noch das mittelalterliche Kaiserthum mit seinem Gedanken der Universal-Monarchie neben der geistlichen des Papstes, mit seiner Bekehrung der Heiden durch das Schwert, mit seinem unvermeidlichen Kampfe zwischen dem Einheitsstaate und dem Fürstenbunde, dass auch nicht die Zusammenfassung vielsprachiger Volksgebiete unter Einer Herrschaft, wie in Oestreich und Russland, während in Deutschland gerade die deutsche Nationalität der feste Grund der Staaten-Gemeinschaft sein soll, dass aber am allerwenigsten das französisch-napoleonische Zerrbild des antiken und mittelalterlichen Cäsarenthums mit seiner revolutionären Unwahrheit dem deutschen Volke als glänzende Krone erscheinen darf. Wohl hat man von dem republikanisch klingenden „Präsidenten" des Bundes sich nicht ohne Grund abgewendet und in edlem Schwunge an das uralte Deutschland erinnert mit dem Grusse: Herzog der Deutschen! Wenn auch Sachen und Namen nicht gleichgültig nur an einander hängen, so kann doch gefragt werden, warum der Geschichte ihr Recht nicht soll gelassen werden, vermöge welcher der König von Preussen das Oberhaupt des deutschen Bundes ist? Und was er ist, das kann er auch heissen.

Sind alle diese Fragen entschieden und die Bewegungen um dieselben zur Ruhe gelangt, ja, auch ehe dies geschehen, drängen sich die Beziehungen des neuen vergrösserten und in sich befriedigten Deutschlands zu dem nächst verwandten Oestreich zur Beachtung und Bearbeitung heran. Hier ist nicht mehr blos der eigene deutsche Wille zur Entscheidung berufen, sondern ein weitreichender machtvoller Staat ist in seinen mit den unsrigen gemeinsamen und in seinen besonderen, uns fremden Interessen zu berühren. Es ist zu sorgen, dass er nicht in einer Störung des einheitlichen deutschen Lebens sein Genüge suche, sondern sich als eine weitere Ergänzung, als die unentbehrliche Brücke Deutschlands zu den nächst verwandten slavischen Nationen betrachte und seine grosse Aufgabe der Durchdringung derselben mit dem ihnen so unentbehrlichen deutschen Geiste erkenne, dass ihm in dieser Aufgabe die

Quellen des deutschen Lebens in jeder Weise zugänglich bleiben. Oestreich ist die Vermittelung Deutschlands nicht blos mit der Slavenwelt, sondern auch mit dem Oriente. Zwischen ihm und Deutschland nicht blos friedliche, sondern freundliche, ja möglichst innige Beziehungen zu pflegen, ist eine unverkennbare Aufgabe. — Noch weiter aber muss diese sich ausweiten in Betreff des grössten Volkslebens mit germanischer Grundlage, des englischen, und des richtigen Verhältnisses zu den kleineren germanischen Volksganzen in Skandinavien (Schweden-Norwegen und Dänemark) ferner in Holland und zu den germano-celtischen Gebieten Belgiens und der Schweiz. Es ist der germanische Bund mit den germanischen Schutzstaaten, was hier in den Wegen der Zukunft liegen mag.*) Die romanische Welt aber dürfte ihre grössere weltgeschichtliche Rolle ausgespielt haben und nur vermöge der Gemeinschaft des Lebens mit der germanischen Welt im europäischen Gesammtleben eine mehr oder minder hohe Stelle einnehmen können. — Die Gemeinschaft aber ist und bleibt die der christlichen Gesittung, an welcher vor Allem die Kirche mitzuarbeiten hat. Sie also wird auch für das erneuerte und befestigte Deutschland ein Gebiet bleiben, auf welchem der Kampf der Geister noch ferner seine Schlachten liefert, und neben ihr und bald mehr mit ihr, bald mehr im Gegensatze wider sie die nimmer rastende Wissenschaft, beiden aber verwandt und angehörig die ideale Gestalten schaffende Kunst. Deutschland soll das Volk des Gedankens, der Wissenschaft bleiben, und nicht minder das Volk des religiösen Geistes. Eine riesige Aufgabe, nur in Gemeinschaft mit den übrigen Culturvölkern zu lösen, bleibt für dasselbe die Versöhnung der bisher feindlich Getrennten. Katholicismus und Protestantismus, Kirche und Individualität der freien Persönlichkeit, Auctorität und Selbstkraft, diese Gegensätze sind nicht erst seit der Reformation in der Christen-

*) Vergl. Hoffmann: Deutschland einst und jetzt. S. 417 ff., Deutschland und Europa im Lichte der Weltgeschichte. Berlin 1869. S. 100 ff., 152 ff, wo diese Verhältnisse eingehender besprochen sind.

heit erweckt, sondern sie haben sich zu allen Zeiten in ihr bewegt, freilich stärker als je, seit der Katholicismus zum kirchlichen Romanismus und zum Jesuitismus, seit der Evangelismus zum blossen Protestantismus und zum sophistischen Nihilismus sich depravirt hat. Hier ist ein Gebiet noch langer ernster Arbeit für die deutsche Zukunft, und die Hoffnung der Deutschen muss die Ueberwindung der falschen und die Versöhnung der berechtigten Gegensätze sein, dass deutsches Christenthum in verschiedener Gestalt und reicher Mannichfaltigkeit und doch in Eintracht und dadurch im Segen für das Volksleben walte.*)

Dass in dieser Arbeit die Stelle der Hohenzollern auf Preussens Thron auch die an Deutschlands Spitze ferner sein wird, des darf sich alles deutsche Volk getrösten und, wie bisher an seinen Friedrich Wilhelmen vom grossen Kurfürsten an bis zu dem jetzigen Helden- und Siegeskönig, so auch an dem im Glanze selbsterkämpfter Siege leuchtenden Erben des Thrones seine Lust sehen.

Darum, Deutschland, du wirst kein Frankreich werden, du wirst bleiben und immer herrlicher werden, was du bist! Deutsches Volk, du wirst nicht der Sünden und Laster Frankreichs Erbe sein, wohl aber als Sieger über dasselbe der wirkliche Erbe der Macht, die es nur scheinhaft besass. Du wirst in bescheidener und vor dem Ewigen demüthiger Arbeit, in Ersteigung aller Höhen und Ermessung aller Tiefen der geistigen Welt zugleich das Volk in Waffen sein. Du wirst nicht mehr als eine Nation von „Denkern und Träumern“ belächelt werden, die anderen Nationen die irdische Wirklichkeit als ihre Domäne überlasse. Du wirst aber auch nicht kriegsgierig und eroberungslustig deinen Ruhm nur in den Waffenthaten suchen, wirst es nie vergesssen, dass in deinen Söhnen, die für dich in den Schlachtentod gegangen sind, viel edle Kraft, herrliche Bildung, reine Gesinnung, lautere Frömmigkeit hin-

*) Auch hier verweise ich auf früher Gesagtes in: „Deutschland einst und jetzt“. S. 439 ff., „Deutschland und Europa“. S. 218 ff.

geopfert ist, welchen durch keinen eitlen Glanz und Prunk, auch nicht durch das Seufzen unterdrückter Völker, sondern nur durch eine Zukunft des Friedens, der ächten Gottesfurcht, der standhaften Treue und der wahren Freiheit und ebendamit durch das sich entwickelnde Reich des Geistes der Dank dargebracht wird, dessen sie werth sind.

Der Herausgeber.

DEUTSCHE BRIEFE.

II.

AN DIE BISCHÖFE DER KATHOLISCHEN KIRCHE IN DEUTSCHLAND.

Hochwürdigste, Gnädige Herren!

Der ehrliche Deutsche, welcher es sich zur Pflicht gemacht hat, auf den an „den ehrlichen Deutschen" gerichteten Sendbrief des grossen Kurfürsten von Brandenburg eine späte Antwort ergehen zu lassen, ist nicht in der bequemen Lage, seine Antwort an das erhabene Haupt zu richten, welches den für alle Zeiten denkwürdigen Brief hat ausgehen lassen. Er kann sich nicht einmal dabei beruhigen, wie er gethan, an die erhabenen Nachfolger des erlauchten Schreibers und an die Nachfolger seiner deutschen Mitfürsten mit seiner Antwort sich zu wenden.*) Er muss vielmehr an alle diejenigen, welche in Deutschland eine weitgreifende leitende Stellung einnehmen, sein Wort gelangen zu lassen suchen. Denn nur in dieser Weise kann er einigermaassen hoffen, mit den Wünschen und Gedanken Gehör zu finden, welche ihn als deutsche Wünsche und Gedanken bewegen.

Die Reihenfolge, in welcher er dies thut, kann er nicht nach Rangstufen der Höfe und der Gesellschaft bemessen, sondern er muss sich hinsichtlich derselben durch die Interessen seiner Nation, wie er sie auffasst und versteht, bestimmen lassen. Er ist evangelischer Christ und hätte daher viele Ursache,

*) Deutschland 1870. Bd. 1. S. 62 ff. (An die Fürsten Deutschlands.)

an die Leiter und Führer seiner eigenen Kirche sich zu wenden, und wird dies wohl seiner Zeit auch noch thun. Aber er ist vor Allem Deutscher, der sich fragt, wo die sein Vaterland drückenden Schäden liegen und von welchen Seiten ihre Abhülfe kommen müsse, wenn sie gründlich und nachhaltig sein solle.

Er darf sich Eurer Hochwürden und Gnaden Zustimmung versichert halten, wenn er von der Ansicht ausgeht, dass die kirchliche Spaltung nicht einen geringen Antheil an den Uebeln gehabt habe, an welchen das deutsche Vaterland seit mehr als drei Jahrhunderten krankte, und dass auch selbst ein vollständigeres Gelingen seiner politischen Einigung, als die bis jetzt erreichte ist,*) diese Uebel nicht heilen könne, wenn die Spaltung auf dem innersten Gebiete des Volkslebens, dem religiösen und kirchlichen, nicht nur fortbestehe, sondern sich immer mehr zu einer unausfüllbaren Kluft erweitere. Nur darin wird zwischen uns eine grosse Verschiedenheit der Ueberzeugung sich finden, ob die Lösung des Räthsels durch einen Rückgang in der Geschichte denkbar sei, ob die Kluft dadurch geschlossen werden könne, dass die ganze Entwickelung Deutschlands und mit ihm Europa's auf religiösem, kirchlichem und staatlichem Gebiete als nicht geschehen betrachtet werde. Es würde dies auch wohl ein frommer Wunsch bleiben müssen, selbst wenn man ihn hegen dürfte, ja sogar hegen müsste, weil keine Macht im Himmel und auf Erden das Geschehene ungeschehen zu machen im Stande ist, das Geschehene aber immer in seinen Wirkungen ein Seiendes ist und bleibt, da der menschliche Geist nie und nimmermehr die Gedanken, die er einmal besitzt, auch zugleich nicht besitzen kann. Die Geistesbewegung, man mag sie nun eine edle und heilsame, oder eine verkehrte und verderbliche nennen, aus welcher die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts hervorgegangen, ja welche das Wesen dieser Reformation selbst ist, hat ihren Lauf noch lange nicht vollendet. Aber schon in dem bisherigen Theile ihrer Laufbahn hat sie im centralen und im peripheri-

*) Der Brief ist im Jahre 1869 angefangen.

schen Leben der von ihr ergriffenen, ja der von ihr auch nur wenig berührten Nationen eine Veränderung hervorgebracht, mit deren Ergebnissen, dem Protestantismus, dem modernen Staat, der Wissenschaft man hinfort rechnen muss, und die niemand ungestraft für das öffentliche Leben der Völker ignoriren darf. Es ist ganz unläugbar, dass diese Geistesbewegung, wie sie von Anfang ihre Karikatur, ihren verzerrenden Doppelgänger neben sich gehabt hat, so in ihrem ganzen Verlaufe und auch heute noch neben den besten Kräften des Geistes und Herzens auch die dunkelsten Regionen des intellectuellen und des Willenslebens in Aufregung gesetzt hat und noch setzt. Es ist darum ein Leichtes, wenn man nur auf diese Schattenseite hinsieht, in der ganzen weltgeschichtlichen Bewegung ein wahres Höllengebräu zu sehen. Ich darf aber voraussetzen, dass Männer von der historischen und philosophischen Bildung, wie die jetzigen deutschen Bischöfe sie ohne Zweifel besitzen, sich nie entschliessen werden, neben einem Pater Weislinger und seinesgleichen Platz zu nehmen, ja dass ihnen selbst ein Syllabus von 1864 als ein kaum durchführbares Wagestück erschienen sein muss.

Die Frage kann daher für die Leiter der katholischen Kirche in Deutschland nicht die sein: „wie ist es anzugreifen, um das religiöse, überhaupt das geistige Leben Deutschlands auf den Standpunkt vor 1517, ja eigentlich vor 1412 zurückzuversetzen und von da aus erst weiter zu entwickeln?“ da es ja als ein blos stillestehendes nicht gedacht werden kann. Sie muss anders lauten, aber wie? das ist die nächste Aufgabe. Sie kann etwa die Formel annehmen wollen: „wie ist die katholische Kirche in Deutschland (auf dieses wollen wir uns beschränken) zu leiten, also auch zu gestalten, damit sie trotz des Daseins der protestantischen Welt dennoch mit der Kirche des vierzehnten Jahrhunderts identisch sei?“ Aber auch an dieser Formel wird sich die historische Bildung eines denkenden Katholiken stossen müssen, weil er nicht umhin können wird, zu gestehen, dass die Stellung zum Staate doch mit Nothwendigkeit eine andere wird sein müssen, wenn dieser Staat in sein eigenes Wesen das Grundprincip des Protestantismus

von der hohen Bedeutung der menschlichen Persönlichkeit aufgenommen hat, wenn er gar grossen Theils von Protestanten gebildet wird, wenn sogar sein Herrscher ein Protestant ist. Dieser unbestreitbaren Thatsache gegenüber müsste die Forderung der versuchten Formel als eine unerfüllbare erscheinen und es müsste vielmehr gesagt werden: „wenn ihr das Mittel nicht zu nennen wisst, um den heutigen Staat mit allen seinen Wurzeln zu vernichten und eine ganz andere Form des bürgerlichen Gesammtlebens, und zwar plötzlich, zu schaffen, so habt ihr auch auf den Gedanken der Herstellung des vergangenen Lebens der Kirche zu verzichten.“ Es wird also auch die zweite Form der Frage nicht zulässig sein, und der ehrliche Deutsche muss schon die Hochwürdigsten Herren um Geduld für eine dritte Gestalt derselben bitten, und die wird dann so lauten: „Lässt sich die katholische Kirche, wie sie war, die mittel„alterliche Kirche mit dem Staat und der Gesellschaft der „Neuzeit in Einklang setzen?“ oder, da diese Frage ihr Nein! schon in sich trägt: „welche Aenderung wird sich die Kirche „müssen gefallen lassen, um mit dem Staate und mit dem „Protestantismus nicht im blossen Kriegszustande zu leben?“

Diese erste Frage wird von selbst zu der zweiten führen: „kann die katholische Kirche mit der protestantischen in Einem „Nationalverbande, in demselben Staatsleben vereinigt sein, „ohne dass eine von beiden wesentlich beschädigt wird?“ Man nennt dieses Zusammenleben die Parität und will damit aussprechen, dass im modernen Staate jede der beiden Religionsgesellschaften ihr volles ungestörtes Leben geniessen und der Staat sich es zur Aufgabe machen solle, die Uebergriffe der einen gegen die andere zu verhüten. Es gab eine Zeit, sie gehört dem letzten Viertel des vorigen und dem ersten des jetzigen Jahrhunderts an, in welcher die Ueberzeugung von der Möglichkeit solcher Parität sowohl bei den Männern des Staats als bei den hervorragendsten Vertretern der beiden Kirchengemeinschaften die herrschende war. Ich fürchte nicht, dass man mir entgegenhalten wird, es sei die hier genannte Zeit eine traurige Epoche der Glaubensschwäche gewesen, in welcher sowohl der Protestantismus seiner eigentlich christlichen

Elemente entleert, als der katholischen Kirche die frevelnde Hand an ihre Heiligthümer gelegt worden sei. Ich würde dies nicht läugnen, aber ich würde in der protestantischen Kirche eine schwunglose, formelreiche, mattherzige Rechtgläubigkeit, welche die trocknen Rechenexempel des Verstandes an die Stelle des herzbelebenden Glaubens gesetzt hatte, in der katholischen Kirche aber ebenso die jesuitische Trennung der Sittlichkeit von der Religion, die herzlose Aeusserlichkeit der Formen mit Ertödtung der persönlichen Frömmigkeit anklagen, die Urheber dieser armseligen Ernüchterung gewesen zu sein. Der Glaube war in beiden Kirchen zum Aberglauben geworden, dort an die Formel der Dogmatik, hier an die Allmacht des Priesterthums und der von ihm vorgeschriebenen Uebungen. Der Aberglaube aber trägt es in sich, seine Gegenstände wechseln zu können und dennoch zu bleiben, was er ist. So entstand der Aberglaube an den menschlichen Verstand und seinen dürftigen Hausrath, den man damals mit dem Ehrennamen des vernünftigen oder des aufgeklärten Christenthums schmückte, oder auch als Unglauben brandmarkte. Es war die Zeit der Toleranz, die sich als die edelste Frucht der Bildung hochpries und es für unmöglich hielt, dass jemals wieder eine andere Ueberzeugung zur Herrschaft gelangen könne. Es fiel diese Zeit ihrem grösseren Theile nach mit der Zeit der Aufhebung des Jesuiten-Ordens bis zu seinem Wiederaufleben zusammen. Aber keineswegs wird deshalb in dem Nichtwirken dieses Ordens die einzige oder Hauptursache jener Toleranz-Ueberzeugung zu suchen sein. Allerdings werden wir nicht in Abrede stellen dürfen, dass dieser Orden, nachdem er im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhundert dem päpstlichen Stuhle die werthvollsten Dienste geleistet, zugleich aber auch den Geist der katholischen Kirche im Gegensatze des Jansenismus wesentlich verändert und verderbt hatte, in seinen chinesischen, indischen, südamerikanischen Missionen, zuletzt in seinen Handelsunternehmungen und seinen immer kecker kundgegebenen Grundsätzen ein After-Christenthum erkennen liess, vor welchem sowohl katholische als protestantische Christen wie vor einem schauerlichen Zerrbilde zurückbebten. Der Sturz dieses Ordens war als eine

Befreiung der katholischen Kirche von einem Banne gefühlt worden, unter welchem sie ihrem wahren Wesen entfremdet worden sei. In ihm, diesem Orden, war der Gedanke einer allgemeinen, an keine Nation, kein Land und keine Verfassungsform gebundenen Kirche zu einer falschen Uebertreibung geworden. Etwas Antinationaleres als den Jesuiten-Orden konnte es nicht geben, denn in ihm schwand alle von Gott geordnete Volkseigenthümlichkeit gegen die allmächtigen Zwecke des Ordens. Er verhielt sich zu der Nationalität und der Werthschätzung historischer Volkseigenthümlichkeit gerade wie die Freigeisterei und der mit ihr so oft verbündete äusserste Demokratismus. Diesen beiden Extremen galt nur die Abstraction als allmächtige Herrscherin, dem demokratischen Freigeist nur die Menschheit und das abstract Menschheitliche, die Menschenrechte und höchstens noch einige Menschenpflichten, dem Jesuiten aber war die Menschheit nur um der Kirche willen, die Kirche aber um des Ordens willen in der Welt; der Schein eines dienenden Organs wurde aufrecht erhalten, aber in Wahrheit musste die Kirche mit allen ihren Bischöfen dem Orden dienen, oder dieser behielt sich vor, seine Wege auch gegen den Willen der Kirche allein zu gehen. Hat er doch gerade durch dieses Verhalten seine Aufhebung herbeigeführt. Genug, für den Orden gab es keine Berechtigung der Nationalitäten, und es kam ihm für diese Nivellirung die wirkliche Bestimmung des Christenthums und der Kirche für alle Menschen und Nationen zu Statten. Für das Christenthum in seinen innerstsn Kräften giebt es allerdings keine Nation, sondern es wendet sich an den Menschen und seine Erlösungsbedürftigkeit, es nimmt das verkehrte Ebenbild Gottes in dem gefallenen Menschen in Anspruch. Der unter der Macht des Fleisches gefangene Geist sucht seine Freiheit und seine Heimkehr; er will in Gott ruhen und wirken. Dies gilt dem Kaukasier nicht mehr und nicht minder als dem Neger und Mongolen. Sobald aber die Befreiung in einer Anzahl von Menschen zur Wirklichkeit geworden, bildet sich alsbald die Gemeinschaft, und die Kirche entsteht. In ihr treten die nationalen Eigenthümlichkeiten hervor. Die Vorbereitung auf das

Heil in Christo ist bei verschiedenen Nationen eine verschiedene gewesen und ist noch immer verschieden. Am stärksten war diese Vorbereituug im jüdischen Volke, das die Gedanken der erlösenden Gnade schon verborgen in sich getragen hatte. Darum war die jüdisch-nationale Gestaltung der Kirche die erste, und die Synagoge gab der Kirche ihren ältesten Typus. Aber die griechische Nationalität, wie sie selbst im Hellenismus schon die jüdische harte Schale gelöst hatte, die heidenchristliche Anschauung eines Paulus drang durch, und die Kirche veränderte ihre Gestalt unter dem Einfluss der hellenischen Formen der Volksherrschaft. Die Wahl durch Handaufheben wurde bei Bestellung zu kirchlichen Aemtern von den Aposteln gebraucht, die individuelle Geistesgabe bezeichnete die Männer für die verschiedenen Dienste der Gemeinde. Wer kann hier den Einfluss der hellenischen Nation verkennen? Es ist also völlig wahr, dass das Christenthum keine Nationalität kennt, die Kirche aber in ihrer Gestalt sehr von derselben bedingt wird. Wie könnte sie sonst am Sitze des römischen Imperium und im Kreise der römischen Provinzen im Westen so rasch und so früh schon die monarchische Gestalt gewonnen haben, die ihr im Oriente so fremd war, dass dort seit Constantin dem Grossen die Kaiser, die Herrscher des Staates, einen viel grösseren Einfluss in ihr ausübten, als irgend eine kirchliche Macht ausser dem Concile aller Bischöfe? Gerade die römische Kirche ist der stärkste Beweis von der Macht der Nationalität in der Kirche, indem ja gerade die römische, der herrschenden Nationalität eingewachsene Anschauung ganz unläugbar mehr zur Entstehung des Papstthums beigetragen hat, als aller dem Apostel Petrus scheinbar von dem Herrn selbst zuerkannte Vorzug. — Hat aber die römische Kirchengestaltung das Nationale misachtet oder überwinden können? Als der Frankenkönig, nämlich der wirkliche Herrscher, der karolingische Maior domus, dem Papste zu Hülfe kam und ihm seine factische weltliche Herrschaft in eine rechtsgültige umwandelte, hat da der Papst das weitreichende Recht des Königs in der Kirche jemals bestritten? Vielmehr hat er recht ausdrücklich die nationale Form des Königthums der Franken, auch mit

dem Recht der Ernennung der Bischöfe anerkannt und Carl der Grosse hat es geübt und seine Nachfolger haben es geübt unbestritten und ungekränkt. Also auch da ist die germanische Kirche national gewesen und die Nationalität hat ihr Recht in der Kirche geübt. Unzweifelhaft hat es in Ireland und in England eine Kirche gegeben, welcher der Stempel der nationalen Eigenthümlichkeit stärker aufgedrücht war, als der des römischen Kirchenwesens. Nicht minder hat es vor Bonifacius deutsche Kirche gegeben, die nicht in die Farben Roms sich kleidete. Also fränkische, irische, angelsächsische, deutsche Kirche und neben ihr noch spanische, ja selbst in Italien longobardische, nämlich ambrosianische und aquilejische Kirche, neben der römischen. Also überall das Recht und die Macht des Nationalen in der Kirche, während das Christenthum, d. h. das Verhältniss zu Gott durch Christum überall dasselbe war, sobald der arianische Irrthum verschwunden war, welchem ganze deutsche Völkerstämme so lange Zeit huldigten.

Vielleicht wendet mir einer der hochwürdigsten Herren ein: „aber seit Gregor VII. ist doch die Einheit der Kirche mächtiger geworden und hat die Nationalitäten überwältigt.“ Allein ich würde diesen Einwand nicht anerkennen, vielmehr sagen, Papst Hildebrand habe das Recht der Nationen in der Kirche durch sein Reden und Thun anerkannt, indem er Rudolph dem Herzog von Schwaben von den beiden Augen schrieb, welche den Leib beherrschen müssen, nehmlich der geistlichen und weltlichen Macht, indem er den Königen von Frankreich und England ihr Recht in der Kirche zugestand und indem er gegen seinen Widersacher Kaiser Heinrich IV. die Waffen der deutschen Nation und ihrer Fürsten aufhetzte. Freilich hat er auch wieder, wo es ihm diente, den Staat geradezu als „Satans Werk“ und die Könige als „Nimrodsöhne“ bezeichnet, „welche den Organismus des Teufels bilden, während die Priester den Leib Christi ausmachen.“ *)

*) R. Baxmann: Die Politik der Päpste von Gregor I. bis Gregor VII. Elberfeld 1869. B. 2, S 42 ff.

Aber wer kann denn verkennen, dass sowohl er als die nachfolgenden Päpste gerade die Kaiser, ihre Gegner, möglichst von der Nation zu trennen und dieser eine bedeutende Stellung in der Kirche zuzuerkennen sich genöthigt sahen? Niemand läugnet allerdings, dass nach den sogenannten Decreten des Isidor der Papst allein in der Kirche zu gelten hatte, also auch die nationalen Concilien nicht mehr stattfinden konnten, wenn darnach gehandelt wurde, aber Jedermann weiss auch, dass sie falsch sind, ein Machwerk entarteter Bischöfe, und dass sie nicht die wahre Lehre und das ächte Recht der Kirche enthalten. Und immer wieder muss gesagt werden, dass sie ihr eigenes Werk zerstören, sofern doch am Ende einer Nationalität eine sehr hohe Stellung in der Kirche zugestanden wird, wenn der Papst in Rom die Cardinäle ernennt und diese den Papst wählen, also die Kirche in ihrer Leitung zu einer überwiegend italiänischen gemacht wird. Und dennoch hat die lange Uebung jener verfälschenden Rechtsquelle nicht können verhindern, dass Spanien, dass Frankreich und auch Deutschland eine nationale Gestalt der katholischen Kirche einigermassen behielten. Erst seit der Jesuitenorden mit seiner völlig antinationalen Richtung die katholische Kirche vergiftet hat, ist die Kirche je länger je mehr unnational geworden und nur in der leider! so kurzen Zwischenzeit, welche ich oben als die Toleranz-Zeit bezeichnet habe, schien in Deutschland die katholische Kirche sich national regeneriren zu wollen. Mag man daher noch so oft die allgemeine menschheitliche Abzielung des Christenthums hervorheben, niemals wird man dadurch die Forderung aus der Welt räumen können, dass die Kirche der nationalen Besonderheit entgegenkomme und ihrer bedürfe.

Wenn aber zugestanden wird, dass die nationale Eigenthümlichkeit in der Kirche ein Recht, und zwar ein auf dem göttlichen Schöpferwillen, der eben die verschiedenen Nationen gewollt hat, beruhendes, also ein göttliches Recht hat, gerade so wie es ein göttlicher Rathschluss genannt werden muss, dass die semitische Völkerfamilie die Vorbereitung des Christenthums und die Offenbarung des Heils in der Menschwerdung Gottes

und die Ausbreitung desselben durch die Apostel zugewiesen erhalten hat und gerade so, wie es Gottes Willen ist, nach welchem die indo-germanische japhetische Völkerfamilie die Ausbildung des Christenthums zum Lehrsystem und zum gesellschaftlichen Organismus zum Hauptinhalte ihrer bisherigen Geschichte empfangen hat, so wird man hierbei nicht stehen bleiben können. Man wird nicht sagen dürfen, es sei ein blinder Zufall, dass die ersten Bildner der christlichen Lehre in Alexandrien, Antiochien, Cäsarea, Constantinopel, Lyon Griechen gewesen und dass ein Tertullian, ein Cyprian, ein Augustin, Ambrosius, Leo und Gregor dem römischen Kreise angehört haben, sondern man wird in diesem allem den in der Geschichte manifestirten Willen Gottes, die weltgeschichtliche Ordnung anerkennen müssen, welchem der semitische, der hellenistische, der griechische und römische Nationalgeist nebst Sprache, Wissenschaft, Kunst und besonderer Kraft, alle zu rechter Zeit, dienstbar geworden, Darf man alsdann hier stehen bleiben und dem germanischen Völkerkreise seine besondere welt- und kirchengeschichtliche Bedeutung absprechen? Könnte das besonders im Sinne der katholischen Kirche geschehen, die als Kirche des Mittelalters gerade diesem Kreise vorzüglich angehörte? Man müsste denn ein seltsames, monströses Wunder statuiren, wenn man die mittelalterliche Ausbildung des Dogma's z. B. im Mariencultus, im Sacramentswesen, in der Hierarchie schon als von den Aposteln, welche Semiten waren und höchstens hellenistische oder römische Bildung hatten, für die Zukunft des germanischen Mittelalters in petto behalten annähme, also der Tradition zuschriebe. Es wird wohl kein der Geschichte kundiger Katholik jetzt mehr im Stande sein zu läugnen, dass das Christenthum und die Kirche, auch die Kirchenlehre, der germanischen Zeit einen andern Anblick darbieten, als die der griechischen und der altrömischen Kirchenzeit. Die Nationalität wird also auch im Gebiete der Lehre, nicht blos in dem der Verfassung der Kirche als wirksam anerkannt werden müssen und die Frage könnte nur noch sein, ob sie Aechtes, dem innersten Wesen des Christenthums Gemässes, oder ob sie Fremdes und auch Falsches der Kirche

zugebracht habe. Und wie ist es gerade bei der katholischen Kirche möglich, Lehre und Verfassung streng zu scheiden? Protestirt sie doch aufs Entschiedenste gegen diese Scheidung, wo sie ihr nachtheilig erscheint.

Einmal aber zugestanden, dass thatsächlich erst zu der Zeit, als die germanischen und die aus Mischung des Altrömischen, des Celtischen, des Germanischen erwachsenen romanischen Völker die Träger des abendländischen Christenthums geworden waren, manche der weitgreifendsten und beherrschendsten Lehren und Ordnungen der katholischen Kirche in die Wirklichkeit getreten sind, wird man auch Folgerungen nicht ausweichen können, die man gerne nicht gezogen sehen möchte. Allerdings kann man etwa noch sagen, die Kirche thue ihre Schätze immer erst zu der von Gott bestimmten Zeit auf und das Bedürfniss der Nationen und der Zeitläufe erhalte seine Antwort in der ihm entsprechenden Lehre und Form des Cultus und der Verfassung. Damit aber entgeht man der Folgerung nicht, dass die Nationalität ein von Gottes Willen gesetztes Recht selbst im Innersten des Christenthums, in der Lehre, in der religiösen Anschauung habe. Diese Folgerung aber zugestanden, müsste erst der Beweiss geliefert werden, dass die germanische Reformation des sechszehnten Jahrhunderts nicht auch eine Wirkung dieses göttlichen Willens gewesen und in ihrer Fortwirkung noch sei. Es müsste der Beweis geführt werden, dass die religiöse Anschauung dieser Reformation in ihren wesentlichen Grundzügen entweder eine Manifestation des Teufels, eine grosse Lüge sei, oder dass sie dem Heidenthum, dem Judenthum, dem Islam entstamme, dass sie vor Allem den Worten Christi selbst und den Schriften des Neuen Testaments widerspreche. Diesen Beweis zu führen hat man von katholischer Seite nicht unternommen, sondern man hat nur zu behaupten gewagt, dass sie in Allem, was sie von der mittelalterlichen Kirchenlehre Abweichendes enthalte, dem gemeinsamen Glauben vieler Millionen, ihrer Bischöfe, vor Allem vieler Päpste, dass sie dem Chamäleon der kirchlichen Tradition widerspreche, dass sie verschieden sei von dem Christenthum, wie es in den romanischen Völkern sich ausgebildet

habe. Was war aber damit gesagt? Doch gar nichts, wenn man nicht erst feststellen konnte, dass die romanischen Völker eine höhere, ja eine allein ächte Qualification auf dem religiösen Gebiete besitzen. Die Stellung der Vertheidigung wurde vielmehr auf Seiten der Vorfechter der mittelalterlichen Kirchenlehre je länger je mehr eine missliche und besonders der historischen Untersuchung gegenüber eine bedenkliche, als diese nachwies, dass die katholische Kirchenlehre dem Christenthum der Apostel heidnische Elemente und zwar sowohl hellenische und römische, als celtische und germanische beigemischt habe, die vor dem Worte des Neuen Testaments nicht bestehen können und dass der breite Mantel der kirchlichen Tradition blos ein Deckmantel für dieses trübende Verfahren sei.

Der Beweis, dass die germanische Reformation ungöttlich, christlich unwahr, in der Kirche des Christenthums rechtlos sei, ist nicht geführt worden und alle Vertheidigung der katholischen Kirchenlehre gegen die Kritik der Reformatoren ist bis zu dieser Stunde immer misslungen geblieben. Nur der Jesuiten-Orden hat den Weg eingeschlagen, der zum Ziele führen könnte, wenn die Entwicklung der Völker blos von der Kirche ausginge, indem er in der Kirche alle Berechtigung des Nationalen negirte und die Abstraction der allein seligmachenden Kirche an die Stelle der wirklichen Mächte des menschlichen Lebens aufpflanzte. Aber eben darum ist der Jesuitismus die grosse Lüge, an der die katholische Kirche untergehen muss, wenn sie ihr noch länger huldigt. Denn die realen Mächte, welche dieser Lüge das Gericht herbeiführen, sind auf dem Plane. Sie sind das Christenthum der Bibel, der Staat, der das Volksleben auf der Seite der Intelligenz und der sittlichen Lebensordnung zur Entwickelung bringt und in ihm die Schule, die Wissenschaft, letztere auch als vom Staate unabhängige Macht.

Der ehrliche Deutsche wendet sich mit den bisherigen Sätzen an Sie, Hochwürdigste Herren, als die berechtigten Leiter der katholischen Kirche in Deutschland und glaubt, mit denselben den Beweis geliefert zu haben, dass die germanisch-nationale Christenheit, wie sie der Protestantismus der Refor-

mation vertritt, ein göttlich-geschichtliches Existenzrecht besitzt und dass daher die katholische Kirche in Deutschland das Zusammenleben mit den Protestanten als eine ernste Pflicht und Aufgabe anzusehen hat. Ist dies der Fall, so muss die Parität möglich sein oder möglich gemacht werden, so kann auch diejenige Denkweise nicht die vor Gott rechte, also auch nicht die dem Christenthum in irgend einer seiner Formen gemässe sein, welche diese Parität auf jedem Puncte der Berührung beider Kirchen zu vernichten strebt. Der Orden der Jesuiten ist selbst eine neuere Institution, noch neuer als die Reformation, welcher ihre Neuheit so oft vorgeworfen ist, aus Elementen entstanden, die bei dem mildesten Urtheile über sie doch nicht als unantastbare bestehen können; er hat in seiner Entwickelung sich zu Schritten verleiten lassen, die ihm die Misbilligung der katholischen Welt und auch des päpstlichen Stuhles zugezogen haben; er ist endlich um seiner Schädlichkeit willen vom Oberhaupt der Kirche unter allgemeinem Beifall aufgehoben worden. Dies Alles zeigt wenigstens, dass er nicht zu den der römischen Kirche wesentlichen Institutionen gehört, nicht einmal in dem Maasse, wie die Klöster, die Mönchsorden überhaupt, denn er gehört zu den jüngsten Schösslingen des Monachismus. Er hat sich geändert, das wollen wir ihm zugeben, er ist noch lange nicht wieder auch nur annähernd zu dem Reichthum und zu der weltlichen Macht emporgeklommen, welche im vorigen Jahrhundert seine Versuchung und sein Verderben geworden sind. Aber er hat seine Principien nicht geändert, vielmehr zeigt er dieselbe Beschränktheit und dieselbe bittere Feindschaft gegen den Protestantismus, dieselbe Neigung zu herrschen und selbst über die anderen monachalen Anstalten emporzusteigen, wie im siebenzehnten Jahrhundert. Er trägt also dieselbe Möglichkeit in sich, der Haupturheber einer Gegenwirkung zu werden, wie der Josephinismus vor hundert Jahren war, also die katholische Kirche in ihrem Innersten zu beschädigen. Wie harmlos sind die Benedictiner geworden, wenn man das kürzlich veröffentlichte Zeugniss aus ihrer Mitte nicht als ein Zeugniss über

eine ganz vereinzelte Erscheinung betrachten will.*) Der Jesuiten-Orden ist daher keine unveränderliche Gestalt und Grösse, sondern eine ebensowohl im Fortschritt zum Besseren der Umwandlung fähige Erscheinung, wie er einst zum Schlimmeren sich umgebildet hat und z. B. im Gelübde des Gehorsams den Anspruch machte, alle Mönchsorden überboten zu haben, während gerade er das stärkste Beispiel des Ungehorsams gab. Auf ihn also hat die katholische Kirche ihre Blicke zu richten, wenn sie das Recht der Nationalität auf dem Gebiete der Kirche anerkennen und dadurch ihrer eigenen Geschichte gerecht werden will. Der Orden darf sich nicht isoliren und in seinem eigenen Rechte und eigenen Machtbewusstsein der Parität entgegenstreben, das Recht dsr Nationalität läugnen, sonst betritt er von neuem die Bahn der hochmüthigen und herrschsüchtigen Erhebung über seine Kirche, die Bahn des Ungehorsams und geht von neuem seinem Untergange entgegen, wenn er nicht gar den der römisch-katholischen Kirche herbeiführt.

Die Stellung der katholischen Kirche zu dem protestantischen Staate und zu dem kirchlichen Protestantismus in der Zeitperiode, als dem Jesuiten-Orden seine Machtmittel, seine Güter und seine öffentlich anerkannte Organisation, entzogen waren, also in der Zeit des Josephinismus in Deutschland, war eine noch lange nicht geordnete, sondern ein unsicheres Schwanken und Wogen, das eine Feststellung erst erwartete. Man kann sie höchstens eine Weissagung eines künftigen dauernden Zustandes nennen. Die katholische Kirche war damals in der Gefahr, dem Staate untergeordnet zu werden und in der noch grösseren und ihr mit dem Protestantismus gemeinsamen, nur die allgemeinsten Principien der geoffenbarten Religion, ja fast nur die Gesetze und Maximen der aus ihr sich entwickelnden Sittenlehre zu ihrem Inhalte zu bekommen und daher sich selbst in ihrer Besonderheit als Gefäss und Gestalt der christlichen Religion zu vernichten. Es kann daher zugestanden werden, dass das Vorübergegangensein der Toleranz-Periode ein Glück

*) Dr. A. E. Wagner: Aus dem österreichischen Klosterleben. Bd. 1. 2. Berlin 1869—70.

zu nennen und ihre Wiederkehr in der Weise, in welcher sie dagewesen ist, wo immer möglich, zu verhindern ist. Darum aber sie zu verdammen und den in ihr verborgenen Werth zu verkennen, ist gewiss nicht minder verkehrt, als von ihrer Wiederkehr das Heil Deutschlands zu erwarten.

Aber einen tiefern Blick hat diese Zeit in das Wesen der katholischen Kirche thun lassen, tiefer als er innerhalb der Kirche seit langer Zeit gethan worden war. Er geschah durch Männer wie der katholische Professor der Theologie Dr. Sailer, nachheriger Bischof von Regensburg, selbst aus dem Jesuiten-Orden hervorgegangen, und dessen gleichzeitige Freunde und ihm folgende Schüler. Das Werk des trierschen Weihbischofs von Hontheim (Justinus Febronius) *de statu ecclesiae et legitima potestate romani pontificis*, welches mit dem ausgesprochenen Zweck, die Wiedervereinigung aller christlichen Religionsgemeinschaften in eine grosse allumfassende katholische Kirche zu fördern, abgefasst und mit einer einleitenden Zuschrift an den Papst Clemens XIII, an die christlichen Fürsten, an die Bischöfe der katholischen Kirche und die theologischen und kirchenrechtlichen Doctoren von 1765 an in vielen Auflagen erschienen war, hatte zu neuen Anschauungen in der Kirche in weiten Kreisen den Anstoss gegeben. Die Bischöfe und Erzbischöfe zu Bamberg, Gurk, Wien und Salzburg, der berühmte Coadjutor von Mainz, nachherige Primas der katholischen Kirche Deutschlands, Carl von Dalberg mit seinem General-Vicar zu Constanz, Ignaz von Wessenberg, und in ihren Fusstapfen eine grössere Anzahl von Lehrern der Theologie, wie Rautenstrauch, Jahn, Dereser, Werkmeister, van Ess, Hug, traten in diesem Kreis der helleren Anschauungen im Laufe des obgenannten Zeitabschnittes und später hervor, und der Beweis wurde thatsächlich wie wissenschaftlich geliefert, dass die katholische Kirche keineswegs diejenige in ihrem Wesen war, als welche der Jesuiten-Orden sie dargestellt hatte. Die französische Kirche bot dazu einen schlagenden Beweis, indem man ihr gerade in der Blüthezeit der gallicanischen Grundsätze die Palme der edelsten Frömmigkeit und zugleich den Ruhmeskranz der überlegenen Wissenschaft nicht versagen konnte.

Wir alle kennen die Ereignisse, durch welche die Periode helleren Lichtes in der katholischen Kirche Deutschlands wieder hinter finstere Wolken verschwand. Niemanden ist es ein Geheimniss geblieben, dass eine höchst kurzsichtige Politik der katholischen Staatsregenten, von der auch die protestantischen nicht freizusprechen sind, die Wiederherstellung des Jesuiten-Ordens im Jahre 1814 ermöglichte, und dass dieser Orden als politisches Werkzeug sich die Berechtigung wieder verdienen musste, allmählich von Neuem die Kirche geistig zu beherrschen. Es ist seine Wiederherstellung, nämlich die Zulassung derselben, eine der vielen politischen Todsünden des Wiener Congresses, und Papst Pius VII. hat in der Bulle *sollicitudo omnium* in Vergleichung mit der seines Vorgängers: *dominus ac redemtor noster* der päpstlichen Unfehlbarkeit einen unheilbaren Stoss gegeben und der katholischen Kirche und sich selbst einen Schaden zugefügt, der erst noch zu klarerer Erkenntniss gelangen wird.

Dass man über die Gründe eines von Hontheim durch die ihm abgezwungene Retractation hinwegkam, wie der Strauss in der Wüste über den Anblick seiner Jäger, hat es nie hindern können, dass diese Gründe fortbestehen und dass heute noch sein an Clemens XIII, gerichtetes Wort ein gewichtiges ist: „Glaube den Schmeichlern nicht, die Dir sagen, Deine „und Deiner Nachfolger Gewalt werde stets bestehen. Wenn „man die Bande der Sclaverei zu fest anzieht, so wird ein „Feuer angezündet und man lernt das Licht der Vernunft ge„brauchen, um die billige Freiheit zu fordern. Was mit der „Wahrheit streitet, kann keine ewige Dauer haben; sobald man „das wahre Wesen einer verhassten Herrschaft erkennt, so ist „ihr auch eine kurze Frist gesetzt. Man kann nicht Alles mit „Redeglanz und Machtspruch erreichen, es giebt eine Macht „der Wahrheit und der thatsächlichen Richtigkeit, die sich „mit Gewaltworten nicht niederdonnern, mit Gewaltthaten nicht „einsperren lässt.“ Oder ist es heute weniger wahr als vor hundert Jahren, wenn er von dem römischen, italiänischen Charakter des curialistischen Papstthums sagt: „urtheile doch „einmal so, wie Du thun würdest, wenn Du nicht Papst, son-

„dern noch heute, wie vor fünf Jahren, Bischof im Venetiani-„schen wärest, wo man „den Styl der römischen Curie" so gut „kennt, und denke daran, wie man von Pius II. sprach, da er „als Papst von den Rechten des römischen Stuhles so ganz „anders redete, denn als Aeneas Sylvius, und vergegenwärtige „Dir, wie es die Römer den ausländischen Päpsten, einem Gre-„gor V., der ein Sachse, einem Clemens II., der Bischof von „Bamberg, dem baierschen Damasus II., ehemaligem Bischof „von Brixen, einem Leo IX. aus dem Elsass, einem Victor II. „aus Baiern, einem Stephan IX. aus Lothringen und zur Re-„formationszeit einem Adrian VI. aus den Niederlanden ge-„macht haben. — Eher wird man dem Hercules seine Keule „nehmen, als den Römern ihre angemaassten Rechte." Liegt in diesen Worten nicht der stärkste Beweis von der Geltung der Nationalität in der Kirche, ja von einem sehr missbrauchten Anspruch einer einzelnen Nationalität in der Leitung derselben? Ist es nicht mehr wahr, was Hontheim den Fürsten sagt, dass alle Religionsgespräche und Disputationen zwischen Protestanten und Katholiken, dass auch alle Religionskriege und Friedensschlüsse, wie alle polemischen Predigten und Bücher zu keiner Vereinigung geführt haben, weil — die absolute Papstherrschaft von den Protestanten nie zugegeben werden konnte und weil als Unterhändler meist Klostergeistliche (er nennt wohl absichtlich den Namen der Jesuiten nicht ausdrücklich) gebraucht wurden? — Wie ein Donner aber erhebt sich sein Wort an die Bischöfe, wenn er ihnen zuruft: „Niemand „zweifelt eure Eigenschaft als Nachfolger der Apostel an. Sehet „zu, ob ihr alle Rechte als solche noch inne habt! Wenn ihr „eines grossen Theils derselben beraubt seid, so untersuchet, „wer sie Euch genommen hat. Ist es Gott? ist es die Kirche? „Wenn aber weder diese noch jener, so erwäget ferner, ob das „wahre Bedürfniss der Kirche fordere, dass Ihr die Rechte, „mit welchen Euch der Urheber, Schöpfer und beständige Herr „aller Kirchengewalt in göttlicher Absicht, nicht zu eitler Ehre, „sondern um sein Werk zu vollbringen, bekleidet hat, ferner „und für immer entbehret. Es gilt, zu dem Ursprung Eures „Amtes zurückzugehen und zu fragen, wann, wie und bei

„welchem Anlasse, von wem Ihr um Eure Amtsrechte ge-
„bracht worden seid. Wenn dies ins Klare gesetzt wird, so
„prüfet, ob das Gesagte wahr ist, und findet Ihr es wahr und
„erkennet das wahre Bedürfniss der Kirche, so fordert
„Euer Eid und Eure Verpflichtung, dass Ihr der Kirche Euren
„Dienst nicht versaget und Eure von Gott Euch anvertraute
„Auctorität nicht in die Schanze schlaget. Wer zum Regiment
„der Kirche berufen ist, der hat nicht blos, wie der einfache
„Geistliche und Priester, seinen Dienst an seiner Stelle treu
„und richtig zu thun, sondern er hat den heiligen Willen un-
„seres ewigen Hauptes und Erzhirten im Auge zu behalten
„und der gerechten Erwartung der Kirche zu entsprechen.
„Darum auf! ziehet Kraft an und gürtet Euch mit Muth, um
„Eurem heiligen Amte seine Ehre und angeborene Macht zu-
„rückzugewinnen und die uralte Herrlichkeit des bischöflichen
„Amtes wird sofort wieder da sein. — Furcht und Feigheit
„des Trägen, der da spricht: „es ist ein Löwe draussen," darf
„ja in einem Bischofe nicht gefunden werden; wer Euch schrek-
„ken will, dem antwortet wie Basilius der Grosse dem Statt-
„halter des Kaisers: „Du bist wohl noch keinem Bischof be-
„gegnet!" Am wenigsten aber darf von Euch erwartet wer-
„den, dass irdische Vortheilsucht Euch das Wehe über die
„Stummen zuziehe, die nicht bellen können. Die römische
„Curie weiss zu theilen und zu herrschen. Gegen die ver-
„einigten Bischöfe vermag sie nichts. Wenn Ihr zusammen-
„stehet in Einem Geist und mit vereinter Kraft, so wird jede
„Möglichkeit einer Gefahr schwinden." Wenn man auch heut
zu Tage sich scheuen möchte, die kecksten Sätze des Curialis-
mus dogmatisch aufzupflanzen und z. B. zu sagen: „Der Papst
„ist König aller Könige und Herr aller Herren, er ist Gott
„auf Erden, erhaben über Recht und Gesetz, über die Canones
„der Kirche, höher als alle Heiligen, so dass nur darüber noch
„gestritten werden mag, ob er auch über Petrus und allen
„Aposteln stehe, er begeht keine Simonie, wenn er geistliche
„Stellen verkauft, er kann jedem ohne Ursache sein Amt, jeder
„Kirche ihr Gut nehmen, kann Jedermann von Allem auch
„Gott gegenüber dispensiren, braucht keinen Vertrag zu halten,

„sein alleiniger Spruch muss gegenüber der Ansicht der gan-„zen Welt gelten, er kann das Ungerechte gerecht, ja aus „Nichts Etwas, das Viereckige rund machen, er ist die letzte „Ursache und es ist daher Unsinn und Kirchenschändung, seine „Gewalt anzuzweifeln," so bleibt es doch heute noch der Sinn des Papalsystems, dass die Bischöfe nicht Christi und der Apostel Nachfolger, sondern nur die Beamten und Stellvertreter des Papstes seien, der allein als Quell der Kirchengewalt zu gelten habe, der auch für die Ordination der Priester und die Firmelung der Christen durch einen Delegirten an Bischofs statt sorgen und so alle Diöcesen bischöflich verwalten könne, so dass er die ganze Kirche, die niedere Region durch seine Priester, die höhere durch seine Bischöfe, die höchste durch sich selbst ausfülle. Die Falschheit des bolognesischen Kirchenrechts aus den erdichteten Decretalen ist erwiesen und mit ihrer Aechtheit ist für den Katholiken, der sich nicht muthwillig selbst verblenden will, das römische Curialsystem gefallen. Warum bleiben aber seine Folgen? warum erheben sich die Bischöfe nicht zu ihrer berechtigten und pflichtmässigen Höhe? warum rühmt sich die katholische Kirche noch immer des: *quod ubique, quod ab omnibus creditur,* wenn doch acht ganze Jahrhunderte als mächtige Zeugen gegen das falsche System der römischen Curie aufstehen?

Die Thatsachen sprechen noch heute mit gewaltiger Stimme, aber man hört sie nicht und doch weiss man, dass sie zuletzt Recht behalten.

Es ist den Hochwürdigsten Herren Bischöfen mindestens so gut als mir bekannt, dass die Auslegung der heiligen Schriften Alten und Neuen Testamentes seit einem Jahrhundert Riesenschritte in ihrer Entwickelung sowohl in der katholischen als in der protestantischen Kirche gethan hat, und dass an den meisten wichtigen Stellen des Grundtextes nicht mehr verschiedene Ansichten, von welchen die eine so gut wie die andere wahr sein kann, sich gegenüberstehen, sondern die rechte und sichere Auslegung gefunden ist und ferner nicht mehr angezweifelt werden kann, wenn man nicht in einem vorgefassten Interesse die sprachlichen, historischen und psychologischen

Thatsachen ins Angesicht schlagen will. Unter die vollkommen sicheren Thatsachen gehört es, dass Christus niemals den Petrus als das Haupt der Apostel, als die Zusammenfassung des Apostolates, als den bevorzugten Träger der Kirchengewalt betrachtet und behandelt hat, sondern nur als den raschen, oft vorschnellen Wortführer der Apostel, dass er vielmehr sichtlich den Johannes höher gestellt und, wenn einen, ihn bevorzugt hat. (Joh. 13. 23., 21. 20—22.) Ebenso wird kein einfach wahrheitsliebender Kenner der apostolischen Kirche daran mehr zweifeln, dass an der Spitze der Apostel in Wirksamkeit und Einfluss, in geistiger Beherrschung der Gemeinden Paulus stand, wie denn dieser auch für die römische Gemeinde jedenfalls eine höhere Bedeutung hatte, als Petrus. Freilich hat eine Richtung in der ältesten Kirche des Petrus Namen gemissbraucht, indem sie dem paulinischen heidenchristlichen auf das Universale gerichteten Christenthum ein beengteres, jüdisch-nationales als das petrinische entgegenstellte. Aber einmal haben wir nicht die leiseste Spur davon, dass Petrus selbst diese Richtung dauernd begünstigte, vielmehr sehen wir ihn überall auf die grosse paulinische Weltanschauung eingehen, dann aber müssen wir jedenfalls zugeben, dass die letztere mit der johanneischen zusammen den Sieg davongetragen hat, während jene sich zu häretischen Entstellungen der Wahrheit versäuerte, sofern sie sich nicht geistig hatte überwinden lassen. Es sind dies geschichtliche Thatsachen, gegen welche mit keiner angeblichen Ueberlieferung aufzukommen ist. Hätte der Herr den Petrus wirklich zu dem gemacht, was die curialistische Theologie von ihm behauptet, so müsste wenigstens zugegeben werden, dass das erste christliche Jahrhundert zusammt den Aposteln, die doch die Quelle der Tradition sein sollen, die Gemeinden und ihr Leben geradezu im Widerspruch mit der Anordnung Christi gestaltet hätte, während dieselben in dem Bewusstsein lebten, durch den heiligen Geist in vollem Einklang mit dem Willen ihres zum Himmel erhobenen, nach seiner Verheissung stets gegenwärtigen und in seiner herrlichen Erscheinung nahe erwarteten Herrn und Hauptes zu stehen. „Du bist der Felsenmann", hatte allerdings der Herr gesagt,

— und zwar als Antwort auf ein Bekenntniss, welches Petrus im Namen aller Jünger Jesu ausgesprochen hatte: „wir haben „geglaubt und erkannt, dass du bist Christus der Sohn des „lebendigen Gottes!“ — und „auf diesen Felsen will ich meine „Gemeinde bauen.“ Diese Worte konnten nicht den Petrus meinen, der sich hernach so wenig als ein Fels, ja nicht einmal als der felsenhafte Mann erwies, da er den Herrn verläugnete. Auch die Apostel sämmtlich konnten dieser Fels nicht sein, sonst hätte der Herr wenigstens sagen müssen: „ihr „werdet der Fels erst werden durch die Ausgiessung des hei„ligen Geistes.“ Denn sie verliessen ihn ja Alle in der schweren Stunde. Der Fels konnte daher nur der Glaube und das Bekenntniss seiner Messianität und Gottheit sein, und so haben es auch die Apostel in ihren Schriften und ihrer Predigt durchaus angesehen, denn Johannes fasst („das wir gehöret „und das wir gesehen haben, — das verkündigen wir euch) „(1. Joh. 1., 1. 3.)“ ihre Ueberzeugung in die Worte zusammen: „Das ist der Widerchrist, der den Vater und den Sohn „läugnet. Wer den Sohn läugnet, der hat auch den Vater „nicht. — Ein jeglicher Geist, der da nicht bekennet, dass „Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist nicht von „Gott. Und das ist der Geist des Widerchrists. — Wer da „glaubet, dass Jesus sei der Christ, der ist von Gott geboren. „Wer da glaubt an den Sohn Gottes, der hat solches Zeugniss „bei ihm. Und das ist das Zeugniss, dass uns Gott das ewige „Leben hat gegeben und solches Leben ist in seinem Sohne.“ (1. Joh. 2., 22 ff. 4., 3. 5., 1. 10 ff.) und weder Jakobus, noch der Brief an die Hebräer, noch Petrus selbst, noch Judas, die doch sämmtlich sich an die Judenchristen wendeten, hat auch nur mit einem einzigen Wort auf den Felsen Petrus hingewiesen, Paulus aber hat ein petrinisches Christenthum für eben so unzulässig erklärt als ein paulinisches und apollisches (1. Cor. 1., 12 ff.), hat den Petrus zurechtgewiesen (Gal. 2., 11 ff.); er hat ausdrücklich seine Gleichstellung mit Petrus und den übrigen Aposteln und seine Unabhängigkeit von ihnen behauptet (Gal. 1., 12. 2., 2. 6. 7. 9), während umgekehrt Petrus auf Paulus als Apostel hinweist (2. Petri 3., 15 ff.).

Endlich die Offenbarung Johannis (21., 14, womit Ephes. 2., 20 zu vergleichen ist) stellt die sämmtlichen Apostel einander gleich an Bedeutung und Herrlichkeit. Keine Auslegung hat daher die Uebergabe einer obersten Kirchengewalt an den Apostel Petrus jemals zu erweisen vermocht, vielmehr ist die Urgeschichte der christlichen Kirche der Art, dass, wenn sie stattgefunden hätte, Johannes und Paulus, ja Petrus selbst als untreue Verfälscher der von Christus gewollten Kirchenordnung betrachtet werden müssten. Es wird also dem alten Hontheim auch heute noch die Gerechtigkeit widerfahren müssen, dass er sich in seiner exegetischen Begründung der Kirchenverfassung nicht wesentlich geirrt habe.

Wer hat ihn jemals widerlegt, wenn er für die richtige Auslegung des Felsen, auf welchem die Kirche gebaut sei, nämlich als des Glaubens und Bekenntnisses zu Christo, sich auf die übereinstimmenden Erklärungen des Hilarius, Ambrosius, Gregor von Nyssa, Chrysostomus, Gregor des Grossen und Theodoret, ja auf die Erklärungen der Päpste Leo's I., Hadrians I., Nikolaus I., Stephans VI., Innocenz's II., Urbans II., ja auf das römische Messbuch selbst beruft, wenn er anderer Kirchenväter (wie Augustinus' und Hieronymus') Aussprüche nachweist, die (freilich unmöglich, aber dadurch nur um so stärker zeugend) unter dem Fels Christum selbst verstanden wissen wollten, wenn er ausführt, dass nur in zweiter Linie die Apostel, aber dann alle Apostel gleichermaassen, als der Grund der Kirche betrachtet worden seien und dabei die bestimmten Aeusserungen eines Origenes, Hieronymus, Augustin, Leo d. Gr., Theophylakt, Eucherius und selbst mittelalterlicher Theologen aufführt. Allerdings meint auch er und kann sich dafür auf die Zeugnisse des Hieronymus, Augustin und Leo's I. stützen, es sei von Christo selbst auch ein Primat des Petrus unter den Aposteln ausgesprochen, eine Ansicht, die sich nach dem Obengesagten in keiner Weise rechtfertigen lässt. — Nicht minder hat er die glänzenden Namen eines Augustin, Ambrosius, Basilius d. Gr. und Chrysostomus um sich, wenn er das Wort Christi an den Petrus: „Weide „meine Schaafe“ (Joh. 21., 15. 16), das überdies einer kritisch

unsicheren Stelle des Textes angehört, als ein keineswegs dem Petrus allein, sondern allen Führern der Gemeinde, ja nach Chrysostomus allen Christen geltendes in Anspruch nimmt. An dieser Stelle gerade am wenigsten kann von einem dem Petrus übertragenen Principate die Rede sein, denn sie stellt unwidersprechlich den Johannes über den Petrus.

Ich würde die Hochachtung gegen die Hochwürdigen Herren, an welche ich schreibe, zu verletzen glauben, wenn ich es für nöthig hielte, ihnen gegenüber den weiteren sogenannten Schriftbeweis für das Papstthum zu besprechen. Denn was man von biblischen Gründen weiter für dasselbe geltend gemacht hat, ist entweder mit absurder Gewaltsamkeit hierher gezogen oder spricht geradezu gegen dasselbe. Bedeutsam aber, auch noch für die jetzige Theologie, ist der von unserm Febronius angetretene Bibelbeweis dafür, dass das Neue Testament überhaupt nicht an eine monarchische Ordnung der Kirche als an die von Christo gewollte denken lasse. Ueberall ist von den Aposteln zusammen die Rede, wo es sich von der Verheissung des heiligen Geistes (Joh. 14) oder von seiner Auctorität und Wirkung (Apostelgesch. 15) handelt. Ja es ist in Apostelgesch. 6 der Beweis enthalten, dass aus der Wahl der Gemeinde die Männer hervorgehen sollten, welche den Aposteln für die Gemeindeleitung an die Seite treten sollten, und Apostelgesch. 7 und 8 enthalten den Beweis, dass diese Männer nicht blos zu untergeordneten Diensten, sondern auch zur apostolischen Predigt und Taufe berechtigt waren, wie denn schon Matth. 23., 8 ff. die Arbeiter an der Gemeinde als Brüder in Christo betrachtet sind, er aber als ihr wahres und einziges Haupt dargestellt ist und der Herr Matth. 18., 15 die Gemeinde als Richterin in Sachen der Zucht anerkannt hat. Längst haben die Lehrer der Kirche (z. B. der Kanzler Gerson) erwiesen, dass die „Gemeinde", welche den letzten richterlichen Ausspruch thun solle, nicht der Papst sein könne, sondern dass es die Kirche in ihrer Mehrzahl, eigentlich in ihrer Gesammtzahl der Glieder sei, von welcher der letzte Richterspruch über den Einzelnen ausgehen müsse, und nur die Unmöglichkeit der Vollziehung solchen Gerichts führt sie auf das allgemeine Concil als die letzte kirch-

liche Instanz. Es ist dies freilich nur dann ein zulässiger Schluss, wenn man annimmt, dass der Herr unter der „Gemeinde", an welche er das Richteramt verleiht, die gesammte Kirche könne gemeint haben, und nicht die kleineren Gemeinschaften, aus deren Verbindung nur erst diese umfassende Kirche entstehen konnte. Sicherlich aber ist der Ausspruch des Herrn, der hier vorliegt, nur von diesem kleineren Kreise der Gläubigen gemeint, in welchem Alle, die an dem Richterspruch theilzunehmen hatten, den der Zucht Verfallenen kannten. Zu der Frage über die Gesammtverfassung der Kirche, ob monarchisch oder repräsentativ, konnten diese Schriftstellen nicht mit Fug herangezogen werden. Die Uebergabe der Schlüssel des Himmelreichs an die Gemeinde, die Kirche, nicht an den einzelnen Diener derselben, den einzelnen Apostel, haben die Alten, wie Tertullian, Augustin, Cyrill von Alexandrien, Gregor d. Gr., Fulgentius behauptet; dies weist Hontheim mit Erfolg nach, ja er ist so glücklich, sogar aus dem tridentinischen Concil Stellen anführen zu können, die sich dafür aussprechen, was er mit dem Ausrufe thut: „so gross ist die Macht der Wahrheit!" Er beweist es ferner durch die mislungenen Versuche römischer Bischöfe, die häretischen Ansichten und Uebungen zu beseitigen. Erst als die nicänische und die ephesinische General-Synode einschritt, gelang es, dieselben zu bemeistern. Der Beweis ist unwidersprechlich, dass sämmtliche Apostel gleicher Gewalt und Stellung in der ersten Kirche waren und dass die in den Concilien vereinigten Bischöfe der ersten fünf Jahrhunderte nie Bedenken getragen haben, sich als die vollberechtigten Nachfolger der Apostel zu betrachten und deshalb auch gegen die ausdrückliche Meinung eines einzelnen, auch wenn es der römische Bischof war, oder auch mehrerer von ihnen, Entscheidungen zu treffen. Das tridentinische Concil ist der stärkste Zeuge davon, dass es nicht gelingen konnte, die Alleingewalt des Papstes in die Kirche als öffentliche Lehre einzuführen. Der Herr hat die katholische Kirche vor diesem Misgriff behütet, und der Widerspruch der Franzosen und Spanier gegen den dahin gerichteten Versuch der Italiäner hat sie vor einem Schritt bewahrt, der ihre Ver-

fälschung verewigt hätte. Möge dieselbe Wachsamkeit bei dem bevorstehenden allgemeinen Concile sich bewähren*), um der Kirche nicht unverlierbare Rechte wenigstens in formeller Weise zu vergeben! Wie sehr schon damals der Jesuiten-Orden als ein Feind der bischöflichen Rechte und als ein Schmeichler des verfälschten und verfälschenden Papstthums, wie sehr die weltliche Politik als ein Hauptmotiv, und zwar im nationalen italiänischen Interesse, aufgetreten ist, hat der wackere Hontheim nicht versäumt hervorzuheben.**) Mussten doch die päpstlichen Legaten Alles anwenden, um nur die italiänischen Bischöfe von der Zustimmung zu den Ansichten der Spanier und Franzosen abzuhalten. Als Bischöfe mussten sie ja das Gewicht der Gründe fühlen, die in den Vorberathungen gegen die Alleingewalt des Papstes geltend gemacht wurden. Die Spanier unter Führung des Erzbischofes von Granada waren entschlossen, die Sache durchzuführen, aber der schlaue Cardinal Guise von Lothringen drang mit seiner Ansicht durch, dass man lieber von der Feststellung eines Glaubensartikels abstehen solle, weil man die ächte episcopale Ansicht über die Kirchenverfassung durchzusetzen doch keine Aussicht habe, und wenigstens vermeiden müsse, die Lehre der falschen Decretalen zur Kirchenlehre erhoben zu sehen. Welche politische Gründe diesen Mann dabei leiteten, ist unschwer zu errathen. So ist die Sache in der katholischen Kirche unentschieden geblieben, aber von Rom aus hat man gehandelt und geredet, als wäre sie im Sinne des Curialismus entschieden worden, oder als verstände sich das Alleinrecht des Papstes in dem Grade von selbst, dass es einer kirchlichen Festsetzung gar nicht bedurft hätte.

Die theologischen Argumente mit welchen der Jesuiten-General Laynez und seine Mitgenossen für den absoluten Principat des römischen Stuhles auftraten, würde sich wohl jeder katholische Theologe unserer Zeit, wenigstens in Deutschland, schämen nur einer ernsthaften Widerlegung werth zu achten.

*) Es muss wieder daran erinnert werden, dass der Brief im Jahre 1869 angefangen wurde.

**) De statu ecclesiae, cap. 1, § 8, pag. 53 ff. (Bullion 1765, ed. II)

Der gute Febronius hat diese Widerlegung für seine Zeit und für den weiteren Kreis, den er im Auge hatte, noch nöthig gefunden und hat sie in anerkennenswerther Weise geliefert. — Wenn er nun freilich aus der Uebergehung der Frage nach der Stellung des Papstes zu den Bischöfen und der Kirche überhaupt in den Beschlüssen der Kirchenversammlung von Trient den Schluss zieht, dass dieselbe keineswegs gemeint gewesen sei, dem Curialismus Recht zu geben, so hat er doch wohl zu weit gegriffen. Freilich kann der Curialismus sich nicht auf ein bestimmtes Decret des Concils für seine Theorie des Kirchenregiments berufen. Aber die Fassung einzelner anderweitiger Decrete, welche dem Papst die wichtigsten richterlichen Entscheidungen in der Kirche vorbehalten und ihn mit klaren Worten zum obersten Seelsorger und geistlichen Regenten der ganzen Kirche erklären, lässt sich doch nicht, wie er thut, aus jenem eben besprochenen Unterlassen so erklären, dass die Bedeutung dieser Rechte auf einen blossen Vorzug des Ranges für den Papst herabsänke. Vielmehr ist den Curialisten gelungen, ihre Ansichten, weil sie auf einen autoritativen Ausspruch derselben als Kirchenlehre verzichten mussten, anderwärts einzuschieben. Sonst wäre ja kein Grund dafür gewesen, dem Cardinal von Lothringen (wie Paolo Sarpi erzählt) den Vorwurf zu machen, dass er nach ruhmvollem Kampfe gegen die römischen Anmassungen doch schliesslich die Aufnahme solcher Ausdrücke in die Beschlüsse der Versammlung zugelassen habe. Gleichwohl bleibt es vor der ganzen christlichen Welt constatirt, dass nur Jesuitenschlauheit und römische Schleichwege eine Art von indirecter Anerkennung der papalistischen Forderungen ermöglicht haben, dass also ein bewusster und klarer Beschluss des Concils für dieselben nicht vorliegt, denn, wenn sich die Alleingewalt des Papstes von selbst verstand, so wären ja auch diese Einschiebungen überflüssig gewesen. Der allgemeine Eindruck muss freilich, wenigstens bei dem spätern Schlusse des Concils, ein anderer gewesen sein; sonst hätte Philipp II. von Spanien nicht sagen können, die Bischöfe, die als solche zum Concile gegangen, seien als blosse Pfarrer von demselben zurückgekommen.

Sind wir also, Hochwürdigste Herren, weder durch die heilige Schrift, noch durch das in Ihrer Kirche gültige Ansehen der Tradition an die curialistischen Ansichten gebunden, ist es diesen nicht einmal gelungen, in dem bis jetzt letzten allgemeinen (nicht einmal ökumenischen, weil die Griechen und die Protestanten nicht in ihrem vollen Rechte zugelassen waren) Concile die unumwundene Lehre der gefälschten Decretalen durchzusetzen, ist überdies durch die Nachweisung des völligen Unwerthes dieser Decretalen als Rechtsquellen, seitdem für den Curialismus seine einzige starke Stütze gefallen, hat sich vor hundert Jahren in der deutschen katholischen Kirche, wenigstens in weiten Kreisen derselben und auf ein halbes Jahrhundert, die freie episcopalistische Ansicht vom Regiment der Kirche geltend gemacht, wie sie in der französischen Kirche schon längst, in der spanischen noch länger obgewaltet hatte, so kann wahrlich die zähe Fortsetzung der wälschen Machinationen und die immer zunehmende, der politischen Furcht der Umgebungen der Throne, dem steigenden Einflusse des hergestellten Jesuiten-Ordens, den politischen Planen Roms zuzuschreibende Macht des Ultramontanismus kein Hinderniss für christliche Männer sein, der Wahrheit, wie sie wirklich ist, ins Angesicht zu schauen.

Um dies zu thun, müssen wir die Urverfassung der Kirche und ihre nothwendige Entwickelung ins Auge fassen. Niemand wird in Abrede stellen, dass der Herr seiner Kirche eine klar umschriebene Verfassung nicht gegeben, sondern blos einige Grundsteine derselben aufgestellt hat, worunter die Gemeinschaft im Gebete, das feste Zusammenhalten in der Liebe, das Vertrauen auf seine eigene Nähe und Macht, die Beurtheilung der Fehler der Einzelnen durch die Gemeinde, das Vergeben der Sünden in seinem Auftrag und Namen, das Wunderthun in seiner Kraft, die Verkündigung seines Todes im heiligen Abendmahl, die Taufe auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, die Predigt (Zeugniss) an alle Völker gehörte. Alles Weitere überliess er der späteren Entwickelung unter der Leitung des heiligen Geistes (Joh. 16, 13), die er seinen Aposteln

verheissen hatte, die aber an seine eigenen Worte gebunden sein sollte (Joh. 14. 26., 16. 14. u. a.). Es waren dies die Worte Christi, welche er zu ihnen mündlich gesprochen hatte und die allerdings nicht sämmtlich in die apostolischen Schriften übergegangen sind (Joh. 21. 25.), von welchen aber die Apostel oder ihre Schüler diejenigen, welche eine Bedeutung für die Zukunft der Gemeinde haben konnten, schriftlich in der Gemeinde niederlegten. Es kann daher von einer Tradition, die irgend etwas in der Lehre, in der Anweisung zum Leben in Christi Gemeinschaft und Fusstapfen bestimmen konnte, die aber auch die Apostel nur mündlich, nicht schriftlich, weitergegeben hätten, nicht die Rede sein. Vielmehr ist die Tradition der Apostel eben nur der Inhalt der neutestamentlichen Schriften, vor Allem der Evangelien, und nichts darüber hinaus. Sollte auch irgend einer der Apostelschüler etwas aus dem Munde eines Apostels gehört haben, was ausserhalb des Kreises des evangelischen Aufzeichnungen blieb, so konnte es nichts von Erheblichkeit sein, nichts was zum Glauben nöthig war. Dieses Bewusstsein ist in der Stelle Joh. 21., 25 und nicht minder in den Worten des Apostel Paulus ausgesprochen, in welchen er (Galater 1) seine eigene apostolische Originalität, sein unmittelbares Empfangen von Christo behauptet, wie er denn 1. Cor. 11., 23 dieselbe Erklärung abgiebt. Daraus muss man in Bezug auf das, was die Apostel hinsichtlich der Verfassung der Kirche thaten und ordneten, die Ueberzeugung schöpfen, dass ihre Anordnungen ein Werk des heiligen Geistes und zwar in Anknüpfung an die Worte Christi waren. Demnach muss man auch annehmen, dass die Apostel dieser Ordnung gemäss handelten, als sie (Apostelg. 6) von der Gemeinde, von der Zahl aller Gläubigen, die Männer wählen liessen, die ihnen in der Armenpflege und in der Predigt, auch im Taufen, folglich wohl in allen apostolischen Thätigkeiten zu Hülfe kommen sollten. Nur das Händeauflegen zum Empfange des heiligen Geistes behielten sie sich Anfangs, wie es (Apostelgeschichte 8., 17) scheint, noch vor, aber auch dies nur, so lange sie in der Nähe waren. Nimmermehr aber ging ihre ganze Auctorität auf ihre Nachfolger und Stellvertreter über,

und es giebt daher Niemanden und hat Niemanden je gegeben, der sich in dem Sinne Nachfolger der Apostel nennen dürfte, wie es der Papst thut. Denn dieses Ansehen knüpfte sich nicht sowohl an den erhaltenen Auftrag, als vornemlich an die Augenzeugenschaft des Lebens Jesu. So wenigstens sahen es die Apostel selbst an (Apostelg. 1., 21 f.). Nur Augenzeugen seines Lebens konnten auch des ersten Auftrages theilhaftig werden, und eben darum hat Paulus seine ebenbürtige Apostelstellung dadurch erwiesen, dass er den Herrn gesehen und dieser ihm Offenbarung geschenkt und ihn mit der besonderen Sendung an die Heiden beauftragt habe. Die übrigen Apostel erkannten diese seine apostolische Sendung an. Eben aber aus dem Grunde, aus welchem Paulus als Apostel im vollsten Maasse galt und immer gelten muss, können die Männer der nächsten Generation zwar als die Nachfolger und als die Beauftragten der Apostel, aber nicht als die Erben ihrer ganzen Auctorität und Stellung gelten. Es bedurfte derselben auch nicht mehr, denn der Anfang war gemacht und die Gemeinde war da, die als ein sich ordnendes Gesammtleben hinfort den Thatbeweis der Lebensmacht Christi lieferte, welchen vorher das Zeugniss der Apostel hatte geben müssen. Es ist also die Gemeinde und, in dem durch die Personen der Apostel zuerst, hernach durch die Reisen und Besuche ihrer Schüler und noch später durch eine sich gestaltende Verfassung entstandenen Zusammenhang, die Kirche, welche als moralische und Collectiv-Person, als der Leib Christi seine Gegenwart auf Erden repräsentirt. Hier ist thatsächlich die Sichtbarkeit Christi, und es wird niemals gelingen, aus dem Neuen Testamente selbst eine andere Idee der Kirche und ihres Werdens zu beweisen.

Gleichwohl können wir auch die aus der Gemeinde durch göttliche Gaben und menschliche Wahl auf Grund der Erkennung der Gaben hervorwachsenden Aemter, sofern sie etwa die Gelenke, die Gefüge des Leibes waren (1. Cor. 12., 27 f., Ephes. 4., 11 ff., 16. Col. 2., 19), als göttlichen Rechts anerkennen, da sie ja durch Leitung des heiligen Geistes in alle Wahrheit auf Christi Wort hin geordnet sind. Aber nicht

etwa Ein Amt nur ist in diesem Sinne von Gott eingesetzt, sondern alle Aemter sind es, und sie sind es gerade in ihrer Mannichfaltigkeit und Vertheilung in der Gemeinde (1. Cor. 12., 4 ff.). Die sämmtlichen Aeltesten jeder einzelnen Gemeinde bilden nach Phil. 1., 1. den Episcopat, und wenn schon in früher Zeit Einer in jeder Gemeinde an die Spitze trat, um als Bischof die Gemeinde zu leiten, so war dies nur Einer aus Mehreren, so geschah dies durch Wahl der Gemeinde, wie noch die nicänische Kirchenversammlung bezeugt. Der Episcopat ist daher allerdings ein Werk des heiligen Geistes und gehört zu den unentbehrlichen Gütern der Gemeinde und der Kirche, aber keineswegs ist der einzelne Bischof als solcher der Träger des Apostolats, sondern dessen Träger ist die Gemeinde. Der Episcopat, wie er den einzelnen Mann an die Spitze der Gemeinde setzt und ihn nebst den Presbytern als deren Vertreter und Wortführer auf die Synoden sendet, ist daher eine geweihte Ordnung der alten Kirche. Es ist wahr, die Kirche der ersten Jahrhunderte konnte in ihren Einrichtungen nicht das stabile Muster für alle Zeiten der Kirche bleiben, und mit der Umfassung ganzer nationaler und staatlicher Complexe durch das Christenthum musste sie sich wesentlich modificiren. Sie hat es gethan, und nicht blos modificirt hat sie sich, wie es unerlässlich war, sondern auch verweltlicht und sich den Ordnungen des heidnischen Imperialstaates angeschmiegt, so dass der Bischof ein Gewalthaber wurde, dem nur die grössere Gewalt im Staate zum Gegengewicht diente. Aber folgt daraus, dass das uralte geweihte und segensreiche Amt lieber aufgehoben werden müsste? Gewiss nicht, da nur ein weniger durch heilige Weihe getragenes und noch mehr nach weltlicher Art gestaltetes Amt an seine Stelle hätte treten können. Oder folgte etwa das Andere daraus, dass die Anbequemung an die Staatsform noch weiter gehen musste und die Bischöfe nur die Provinz-Statthalter eines geistlichen Imperators in der alten Kaiserstadt werden mussten? Folgte daraus mit demselben Rechte, auf welchem der Fortbestand des Episcopates beruhte, die Entstehung eines römischen Principates, oder auch nur eines römischen Primates?

Niemand wird diese Fragen bejahen, dem der historische Blick und das logische Urtheil nicht durch einen krankhaften Schwindel benommen ist. Wenn also die Stellung des einzelnen Bischofs an der Spitze der Gemeinde durch Wahl derselben aus der Zahl der ihm gleichstehenden Aeltesten als eine edle, geheiligte Ordnung, aber nicht als das untrügliche Kennzeichen der Christlichkeit einer Kirche betrachtet werden darf, weil nicht der Wille der Apostel diesen Einzelbischof geordnet hatte, sondern das immer stärker hervortretende Bedürfniss der Gemeinde und der Verbindung der Gemeinden unter einander, so kann jetzt nur gefragt werden, wie die bischöfliche Gewalt mit der der Gemeinde sich ausgeglichen habe? Es ist dies die Frage nach den ursprünglichen Rechten der Bischöfe.

Dabei darf man keinen Augenblick vergessen, dass der Bischof nicht der einzige geistliche Führer einer und derselben Gemeinde war, sondern ihn ein Presbyterium umgab, unter dessen einzelne Glieder, die Aeltesten, je nach ihrer Gabe und nach den wachsenden Bedürfnissen der Gemeinden die Arbeiten und Rechte der Leitung sich vertheilten. An der zahlreichen Stadtgemeinde stand der Bischof, der in der Regel an mehreren dieser Geschäfte, oft vielleicht an allen sich betheiligte, weil er mit mehreren der dazu erforderlichen Geistesgaben, öfter auch wohl, wie die Apostel, mit allen ausgestattet war. Ein solcher Bischof, dem alle Gaben zu Gebote standen, war mehr ein apostolischer Mann, ein Fortsetzer des Apostolats, wiewohl ihm immer die Augenzeugenschaft (Autopsie) fehlte, als Einer, der nur etliche der charismatischen Kräfte besass. Die Rechte bemassen sich nach den Aufgaben und diese nach den Geistesgaben. Wo der Bischof z. B. die Predigtgabe (Prophetie) in hohem Maasse hatte, da wäre es, wie bei einem Apostel Paulus (1. Cor. 1., 14), Thorheit gewesen, wenn er durch Taufen und andere Geschäfte seine Kraft und Zeit verschwendet hätte. Daher mussten andere Presbyter und ausser ihnen die Diakonen neben und unter ihm diese andern Geschäfte verwalten. Nicht minder musste es Männer geben, die im Evangelisiren der Heiden ihre Gabe hatten, die also nicht so festen Sitz in der Gemeinde behielten, aber doch zu ihren Lei-

tern mitgehörten, und wiederum solche, die zur tieferen forschenden Ergründung der Heilswahrheit und zum Unterricht im Zusammenhange derselben vom heiligen Geiste ausgerüstet waren, etwa auch zuvor als Heiden oder Juden Männer der Schule gewesen waren. Das Regieren und Ordnen und Vertreten der Gemeinde nach Aussen wird wohl nächst der Prophetie die Gabe gewesen sein, die man von einem Bischof forderte und die also gewöhnlich den Bischöfen beiwohnte. Gewiss mögen sie wohl „Propheten, Hirten und Lehrer" aber weit nicht immer auch Evangelisten, Wunderthäter, Zungenredner, Verwalter gewesen sein. Als die Gemeinden wuchsen, als um die Städte her in den Dörfern oder in kleineren Städten sich zahlreichere Christenschaaren sammelten, da bedurfte es in Einer Ekklesia mehrerer mit mehr als Einer Gabe ausgerüsteter Männer, um sie, wieder mit Gehülfen, über einen Theil der Gemeinde zu setzen; so entstanden die Diöcesen und und deren Presbyterien mit bischöflicher Aufgabe, also die Unter-Bischöfe (Landbischöfe) und dadurch die Metropolitansitze als die Stätten der Oberbischöfe. Aber immer und durchgehend war es die gegliederte mit Aemtern und ihren Trägern versehene Gemeinde, welche ein Bischof regierte. Seine Rechte waren daher beschränkt durch die der mit ihm arbeitenden Presbyter, welche seine Synode bildeten, und die Gemeinde war so in beständiger Selbsterbauung begriffen durch die aus ihr hervorwachsenden Kräfte. Natürlich je zahlreicher diese Gelenke wurden, desto mannichfaltiger der Bau des Leibes, desto kräftiger musste das an Christi Statt und in demüthiger Hingabe an seinen Dienst wirkende Amt seine Macht üben, desto mehr mussten die Bischöfe solcher reich ausgestatteten Gemeinden das Hauptgewicht ihres Amtes im Regieren, im Oberhirtenamte finden. Nie aber würden sie den Prophetendienst aufgegeben haben, denn dieser war das centralste Hauptmittel des Regierens durch das Wort der Wahrheit. Wo finden wir unter den hervorragenden Bischöfen der alten Zeit einen, der sich der Predigt und Lehre enthalten hätte, um blos zu regieren! Vielmehr sehen wir sie alle, von einem Polycarp, Ignatius, Cyprian, von einem Dionys von Alexandrien, den

grossen Kleinasiaten, Chrysostomus an, bis zu einem Augustin, Ambrosius, Leo und Gregor dem Grossen als Leuchtthürme der Lehre dastehen, an welchen die Gemeindeglieder zu Lichtern in dem Herrn, die Diakonen zu Presbytern und diese zu Bischöfen heranwuchsen. Erst als die Kirche in die Lande der roheren Nationen fortgeschritten war, liess sich diese lebendige Gliederung der Gemeinde nicht überall mehr durchführen, weil die Männer mit den natürlichen und den Geistesgaben fehlten, und es wurde zur peinlichen Nothwendigkeit in Einem Presbyter oder Diakon die Aemter zusammenzuhäufen, damit sie noch überhaupt ihren Dienst thun konnten, zuletzt gar in dem Einen Manne, dem Priester, alle Aemter ihren Titeln nach zusammenzuziehen, so dass die Zahl der Weihen über Ein Haupt allmählich bis auf sieben wuchs. Das war die Verschlechterung des geistlichen Amtes, erst durch die Noth herbei geführt, hernach schon von Rom her, als bereits die Papstmacht in Blüthe stand, begünstigt, weil man längst die Einheit des Regimentes als die Hauptsache in der Kirche zu betrachten begonnen hatte. Die Gemeinden wurden dem Geistlichen, der sie leitete, mehr und mehr fern und fremd, weil er die Gehülfen nicht mehr hatte, die sie an ihn heranzogen. Die Bischöfe wurden allmählich auch dem Predigtamte entzogen, sie herrschten nur noch. Viele unter ihnen waren durch Mangel an Bildung und Theologie gar nicht mehr befähigt zum Prophetendienste, und dieser Dienst selbst erstarb in dem Uebergewichte der Liturgie. Dadurch verlor die Kirche ihren lebendigen Organismus, und an die Stelle der Einheit eines organischen Leibes trat die Einheit eines Mineralkörpers, den nur die Allgewalt der Schwere, die Anziehung eines Mittelpunkts zusammenhält. Die Einheit der Kirche ging unter, als sie eben ihre Vollendung erreicht zu haben meinte. — Wo war da noch die Stellung eines Bischofs möglich? Konnten doch jetzt weltliche Herren mit einem Bisthum nur um der Einkünfte willen bekleidet werden, und wurde es möglich, mehrere Bisthümer in Einer Person zusammenzuwerfen. Es war eine Entstellung und Verzerrung des bischöflichen Amtes, von welchem nur der Name, der Schein und der Geldgewinn übrig blieben.

Es darf nicht verkannt werden, dass diese Zustände nicht mit Willen oder nach einer Theorie hervorgerufen wurden. Sie entstanden in ihren Anfängen durch die Noth und den Jammer der Zeiten, aber es wurde nicht von allen Päpsten, auch nicht von allen Herrschern so, wie es von Carl dem Grossen geschah, auf die Ueberwindung derselben als grosser Uebelstände hingearbeitet, und Niemanden fiel es ein, weiter zu streben, als höchstens nach tüchtig gebildeten, geistlich gesinnten Bischöfen und Aebten, auch wohl unterrichteten und frommen Priestern. Die Lösung des verderblichen Bandes des geistlichen Parochialamtes (Pfarramtes) in seiner collectiven Unnatur fiel Niemanden ein. Wie sollte sie auch Jemanden einfallen? wie sollte man die Herstellung der lebendig gegliederten Gemeinde mit ihren mancherlei Gaben und Kräften als ein mögliches Ziel ins Auge fassen, wenn die ungeheure Mehrzahl der Gemeindeglieder rohe unwissende Leibeigene waren, der bessere Theil verwilderte Krieger, bei welchen auch nur von den natürlichen Gaben und der allgemeinen Vorbildung, welche die Vorbedingung der Charismen waren, selten etwas anzutreffen war? Und wiederum, wo sollten in einer solchen Gemeinde die geistig mächtigen Priester herkommen, wenn die Ordensgeistlichen in ihren Klöstern das Beste, was es von theologisch gebildeten Clerikern gab, hinter der Mauer sammelten und zwar der Erhaltung gelehrter Kentnisse, tüchtigen Lebens in der heiligen Schrift, der Anpflanzung von Wildnissen, der Bekehrung der Heiden in schönster Weise dienten, aber für das unwissende christliche Volk selbst weit nicht ausreichende geistliche Kräfte darboten. Waren aber die Gemeinden nicht da, fehlten die Aemter und ihre Träger, musste der Pfarrer allein Alles sein und konnte es nicht, in welche Noth wurde da der Bischof versetzt, wenn er mehr thun wollte, als über die schlimme Lage seiner Diöcese lamentiren. Solche Lamentationen besitzen wir nicht wenige von den Besten, welche die Tiare trugen; aber man vergesse nicht, in welchem Maasse diese Männer auch noch für den Staat in Krieg und Frieden in Anspruch genommen wurden und wie sehr sie

durch den steten Blick auf das Ganze der Kirche und auf die Verhältnisse der Nationen den Sinn für die besonderen Bedürfnisse der Ihrigen verlieren mussten.

Wer will es läugnen, dass die römischen Päpste zu verschiedenen Zeiten, so sehr sie einerseits dem Bischof den Raum seines kirchlichen Daseins und Wirkens wegnahmen, auch wieder für die geistliche Wirksamkeit in dem engeren, welchen sie ihm liessen, geeifert haben? Aber dieses Eifern konnte kaum von grossem Erfolge sein, wenn sie jeglicher Zeit die Heere der den Bischöfen nicht unterworfenen, dem päpstlichen Stuhl unmittelbar verbundenen Mönchsorden vergrösserten und den Bischöfen die Handhaben ihrer Wirksamkeit nicht wieder zurückgaben. Musste nicht dieses reformatorische Ermahnen eines unreinen Motives verdächtig werden, nämlich des Bestrebens, die Bischöfe den staatlichen Wirksamkeiten und Stellungen zu entziehen, die, wenigstens in Deutschland, in der langen Zeit, da die Kaiser die Bischöfe mit ihren Gütern belehnten und ihnen ihre Aemter übertrugen, dem Papst die volle Herrschaft über die Kirche unmöglich machten und dem Staate ihm gegenüber ein mächtiges kirchliches Gewicht zubrachten? Wiederum, wer will es verkennen, dass die Kirchenversammlung zu Trient auf Anstoss vom päpstlichen Stuhle den Bischöfen Weisungen gegeben hat, die sie ihrem eigentlichen Amte wieder zugeführt haben? Hat aber der Papst dabei auf ein einziges der Rechte verzichtet, welche den Bischöfen ursprünglich gehörten und ohne deren Besitz sie nicht mit dem von ihrem Amte zu erwartenden Erfolge zu wirken vermochten? Hier liegt also eine sehr ernste, ja die entscheidende Frage.

Darf man etwa sie damit entscheiden, dass man einfach auf das Urchristenthum zurückgeht und dort die Maasstäbe holt, also z. B. alles Recht der Predigt den Bischöfen als Nachfolgern der Apostel allein zuweist, weil der Herr seinen Aposteln gesagt hat: „gehet hin in alle Welt, prediget das Evangelium“? Sicherlich nicht, sonst wäre auch das Recht der Taufe und das Recht der Lehre ihnen allein übertragen. Dass die Apostel es nicht so auffassten, beweisen die Prediger Stephanus und Philippus, der Täufer Philippus, die Prediger

und Lehrer Barnabas, Silas, Apollos, Timotheus, Titus und viele andere. Darum ist es auch mit den Schlüsseln des Himmelreiches nicht anders, und diese sind den Aposteln nicht im Unterschiede von den Gläubigen überhaupt, sondern sie sind ihnen als den Christum stets umgebenden Repräsentanten aller Jünger, Aller, die da glaubten, zugesprochen. Petrus gebraucht sie am Pfingstfest und schliesst auf, aber die Dreitausend trugen die Schlüssel in alle Lande, und Paulus und Petrus finden später in Rom eine Gemeinde, die kein Apostel gegründet hatte, die also die Thüre gefunden und geöffnet hatte, ehe die Apostel zu ihr kamen. Vielmehr war es das Recht der Apostel, mit der Gemeinde (Apostelg. 6) Prediger zu ordnen und zu senden, und dieses Recht blieb nach dem Hinscheiden der Apostel der Gemeinde, welche es durch ihre Vorsteher und mit ihren Vorstehern gemeinsam ausübte. Dies ist der Eine Episcopat, von welchem Cyprian sagt, dass der einzelne Bischof von ihm seine Bedeutung erhalte. Nicht so stand es, dass die Apostel den Episcopat allein im Unterschiede von der Gemeinde darstellten. Sie waren am ersten Pfingstfeste auch die lebendige Gemeinde selbst, und aus ihnen bestand die Kirche, zu welcher jetzt erst auch die bereits an Christum Gläubigen durch die Taufe hinzutraten, neben ihnen aber sehr Viele, die erst an diesem Tage zum Glauben gelangten. Allerdings bedurfte es jetzt einer besonderen Wahl der Vorsteher nicht, die Apostel waren es durch den Befehl Christi. In sofern sind allerdings alle Bischöfe die Nachfolger der Apostel, aber nicht minder auch alle gläubigen Glieder der Gemeinde. Und nur hierauf und auf nichts Anderes liess sich ein Ehrenvorzug der römischen Gemeinde und ihres Bischofs gründen, dass sie eine der ältesten Gemeinden, besonders nach dem Untergang der Muttergemeinde zu Jerusalem, und durch den Kaisersitz ausgezeichnet war. Nicht etwa der Glanz des Hofes gab ihr zunächst diesen Vorzug, sondern dass sie vor der Höhle des Löwen, im Anblick und nächster Nähe der verfolgenden Kaisermacht, daher auch bald durch das zahlreichste Martyrium gekrönt, lebte. Hat doch das chalcedonensische Concil selbst ausgesprochen: „Mit Recht haben die

„Väter dem alten Bischofssitze zu Rom, in der Stadt der „Herrschaft, besondere Vorzüge eingeräumt", während Hieronymus ausspricht: „ob der Bischof zu Rom oder Eugubium, ob „er in Constantinopel oder Rhegium, ob er in Alexandrien „oder Tanais seinen Sitz hat, seine Bedeutung und sein Priester„thum sind sich überall gleich", und noch Gregor der Grosse hat „den Titel eines Weltbischofs als einen weltlichen „hochmüthigen Kirchenraub abgelehnt, wenn man ihn dem „Bischof zu Rom oder Constantinopel beilegen wolle, als ob „von ihm die anderen Bischöfe erst ihre Amtsstellung erhielten, „denn alle Bischöfe seien gleichermassen von Christo gesendet „und vom heiligen Geiste gesetzt zu weiden die Gemeinde „Gottes." Deshalb redeten die Bischöfe sich mit dem Brudernamen an, und Gregor IV. noch hat die fränkischen Bischöfe wegen der Anrede als „Papa" (Vater) getadelt.

Vor Allem muss das Recht und die Pflicht der Predigt dem Bischof mit seinem von ihm geleiteten Presbyterium zugewiesen werden. Aber ein Leitungsrecht sowohl über die Priester seiner Diöcese als über die Gemeinden derselben, die ursprünglich und der Idee nach nur Eine Gemeinde waren und sind; an deren Spitze als Oberpfarrer der Bischof steht, die aber von ihm mit seinen Gehülfen und durch sie geleitet werden, steht dem Bischof unzweifelhaft und mit derselben Nothwendigkeit zu, welche überhaupt in der Gemeinde leitende Kräfte fordert und hervortreibt. Auch hier tritt die Verderbniss uns entgegen, welcher die Kirche und eben damit auch das Bischofsamt im Mittelalter unterlegen ist. Sie hängt, wie schon gezeigt, mit der Lage der Dinge in den neubekehrten germanischen Völkerstämmen, mit dem Missionsbedürfnisse, mit dem Kampfe zwischen Kirche und Staat um die oberste Gewalt oder um die Ausgleichung ihrer Gewalten zusammen. Es ist daher hier Vieles der geschichtlichen Macht des Werdens und Gestaltens zuzuschreiben und nicht diesem oder jenem Einzelnen vorzuwerfen. Aber genug, die Bischöfe, welchen der päpstliche Stuhl als ein Berauber entgegentrat, waren nicht mehr die ursprünglichen Propheten, Hirten und Lehrer. Es handelte sich daher in dem Streite zwischen der Bischofs- und

Papstgewalt vielmehr um die Jurisdiction, also um die eigentliche äusserliche Regierung, als um die Attribute des bischöflichen Amtes, und leider wurden auch von der Jurisdiction mehr diejenigen Seiten streitig, welche zugleich das irdische Interesse der Inhaber der Bischofssitze und des römischen Stuhles berührten. Daher hat auch der alte Hontheim nicht anders gekonnt, als sich mit der Uebertragung der Geld einbringenden Aemter (Beneficien), mit den dem römischen Stuhle vorbehaltenen Fällen (Reservaten, Dispensationen), den von ihm zu ertheilenden Mönchs-Privilegien (Exemtionen), mit der Erhebung der Cardinäle über die Bischöfe beschäftigen.

Um die eigentliche wahre Aufgabe der Bischöfe schien es sich dabei gar nicht zu handeln, sondern diese ganz ungestört zu bleiben. Aber so schien es auch nur. In Wirklichkeit wurde sie durch die päpstlichen Schritte fast unausführbar gemacht. Erlauben Sie mir, Hochwürdigste Herren, diese Punkte in der Kürze zu berühren. Es ist Ihnen besser als mir bekannt, dass die sämmtlichen Pfarrgeistlichen ursprünglich nur die Gehülfen der Bischöfe und daher von diesen (ohne Zweifel in der Synode) mit Zustimmung der Gemeinden erwählt wurden, wie denn die Bischöfe auch für ihre Heranbildung Sorge trugen und dafür, dass ihnen die Gemeinden das nöthige Auskommen gewährten Es fiel daher die Ernennung derselben mit der Ordination, mit der Ertheilung der Befähigung und mit der Berufung zum Amte zusammen. So blieb es im Wesentlichen sogar bis zum eilften Jahrhundert. Uebertragung des Einkommens eines geistlichen Amtes ohne Ausübung desselben, oder des Amtes ohne die Ordination dafür, sie galten beide als undenkbar. Aber auch das Undenkbare trat in die Wirklichkeit. Die alte Zeit kannte keinen Gewinn aus den geistlichen Aemtern. Es bedurfte der Klöster nicht erst, um die Diener Christi in freiwilliger Armuth, mit dem Nöthigsten zufrieden, leben zu lassen. Als aber die Tempelgüter den Kirchen, als die Schenkungen der Reichen den Bisthümern, als Vermächtnisse den Klöstern mehr als das Nothwendige zugebracht hatten, da wurde die Frage von Bedeutung, wer die

Macht gebende Berechtigung besitze, den Niessbrauch wohl dotirter Kirchenämter zu übertragen, und wenn sie erledigt waren und stellvertretend verwaltet wurden, wem die reichen Ueberschüsse ihres Einkommens zur Verfügung stehen sollten. Es wurde ja dies der finanzielle Gegenstand des langen Streites zwischen Papst und Kaiser über die Annaten. — Zuerst nahmen die Päpste nur das Recht in Anspruch, zu verhindern, dass nicht zum Schaden der Gemeinden die Stellen zu lange unbesetzt gelassen wurden, wozu gar leicht das reiche Einkommen derselben verleiten konnte. Dies liess sich, wenn einmal ein Aufsichtsrecht der Päpste über alle Theile der Kirche anerkannt wurde, aus diesem ableiten und musste heilsam wirken. Wenn aber der Sprung gewagt wurde, auch in die Personalfrage (in dieser beschränkte sich Hadrian VI. noch (12. Jahrh.) auf die Bitte) sich zu mischen und denen, welche das Besetzungsrecht hatten, bestimmte Personen für diese Stellen zu empfehlen, wenn vom Papste aus (bereits Alexander III., der Nachfolger Hadrians VI., that es) diese Empfehlungen mit Auctorität, zuletzt mit zwingender Macht (sogar mit Execution) geschahen, so war das Recht der Bischöfe schon wesentlich beschränkt. Diese Beschränkung fand aber nicht blos vom Papste her, sondern auch von der Gründung und Dotirung der Aemter durch Klöster und durch weltliche Herren her statt, und diesen gegenüber werden die Mandate des Papstes noch mit grösserer Wirkung aufgetreten sein, weil hier allerdings kein altes Bischofsrecht entgegenstand. Wohl aber war durch die eximirten Klöster selbst und durch den kirchendotirenden Patronat das alleinige Walten des Bischofs in der Diöcese durchbrochen und musste das Eingreifen des päpstlichen Aufsichtsrechts in die Stellenbesetzung nur um so schmerzlicher gefühlt werden. Wenn aber die Mandate dieser Art häufiger wurden, wenn sie sogar für künftig zu erledigende Stellen Expectanzen gaben (damit ihnen die Bischöfe nicht mit Ernennungen zuvorkämen), so wurde die Reservation bestimmter Stellen zur Besetzung von Rom aus fast eher zu einer Wohlthat, weil sie doch nicht mehr ganz im Unbestimmten liess, über welche Kirchenämter man dort zu verfügen beabsichtige. Innocenz III.

und IV. und Gregor IV. waren die ersten Päpste, die geradezu auf die Behauptung eines allgemeinen päpstlichen Besetzungsrechts in Betreff der Präbenden und Beneficien ausgingen, und Clemens IV. und Bonifaz VIII. scheuten sich nicht, dasselbe als kirchenrechtliche Regel auszusprechen. Im fünfzehnten Jahrhundert war (wie der Kanzler Gerson aussprach) ein klares Bewusstsein darüber vorhanden, dass der Papst sich als den Ordinarius (Bischof) der christlichen Welt ansah und alle Kirchenstellen zu vergeben für sein Recht hielt. Natürlich wurde Alles mit dem Aufsichtsrechte gedeckt und diesem eine Ausdehnung gegeben, welche das bischöfliche Amt in einer seiner wichtigsten Aufgaben zerstörte und die Bischöfe zu blossen Beamten des Papstes, ja zu einer Art geistlicher Figuranten herabsetzte. Dabei scheute man sich nicht, zu behaupten, dass man in Rom die Bedürfnisse der Gemeinden und die Qualification und sonstige Lage der Geistlichen besser kenne, als die Bischöfe der Diöcese damit bekannt seien. Nur der Anspruch auf eine Art von Allwissenheit oder ein höchst unwürdiges, durch die Mönche leicht ins Werk zu setzendes System der Spionage konnte dieser Behauptung einigermaassen den Schein der Wahrheit geben. Fester aber als Alles hielt man von Rom aus das Recht der Annaten, dieser Einkünfte des ersten Amtsjahres, welche jeder Bischof oder sonstige Würdenträger der Kirche für seine Ernennung an den päpstlichen Stuhl zu bezahlen hatte. Ihr Ursprung mag ein edler sein, nämlich die Absicht, in der Hand der Bischöfe, die als Oberpfarrer der Diöcese galten, die für die Verwaltung des Amtes auch der Vacanz zu sorgen hatten, die Einkünfte der reicheren Stellen zu lassen, um den ärmeren Geistlichen oder sonstigen Bedürfnissen der Gemeinden aufzuhelfen, eine Art von christlichem Communismus, wie er dem Wesen der Kirche entspricht. Würden aber jemals die Päpste gewagt haben, diese Einkünfte an sich zu ziehen, wahrscheinlich zuerst vermittelst ihrer Ernennung, wenn nicht die Bischöfe mit dem schlechten Beispiel der Selbstbereicherung durch die Annaten vorangegangen wären? Es war der Verfall der Bischöfe selbst, der sowohl den Reservationen in Hinsicht der Aemterbestellung als

dem Ableiten der Annaten nach Rom den Anlass bot. Aber die Annaten waren zu einer Goldquelle geworden, von welcher man gesagt hat, der römische Stuhl sei der grösseste Alchymist, denn für einige Pfunde Blei an den Diplomen erhalte er eine Menge Pfunde Goldes. Kann es etwas Plumperes und Gedankenloseres geben, als die Päpste als relativ ärmste Geistliche der Kirche darzustellen und aus diesem Titel die Annaten für sie zu fordern? Und doch ist es geschehen, nachdem längst die Schenkungen Pipin's, Carls des Grossen, Ludwigs des Frommen und der Markgräfin Mathilde sie reich gemacht hatten. Alle Concordate haben diese Annaten zu beseitigen gesucht, und sie sind auch nicht mehr eine Quelle der Verarmung der Länder. Zeigen sie aber nicht, ob auf eine kleinere Summe herabgeschwunden oder nicht, welches der letzte Sinn der päpstlichen Herrschaft über die Kirche im Sinne der römischen Curie war und ist?

In der Entstehung der reservirten Fälle, der Appellationen an den römischen Stuhl tritt diese Absicht nicht minder deutlich hervor. Es bewegt sich diese Frage freilich auf einem Felde, auf welchem ich mit den Hochwürdigsten Herren nicht gleichen Sinnes über die Principien sein kann, nämlich dem des Binde- und Löseschlüssels. — Das päpstliche Kirchenrecht weiss von grösseren, dem römischen Stuhl vorbehaltenen Fällen nur insofern, als es demselben die Entscheidung streitiger Glaubensfragen, so wie der die Bischöfe und ihre Diöcesen betreffenden Angelegenheiten, wie die Wählbarkeit zu den Prälaturen und die Bestätigung der formell richtigen Wahlen, den Rücktritt der Bischöfe von ihren Aemtern und die Vertauschung der Bischofssitze, die Errichtung neuer Bisthümer, die Vereinigung mehrerer in eins, die Aufrichtung von Metropolitan- und Patriarchen-Würden, die Beigebung von Coadjutoren und die Absetzung der Bischöfe vorbehielt. Dass hiermit schon dem Stuhle zu Rom Vorrechte zugewiesen sind, deren Begründung aus der heiligen Schrift, dem christlichen Alterthum, dem Wesen der christlichen Gemeinde und ihres Episcopats rein unmöglich ist, bedarf keiner Erörterung. Es sind dies bereits Ausflüsse einer kirchlichen Anschauung, die das Aufsichtsrecht

der Päpste über die ganze Kirche voraussetzt, und die nur die Geschichte des abendländischen Kaiserthums und der abendländischen Kirche begreiflich macht. Von irgend einem göttlichen Rechte ausser dem mittelbaren, welches die Geschichte geliefert hat, darum aber auch wieder nehmen kann, darf hiebei nicht die Rede sein. — Man hat zwar von älteren Päpsten einige Stellen, in welchen sie sich Entscheidungen vorbehalten, aber sie beziehen sich auf ihre Rechte als Bischöfe und sprechen daher nur dafür, dass der Presbyter oder der Unter-Bischof nicht die letzte Instanz in Regierung der Diöcese sei, sondern der Bischof. Sie sprechen also gegen die Reservationen des römischen Stuhles den Bischöfen gegenüber. Was die untergeschobenen Decretalien dieser Art melden, ist — Erdichtung. Vor dem fünften Jahrhundert ist von „grösseren Fällen" überhaupt nicht ein Wort geredet. Von dieser Zeit an aber auch nur in dem Sinne, dass den Bischöfen in schwierigen Fällen durch den römischen Stuhl der Rücken gedeckt werden sollte. Das Urtheil des Bischofs aber wurde dabei stets als gültig vorbehalten. So lange die Provincial-Synoden häufiger waren, kamen wenige Fälle vor, nachher aber nahmen sie zu, und zwar durch die thörichten Appellationen der Bischöfe selbst in ihren Streitigkeiten untereinander. Die Glaubensfragen waren bisher in den Gemeinden durch die Bischöfe auf Grund der heiligen Schrift, dann durch kleinere Synoden, endlich durch ökumenische Concilien zur Entscheidung gebracht worden. Acht Jahrhunderte lang zweifelte Niemand an dem Rechte der Bischöfe zu dieser Entscheidung. Erst durch die falschen Decretalen kam die Bestimmung der grösseren Fälle in Schwang. Dass es des römischen Stuhls hiezu nicht bedurfte, werden die Hochwürdigsten Herren aus der Concilien-Geschichte Ihres neuen Collegen in Rottenburg in zahlreichen Beweisen entnehmen, auch dass dies in Glaubensfragen geschah, nachdem der Bischof von Rom seine Ansicht schon ausgesprochen hatte, und dass dieser selbst dem Bischof sein eigenes Urtheil freistellte. In Glaubenssachen betrachtete sich der römische Bischof als Vermittler zwischen den verschiedenen Bischöfen, mit welchen allen er sich in Verbindung erhielt, und

war der Sammler ihrer Aussprüche. Alle anderen dem römischen Stuhle vorbehaltenen Fälle, wie Bestätigung und Absetzung der Bischöfe u. s. w., waren ursprünglich und bis ins Mittelalter Sache der weltlichen Herrscher, der Provincialsynoden oder der Metropolitane, und nun erst, als der Papst den Anspruch erhob, das über allen Bischöfen, Synoden und Königen und Kaisern stehende Haupt der Kirche zu sein, spielte er alle diese Entscheidungen in seine eigene Hand. Daran sind freilich diejenigen Bischöfe nicht unschuldig, welche selbst schwerere Sünder an den Papst wiesen, um von ihm die Absolution zu erhalten, und ihnen durch die Reise nach Rom schon eine Busse aufzuerlegen. Je zahlreicher solche Fälle und je häufiger die Appellationen an den römischen Stuhl um Absolution von schwerer Schuld wurden, desto natürlicher musste es in Rom erscheinen, geradezu den Papst zum höchsten Beichtiger der Christenheit zu machen, und dadurch das heiligste Geschäft der Kirche, nämlich die Vergebung der Sünden an das belastete Menschenherz, zu mechanisiren oder gar zu einer Waare herabzusetzen. Hier sitzt eine Ursache der tiefsten Erniedrigung der Bischöfe. Hat doch der Papst diesen die Facultät zur Absolution in den vorbehaltenen Fällen, nachdem er sie erst sich selbst allein zugeschrieben, in stellvertretender Weise wieder übertragen müssen, und ist es doch ein am hellen lichten Tage begegnendes Zeugniss der Verzichtung der Bischöfe auf ihre wesentlichen Rechte, dass sie sich die Uebertragung dieser Facultäten auf fünf Jahre müssen gefallen lassen. Nur so lange sie dieselben erhalten, sind sie wirkliche Bischöfe. Sobald es dem Papste einfällt, sie ihnen zu verweigern und Jemandem sonst zu übertragen, so sind sie es nicht mehr. Die Unmöglichkeit einer wahren Absolution, im Sinne der katholischen Lehre, sobald sie nicht persönlich von dem Beichtiger des Sünders ertheilt wird, leuchtet ja auf den ersten Blick ein, und ein guter Theil der Dispensationen hängt damit zusammen oder gar davon ab. Man kann daher geradezu sagen, dass dieses falsche System des Curialismus nicht blos die Bischöfe, sondern auch die Priester vernichtet und das gesammte innerste Wesen der Kirche alterirt. Welch ein abenteuerlicher

Gedanke, dass Jemandem, weil er unbussfertig ist, seine Sünden vor Gott behalten werden, durch Fürsprache aber oder Geldleistung ein Fernstehender die Absolution ertheilen könne! Ist nicht damit das ganze Wesen der Absolution in giftigster Weise verderbt? Darum hat auch noch im neunten Jahrhundert ein Bischof von Basel seinen Diöcesanen verboten, sich in Rom von einem fremden Bischof (d. h. dem römischen) absolviren zu lassen, und er hatte Recht.

Die Exemtion der Ordensgeistlichen von der bischöflichen Regierung, mag sie ursprünglich den besseren Sinn gehabt haben, dass bei der Menge der den Bischöfen obliegenden Sorgen den Klostergeistlichen eine von ihren eigenen Vorstehern, Prioren, Aebten, Provincialen und Generalen geübte ausschliessliche Sorgfalt zugewendet werden müsse, und dass diese Klostergeistlichen etwa mehr in Gegenden ihre Arbeit thun müssten, die noch nicht in die Diöcese eines Bischofs eingefasst waren, dass sie zu diesen schwierigen Arbeiten eine Vorbereitung im Klosterleben erhalten sollten, die sie mehr nach Innen leben liess, — sie wurde doch zu einer der Hauptursachen der Vernichtung des bischöflichen Amtes. Die alten Klöster in Irland, in England und selbst in Frankreich und Deutschland regierten sich selbst, und nur innerhalb ihrer Mauern oder bei den von ihnen gestifteten Pflanzstätten des Christenthums thaten sie das Werk der Gemeindegeistlichen. Als solche traten sie im Laufe der Zeit — dies war in Deutschland besonders das Werk des Bonifacius (Winfrid) — unter die bischöfliche Leitung. So war es im Wesentlichen, wenngleich die Stellung der Orden als solcher zur bischöflichen Kirchenverfassung eine unklare verblieb, bis ans Ende des ersten Jahrtausends der Kirche. Als aber hernach die Kraft und die Tüchtigkeit der von den Bischöfen regierten Weltgeistlichkeit der seelsorgerlichen Aufgabe nicht mehr gewachsen erschien, als eine häufigere und speciellere geistliche Einwirkung sich als nothwendig zeigte, da boten sich die neuen Bettelorden, d. h. diejenigen Klostergenossenschaften dar, die aus dem niederen Volke selbst entstanden waren und von diesem auch ganz erhalten wurden. Die Benedictiner und ihre Verwandten waren allmählich dem Volks-

leben entfremdeter geworden, die Missionsarbeit war oder schien im Ganzen und Grossen gethan, die erworbenen wilden Landstriche waren durch die eigenen Hände dieser älteren Mönchsorden angebaut und wurden zu reichen Einnahmequellen, die es den Mönchen möglich machten, eine geistliche Aristokratie darzustellen, deren Aebte neben den Bischöfen eine ansehnliche Rolle desto mehr spielten, je mehr sie selbst und ihre Untergebenen den Bischöfen mit ihrer Weltgeistlichkeit an geistiger Bildung überlegen waren. Die Dom-Capitel zwar und Chorherren der verschiedenen Art stellten ihnen sich auf gleicher Höhe gegenüber, aber auch sie traten den Volksmassen ferner. Kann man unter diesen Umständen, einmal die über alle katholischen Lande gehende oberbischöfliche Sorge der Päpste als deren Recht und Pflicht vorausgesetzt, es diesen verdenken, dass sie die Entstehung der Franciscaner- und Dominicaner-Orden mit Freuden begrüssten und deren Auswachsen in verschiedene Zweige begünstigten? Solche Genossenschaften werden immer durch das, was man heutzutage innere Mission nennt, durch die Arbeit für lebendigere Erweckung des christlichen Volkes, entstehen. Aber, wie es heute in der evangelischen Kirche oft sehr schwierig ist, die rechte Anknüpfung zwischen der kirchlichen Organisation und den von ihrem eigenen Mittelpunkt ausgehenden freiwilligen Kräften zu finden und zu schaffen, so war es auch damals. Die Weltgeistlichen, den Bischof an der Spitze, konnten kein anderes Gefühl haben, als dass der Eintritt dieser neuen Kräfte in das Feld der Arbeit eine Art Vorwurf gegen sie wegen nicht gethaner Arbeit sei. Ob sie nicht gethan war, weil es an dem Willen, der Hingabe, der Treue der dazu Berufenen fehlte, oder weil ihre Zahl und Kraft für das grosse Feld zu klein war, dies im einzelnen Falle abzumessen, war kaum möglich. Wenn aber das Haupt der Kirche, welches auch die Bischöfe als solches anerkannten, diese neuen Arbeiter sandte, wie musste da der Bischof seiner Diöcese gegenüber sich selbst erscheinen?

Als aber der Papst (zuerst Gregor IX. 1227) den Bettelmönchen nicht nur das Recht der Predigt sondern auch das des Beichtehörens und Absolvirens übertrug, da war es prin-

cipiell um die alte Ordnung der Kirche geschehen. Es gab jetzt eine Geistlichkeit, welcher die Gewissen des Volkes von dem, der sich als Bischof aller Christen benahm, dem Papste, überliefert waren, die aber dem Verbande der Diöcesan-Geistlichkeit, des alten Presbyterats, enthoben, nur ihren eigenen Oberen, nicht dem Bischof, und durch dieselben dem Papste gehorchte. Ich will nicht mit dem alten Febronius geltend machen, dass, wenn die Nothwendigkeit solcher Hülfe vorgelegen hätte, sie auch längst schon hätte eintreten müssen, und dass daher die vorherigen Päpste ihrer Aufgabe, wenn jene nicht eintrat, auch nicht genügt hätten. Denn man kann darauf einwenden, das Bedürfniss sei allerdings längst vorhanden, aber das Mittel zu seiner Befriedigung in der Weisheit Gottes noch nicht bereitet gewesen, es sei dies gerade die Art des heiligen Geistes, einer lange gefühlten Noth zu bestimmtem Zeitpunkt ihre Abhülfe zu bringen. Dann aber möchte ich mit ihm diesem päpstlichen Thun entgegen halten, dass der Papst neuen Saamen der Zwietracht in die Kirche warf, deren Beilegung weder Bonifacius VIII., noch Benedict XI., noch Clemens V. und auch nicht einmal dem tridentinischen Concil gelang. Die einzige Friedensstiftung wäre die Unterordnung der Klöster unter die Bischöfe gewesen, um sich ihrer als wichtiger Arbeitsgehülfen für die Weltgeistlichen zu bedienen. Es war das Interesse der Ordensgenerale und das der Curialen zu Rom ein gemeinsames geworden. Die Ordens-Privilegien stützten sich auf die päpstliche Alleingewalt in der Kirche, und diese wurde durch die Aufrechterhaltung jener gefördert. Trotz des Widerstrebens der Römer hat das Concil zu Trient ein Recht der Bestätigung der Bischöfe für das Beichtrecht der Mönche festgesetzt. Aber haben sich diese daran gekehrt? haben nicht in Frankreich die Jesuiten sich auf ihre Privilegien und darauf berufen, dass die Beschlüsse des Concils in Frankreich nicht zur Geltung gekommen, und hat man nicht die blosse Präsentation des mönchischen Oberen bei dem Bischof als genügend, ja sogar die einmal, wenn auch durch Stillschweigen gegebene Zustimmung als unwiderruflich erklärt? Wer wird den Gründen etwas entgegensetzen können, aus

welchen von Hontheim die alleinige und ausschliessliche Seelsorge der von den Bischöfen geleiteten Geistlichkeit fordert?*) — Es wäre doch wahrlich Zeit, Hochwürdigste Bischöfe, über diesen grossen Uebelstand die Augen hell zu öffnen, statt, wie es in unseren Tagen geschieht, die glücklicher Weise seit Jahrzehnden aus dem Vordergrund der Kirche zurückgetretenen Mönchsorden und Jesuiten-Klöster wieder neu einzuführen. Hat schon der heilige Bernhard, den doch Niemand einer Geringschätzung des Klosterlebens beschuldigen wird, da er allein 160 Klöster gegründet hat, gegen den Papst Eugen III. das berühmte Wort gesprochen: „Die Gränzen, welche die Väter „den Gemeinden gesteckt, werden durch die Exemtionen der „Klostergeistlichen verrückt, die Ordnung wird gestört, die „Diöcesen und Gemeinden werden verstümmelt, die Rechte der „Bischöfe werden auf ungerechte Weise aufgehoben, während „die Gerechtigkeit fordert, dass Jedem das Seine behalten werde", so wird doch wohl jetzt Niemand mehr die schamlose Erklärung Pallavicini's vertheidigen wollen: „Die päpstliche Alleinherr„schaft sei von Christo gestiftet, und sie erfordere in den Pro„vinzen ihres Reiches von den Statthaltern derselben unab„hängige Truppen, der päpstliche Stuhl habe an diesen, den „Mönchen, die besten Vertheidiger seiner absoluten Geltung, „seine festesten Stützen, und es wäre Thorheit von Seiten der „Curie, sie aufzugeben." Auch selbst Franz von Assisi war ein Gegner der Unabhängigkeit der Mönche von den Bischöfen, indem er in seinem letzten Vermächtniss seinen Mönchen verbot, sich Privilegien in Rom zu suchen.

Wie stark sind die Zeugnisse aus den Orden selber, dass diese Privilegien das sittliche Verderben der Klöster selbst geworden seien.**) Und welches Schauspiel haben die Kämpfe der Dominicaner und Franciscaner der Welt dargeboten, welches noch traurigere in der Heiden-Mission die der Jesuiten und aller übrigen Missionsmönche; in welch roher Weise haben die Ordens-Generale auf der Kirchenversammlung zu Trient nur ihr

*) l. c. Cap. VIII. de juribus episcoporum § 7, pag. 595 sq.

**) ibid. pag. 610 sq.

eigenes Ordens-Interesse und das päpstliche nur als Mittel desselben in den Vordergrund gestellt, im Gegensatz der Bischöfe, die wirklich (abgesehen von den blossen Kammerknechten des Papstes) sich um das Wohl der ganzen Kirche bekümmerten! Darf nicht auch heute noch der Erzbischof du Bellay von Paris im sechszehnten Jahrhundert zum Worte kommen, wenn er sagt: „wie musste diese neue Theologie (des „Jesuiten-Generals Lainez) das Himmelreich, die Kirche, in „eine weltliche Tyrannei umgestalten und die Braut Christi „zu einer dem Willen eines Mannes dienenden Sclavin herab„würdigen! Also nur Einen Bischof göttlichen Rechts soll „es geben, dessen Vicarien nur die anderen Bischöfe wären, „die er nach Belieben entlassen könnte. Also die bischöfliche „Gewalt soll vollends vernichtet werden, während ihr längst „die von einem Tag zum andern aufwuchernden Klöster einen „Stoss um den andern zufügen. Bis zum Jahr 1050 haben die „Bischöfe ihre rechtmässige Gewalt ungestört geübt, da hat „sie durch die Orden von Clugny und Citeaux (Bernhardiner „und Cistercienser) einen gewaltigen Stoss erlitten, Rom aber „hat durch die Schleichwege der Mönche die Bischofsgewalt „an sich gezogen. Nachher kamen die Bettelorden, und auf „sie übertrugen die Päpste fast alle bischöflichen Vorrechte. „Jetzt ist eine neue Gesellschaft, erst zwei Tage alt, die weder „weltlich noch klösterlich heissen kann, aufgetreten, um Neue„rungen im Glauben aufzubringen, die Ruhe der Kirche zu „stören, das ganze Klosterwesen umzugestalten, den Bischöfen „den letzten Rest ihrer Gewalt als einer blos menschlichen zu „entreissen und sich aus dem Raub der übrigen Klöster zu „bereichern.“ Ist dies ein minder starkes Wort als das des Erasmus von Rotterdam über die Bettelmönche, die „als Tra„banten des römischen Stuhls die Tyrannen der Welt und dem „Papste selbst furchtbar seien, weil sie ihn nur zu einem Gott „machen, wenn er für sie arbeite, ihn aber nur als ein Phan„tom achten, wenn er ihnen entgegen sei.“

Wenn aber auf der einen Seite die zahllosen Mönche, so mussten auf der andern die in der Zahl beschränkten Cardinäle die Würde der Bischöfe herabdrücken. Es ist ja nicht zu bezweifeln,

dass der römische Bischof, je mehr sein Ansehen wuchs und je schwieriger es wurde, Concilien der Bischöfe zusammen zu rufen, desto mehr der zuverlässigen Rathgeber und Arbeitsgehülfen bedurfte. Dass man sie die Cardinales, die Männer der Angel (cardo) nannte, in welcher die Thüre sich dreht, ist gleichgültig, wiewohl auch schon ein Ausdruck der Ueberhebung des römischen Stuhles. Aber dass sie erst unter den Bischöfen standen und der Cardinal erst zum Bischof wurde, später aber das Umgekehrte eintrat und der Bischof zum Cardinal emporstieg, dass die Cardinäle schliesslich wieder selbst in Diakonen, Presbyter und Bischöfe in aufsteigender Rangstufe sich theilten, vor Allem aber dass ihnen die Wahl des Papstes aus ihrer Mitte zufiel, gleich als wäre er nur der römische Bischof, den seine Presbyter und Diakonen mit der Gemeinde erwählen, dass sie der weltlichen Regierung des Kirchenstaats vorstanden, dass Mönche aller Orden und Länder zu dieser Würde emporstiegen, das sind willkürlich in die Kirche eingeführte Neuerungen. Seit Nicolaus I. fing man an sie höher, seit Innocenz IV. sie über die Bischöfe zu heben, seit Bonifaz VIII. sie den Fürsten gleich zu stellen. Der Papst hat sich damit, dass seine nächsten Diener über allen Bischöfen, Erzbischöfen und Patriarchen stehen, in eine unabsehbare Höhe über den Episkopat emporgeschwindelt.

Hochwürdigste Herren! Sie werden mir vielleicht in Vielem, sogar in dem Meisten Recht geben, was ich, vielfach mit dem alten Hontheim, über die Rechte der bischöflichen Sitze gesagt, aber gleichwohl erklären, dass es nun einmal so sei, wie es ist, und auch so bleiben müsse. Sie werden sagen: was auf geschichtlichem Wege in der Kirche geworden ist, das hat eben damit sein Existenzrecht erworben, und Niemand kann es aus der Welt schaffen. Ja, Sie werden mich vielleicht auf meine eigenen Worte zurückweisen und mir sagen: wenn du nicht einmal das bischöfliche Amt unmittelbar aus Christi und der Apostel Einsetzung ableitest, sondern seine letzte Wurzel in der Geschichte siehst, wenn du ihm aber ein göttliches Recht auf Grund der Leitung des heiligen Geistes in alle Wahrheit an der Hand des Bedürfnisses der Gemeinde beilegst, wie kannst du läugnen, dass

derselbe heilige Geist auch in späterer Zeit, und das Bedürfniss der Kirche in ihrer grossen Ausweitung über die Nationen eben so ein göttliches Recht der Hierarchie über den Bischöfen, ein göttliches Recht des Primates, des Principates, des römischen Papsthums hervorgehen habe?

Ich bin auf diesen Einwand gefasst, und er verwirrt mich nicht, Hochwürdigste Metropolitane und Bischöfe! Wenn Sie mich und die übrige Welt überweisen könnten, dass Christus dem Petrus einen Primat und einen Principat über die Apostel und die apostolische Kirche zugewiesen habe, und dass es Christi und der Apostel Absicht gewesen sei, diesen Vorrang und diese Gewalt auf einen Nachfolger des Petrus übergehen zu lassen, und endlich, dass der römische Bischof wirklich der Nachfolger des Petrus sei und als solcher in der apostolischen Kirche und der des ersten Jahrhunderts sei anerkannt worden, so würden Sie Recht haben, und auch die Curialisten würden in Vielem Recht haben, wenn auch lange nicht in Allem, was sie behaupten. Denn alsdann wäre in der heiligen Schrift das Princip gegeben, aus welchem die Leitung des heiligen Geistes hernach entwickelte, was werden sollte. Aber diesen Beweis ist die katholische Kirche bis auf diesen Tag der Christenheit schuldig geblieben. Sie hat ihn versucht, aber er ist mislungen. Anders steht es mit den Bischöfen. Hier ist das Princip in der Beauftragung der Apostel vorhanden, und zu rechter Zeit konnte dasselbe seine Wirkung thun. Dies ist der Maasstab der Tradition. Sie muss einem Princip im Neuen Testament seine Entwicklung geben, und das Mindeste, was man von ihr fordern kann, ist, dass sie keinem Worte Christi und der Apostel widerspreche. Dies thut aber, wie ich gezeigt habe und wie schon oft gezeigt worden, der Principat der römischen Bischöfe. Er kann also nicht das Werk des heiligen Geistes sein, er kann kein Recht in der Kirche haben, und so alt er sein mag, er muss als ein alter Misbrauch, als eine alte Unordnung betrachtet werden, und die Bischöfe sind zuerst und heilig verpflichtet, wenn sie ihrem Amte nicht fehlen wollen, die feste Hand zu seiner Beseitigung auszustrecken.

Aber nicht das erste Jahrhundert nur hat mitzureden, wenn es dieser ernsten Frage gilt. Auch die nächstfolgenden Jahrhunderte haben eine gewichtige Stimme. Und hier begegnen wir vor Allem den ökumenischen Concilien, einer ganzen Reihe. Wie sind sie zu Stande gekommen und wie haben sie sich selbst angesehen? — Solcher Concilien gab es nur eines in den drei ersten Jahrhunderten, das aber noch nicht so zu nennen ist, weil es noch nicht von allen Gemeinden beschickt war. Es ist der Zusammentritt der Apostel (Apostelgesch. 15), um über das Verhältniss der Heidenchristen, die Paulus gesammelt hatte, zu den Judenchristen zu berathen und zu beschliessen. Alle anwesenden Apostel (es waren nicht sämmtliche zwölfe) mit Paulus sprachen dort: „es gefällt dem heiligen Geiste und uns," und damit war die Basis gegeben. Der heilige Geist wird dort nicht mit den Aposteln identificirt, sondern über sie gestellt. Was war das Merkmal, das den heiligen Geist unwidersprechlich kundgab? Es war das Wort Christi, damals noch das ungeschriebene, wie es hernach in Matth. 8., 11 f., Luc. 2., 32, 12., 37, 13., 29 f., 22., 29 f., Joh. 10., 16 geschrieben wurde und seinen Widerhall im apostolischen Worte z. B. Apostelgesch. 10., 45, 11., 1, 18, 28., 28, Röm. 3, 29, 9., 24 ff., 11., 11 ff., 25., 15, 27, Ephes. 2., 14, 3., 6, Col. 1., 20 f. 27, Offenb. 7., 9 u. a. m. gefunden hat, das Wort überhaupt, welches die Einheit der Kirche, des Himmelreiches auf Erden aus allen Völkern, aus Heiden und Juden, bezeugt. Hier war der heilige Geist, der von den Aposteln Gehorsam forderte. Sie also folgten der wahren, ächten Tradition und stellten zugleich die Regel durch ihr Thun auf. So mussten Concilien, so Bischöfe und alle Lenker der Kirche verfahren, und nur wenn und soweit sie so verfuhren, waren ihre Beschlüsse von Werth und gültig. Wider den heiligen Geist und das Wort vermochten die Apostel nichts und wollten nichts vermögen, und an diesem Wort müssen auch alle Concilien, und ihre Schlüsse geprüft werden. Die Concilien entstanden aber nach dem Vorbilde dieser ersten Apostelversammlung, welcher keine zweite mehr folgte. Die Bischöfe einzelner Gegenden versammelten sich nach diesem Vorbilde,

wenn es galt, Irrthümern im Glauben und Missbräuchen im Leben der Kirche entgegen zu treten, und nichts war klarer, als dass dazu keineswegs die Vollzahl aller Bischöfe unerlässlich war und dass es keineswegs nur Bischöfe sein mussten und nicht auch von der Gemeinde gesandte Presbyter, sogar nichtgeistliche Gemeindeglieder sein konnten, welche auf der Synode mitwirkten. Erst allmählich bildete sich die Praxis grösserer Vollständigkeit der Vertretung der Gemeinden, und zwar durch die Bischöfe. Die Gemeinden (ecclesiae) waren es aber, welche auf diesen Versammlungen sich aussprachen. Der die Synode Berufende konnte jeder einzelne Bischof sein, in dessen Kreise das Bedürfniss hervortrat. Erst als durch die Bekehrung Constantins des Grossen die Kirche die Möglichkeit einer öffentlichen Organisation im Reiche erhalten hatte, war es möglich, ein allgemeines Concil zu halten und auch die Berufung der Special- oder Provincial-Synoden mehr den Metropolitanen anheimzugeben. Dass die erste ökumenische Synode, die zu Nicaea (325), nicht durch irgend eine kirchliche Auctorität, sondern durch den Kaiser veranstaltet, berufen und ausgeschrieben wurde, ist über allen Zweifel erhaben. Nicht anders ist im Jahre 381 das zweite ökumenische Concil zu Stande gekommen. Der Kaiser Theodosius hat es berufen, und kein römischer Bischof hat dabei mitgewirkt. Der Synodalbrief, den der römische Bischof Damasus im folgenden Jahre mit Ambrosius von Mailand und anderen Bischöfen erliess, bezog sich auf eine andere, nicht allgemeine, Synode zu Constantinopel. Das dritte Concil unter den allgemeinen verdankt seine Berufung, wie die noch vorhandenen Berufungsschreiben erweisen, dem Kaiser Theodosius II. (431 n. Chr.), und der römische Bischof erwiderte auf die Einladung, dass er seine Gesandten schicken und dem Befehl des Kaisers gehorchen werde, und für das vierte zu Chalcedon (451 n. Chr.) hat wieder der Kaiser, nämlich Marcian, die Berufungsschreiben erlassen, nachdem der römische Bischof Leo die Bitte um seine Berufung an den Kaiser gerichtet hatte. Auch das zweite Concil von Constantinopel, welches man das fünfte ökumenische nennt (553 n. Chr.) trat auf kaiserliche Berufung (Justinians) zu-

sammen, und der Kaiser berief sich dabei auf den Vorgang seiner frommen kaiserlichen Vorfahren. Auf dem sechsten, wiederum zu Constantinopel (680 und 681 n. Chr.) erschien der Papst Agathon auf die Einladung des Kaisers. Das siebente (oder das zweite von Nicaea im Jahre 788 n. Chr.) war von der Kaiserin Irene und ihrem Sohne Constantin versammelt, und der Papst Hadrian war durch seine Abgeordneten vertreten, stimmte auch nachher seinen Beschlüssen zu. Basilius der Macedonier liess im J. 869 n. Chr. nochmals ein Concil, das den Anpruch machte, ein allgemeines zu heissen, zu Constantinopel zusammentreten, und Niemand hat ihm diesen Anspruch damals bestritten. Allerdings war nunmehr die Zusammengehörigkeit des Orients und des Occidents so gelöst, dass die abendländische Kirche nicht mehr vertreten wurde und das Concil nicht mehr mit Recht ein allgemeines heissen konnte. Die thatsächliche Geschichte weiss daher in mehr als acht Jahrhunderten nichts von einem päpstlichem Berufungsrecht des allgemeinen Concils. Vielmehr war es die weltliche Kaisermacht, welches dieses Recht unverändert geübt hatte. Auch nicht einmal ein Anspruch des Papstes auf dieses Recht ist uns bekannt geworden. Zwar hat der römische Bischof Julius die Forderung erhoben, zu jedem Concil, welches die Kirche von Alexandrien betreffe, die er als die Kirche des Schülers Marcus in einem besonderen Verhältniss der Abhängigkeit zu der des Meisters Petrus dachte, wenigstens eingeladen zu werden, ja die höhere, dass in diesem Gebiete nichts ohne sein Zuthun angeordnet werde. Aber was hat dies mit dem Berufungsrecht der ökumenischen Synoden zu schaffen?

Die Hochwürdigsten Herren werden mir verzeihen, dass ich Dinge, welche ihren Seminaristen nicht unbekannt sind, mit dem alten Febronius vor ihnen wiederhole, weil doch nicht Alle, die dieses Schreiben lesen werden, diese Thatsachen vor Augen haben möchten. Es ist aber wichtig, dass Alle wissen, dass allgemeine Concilium der Kirche könne nicht etwa nur vom Papste zu Rom berufen werden.

Allein was sollen diese Geschichtsklaubereien? Haben denn nicht die Päpste seitdem in zahlreichen Fällen Concilien

berufen und sie ökumenische genannt? Das ist eben so unbestreitbare Thatsache, wie die der Berufung der alten Concilien durch die Kaiser. Carl der Grosse hat sich zwar auch für berechtigt gehalten, Concilien zu versammeln, und hat es gethan. Aber ein allgemeines Concil konnte er nicht berufen, denn er war nicht, wie die alten Kaiser es gewesen, der Herr der Christenheit. Das morgenländische Kaiserthum stand neben ihm, und christliche Herrscher walteten auch ausserhalb des Bereichs seiner Herrschaft im Abendlande. So war denn freilich Niemand mehr, der sich das Recht der Berufung für die ganze christliche Welt beilegen konnte. Auch wenn der Papst es that, musste er sich bescheiden, die Berufung der morgenländischen Bischöfe als nur unwirksam, als einen blossen Schein zu betrachten. Auch Otto I. verband die Synoden mit seinen Reichstagen, die zu blossen Hoftagen geworden waren. Seine Bischöfe hingen ihm mit frommer Treue an. Noch Friedrich I., der Hohenstaufe, sprach das Bewusstsein aus, dass er das Recht habe, nach dem Vorgange früherer Kaiser, die Kirchenversammlungen zu berufen, und Carl V. war es eben so wenig unbekannt, wie den Päpsten, welche schon auf dem Concil von Florenz die Besprechung dieses Rechtes sich gefallen lassen mussten, und die bei Berufung, Ernennung und Vollendung des Concils von Trient die Theilnahme der Fürsten, besonders des Kaisers, an dieser Angelegenheit anerkannten. Das Concil von Pisa (1409) war ohne päpstliche Berufung zusammengetreten. Die Concilien von Constanz und Basel waren von Päpsten, aber auf Forderung des Kaisers und unter dessen starker Mitwirkung, berufen und der Papst selbst auf dem ersteren seines Amtes entsetzt und von diesen Concilien selbst im Namen der christlichen Nationen des Abendlandes der Grundsatz ausgesprochen, dass die allgemeine Kirchenversammlung über dem Papste stehe. Was vermögen wider diese Thatsachen die von den Päpsten im Mittelalter gehaltenen sogenannten lateranensischen Concilien! Sie waren keine allgemeinen und hatten keine Auctorität, sofern sie ihnen nicht, wie allerdings geschah, wider die Ordnung und das Wesen der Kirche eingeräumt wurde. Waren es doch in Wahrheit nur italiäni-

sche Synoden unter der höchsten, vermöge des Patriarchats anzuerkennenden Leitung des römischen Bischofs. Auch selbst das ohne Zweifel vom Papst, aber fast wider seinen Willen und auf Forderung der Fürsten berufene Concil von Trient hat sich solcher Aeusserungen und Handlungen nicht enthalten können, welche den Grundsatz verrathen, dass der Papst sich den Beschlüssen des Concils zu unterwerfen habe. Der Grundsatz selbst blieb unentschieden, weil die Politik, besonders die französische, die öffentliche Erörterung desselben vermeiden wollte, während, wie schon früher bemerkt, die Curialisten gerne ihre Ansicht, die Spanier eben so gerne die episkopalistische zur Kirchenlehre erhoben gewünscht haben. Aber das Concil fasst doch selbstständige Beschlüsse, wie den seiner Verlegung nach Bologna, es fasst eine Reihe entschieden dem Papste misliebiger Beschlüsse,*) erklärt päpstliche Rechte für blos von der Kirche dem Papste übertragene, wenn es auch in der That dem Papste dadurch eine grosse Macht einräumt, es erklärt stets die Kirche, nie aber den Papst, für irrthumslos, verlangt das letzte Urtheil über den Sinn der heiligen Schrift für die Kirche im Unterschiede vom römischen Stuhle und schreibt sich selbst die Entscheidung als Werk des heiligen Geistes zu. Wenn es dabei das Ansehen des päpstlichen Stuhles vorbehält, so kann dies den Sinn nicht haben, dass seine eigenen Beschlüsse der beliebigen päpstlichen Erwägung unterliegen, sonst hätte es dieselben nicht als auf der sicheren Ueberlieferung der Kirche und der Leitung des heiligen Geistes beruhende gefasst. Auch den Vorsitz auf dem allgemeinen Concil hat der römische Bischof höchstens als Erster unter seines Gleichen anzusprechen, und nimmermehr allein. Die weltlichen Fürsten (die Kaiser) beriefen nicht nur, sondern leiteten auch als Vorsitzende die ältesten ökumenischen Synoden, und den römischen Bischöfen wurde nur der erste Rang unter den Mitgliedern des Concils, als den Bischöfen der Gemeinde der alten Kaiserstadt, und eben damit das Recht, zuerst ihre Stimmen abzugeben, eingeräumt. Auf der Synode von Nicaea

*) Febronius, Cap. VI. § 1. pag. 366 seq.

hat der Bischof Hosius von Cordova die erste Stimme und zwar auf Grund eines Synodalbeschlusses, geführt, und erst nach ihm folgten die Abgeordneten des römischen Bischofs. In Constantinopel (381) war der Papst nicht einmal vertreten und empfing dennoch den Synodalbrief an alle Bischöfe wie jeder andere, ohne dass er den Anspruch erhob, erst den Beschlüssen der Synode zuzustimmen. Auch das factische Vorgehen der päpstlichen Legaten zu Trient wurde nur als factisches geduldet, aber keineswegs von der Versammlung als ein Recht des Papstes anerkannt.*) Die Bestätigung der Concilbeschlüsse durch den Papst ist vor dem zwölften Jahrhundert in keinem einzigen Beispiel vorgekommen. In Nicaea wirkte der römische Bischof Sylvester durch die Presbytern Vitus und Vincentius zu den Beschlüssen mit. Es ist zwar später eine erdichtete Bestätigung Sylvesters vorgebracht worden, aber eben nur eine erdichtete. Ihm selbst fiel es nicht im Traume ein, eine solche für nöthig zu halten. Die Synode zu Ephesus theilte dem römischen Bischof Cölestin in einem noch vorhandenen Briefe ihre Beschlüsse uud deren Gründe mit, von Bestätigung derselben ist nicht die Rede und kann um so weniger die Rede sein, da nicht einmal seine Legaten, denen er die Aufrechthaltung seines Ansehens besonders aufs Gewissen gelegt hatte, einen solchen Anspruch gemacht hatten. Dass ihm aber dieses Ansehen hier besonders wichtig sein musste, ergiebt sich daraus, dass er schon auf einer eigenen Synode zu Rom sich gegen Nestorius ausgesprochen hatte und daher fürchten musste, Schaden zu leiden, wenn man zu Ephesus diesen Angeklagten freispräche. Die chalcedonensische Synode dagegen fordert allerdings eine Bestätigung vom Bischof Leo zu Rom, aber nicht für alle ihre Beschlüsse, sondern nur für diejenigen, in welchen seine Legaten überstimmt worden waren und die sich auf die Rangstellung des Patriarchen von Constantinopel in der katholischeu Kirche bezogen. Bemerkenswerth ist auch hinsichtlich dieser Concilien, dass sich der Papst bei ihnen stets durch Presbyter der römischen Gemeinde vertreten liess, also stets

*) ibid. pag. 384.

nur als ein einzelner zur Stimme berechtigter Bischof sich benahm. Hätte er die ihm später angedichtete höhere Stellung dem Concile gegenüber in Anspruch genommen, so würde er Bischöfe als seine Legaten gesendet haben. Wenn einige spätere Concilien, wie das dritte und vierte zu Constantinopel und das zweite zu Nicaea, sich theils in Einzelschreiben, theils in Circularbriefen an die wichtigsten Bischöfe, darunter natürlich den zu Rom, wandten und deren nachdrückliche Behauptung ihrer Schlüsse forderten, so spricht dies viel mehr für die Annahme, dass auch diese späteren Concilien noch keine Ahnung davon hatten, man könnte je ihre Schritte dahin deuten, dass sie von Rom aus erst eine Bestätigung nachgesucht hätten. Wenn vollends Concilien mit voller Geltung ihrer Beschlüsse auch ohne alle Mitwirkung des römischen Bischofs gehalten werden konnten, wie das erste und zweite zu Constantinopel, und wenn hinsichtlich dieser Concilien die derzeitigen römischen Bischöfe Damasus und Vigilius sich es nicht einfallen liessen, den Werth der Beschlüsse derselben anzuzweifeln, vielmehr mit andern hervorragenden Kirchenhäuptern ihnen freudig beitraten, so spricht dies noch stärker. So war es bei den alten Concilien. Bei denen zu Lyon, Vienne, zu Florenz und denen des Lateran (zu Rom) kann von einer Bestätigung schon darum nicht die Rede sein und war auch nie davon die Rede, weil sie unter dem leitenden Einflusse des Papstes getagt hatten. Die Concilien zu Pisa, Constanz und Basel endlich traten ganz ausserhalb dieser Frage, da ja vielmehr sie sich als die oberste Gewalt in der Kirche betrachteten, von welcher der römische Stuhl abhänge. Nur bei dem Concil von Trient ist päpstliche Bestätigung ausdrücklich als nöthig erachtet und mit einer aller thatsächlichen Wahrheit widersprechenden Zurückweisung auf die früheren Concilien auch ertheilt worden.

Dass weder ein späteres Concil, noch ein Papst je gewagt hat, die Beschlüsse der früheren ökumenischen Synoden einer nochmaligen Prüfung zu unterwerfen, dass sie vielmehr die Schlüsse derselben als Fundamente und Prüfsteine für ihre eigenen betrachteten, bedarf eines Beweises nicht mehr. Wohl aber hat das chalcedonensische Concil die Verhandlung über die

beiden Naturen und die Eine Person in Christo aufgenommen, nachdem bereits Leo, der Bischof zu Rom, sich eine Festsetzung der Lehre in diesem wichtigen Punkte erlaubt hatte. Die Synode stimmte seiner Ansicht bei, aber nicht, weil sie die seinige war, sondern weil sie mit der apostolischen Lehre und mit der Lehre Cyrill's von Alexandrien übereinstimme. Nicht anders that im monotheletischen Streite die sogenannte sechste ökumenische Synode zu Constantinopel, nachdem bereits Papst Agathon in einer eigenen Synode von 125 Bischöfen einen Lehrbeschluss gefasst hatte. Ehre macht es allerdings den römischen Bischöfen, dass sie auch für sich allein und mit den Bischöfen ihres Patriarchats so schwierige Fragen in einer sich hernach der allgemeinen Anerkennung empfehlenden Weise zur Entscheidung gebracht haben. Selbst von dem tridentinischen Concil kann man sagen, dass es die vom Papst Leo X. in feierlicher Weise durch eine Bulle bereits verdammten Lehren der Reformation nochmals dem kirchlichen Urtheil unterworfen habe. Das Concil aber ist eine Versammlung freier Bischöfe, die nur an die Wahrheit des Wortes Gottes gebunden, sonst aber als Richter in Glaubenssachen Niemanden unterworfen sind. Der Beweis Bossuet's*) hiefür steht noch heute fest und unwiderlegt. Nur die Eine Frage noch haben wir zu beantworten, um an unserem nächsten Ziele angelangt zu sein: ob denn nicht der Papst auch ohne Concil auf Grund der Tradition und unter Zustimmung vieler Bischöfe ein Recht der Bestimmung in wichtigen Kirchenfragen habe? Sie ist längst, wie der ehrwürdige Hontheim nachweist, durch jenen bekannten Streit zwischen dem römischen Märtyrer-Bischof Stephanus und dem carthagischen Bischof Cyprian über die Ketzertaufe zur klaren Entscheidung gebracht. Cyprian hat mit anderen Bischöfen den Anspruch des Römers auf ein Uebergewicht des Papstes über andere Bischöfe zurückgewiesen, und es ist in der alten Kirche dabei geblieben; er hat die blosse Berufung auf Tradition mit dem berühmten Spruch abgethan: „Ueberliefe-„rung ohne Wahrheit ist blos das hohe Alter eines Irrthums".

*) Defensio declarationis cleri gallicani, lib. XIII. cap. 20.

Als Maassstab hat er die Evangelien und die apostolischen Schriften bezeichnet, und Augustin hat ihm darin beigestimmt. Er hat die Mehrzahl der mit dem Römer gehenden Bischöfe nicht als Grund anerkannt, ihnen beizustimmen, während er einem allgemeinen Concile sich würde unterworfen haben. Und warum dies? weil dieses Concil nicht durch blosse Majoritätsbeschlüsse, sondern durch die Macht der Schriftgründe den etwaigen Irrthum überwinde. Nach allem diesem wird es genug sein, wenn auf die Thatsache nur noch hingedeutet wird, dass Berufungen vom Papst an das allgemeine Concil zu allen Zeiten als möglich und zulässig erachtet wurden, dass sowohl Papst Leo selbst gegen die illyrischen Bichöfe, die seiner Verdammung des Nestorius nicht beitreten wollten, vom Kaiser die Berufung des Concils forderte, als auch Augustin den Donatisten denselben Rath gab, nachdem der Bischof zu Rom sie excommunicirt hatte, dass der Papst Honorius bei dem sechsten ökumenischen Concile gegen den Patriarchen Sophronius zu Jerusalem Unrecht erhielt, dass seit Friedrich II. dem Hohenstaufen bis zur Reformation in allen christlichen Nationen des Abendlandes Berufungen auf ein allgemeines Concil gegenüber dem Papste laut wurden, dass sogar Cardinäle und Dom-Capitel eine solche Berufung einlegten, dass selbst Päpste wie Innocenz III. auf ein solches hinwiesen, wenn man von ihnen forderte, was sie nicht thun wollten, dass insbesondere die Protestanten auf „ein christliches freies Concil“ ihre Sache bringen zu wollen erklärten. In aller Weise, meine Hochwürdigsten Herren, steht es in der Christenheit fest, dass die allgemeinen christlichen Concilien zum Wesen der bischöflichen Kirche gehören, und dass auf diesen die Bischöfe als dem römischen Papste völlig gleichberechtigte Urtheiler und Richter in Kirchensachen zu erscheinen haben.

Ich verlasse aber diesen Gegenstand, um nochmals zu ihm zurückzukehren, weil ich erst noch einen Blick auf den römischen Stuhl und seine Rechte zu werfen habe. Auch hier kann ich theilweise an den edlen Hontheim anknüpfen, wiewohl ich mich auch hier von ihm wie im Bisherigen öfter werde entfernen müssen. Gleich in dem ersten Puncte, auf den es an-

kommt, muss ich mich einigermaassen von ihm trennen. Der wackere Mann gibt sich die unnöthige Mühe, einen Primat des römischen Bischofs aus einem dem Petrus von Christo eingeräumten Primat zu erweisen. Allein er müsste zuerst erwiesen haben, dass, was dem Petrus zukommt, den römischen Bischöfen zustehe, und diesen Beweis ist er, wie die ganze römisch-katholische Kirche, schuldig geblieben, da die blosse Behauptung, dass Petrus der erste Bischof der römischen Gemeinde gewesen sei, statt eines Beweises niemals gelten kann. Petrus war, soweit die werthvollere Ueberlieferung reicht, nur mit Paulus zugleich in Rom und konnte diesem in keiner Weise vorgehen. Er starb, dieser Ueberlieferung gemäss, fast gleichzeitig mit ihm, kann also nicht nach ihm Bischof gewesen sein. Nach den apostolischen Briefen waren die Apostel selbst keine Bischöfe, sondern setzten solche, nämlich Aelteste, wie nach jüdischer Benennung die Vorsteher der Gemeinden hiessen, und Bischöfe, wie sie bei den Hellenen lieber genannt wurden, und zwar in Mehrzahl, an jeder Gemeinde, ein. Der Episcopat, in welchem Einer in der Gemeinde als Bischof auftrat, gehört der apostolischen Zeit nicht mehr an. Sollte aber auch nur von Bischöfen zu Rom, deren später Einer, etwa Clemens, vorantrat, die Rede sein, so hätte man mehr Grund, den Paulus als den Apostel zu betrachten, der sie geordnet, als er nach längerer Gefangenschaft die Kaiserstadt wieder verliess, oder, wenn man dieser Befreiung des Paulus nicht zustimmen, wenn man nicht zwei Gefangenschaften des Apostels in Rom annehmen will, ehe er durch engeres Gewahrsam von seiner Gemeinde getrennt wurde. Auch dann wäre kein Grund, den römischen Bischof als Erben eines Primats, den Paulus ihm hinterlassen hätte, anzuerkennen. Ja selbst, wenn feststände, dass Petrus in Rom die Gemeinde organisirt und einen Bischof über sie gesetzt hätte, wie es ganz und gar nicht feststeht, vielmehr ganz unzulässig ist anzunehmen, so würde daraus noch nicht folgen, dass alle Ehre und Würde, die dem Petrus unter den Aposteln etwa zugekommen wäre, auch dem Bischof der römischen Gemeinde etwa mehr als den Bischöfen anderer Gemeinden, die Petrus gleichfalls ordnete, zugestanden hätte.

Hier überall weicht der Boden unter den Füssen, um auch nur den ersten Stein zu einem Unterbau des römischen Primats zu legen. Aber dieser Primat selbst unter den Aposteln, worauf beruht er, wenn, wie Hontheim und vor ihm und nach ihm Viele gründlich erwiesen haben, ein monarchischer Principat des Petrus nimmermehr die Absicht Christi, nimmermehr der thatsächliche Bestand der apostolischen Kirche war, sondern die Apostel, wo immer sie hervortraten, einander gleichstanden? Die „Säulen der Gemeinde", Johannes, Petrus, Jakobus (Gal. 2., 9) waren es eben darum in Jerusalem, weil sie (Gal. 1., 19) die einzigen in Jerusalem anwesenden Apostel waren. Also entweder diese drei hätten den Primat gehabt, oder Jakobus der Jüngere als Haupt der Muttergemeinde, oder Petrus als Hauptapostel der Juden, dann aber unweigerlich auch Paulus als Hauptapostel der Heiden (Gal. 2., 7). Wenn aber eine grössere Gemeinde einen Anspruch auf Petrus machen konnte, so war es die zu Antiochien, nach der Ueberlieferung, nicht die zu Rom. Was bleibt also für den Primat Petri noch übrig, als die armselige Stütze, dass er im Apostelverzeichniss der Evangelisten immer zuerst genannt ist? Allein, wenn auch schon Origenes und Eusebius von Cäsarea dieses schwache Argument, der erstere freilich nur mit einer Zweifelsfrage, der letztere aber so, dass man aus seinen Worten auch den monarchischen Principat ableiten könnte, ankommen liessen, was mag es noch besagen, nachdem dagegen Hieronymus und Chrysostomus blos das Alter des Petrus als den Grund der Voranstellung gelten liessen, Cyprian, Hilarius und Epiphanius seine Berufungszeit als denselben betrachteten, Cyrill und Augustin sie blos als Folge der innigeren Liebe des Petrus zu Jesu erklärten, dabei aber gewiss mit Unrecht ihn über Johannes, sogar vielleicht mit Unrecht über den Thomas stellten? Dass aber Petrus zuerst die gesammten Jünger in Jerusalem (Apostelgesch. 1., 15) anredete und die Wahl eines neuen Apostels veranlasste, die hernach durch die Berufung des Paulus in die Zahl der Zwölfe (sie gilt ja noch in Offenbarung 21., 14) thatsächlich für ungültig erklärt wurde, also eine voreilige That war, dies beweist sicher ebensowenig seinen Vorzug, als dass er unter den Aposteln zu-

erst nach der Ausgiessung des heiligen Geistes das Wort ergriff (Apostelgesch. 2., 14) oder dass Christus ihm gesagt hatte: „wenn du dich einst bekehrest, so stärke deine Brüder" (Luc. 22., 32). Denn beides hängt sicher damit zusammen, dass Petrus am ehesten stärken und mit dem Zeugniss auftreten konnte, weil er der aus dem Fall aufgerichtete Jünger war. Das Neue Testament enthielt daher in der That auch von einem Primat des Petrus nicht die leiseste Spur.

Je einheitlicher aber unter den römischen Kaisern der ersten christlichen Jahrhunderte das römische Imperium gestaltet wurde, desto mehr musste die Centralität der Hauptstadt hervortreten und desto entschiedener auch im Kreise der werdenden Kirche die durch den Tod und die vorherige Wirksamkeit zweier Apostel ausgezeichnete Gemeine Roms in den Vordergrund treten. Der Primat bildete sich erst durch die Lage. Je mehr es von Wichtigkeit wurde, dass irgendwo die Gemeinden ihren Rath in schwierigen Fällen suchten, desto natürlicher wurde es, an die römische Gemeinde sich zu wenden, wo als in einer sehr grossen und dem Heidenthum und der heidnischen Herrschermacht alle Tage gegenüberstehenden Gemeinde alle schwierigen Fälle vorkommen mussten. Um aber immer Rath geben, Entscheidung ertheilen zu können, mussten die Bischöfe dieser Gemeinde trachten, auch die Erfahrung der Bischöfe in den Provinzen zu kennen und so die Depositäre der gemeinsamen kirchlichen Erfahrung zu werden. Dass dieser Ursprung einer centralen und hervorragenden Stellung nicht minder ehrenhaft, schön, ächt christlich ist, als die blosse auf geistigem Gebiete überdies ganz unsinnige Beerbung, wird die ruhige Erwägung zugeben. Als aber der römische Bischof den christlichen Kaiser zur Seite hatte, dessen Auctorität in der Kirche so viel vermochte, da trat es um so stärker hervor, dass auf den römischen Sitz und sein Verhalten in den die Kirche bewegenden Fragen Aller Augen sahen. Einmal aber in diesem Ansehen bestärkt, musste jeder Bischof zu Rom dasselbe zu erhalten und zu erweitern suchen, als ihm mit der Verlegung des Kaisersitzes nach dem Orient zwar die Stütze, aber auch die überragende Macht des Imperators auf so lange

von der Seite genommen war, bis auch in Rom wieder ein Kaiser seine Residenz nahm.

Diese unzweifelhaften Thatsachen erklären es vollkommen, dass in der Kirche je länger je mehr eine Werthlegung auf die Ansichten und Vorgänge der Bischöfe zu Rom hervortrat, dass dieser Bischof, sobald auch im Orient höhere Sitze, als der Bischöfe und Metropolitane, nämlich die der Patriarchen (allmählich in Censtantinopel, Jerusalem, Alexandrien, Antiochien), aufgebaut wurden, gleichfalls diese Höhe erstieg und das Abendland, in welchem das Christenthum immer weiter sich ausbreitete, an ihn als den ersten Reichs-Bischof sich fester anschloss. Die Schriften der Kirchenväter sind in diesen Zeiten voll von Erhebungen des Petrus, wobei sie immer den römischen Bischof mit meinten. Und doch hat Keiner eigentlich das sagen wollen, was man aus seinen Worten später herauslas. Denn sie hatten ja gegen alle Oberherrschaft des römischen Bischofs sich auch unzweideutig erklärt. Die Lehre von der römisch-katholischen Kirche trägt, was von der Kirche gesagt wird, auf den römischen Bischof über; sobald dies aber geschieht, ist Alles umgekehrt und verkehrt.

Je mehr die Kirche in verschiedene Volksarten und Nationen überging, desto schwieriger musste es werden, ihre Einheit zu bewahren. Mischungen des Christlichen und Heidnischen und Jüdischen waren in den ersten Jahrhunderten in mannichfaltigster Art hervorgetreten, und die Reinheit der auf dem Bibelworte ruhenden Lehre in der Kirche hatte die stärksten Anfechtungen erlitten. Es wurde immer klarer, dass mit der Reinheit der Lehre auch die Einheit der Kirche untergehen musste und dass beide zu schützen waren. Die Einheit der kaiserlichen Herrschaft von Constantin bis zu Theodosius dem Grossen konnte wenigstens innerhalb des Reiches für die Einheit und Reinheit der Lehre sorgen, und dies geschah durch die Concilien, ausserhalb derselben durch die Bischöfe und unter diesen wieder vorzugsweise durch die von Rom, Constantinopel, Alexandrien u. A., am meisten durch den römischen.

Als das Reich getheilt war, musste die Einheit der Kirche

in den zwei Reichen erstrebt werden, und allmählich galt es sogar, dieselbe auch über die Gränzen des Reiches hinaus möglich zu machen, indem man mehr an die kirchliche Hierarchie, als an die staatliche Herrschaftsgliederung, die Wahrung der Lehre und der Kirchengemeinschaft knüpfte. Es ist kein Zweifel, dass Jahrhunderte hindurch die römischen Bischöfe, besonders unter ihnen eine Reihe glänzend hervorragender Männer, sich die höchsten Verdienste um Erhaltung und Verbreitung der christlichen Wahrheit und um die Pädagogie der Kirche über die rohen Nationen seit der Völkerwanderung erworben haben. Jetzt allerdings musste die Centralität des römischen Bischofssitzes in stärkster Weise geltend gemacht werden. In diesem Sinne hat schon Cyprian, noch mehr aber haben hernach Hieronymus und Augustin und Optatus von Mileve einen hohen Werth auf die Stellung des römischen Stuhles gelegt.

Christus hat den Mittelpunkt der Einheit nicht gestiftet, aber die Kirche hat, an das Reich angelehnt, und hernach, als dasselbe zur morschen Stütze wurde, von demselben in seinen besseren Zeiten das Vorbild nehmend, sich ihre Einheit zu sichern gesucht und dadurch den Mittelpunkt der Einheit, den römischen Stuhl als päpstlichen, gegründet. Es konnte dies aber nach ihrem ganzen Wesen und Grunde in keinem anderen Sinne geschehen, als dass der römische Bischof von seinem weitschauenden und mit allen Landen der Christenheit im Verkehr stehenden Sitze aus die Anstösse zur Thätigkeit des Episcopats, also der Gemeinden, geben sollte, der Thätigkeit, die sich in gleichartiger Leitung der Heerden und in synodaler Vereinigung hauptsächlich kundzugeben hatte. Es ist ein grosses Gewebe der Dichtung, welches sich allmählich über diese einfache Thatsache und geschichtliche Nothwendigkeit hinbreitete und nach welchem Petrus in der durch den heiligen Geist gegebenen Voraussicht gerade Rom sich zu seinem letzten dauernden Sitze erwählt und dadurch den Primat, welchen ihm Christus gegeben und den er jeder Gemeinde nach seinem Ermessen oder auch gar keiner einzelnen hätte zubringen können, dem römischen Stuhl für immer gesichert haben soll. Es ist eine unglaubliche Menge von Worten, mit einem nicht ge-

ringen Maasse von Scharfsinn, aufgewendet worden, um dieses Gewebe statt der darunter verborgen liegenden Wirklichkeit geltend zu machen. Wenn aber die Episkopalisten die Dinge, um die es sich hier handelt, mit der blossen Formel des göttlichen und des menschlichen Rechts abmachen, den Primat selbst (nicht Principat) als göttlichen, die Wahl des Sitzes in Rom als menschlichen Rechtes betrachten wollen, so ist das eine armselige Leistung. Wenn irgend etwas — nicht durch Institution Christi und der Apostel, sondern durch die Geschichte und das Bedürfniss der Einheit der Kirche — göttlichen Rechtes ist, so ist es gerade der Sitz des Primates in Rom.

Es ist die Lage Italiens, der mittleren unter den drei südlichen europäischen Halbinseln, die mit dem Herzen Europa's als dessen rechte Hand in der nächsten lebendigen Beziehung steht und ebenso, wie mit der Mitte, so auch mit den Gliedern des Erdtheils eine nahe Verbindung hat, es ist diese Halbinsel mit ihrer vielen Meerberührung, ihrer Nähe an Afrika und an Asien, es ist dieser alte Sitz, der aus dem Morgenlande über Griechenland und aus dem Abendlande (auch dem fernsten vom funfzehnten Jahrhundert an) über Spanien und Portugal, der aus dem Süden und dem Norden alle Elemente der Bildung an sich ziehen und sie verarbeitet zu allen hinsenden konnte, der selbst über Aegypten die fernsten Länder Asiens sich näher rücken durfte, dieser alte Sitz der Weltherrschaft, dem die Erziehung der Nationen durch das Christenthum von der göttlichen Leitung in der Geschichte zugewiesen war. Aber nur bis das Ziel erreicht war. Worin aber bestand dieses Ziel? Wahrlich nicht in der Unterjochung der Nationen unter eine neue römische Weltherrschaft, sondern in der Durchdringung der germanischen Nationen mit Geist und Kraft des Evangeliums, oder, wie Einer gesagt hat,*) es war zu vermitteln „die Vermählung des jüdischen Geistes, wie er in den „biblischen Schriften des Alten und des Neuen Testamentes

*) Th. Benfey: Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland. München 1869. S. 702 ff.

„lebendig geworden ist, mit dem indo-germanischen, wie auf „ihm die Bürgschaft einer nie versiegenden, stets wachsenden „Cultur ruht.“ Er fährt weiter fort: „Für sich allein wäre „weder der eine noch der andere im Stande, sie zu gewähren. „Die semitische, speciell die jüdische Richtung, welche die „ganze Mannichfaltigkeit des Geisteslebens einem einzigen, aber „in der That tiefsten und gewaltigsten Triebe, dem religiösen, „unterordnet, führt zur Misachtung dieser Mannichfaltigkeit; „würde sie allein zur Herrschaft gelangen, dann würden die „Entwickelungen in Kunst und Wissenschaft sich auf einen „ganz engen Kreis beschränken; die ganze unendliche Fülle „des Lebens würde gar nicht oder kaum von ihnen berührt, „oder gar durchdrungen werden; das ganze Lebensblut würde „gewissermaassen im Herzen bleiben, so dass die Glieder nicht „zu vollem Leben zu erstarken vermöchten; ja das ganze Leben „würde einer Wüste gleichen mit einer einzigen Oase in ihrer „Mitte. Der indo-germanische Geist dagegen mit seiner her„vorragenden Richtung auf coordinirte Entwickelung aller gei„stigen Triebe zur lebensvollsten Mannichfaltigkeit würde alles „Lebensblut in die Glieder treiben, aber das Herz gewisser„maassen entleeren, Künste und Wissenschaften würden sich „in einer strotzenden Fülle entfalten, aber, von keinem ein„heitlichen Principe beherrscht, einer grösseren Frivolität ent„gegentreiben, um, wie bei den Griechen, nach kurzer Blüthe „einem jähen Untergange zu verfallen. — — Mit dem in die „indo-germanische Cultur eingeführten semitischen, speciell „jüdischen (christlichen), Geiste ist der indo-germanischen, spe„ciell germanischen, Richtung gewissermaassen ein Dämpfer „aufgesetzt, welcher, ohne ihr die semitische Dürre aufzudrän„gen, sie vor den nachtheiligen Folgen ihrer zu grossen Voll„saftigkeit zu behüten vermag. Es ist zwar keiner Frage un„terworfen, dass es in erster Reihe der tief sittliche Geist des „germanischen Volkes war, welcher zunächst die christliche und „dann die Welt überhaupt im sechszehnten Jahrhundert vor einem „Verderben und einer Versumpfung rettete, wie sie das clas„sische Heidenthum kaum in seinen schlechtesten Zeiten erlebt „hatte; aber eben so unzweifelhaft ist auch, dass die Haupt-

„waffe, durch welche der Sieg und die Rettung erkämpft ward, „die Uebersetzung der Bibel war, mit welcher Luther die her„eingebrochene Unsittlichkeit überwältigte und der Entfaltung „eines sittlich-religiösen Lebens eine feste Grundlage verschuf."

Die Vermittelung zu diesem Ineinanderleben der im semitischen Nationalgewande erschienenen göttlichen Offenbarung mit der derselben entgegenkommenden indo-germanischen Nationaleigenthümlichkeit hat zuerst Alexander der Grosse in äusserlicher Weise bereitet durch die Schöpfung des Hellenismus, hernach hat der griechische Geist und der römische Charakter, beides Blüthen des Indogermanischen, die weitere Arbeit gethan. Die abendländische Kirche aber und an ihrer Spitze der römische Bischof hat die Aufgabe gehabt, in bewussterer Weise die Verschmelzung des Morgenländischen und Abendländischen zu vollziehen und das Christenthum so als ein bereits in Lehre, Cultus und Verfassung Verarbeitetes den neuen Nationen zuzubringen, welche in den Gebieten des allmählich zerfallenden Reiches sich niederliessen. Es ist diese Aufgabe auch gelöst worden, und das Entstehen der romanischen und der germanischen Nationalganzen, jener in der pyrenäischen Halbinsel, in Italien und in Frankreich, dieser in Deutschland, Britannien und Skandinavien, ist unter dem Einflusse der von Rom aus mächtig beeinflussten Kirche geschehen. Allerdings haben hier die Päpste mit dem Arianismus der gothischen und burgundischen Germanen erst einen harten Stand gehabt, und erst als die Franken die Herrschaft über die meisten dieser Stämme errungen hatten, war ihnen ein tiefer greifender Einfluss möglich. Einheit der Kirche schien noch immer Einheit des Reiches zu fordern, und es ist im ächten Sinne des römischen Stuhles gehandelt, wenn die Päpste dem aufstrebenden Frankenreich und nachher in ihm dem zur Herrschaft hochbegabten karolingischen Geschlecht fördernd entgegenkamen. Sie trugen noch kein Bedenken, den Herrschern aus demselben, besonders dem grössten derselben, die Rechte in der Kirche und ihrer Leitung einzuräumen, welche in alter Zeit der Kaiser ausgeübt hatte. Sicher war es auch damals noch in keines römischen Bischofs Herz gekommen, über das Kaiserthum und das König-

thum der christlichen Nationen sich zu erheben und eine Kircheneinheit darzustellen, welche die staatliche Herrschaft als ein untergeordnetes Moment in sich trüge. Zwar die von Bonifacius vermöge seines Zusammenhanges mit Rom ausgehenden, auf einheitliche Organisation der Kirche gerichteten Thätigkeiten sind nicht ohne verfälschendes Element geblieben, indem sie das Werk der irländischen Sendboten in Deutschland nicht blos weiter führten, sondern auch in seiner gesunden Entwickelung hemmten. Man kann darüber hinweggehen, wenn man die Einheit der Kirche für damals als ein so wichtiges Band der Nationen anerkennt, dass lieber manches Gesunde darüber ersterben durfte, als dass diese Einheit nicht auch in der Lehre, wie in der Organisation durchgeführt worden wäre. — Noch längere Zeit mochte dieses Band das unentbehrlichste sein, aber es musste in dem Maasse geistiger und innerlicher werden, als die Nationen in ihrer Besonderheit, als spanische, französische, deutsche, englische, sich ausgestaltet hatten. Von nun an musste das Papstthum die Eigenthümlichkeit der Völker und zwar auch als kirchlicher Gesammtheiten ertragen können, und der Gedanke der National-Kirchen musste sich ihm aufdrängen. Ihre Herstellung und ihre Erhaltung in einer Gemeinschaft der Christenheit auch ohne ein ökumenisches Kaiserreich musste das Ziel sein, zu welchem der päpstliche Stuhl hinstrebte. Man kann die acht ersten Jahrhunderte als die schöne Zeit betrachten, in welcher dieses Ziel dem Gedankenkreise der römischen Bischöfe kein fremdes war. Aber es ist hauptsächlich die Schenkung Pipin's und Carls des Grossen gewesen, welche das Papstthum innerlichst vergiftete. Bis dahin war es ein italiänisches im engeren Sinne nur wenig gewesen, jetzt aber verfiel es durch seinen weltlichen Besitz dem ultramontanen, localen, romanischen Charakter im Unterschiede der andern Nationen und wurde den gleichfalls romanischen unter diesen näher verwandt als den germanischen. Nur einigermaassen noch wurde mit diesen durch die römische Kaisergewalt und ihre Ausdehnung über Italien und Rom eine Beziehung erhalten, die aber vermöge der weltlichen Herrschaft der Päpste mehr abstossend als zusammenführend wirkte.

Hier also in der Verweltlichung durch irdischen Besitz, in der Italiänisirung durch Landherrschaft und Streben nach Erhaltung und Erweiterung derselben, in Romanisirung und dadurch auch Entfremdung vom Germanischen, im Verlieren des ökumenischen Charakters neben dem Anstreben der Alleinherrschaft lag die Verfälschung des Papstthums. Es stand nicht mehr gleich zu der ganzen Kirche. Der griechischen Abtheilung derselben, welche durch die Unterdrückung von Seiten der Muhamedaner je länger je mehr versteinert und getödtet wurde, stand es geradezu feindselig gegenüber und trennte sich von ihr im Glauben, indem auf kleinere Unterschiede in der Lehransicht ein innerlich nicht motivirtes Gewicht gelegt wurde, wodurch diese morgenländische Kirche neben dem Gegensatze des Islam je mehr und mehr in einen unlebendigen Zustand versank. Hier hat das römische und romanisch gewordene Papstthum selbst die grösste Schuld als Hauptursächer der Trennung der Christenheit auf sich geladen. Je stärker es die Griechen als Schismatiker schmähte, desto mehr hat es sich selbst unbewusst angeklagt, denn der Riss war von ihm gemacht. Und durch die falsche Richtung auf eine Einheit, in der kein lebendiger Unterschied bestehen durfte, hat es sich mittelst Unterdrückung der in der Kirche sich regenden regenerativen Kräfte, wie sie in den Albigensern, den Waldensern, in einem Savonarola sich zeigten, ein Urtheil gesprochen, gegen welches alle Redensarten von Einheit der Kirche nichts vermögen. Es war die oben schon geschilderte immer weiter gehende Aufsaugung der bischöflichen Rechte, wodurch zwar der Schein der Einheit, in Wahrheit aber nur die mechanische Einerleiheit hervorgebracht wurde, wodurch das Papstthum im Mittelalter immer mehr als die Krankheit der Kirche erschien. Was zu seiner Zeit das edelste Organ der Kirche gewesen war, das wurde durch seine falsche Stellung zum eiternden Geschwüre an ihrem Leibe. Dies zeigte sich in der Zertheilung des Papstthums im 14. Jahrhundert, in den Gräueln der italiänischen Geistlichkeit und des römischen Hofes, in den thierischen Unholden, welche den römischen Stuhl zum Abscheu aller gesunden Christenmenschen werden liessen, in

der tief hinein die Kirche vergiftenden Heuchelei, welche aus dem unerträglichen Widerspiel der einfachsten christlichen Grundsätze und der Wirklichkeit des Lebens der höchsten Hierarchie hervorging. So lange noch ein menschliches Herz in den Nationen schlug, musste von dieser Lüge ein Gefühl vorhanden sein, und es hat sich dieses Gefühl in allen Nationen, am stärksten in der deutschen kundgegeben. Statt dass von Rom die heilenden Kräfte für die kranken Glieder ausgehen sollten, hat von dorther jede gesunde auf Heilung wirkende Reaction nur Antwort mit Kreuzzug, Inquisition, Mord, Tortur oder Zwang zum Widerruf gefunden. Das Papstthum wurde eine schlimmere Caricatur des Christenthums, als Muhamed, der falsche Prophet, und der Dalai-Lama, als der Brahmanismus und der Fetischdienst Zerrbilder der Religion sind. Gerade aus dem Besten wird, wenn es seine Aufgabe verkennt, das Schlimmste und Schädlichste. Keiner der harten Ausdrücke, mit welchen Arnold von Brescia, Friedrich II. von Hohenstaufen, Hus und Hieronymus, Luther und Calvin das Papstthum bezeichnet haben, ist seiner Wirklichkeit gegenüber als übertrieben zu betrachten.

Dass die untergeschobenen Decretalen sowohl der Ausdruck als das stärkste Mittel der fortgehenden Verfälschung des Papstthums gewesen sind, wird von keinem ehrlichen Manne, der dieser Dinge kundig ist, mehr bezweifelt. Dass auch vor deren Erscheinen einzelne römische Bischöfe sich von fleischlichem Ehrgeiz haben verleiten lassen, über ihr Recht als Bischöfe einer der ältesten, grössten, bildungsreichsten, leidensgeübtesten, heldenhaftesten apostolischen Gemeinden und über ihr Recht als Patriarchen eines weiten Kreises von Gemeinden mit Bischöfen hinauszugreifen, ist zwar kein Zweifel, aber die eigentlichen falschen Ansprüche rühren doch aus diesem Sumpfe der Decretalen. Er hätte ja nicht entstehen können, wenn nicht zuvor schon schlechte Wasser auf dem Grunde der Kirche gewesen wären, die sich in ihm sammelten. Dies betrügerische Machwerk, dem andere gleichen Gelichters folgten, elende Fälschungen des kirchlichen Alterthums zu bereits als Wünsche vorhandenen Zwecken, ist der katholischen Kirche zu einem

bösen Miasma und einem argen Schandfleck geworden, weil die Päpste und ihre Theologen und Juristen sich nicht scheuten, aus diesen schmutzigen Quellen zu schöpfen. Es bleibt eine Schande der Bischöfe, besonders des Erzbischofes Rikulf von Mainz, dass sie die ersten Verbreiter des Giftes waren. So lange Carl der Grosse lebte, waren solche Dichtungen von Briefen und Entscheidungen der ältesten römischen Bischöfe ohne Gefahr, denn an ihm und auch noch an etlichen späteren Kaisern war ein hinreichendes Gegengewicht der Anmaassungen vorhanden, welche sich darauf gründen liessen. Aber schon Nikolaus I. (865 n. Chr.) wagte sich damit hervor, und im zehnten Jahrhundert durften sie auf dem Concile zu Rheims laut werden (992 n. Chr.), während auch schon neue ähnliche Funde hinzukamen, die das eilfte und zwölfte Jahrhundert in den Decretalen des Ivo und Gratian vermehrte und vollendete. Den Bischöfen war diese Werkstätte gefälschter Instrumente oft bequem, um sich der Macht und Auctorität der Provinzial-Concilien zu entziehen, die bis dahin doch noch fortbestanden hatten. Die meisten der französischen Bischöfe weigerten sich jedoch, dies neue Kirchenrecht sich gefallen zu lassen, weil es die Päpste zu Alleinherrschern machte und den Concilien den Boden wegnahm. Allein sie unterlagen im Kampfe, und das falsche Recht wurde herrschende Lehre der Universitäten. Kaum hat gegen diese Lügenfabrikation die Stimme der Kirche oder doch aus der Kirche jemals ein Jahrhundert lang geschwiegen. Nachdem die französischen Bischöfe erlegen waren, wurde auf dem Concil zu Vienne (1311) ein gewaltiger Protest gegen die Fälschung des Papstthums erhoben, und von 1412 an wurde zu Constanz und zu Basel derselbe zu einem allgemeinen. Die Unfehlbarkeit des Papstes ist nie in der Kirche als Glaubenssatz anerkannt worden, und die griechische Kirche hat noch zuletzt auf dem Concile zu Florenz ausdrücklich dagegen protestirt, wie schon im Alterthum die afrikanische Kirche in den drei Synoden zu Carthago in dem schon berührten Falle wegen Gültigkeit der Ketzertaufe factisch gethan hatte. In der französischen Kirche ist es im Zusammenhange mit ihrer ganzen Entwickelung und den Concilien von Constanz

und Basel seit 1682 öffentliche Lehre, dass in Glaubenssachen die Kirche, aber nicht der Papst ohne sie, irrthumslos sei; in der deutschen Kirche aber hat die zu Constanz und Basel ausgesprochene Ueberzeugung als öffentliches Recht gegolten und hat durch die willkürlichen Ansichten Einzelner, besonders der Jesuiten oder auch des östreichischen Kaiserhofes, nicht aufgehoben werden können. Diese Einsprachen werden die Hochwürdigsten Herren, zu welchen ich zu reden mir die Freiheit nehme, durch einen Machtspruch nicht beseitigen können, auch nicht durch Berufung auf das tridentinische Concil, das sich der dogmatischen Bestimmung in diesem Puncte enthielt, und mir werden sie erlauben müssen, die mächtige Stimme des Gewissens der Nationen in der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts und seitdem als den stärksten und berechtigtsten Widerspruch gegen die Fälschung des Papstthums geltend zu machen.

Allein, worin besteht nun dasjenige Unrecht gegen das Wesen des Christenthums und der Kirche, durch welches das Papstthum seine Fortexistenz in der bisherigen Weise verwirkt hat? Wir haben es im Wesentlichen schon gesagt, sofern wir seine falsche Stellung zu den Bischöfen und eben dadurch zu den Gemeinden hervorhoben, seine Usurpation der Rechte der Bischöfe, womit auch wieder eine Verfälschung der bischöflichen Stellung selbst zu den Gemeinden verbunden war, weil ein papalistischer Bischof selbst wieder den Presbyter und die Gemeinde lähmt, sofern wir die Beseitigung der Concilien und ihrer obersten Auctorität und die falsche Stellung zu den christlichen Nationen betonten. An diese letztere knüpfen wir nochmals an. Denn es kann den Hochwürdigsten Herren nicht unbekannt sein, dass die Reformation eben so sehr eine Reaction des nationalen Selbstbewusstseins gegen die römische Fremdherrschaft, als eine Gegenwirkung des in der Kirche ununterdrückbaren Christenthums der Apostel gegen die allmähliche Entstellung und Verderbniss der Kirche, darum eben eine Rückbildung (Reformation) war. Dass sie in Italien nur wenig Anklang fand, lag in dem Mangel eines nationalen Lebens, und die Päpste haben seit drei Jahrhunderten wohl dafür gesorgt, dieses arme

und doch so reiche Land in seiner Zersplitterung zu erhalten. Denn mit dem ersten Augenblicke seiner Einheit, obwohl nur einer erst anfangenden, hat es auch die Richtung gegen den Romanismus des Papstthums genommen. In Frankreich und Spanien aber ist die Reformation nur durch Ströme von Blut zum unsäglichen Verderben dieser Länder theils ganz, theils grösstentheils ausgelöscht worden. In Deutschland und den Niederlanden haben alle Mittel der Gewalt und List sie nicht hindern können, auch heute noch der schlagende Puls des nationalen Geisteslebens zu sein, in England und Skandinavien ist sie sogar Staatsprincip geworden, und in America hat sie im Grossen und Ganzen das gesammte Staatsleben gegründet. Im Verhalten des römischen Stuhls zur Reformation liegt aber die Vollendung seiner Verfälschung, weshalb es Vielen geradezu als das Antichristenthum erschienen ist. Denn in ihr, der Reformation, der Rückkehr der christlichen Volksreligion zu den apostolischen Quellen, lag zugleich die stärkste Kundgebung der nationalen Anlage und Eigenthümlichkeit der germanischen Welt, vermöge welcher sie das Christenthum, die Gemeinschaft mit Gott durch Christum, als die Sache jedes Einzelnen, der gottgeschaffenen und gottverwandten Persönlichkeit, somit nicht mehr blos als die der organisirten Gemeinschaft, welcher der Einzelne sich unterzuordnen und durch die erst er sich mit Gott zu vermitteln hätte, auffasste und zur Anerkennung brachte. Lebendiges Christenthum, welches nicht von Aussen her auferlegt und angezogen, sondern innerlichst geboren ist und darum zu einer Lebensquelle wird, aus welcher alle Thatkraft und Leistung in Staat, Wissenschaft, Kunst neuen Lebenstrieb und stetige Nahrung erhält, hat eben diese germanisch-christliche Regung zum Volksleben zu erheben gesucht. Eine religiöse und in unendlich mannichfaltiger Bildung sich als ächt und unvergänglich erweisende Entwickelung des Volkes sollte von da ausgehen und alle christlichen Völker ergreifen. Misverstanden konnte sie zur wildesten Anarchie, zu sectirerischer Vernichtung der Kirche, sie konnte zur Knechtung der Kirche durch den Staat führen, und sie hat in gewissem Maasse zu allen diesen Uebeln geführt. Aber warum?

weil der Papst, und mit ihm die Bischöfe, seine wahre Stellung dazu verkannte. Willkommen heissen musste er, wenn nicht die Gewöhnung an das verfälschte curialistische Wesen ihm den Blick benebelt hätte, wenn nicht das Papstthum in seinen Personen und Ansprüchen schon seit 800 Jahren ein Zerrbild dessen gewesen wäre, was es in der Kirche sein sollte, die Reformation, herstellen musste er die bischöflichen Gemeinden mit ihren Synoden, die Gemeinde, wie die Bischöfe, in ihre unveräusserlichen Rechte wieder einsetzen, die grosse Weltfrage der Reformation auf Provincial- und National-Concilien in die Kirche zu ihrem Heile verarbeiten, durch ein allgemeines freies christliches Concil in Deutschland den Reformatoren die Gelegenheit schaffen, ihr Wort an die Leiter der Kirche zu richten, und in den verschiedenen Ländern bei der grossen Grundeinheit der Lehre im apostolischen Symbolum die Besonderheiten und Eigenthümlichkeiten in ihren Schranken halten, — das musste er thun, wenn er seiner Bestimmung und dem ihm von der Geschichte gegebenen Primate gemäss handeln wollte. Hätte das Papstthum das gethan, so wäre die Reformation allgemein geworden, und die Bischöfe mit ihren Synoden wären ihre wichtigsten Organe gewesen. Eine Staatsherrschaft über die Kirche, eine Verödung der Länder durch Krieg, Inquisition, Autodafé's, eine Zerreissung Deutschlands, ja Europa's, eine Verkümmerung der Bildung in weiten Kreisen wäre unterblieben. Ob der Papst in Italien oder in Frankreich oder Deutschland, ob abwechselnd in diesen Landen, seinen Sitz gehabt hätte, oder ob jedem dieser Länder sein aus dem einheimischen Episkopat entnommener Primas gegeben worden wäre, der mit dem Papst und mit den Concilien die wahren Interessen der National-Kirche gefördert hätte, das sind keine unnöthigen Fragen, weil das Unterbliebene noch geschehen kann.

Der römisch-italiänische Decretalen-Papst ist dazu unfähig gewesen, und das ist sein Urtheil, welches dieselbe von dem ewigen Willen Gottes gelenkte Macht, welche ihm seine Stellung gegeben hat, die Geschichte, über ihn verhängt. Der Papst hat sich durch seine Eigenschaft als weltlicher Herrscher in Italien und durch seine Verflechtung in die spanische, öst-

reichische, französische Politik verleiten lassen, er hat sich durch die falschen Decretalen und den verkehrten Sinn, aus welchem sie hervorgegangen, welchen sie athmen und stets wieder einhauchen, die Seele zuschnüren und die Augen blenden lassen, er ist Sclave seiner von diesen falschen Grundsätzen lebenden Curie, und der Jesuiten-Orden, erst sein dienstbarster Knecht, ist sein Herr geworden. Er hat sich wirklich zum *servus servorum* gemacht, aber oft nicht *domini*, sondern geradezu *Satanae*. Will er, kann er aus dieser Knechtschaft frei werden? und wer soll ihn befreien? Niemand anders kann es als die Bischöfe der katholischen, nicht der römischen, nicht der romanischen, also particularistischen, sondern der allgemeinen Kirche.

Meine Hochwürdigsten Herren! Damit komme ich zu den Fragen der Gegenwart und zu Ihnen selbst. Sie werden mir sagen, Sie wüssten selbst am besten, wo es Ihrer Kirche fehle, und brauchten sich dies von keinem Protestanten sagen zu lassen. Ich bin auch fern von der Anmassung, mich Ihnen zum Lehrer oder Wegweiser aufzudringen, aber ich glaube mich als ehrlicher Deutscher berechtigt und verpflichtet, zu ehrlichen Deutschen zu reden, wenn ich die Ueberzeugung habe, dass dieselben auf die Herstellung glücklicherer Zustände in Deutschland einen bedeutenden Einfluss üben können. Da spricht denn der Einzelne aus, was ihn das Wort Gottes und die Geschichte gelehrt hat, und will nicht Lehrer und Meister sein, sondern hofft, dass die Angeredeten mit ihm diesen grossen Lehrern und dem Einen, der unser Aller Meister ist, gegenüber gerne Schüler sein wollen.

Ich kann zwar der Versuchung nicht widerstehen, noch einmal zu unserm alten trierschen Weihbischof zurückzukehren; es soll das letzte Mal sein. Er meint, der römische Primat dürfe nicht aufhören zu bestehen. Da ich aber seine Ableitung desselben aus göttlicher Institution, nämlich aus einer Anordnung Christi oder der Apostel, gänzlich verfehlt finde, dagegen mit ihm das Wohl des Kirche, also das Bedürfniss ihrer Einheit, wie es in der Geschichte mit seiner Abhülfe zugleich hervorgetreten ist, als die von Gott geöffnete Quelle des Pri-

mats ansehe, so muss ich mich fragen, ob derselbe in seiner wahren Gestalt wieder herstellbar sei, nachdem er in dem verfälschten Papstthum untergegangen ist. Die erste Frage wird allerdings die sein müssen, ob das Bedürfniss noch ebenso bestehe, wie in den ersten acht Jahrhunderten? und diese Frage muss ich verneinen. Dass es irgendwo ein *centrum unitatis catholicae* geben müsse, nachdem einmal die katholische Kirche in so verschiedenen Nationen eine organisirte Erscheinung hat, nachdem überdies der Staat ein solcher geworden ist, dass er nicht mehr, wie das alte Kaiserthum, das Mit-Centrum sein kann, ist mir höchst zweifelhaft, und zwar darum, weil jetzt der Glaube der Kirche im apostolischen Grundsymbol unveränderbar feststeht und in durchgängiger Uebung lebt, weil die wesentliche Gleichheit der canonischen Ordnungen nicht minder erlangt ist, weil die kirchliche Gesetzgebung in jedem Lande doch mit der staatlichen erst auszugleichen ist, und die Concordate mit Rom sich in dieser Hinsicht sowohl für die katholischen als für die gemischten Länder als unbrauchbar erwiesen haben, weil die Sendung von Legaten und Nuntien sich mit den bischöflichen Rechten und Pflichten nicht verträgt, weil die Stellung eines Primas in dem Lande und in der Stadt, wo das verfälschte Papstthum seinen Sitz und seine Erinnerungen hat, stets eher der Einheit der christlichen Welt Eintrag thun, als sie fördern muss. Die Zwecke, welchen das Papstthum seiner Zeit in der Kirche gedient hat, sind erreicht, und, soweit sie einer immer neuen Erreichung bedürfen, auch ohne dasselbe erreichbar. Und zwar sind sie wahrhaft erreichbar durch Concilien.

Ich kann nur auf unsern ehrwürdigen Hontheim nochmals verweisen, wo er über die Nothwendigkeit ökumenischer Concilien überhaupt, nach dem Wesen der Kirche und des festgesetzten, formulirten Glaubens, laut der Geschichte und insbesondere auch seit dem für ihn letzten Concile, welches den Anspruch machte, ein ökumenisches zu sein, dem tridentinischen, spricht.*) Allein er begnügt sich damit nicht, sondern fordert, wo er von der Wiedererlangung der verlorenen Freiheit der

*) l. c. pag, 404 seq., 455 seq., 465 seq:

Kirche redet, dass nicht blos allgemeine Concilien überhaupt, sondern dass freie Concilien, dass sie unter Umständen gehalten werden, welche ihre Freiheit sichern, dass ihnen National-Concilien vorangehen und folgen, dass den katholischen Fürsten ihre richtige Stellung dazu wiedergegeben werde. Dies Alles führt uns auf das jetzt gehaltene Concil.*)

Hochwürdigste Herren Erzbischöfe und Bischöfe! Dieses Schreiben kommt im günstigsten Falle vor Ihre Augen, wenn das vom Papst Pius IX. berufene allgemeine Concil längst versammelt oder wohl schon vorüber ist. Wäre es auch früher ergangen, es würde gewiss keine Wirkung auf die Haltung dieser imposanten Versammlung geübt haben. Es kann aber nie zu früh und nie zu spät kommen, um an Ihre Herzen zu legen und Ihrem Nachdenken vor Gott zu empfehlen, was ein ehrlicher Deutscher im Blick auf die Vergangenheit und die Gegenwart und mit Wünschen und Hoffnungen für die Zukunft gerade Ihnen, den Leitern der katholischen Diöcesan-Kirchen Deutschlands, zu sagen sich berufen und in seinem Gewissen gedrungen fühlt.

Das Erste, was er zu sagen hat, ist, dass auch ein so edles und aufrichtig frommes Oberhaupt der katholischen Kirche, wie Pius IX. nach allgemeiner Anerkenntniss ist, dem Risse nicht abhelfen kann, der durch die Christenheit geht, und der Deutschland innerlich theilt, auch wenn es äusserlich seiner National-Einheit näher gekommen ist, als seit langen Jahrhunderten. Denn auch er ist ein italiänischer Papst, wiewohl ich mit Freuden hinzufüge, keiner, wie die andern gewesen sind. War er doch der edlen Schwärmerei fähig, im neunzehnten Jahrhundert Italien unter dem Glanz der dreifachen Krone national einigen zu wollen, und hat er doch den Muth gehabt, den seit drei Jahrhunderten Keiner auf dem päpstlichen Stuhle besass, ein ökumenisches Concil zusammenzurufen. Das ist etwas Grosses gegenüber den curialistischen Ueberlieferungen seit dem Concil von Trient. Er spricht damit aus, dass er der Zustimmung der ganzen Kirche bedarf, um sein Amt, wie er es auf-

*) Es wird nochmals daran erinnert, dass der Brief in diesem Theile schon 1869 geschrieben ist.

fasst, mit Erfolg zu bekleiden. Er hat sich nicht kleinlich beengen und jesuitisch binden lassen durch den Anspruch, ganz allein mit seinen Cardinälen und Theologen, mit seinen Rota-Männern und Juristen, eine wirkliche Leitung der Kirche durchführen zu wollen. Man könnte von einem Papste, der dies thut, noch Grösseres und christlich Freisinnigeres erwarten, wenn — er nicht die unbeflekte Empfängniss der heiligen Jungfrau zum Dogma der Kirche erhoben, wenn — er nicht den bekannten Syllabus erlassen hätte. Wer jenes thun konnte, dem fehlt das Wesentliche zu einem wirksamen Oberhaupt der Kirche, es fehlt ihm die Theologie. Unter dieser ist ja zu keiner Zeit, auch nicht in der Blüthezeit der allgemeinen Concilien, nicht in der der reformatorischen Concilien, selbst nicht in der der katholischen Scholastik etwas Anderes verstanden worden, als die Wissenschaft des Erkennens, des systematischen und mit aller sonstigen menschlichen Erkenntniss sich vermittelnden Erkennens der von Gott geoffenbarten Wahrheit. Aber eine Grundlage in dieser Offenbarung war für jeden theologischen Satz zu allen Zeiten unentbehrlich. Es konnte dieselbe durch falsche Exegese aus der heiligen Schrift gewonnen, also nur scheinbar eine Wahrheit sein, die durch richtige Exegese wieder in ein Nichts aufgelöst werden mochte. So ist es mit manchen seit dem fünften Jahrhundert und schon früher in der Kirche aufgekommenen Lehransichten, die der gründlicheren Einsicht in die heilige Schrift haben weichen müssen, mit Lehren, welche die katholische Kirche noch heute festhält, obwohl die heilige Schrift nicht eine Faser zu einer Wurzel derselben darbietet. Darüber wird die theologische Controverse so lange fortgehen, bis der wahre Schriftgehalt für Alle klar gelegt ist, und diese Arbeit werden wir uns gefallen lassen und daran Theil nehmen müssen, bis dieses Ziel erreicht ist. Aber eine Thatsache zum Glaubenssatze, zum Dogma der Kirche, ohne dessen Festhalten keine Hoffnung der Seligkeit sei, zu erheben, sei es durch Decret, sei es unter Zustimmung Vieler, auch vieler Bischöfe, eine Thatsache, für welche ein historisch sicheres Zeugniss nie existirt hat, vor Allem in der heiligen Schrift nicht gefunden werden kann, das, verzeihen mir Eure Hoch-

würden und Gnaden, ist ein so unbesonnenes Thun, dass es nothwendig dem, der es vollzieht, die Achtung vor seiner überlegenen Einsicht benehmen muss. Aus beglaubigter Geschichte wissen wir nicht, wo, wann, unter welchen Umständen Maria geboren wurde, nur dass ihr Grossvater Eli geheissen, ist uns aus Lucas, und zwar nur unter Zuhülfenahme einer Stelle des Talmud, bekannt. Aber wer ihre Eltern gewesen, ist uns unbekannt, jedenfalls aus dem Stamme Juda oder Benjamin. Ihre Namen Joachim und Anna gehören bereits der unbeglaubigten Sage an. Und auf diesen geringen Bausteinen hat der fromme Papst einen Thurm aufzubauen gewagt, für dessen Bau sich kein mittelalterlicher Papst und auch nicht das grosse tridentinische Concil stark genug gehalten hatte. Maria war dadurch aus dem sittlichen Zusammenhange des Menschengeschlechts herausgesetzt und zur Halbgöttin gemacht. Bei Christo, dessen unsündliche Geburt und unsündliches Leben anderweitig durch die gesammte evangelische Ueberlieferung und apostolische Lehre feststeht, dessen Person als Menschwerdung Gottes den Inhalt aller kirchlichen Grundbekenntnisse bildet, der ohne die Sündlosigkeit nicht Erlöser sein konnte, hat alles dies die vollste, realste, weitreichendste Bedeutung. Bei Maria aber nicht, da sie weder Erlöserin, noch Gott, auch nach der katholischen Kirche, war und sein kann, wenn nicht Christus aufhören soll es zu sein, und man dadurch in die vollste Häresie verfallen soll. Blos zum Behufe der sündlosen Geburt Jesu war diese Annahme der *conceptio immaculata virginis sanctae* nicht nöthig, weil ja sonst ein *recessus* bis zu Adams erstem Kinde hinauf durch lauter unsündliche Geburten als Schlussfolgerung droht, nochmals eine der stärksten Häresieen, die sich denken lassen, ja diejenige, welche kein Arius und kein Pelagius oder Coelestin sich hätte Schuld geben lassen. Also blos zum Behufe höherer Verehrung? und zwar im vollen Widerspruch mit den evangelischen Grunderzählungen? Reichte denn dazu die Annahme nicht hin, dass Maria von der Empfängniss bis zur Geburt Jesu durch den heiligen Geist, der ihr ganzes Wesen heiligend erhob, sündlos gewesen sei? Kurz, hier ist ein Schritt geschehen, dessen Tragweite offenbar Pius nicht erwog. Kaum

hat je einer der schlechtesten Päpste, die man mit dem jetzigen Haupte der katholischen Kirche zusammen gar nicht nennen darf, durch sein Lasterleben so viel dafür gethan, den Unglauben zu entschuldigen, ja zu rechtfertigen, als dieser wohlmeinende fromme Bischof zu Rom. Nichts davon zu sagen, dass er die gemeinsame Basis der Christenheit, das apostolische Symbolum und die heilige Schrift, mit seinem neuen Dogma, verlassen und hinfort es eigentlich principiell unmöglich gemacht hat, dass Christen, die auf der göttlichen Offenbarung in der heiligen Schrift stehen wollen, auch wenn sie neben derselben eine ergänzende Tradition, mündliche Apostellehre annehmen, die aber nie der Schrift selbst, wie dieses Dogma, unversöhnlich widersprechen darf, mit dem Glauben seiner Kirche sich vertragen, dass er also eine unübersteigliche Kluft zwischen seiner Kirche und allen anderen christlichen Gemeinschaften aufgerissen hat, — es ist noch viel bedenklicher, dass er allem Zweifel an der Begründung des christlichen Glaubens Thür und Thor geöffnet und dem Skepticismus die stärkste Handhabe bereitet hat. Wenn die Seligkeit vom Fürwahrhalten solchen Widersinn's, wie der *immaculata conceptio* der Maria und der daraus abgeleiteten Unsündlichkeit ihres Lebens, abhängen soll, und diese letztere doch nicht denkbar ist, ohne dass zuletzt der Zweck, zu welchem sie erdichtet ward, nämlich die Erlösung der sündigen Menschheit möglich zu machen, selbst aus dem Wege geräumt wird, weil es folgerecht keine sündige Menschheit mehr gibt, so sind in hohem Grade diejenigen entschuldigt, welche ohne ernste Untersuchung das Christenthum in seinen Uebernatürlichkeiten als eine widervernünftige mythenhafte, selbst als eine unsinnige Erfindung verwerfen. Wie es überhaupt wahr ist, dass die katholische Kirche in der mittelalterlichen Entartung ihrer Lehre dem Unglauben wie dem Aberglauben den grössten Vorschub gethan hat, und daher dieser Unglaube in den Ländern des römischen Kirchenglaubens seinen rechten Sitz und seine Heimath hat, so muss man sagen, keinem von allen Päpsten und Lehrverfälschern ist die Partei des Unglaubens so vielen Dank schuldig geworden, wie dem armen Pius IX. Man verzeihe mir einen etwas derben Aus-

druck. In der römisch-katholischen Kirche beruht der Glaube an den Inhalt des apostolischen Symbolums, ja der Glaube an den Inhalt der heiligen Schrift selbst, lediglich auf der Auctorität der Kirche. Wenn diese mit der Auctorität des römischen Stuhles auch in Sachen der Lehre identificirt wird, so ist ein Falliren dieses Stuhls im Gebiete der Lehre für die ganze Beglaubigung derselben fatal. Wenn die einzelnen Summen nur Werth haben, so lange das Haus, welches die Bürgschaft für sie leistet, in den Augen der Welt zahlungsfähig ist, so verlischt dieser Werth, wenn das Haus gebrochen ist, welches die Bürgschaft leistet. Und es ist gebrochen, sobald der logische Verstand alle seine Fonds aus demselben herauszieht, d. h. wenn der Papst ein Dogma aufstellt, das die Logik nöthigt, den Grund unwahr zu finden, auf welchem allein es ruhen kann. Nur die Sündhaftigkeit Aller kann die Sündlosigkeit des Erlösers fordern, und nur sein göttliches Wesen sie erklären. Eine einzige Ausnahme ohne Gottheit vernichtet hier die Möglichkeit der Regel.

Und dieser Herr stellt einen *Syllabus errorum* auf, worin er die Irrthümer aufs Schmerzlichste beklagt und aufs Entschiedenste verdammt, zu deren Entstehung zwar nicht, aber zu deren Verbreitung in der katholischen Welt er selbst nicht wenig beigetragen hat. Blicken wir etwas näher auf die Encyclica und den Syllabus. Mit ehrlichem Abscheu verwirft der Papst die Freiheit des individuellen Gewissens und des Cultus, die Freiheit der Rede und Schrift in religiösen Dingen, und hebt die nothwendigen Folgen hervor, welche aus der Gewährung derselben für die katholische Kirche hervorgehen müssen. Wohl, werden ihm die Gegner antworten, wir erkennen die Richtigkeit der Folgerung an, aber es ist die Kirche selbst, die sich aufhebt, wenn sie dem menschlichen Geiste zumuthet, zu denken, was er nicht zusammen denken kann, nämlich einerseits, dass alle Menschen vermöge ihres Zusammenhanges mit dem ganzen Geschlechte an der Sündhaftigkeit Theil nehmen, und dass diese nur wegfallen könne, wo dieser Zusammenhang durch eine höhere wirkende Potenz aufgehoben sei, und dennoch zugleich, dass in einem Falle ohne solche Aufhebung (wie sie bei Christus

durch sein göttliches Wesen stattfand) die Unsündlichkeit stattgefunden habe. Wer dem Menschen zumuthet, dies Widersprechende zu denken, der nöthigt ihn, sich mit seiner Vernunft, wie sie immer beschaffen sein mag, aus dieser Unmöglichkeit zu retten; und was bleibt dem Menschen dann übrig, als für diese Vernunft die absolute Freiheit und Geltung in Anspruch zu nehmen? Das hat Pius IX. nicht geahnt, als er seine Encyclica vom 8. December 1864 schrieb oder schreiben liess. Der Naturalismus, Pantheismus und absolute Rationalismus, den er so energisch verwirft, sie mussten durch sein neues Dogma entstehen, wenn sie zuvor nicht in der Welt gewesen wären.

Und was soll man dazu sagen, wenn ein so frommer Mann, wie Pius IX., sich nicht scheut, diejenigen Grundsätze über das Wesen der geistlichen und weltlichen Gewalt, welche dem schmutzigen Pfuhl der falschen Decretalen entstammen, als unveränderliche göttliche Wahrheit zu proclamiren! Ist es Unwissenheit, die ihn so zuversichtlich von der Macht der Kirche über irdische Güter reden lässt, oder glaubt er wirklich diese Grundsätze auch trotz der vernichtenden Kritik, die über ihre Quellen ergangen ist, durch die blosse lange Anerkennung und Benutzung derselben decken zu können, während er selbst die Berufung auf das *fait accompli*, wenn sie von der Gegenseite kommt, so entschieden verwirft? Darf er es wagen, Angesichts der Geschichte, Angesichts der theologischen Mächte in der katholischen Kirche, in denselben Hexenkessel der Irrthümer, in welchem er Pantheismus, Socialismus, Communismus brodeln lässt, auch die Lehre zu werfen, dass der Papst nicht allmächtiger Herr der Kirche sei? Gehört nicht ein immenses Vertrauen zu der Unfähigkeit der Bischöfe der katholischen Welt oder zu der Charakterlosigkeit ihrer Theologen und Kirchenrechtslehrer dazu, um so zu sprechen? Wenn er aber vollends mit den heimlichen Gesellschaften auch die für Verbreitung der Bibel ganz im gleichen Tone verwirft, wenn er vom Protestantismus nach 350 Jahren seiner Existenz redet, als wenn er eine neu aufgetauchte Secte wäre, geschieht das mit innerer Wahrheit, und ist es irgend für einen denkenden

Katholiken zu ertragen? Und was für ein Mangel an edlem Zartgefühl ist es, wenn der Papst für seinen weltlichen Besitz und das Recht der Kirche, solchen zu haben und zu mehren, und für die Unwiderruflichkeit desselben so redet, wie eben nur die Eigennützigkeit reden kann! Und hören wir den Papst sogar läugnen, dass der Curialismus ein Product des Mittelalters ist, so müssen wir fragen, ob der Mann auch die Thatsachen der Geschichte ungeschehen machen kann? — Es ist ja natürlich anzuerkennen, dass der Katalog der Irrthümer eine gute Zahl wirklicher, sehr schlimmer Irrthümer enthält, und man müsste dem Papste Dank wissen, wenn er nur diese in sein Verwerfungsurtheil eingeschlossen hätte.

Ich will nicht weiter gehen, obwohl der Syllabus noch zu manchen ähnlichen Bemerkungen Anlass gäbe. Das Gesagte reicht hin, um das harte Urtheil, welches ich oben aussprach, mehr als zu rechtfertigen. Der Weg, welchen Papst Pius IX. einschlägt, ist der sicherste, um seine geistliche Herrschaft über die katholischen Völker zu ruiniren. Soll es nun von der Kirche abgewartet werden, bis dieser Ruin wirklich hereingebrochen ist? Man wende mir nicht ein, diesem Ruin wolle der Papst eben durch das von ihm berufene Concil begegnen. Ich will nicht wiederholen, dass ein Concil unter Leitung der Grundsätze und der kirchlichen und christlichen Einsichten, welche der römische Stuhl in den letzten fünfundzwanzig Jahren manifestirt hat, das Vertrauen nicht einflössen kann, dass es dem Ruin begegnen werde, aber ich habe ein anderes Bedauern auszusprechen, nämlich dass die Bischöfe, welche die Stimmen des Concils sein werden, sich nicht als der Sache gewachsen erwiesen haben. Welches war ihre Antwort auf die Encyclica und den Syllabus? Ist hier die alte bischöfliche Würde und Selbstständigkeit hervorgetreten? Hat hier die Stimme der Kirchenhäupter sich hören lassen, denen die Leitung des heiligen Geistes in alle Wahrheit als den Nachfolgern der Apostel verheissen war, und die an nichts anders gebunden waren, als an das apostolische Wort und die Entscheidungen der ökumenischen Synoden? Man lese die bischöflichen Erklä-

rungen*), sie weichen nur in der politischen Farbe etwas von einander ab, sonst aber — tiefes Stillschweigen, denn *Roma locuta est*!

Und doch giebt es in der römisch-katholischen Kirche keine Stelle, an die sich das erwachte christliche Gewissen wenden kann mit dem Rufe um völlige Befreiung und Befriedigung, als die Gemeinde, die organisch-lebende Gemeinde, die der Bischof vertritt, also mit Einem Wort, als den Bischof. Wenn dieser seiner Gemeinde fehlt, so ist sie nicht mehr, so ist auch er selbst nicht mehr. Es ist nicht eine Ehe, wie die, welche der gute Abbé Pelage kennt, zwischen Kirche und Staat, die er selbst als eine immer schlechte Ehe bezeichnet, bei der es beständig zum Ehezwist aber nicht zur Scheidung kommt, sondern hier ist die wirkliche Ehe, das Einssein von Mann und Weib, von Amt uud Gemeinde, von Hirt und Heerde. Aber dieses Einssein offenbart sich in den mancherlei Diensten (Diakonieen) in der Gemeinde, wie sie eben so gut von unten nach oben, als von oben nach unten wirken, ebenso von der Peripherie zum Mittelpuncte als vom Centrum zum Umkreise gehen. Kurz, es handelt sich um den wirklichen, wirkenden, lebendigen Episkopat. An diesen geht der Nothruf christlicher Menschenseelen, göttlich wachgerufener Gewissen um die Hülfe, die er bringen, oder an sich selbst verzweifeln und den Geist aufgeben muss. Nicht an den fernen Bischof zu Rom sind die Seelen gewiesen, sondern an den nahen Bischof zu Mainz, zu Freiburg, zu Osnabrück, zu Passau, zu Besançon, Paris u. s. w. Ihm gelten, als dem Angeredeten, auch wenn er nicht ausdrücklich genannt ist, alle die Proteste, Erklärungen, Zweifelsfragen, welche aus der katholischen Kirche in neuester Zeit hervorgetönt haben.**) Denn nicht an das allgemeine Bewusstsein und die Gemeindeglieder als Individuen kann sich

---

*) S. l'Abbé Pelage: La Bulle Quanta Cura et la Civilisation moderne ou le Pape, les Évèques, les Gouvernements et la Raison. Paris 1865, besonders pag. 91—455

**) Von hier an gehört der Brief dem Jahre 1870, und zwar der neuesten Gegenwart an.

der Katholik, will er nicht die wichtigste für ihn gültige Instanz überspringen, mit denselben wenden, wenn er sich von dem sogenannten Oberhaupte der Kirche getrennt sieht, ohne doch von der Kirche selbst sich trennen zu wollen, sondern die Bischöfe sind es, von welchen er die Herstellung des in der Kirche Zerstörten, durch ihr eigenes Oberhaupt muthwillig und thöricht Zerstörten, erwarten darf und muss. Dass der Schrei der Entrüstung vorerst nur aus vereinzelten Kreisen sich erhebt, das kann Sie nicht trösten, denn er ist nur erst in seinem Anfange, und es kann Ihnen nicht entgangen sein, dass Thatsachen mächtiger reden, als selbst ein betäubendes Getümmel von Stimmen aus der Kirche zu reden vermöchte. Die eine dieser Thatsachen kennen Mehrere von Ihnen aus nächster Nähe und Berührung. Ich meine die Abneigung der ultramontanen Kreise Ihrer Kirche in Deutschland, sowohl im Norden als im Süden, gegen die politische Erhebung Deutschlands zur Einheit und Kraft. Spricht sie nicht, dem mächtig angeschwollenen Strome des nationalen Bewusstseins und Schwungs gegenüber, es aus, dass die katholische Kirche gerade da, wo sie als päpstliche Kirche gefasst, geliebt und gepflegt wird, eine undeutsche, eine antinationale Macht ist? Und warum ist sie das, als weil sie eben ausserhalb der Nation ihren Schwerpunct sucht, nicht etwa über ihr im Ewigen und Unsichtbaren, sondern ausser ihr im Fremden, Römischen, Wälschen. Und dies wird sie allezeit thun und thun müssen, so lange noch ein Principat Italiens, Roms, über sie gebietet. Kommt so, nicht etwa der Staat, die weltliche Herrschaft, die Bureaukratie, sondern das lebendige, gesunde Volksbewusstsein mit ihr in Conflict, so ist kein Zweifel, dass zuletzt der Katholik entweder zum Feind seines Vaterlandes werden oder sich von dem römischen Principate und den Gefühlen für denselben losmachen muss. Dies kann er aber, so lange die Bischöfe blos die Diener und Ausführer des Principats, die blossen Sclaven des Papstes sind, nicht auf erlaubte Weise thun. Ehe er es auf unerlaubte, durch Lostrennung von der Kirche, thut, wird er lange sich scheuen und in einer halben, unwahren Stellung, in einer Art von Heuchelei Jahre lang dahin leben. Dies führt

zur innerlichen Entsittlichung, und diese haben die Bischöfe zu verantworten, wenn sie dem christlichen Volke den Halt entziehen, den es an ihnen haben sollte. — Es hat — Gott sei Dank! — der übermüthige Drang, welcher Frankreich zum Kriege gegen Deutschlond trieb, für den Augenblick diesem Zustande ein Gegengewicht gegeben, die deutschen Katholiken sind in den Krieg gezogen und haben mit derselben Tapferkeit und Hingebung für die deutsche Sache gestritten, wie ihre protestantischen Volksgenossen, und die Waffenbrüderschaft hat sie einander so nahe gebracht, dass Vorurtheile geschwunden sind, und die Einheit der deutschen Staaten und Stämme hergestellt werden kann. Wenn wir nun auch der Hoffnung Raum geben wollen, dass diese, einmal hergestellt, nicht wieder den fremdländischen Gefühlen unter dem Namen der katholischen weichen werde, so kann uns doch dies nicht über die bisherige Gestalt der katholischen Kirche beruhigen. Denn unter den sprechenden Thatsachen ist eine viel lauter tönende, der jetzige Zustand Frankreichs, der sich durch den gegenwärtigen Krieg bloslegt. Er sagt uns doch, wenn wir die bodenlose Unwahrheit und sittliche Verkommenheit dieser Nation anschauen, dass die katholische Kirche in ihrer jetzigen Verfassung die Nation nicht hat sittlich kräftigen und einer höheren Begeisterung fähig erhalten können. Sie Alle, Hochwürdigste Herren, kennen die Bemühungen einzelner Bischöfe in Frankreich, die auf die geistlich-sittliche Hebung des Volkslebens gerichtet waren. Warum ist denselben nicht allgemein gefolgt, und warum ist kein erheblicher Erfolg gewonnen worden? Weil die Bischöfe von Seiten der römischen Obergewalt noch viel mehr, als von Seiten des Staates, in ihren Bestrebungen gehindert worden sind. Sie selbst kennen besser als ich, was Männer, wie der selige Dr. Hirscher zu Freiburg, gewollt und geredet haben, und wie es dabei blos und allein auf eine kraftvollere Wirksamkeit der Kirche für das religiöse Volksleben abgesehen war. Man hat den edlen Mann gebrochen, weil man zu Rom kein Verständniss für seine ächt christliche Wirksamkeit hatte, und der Bischof musste sich dazu hergeben, die römischen Erlasse auszuführen. Nicht minder hat die katholische Kirche

gegen sich selbst gewirkt, als sie den Abbé Bautain zu Strasburg, und als sie die Schüler des seligen Dr. Hermes, selbst als sie die Anhänger Dr. Günthers von den Lehrstühlen trieb. Das Alles sind Dinge, die von den Bischöfen, selbst sehr strengen Männern der orthodoxen Lehre, kaum würden gewollt oder gewagt worden sein. Und wie ist mit dem edlen, eben verstorbenen Dr. Leopold Schmidt in Giessen verfahren worden! Die katholische Kirche hätte bittere Thränen zu weinen, wenn sie sich selbst verstände, über diese ihr von ihr selbst geschlagenen Wunden, und überall kamen sie von dem *Stilus curiae romanae.*

Also an Sie, Hochwürdigste Herren, geht die Anforderung, die Kirche zu regeneriren, und zwar zunächst nur dadurch, dass Sie Ihre älteren, dem Papstthum der Zeit nach vorangegangenen, Ihre unentreissbaren, weil mit dem Wesen der Gemeinde verwachsenen Rechte zurückfordern. Warum geschieht dies nicht? weil Sie unter Umständen in Ihre hohen Aemter gelangt sind, die Ihnen die Knechtschaft gegen den römischen Stuhl zur Voraussetzung Ihres Amtsbesitzes macht? Die Abstimmungen Vieler von Ihnen bei dem Concile zu Rom, dem sogenannten ökumenischen, noch in diesem Jahre, geben zu erkennen, dass Ihnen ein Gefühl, wenn auch vielleicht ein abgestumpftes, von Ihren Rechten und Ihrer eigentlichen Stellung beiwohnt. Aber Sie haben demselben weder dort in Rom, mit sehr wenigen Ausnahmen, noch hernach, dem Beschlusse des Concils gegenüber, den Ausdruck und die Folge gegeben, welche von Ihnen zu erwarten war. Der Episkopat hat in grossem Maasse die Kirche verlassen und ihre gerechte Erwartung getäuscht.

Man wird mir entgegenhalten, dass die Bischöfe durch ihren Amtseid gehindert seien, anders als so zu handeln, wie sie gehandelt haben, dass also eben die Kirche durch ihre Organisation, in welcher sie Glieder oder Gelenke seien, und in deren Namen man klage, ihnen die Richtschnur ihres Verhaltens gegeben habe. Hier tritt allerdings eine schlimme Antinomie uns entgegen. Ich könnte sagen, dass auch Amtseide auf dem Boden der gesammten Lage stehen und ihn zur Vor-

aussetzung haben, in welcher sie geleistet werden, dass sie nicht der Person des Papstes, sondern der Kirche geleistet seien, dass die Kirche ihrem geschichtlichen Wesen und Ursprunge nach die bischöfliche, nicht die päpstliche sei, dass also ein Eid, der das Wesen der Kirche durch die Vernichtung des Wesens des Episkopats schädige, eigentlich ein unzulässiger sei, dass der Eid jedenfalls die Verpflichtung zur Erhaltung der Kirche und vielleicht sogar des Papstthums in ihr, soweit diese möglich wäre, auferlege, dass der Papst mit dem Kirchenstaate, dem der Schwur geleistet worden, ein anderer sei, als der Papst ohne Kirchenstaat, ja, ich könnte hinzufügen, dass der Papst, als freier Landesherr, sich eines Ordens, wie der Jesuiten, bedienen, sogar sich von ihnen beherrschen lassen könne, der Papst aber ohne die Unterlage seiner weltlichen Herrschaft dies absolut nicht dürfe, wenn er nicht aufhören wolle, der ganzen Kirche anzugehören, aber ich verzichte auf alle solche Casuistik, die so leicht an Sophistik streift, und der ein scharfes Gewissen durch sein Veto entgegentreten muss. Ich weiss vielmehr recht gut, dass der Papst ohne weltliche Herrschaft nicht minder das *centrum unitatis* sein, dass er es sogar in erhöhtem Maasse sein kann, wie ein J. von Döllinger so klar nachgewiesen hat,*) wie schon der Cardinal Bernetti es für wahrscheinlich, und Pius IX. selbst es für möglich gehalten hat, und daher auch der wirkliche und unwiederbringliche Verlust dieser Herrschaft dem Eide der Bischöfe Nichts an bindender Kraft entzieht. Aber in dem Eide der Bischöfe, wie ihn das *Pontificale Romanum* enthält,**) steht in Bezug auf die Pflicht der Erhaltung des Papstes in seinen Rechten, auch den angemassten (*reservationes*), welche die Bischöfe eidlich übernehmen, ein Vorbehalt, der aus dem Alterthum, aus der Zeit der noch gesunderen Papststellung stammt, zu Gunsten des Episkopates. Er heisst: *salvo meo ordine*, also: „unter Vorbehalt „meines bischöflichen Amtes." Hier, meine Hochwürdigsten,

*) Kirche und Kirchen, Papstthum und Kirchenstaat. München, 1861. Vorrede S. IV. und S. 659 ff.

**) Richter: Lehrbuch des katholischen und evangelischen Kirchenrechts. 5. Aufl. Berlin 1858. Anhang, S. 780 ff.

ist der Stützpunkt, der einen Bischof auch der Gegenwart vollständig ermächtigt, sich auf seine bischöfliche Amtspflicht zurückzuziehen, und diese Pflicht ist so gewiss vorhanden, als das Recht, dem sie entspricht. Kein Papst hatte je das Recht, diejenige Amtsgewalt, die er selbst als Bischof der römischen Diöcese ausübt, den anderen Bischöfen zu schmälern, zu entziehen, indem er sie für Ausübung derselben blos als seine Delegaten behandelt, sie blos auf eine Zahl von Jahren damit betraut. Und hier kommt nun doch die obige Bemerkung zu ihrem Rechte, dass der Papst ohne Kirchenstaat doch ein anderer ist, als der Papst mit seiner weltlichen Herrschaft. Es kann Ihnen nicht verborgen sein, dass es der Jesuiten-Orden ist, welcher in der neuesten Zeit die Beschlüsse und Bestrebungen des Papstes Pius IX. fast unbedingt beherrscht hat, und dass hier eine Umkehr der kirchlichen Ordnung eintritt, die in die Länge nicht zu ertragen sein wird. Sind schon überhaupt die Mönchsorden, wenn sie nicht als Gehülfen des Bischofs und seiner Geistlichkeit arbeiten, sondern in ihrer Immediatstellung zum Papste dem Bischofe seine Kirchenregierung erschweren, ja wohl dieselbe durchkreuzen, eine Unordnung, ein Widerspruch gegen die lebendige Organisation der Kirche gewesen, so ist dies erst im Jesuiten-Orden zu seiner Culmination gelangt. Dass ein Ordens-General zu Rom als Nebenpapst durch seine Ordensbrüder mit ihrem unbedingten Gehorsam das katholische Volk mehr regiert, als der Papst, wenn dieser nicht selbst sich regieren lässt und so den Schein einer Regierung unter der Wirklichkeit eines Regiertwerdens hervorbringt, dies ist für einen rechtschaffenen Bischof der Kirche meines geringen Erachtens ein unerträglicher Uebelstand. Aber immerhin blieb die päpstliche weltliche Herrschaft noch ein Element der Freiheit des Kirchenhauptes, denn es konnte bestehen und leben, auch wenn es von keiner Partei in der Kirche sich beherrschen liess. That es dies doch, so war es möglicherweise eine freie oder auch eine schwache Hingabe, aus der Ueberzeugung entsprungen, dass der Kirche im Ganzen die Durchführung des Programms dieser Partei durch den Papst und, vermöge der bischöflichen Obedienz, durch den Episkopat, heil-

sam sei. Wenn aber der Papst seiner weltlichen Domäne beraubt, also ohne die Unterlage seiner Landeshoheit, blos als Oberhaupt der Kirche, doch sich diesem Orden, dem von der Jurisdiction der Bischöfe eximirten, selbst einen grossartigen, weitreichenden Organismus bildenden, seinem General viel mehr als dem Papste zu Gehorsam verpflichteten Bunde der Loyoliten überlässt und dessen Willen ausführt, so ist die Kirche in ihrem eigensten Wesen zerstört und geht wesentlich aus den Fugen. Dass ein Trost, wie der Döllinger'sche, es werde der Kirchenstaat dem Papste bald wieder zurückgegeben werden, oder es werde ein ganz unbekanntes X als Rettung des Papstthums eintreten, oder gar, es werde die Sündfluth hereinbrechen und die bisherige Culturwelt untergehen, blos weil der Papst kein weltlicher Herrscher mehr ist, nicht viel verfangen kann, werde ich wohl kaum erst zu beweisen nöthig haben. — Die Thatsache, welche längst vorauszusehen war, ist eingetreten, und die nothwendigen Folgen werden eben so wenig ausbleiben, als die Thatsache selbst ausgeblieben ist. Der Papst ist hinfort mehr als je an den Jesuiten-Orden und dessen Bestrebungen gebunden, er ist kein freies Oberhaupt der Kirche mehr und wird sich immer entschiedener von den Bischöfen, als den rechtmässigen Organen der Kirche, abkehren, und den Jesuiten zuwenden, welche die Kirche in die Hand und Gewalt ihrer wesentlich geheimen Gesellschaft bringen, und das bischöfliche Amt in seiner kirchlichen Gewalt, soweit es sich nicht für die Ordenszwecke gebrauchen lässt, bei Seite zu schieben trachten. Sie werden, ihre Exemtion misbrauchend, dem Oberhaupte der Kirche um so mehr als einzige Stütze dienen und dasselbe eben hierdurch sich dienstbar zu machen suchen, als dasselbe durch das letzte Concil mit einer Waffe ausgerüstet ist, die in der Hand eines freien Mannes wie Pius IX. allenfalls ungefährlich, in der Hand des Ordens aber höchst bedeutend ist.

Hier also ist das: *salvo ordine meo* mit allem Ernste zu betonen, weil allerdings ein neuer Schritt in der Verkehrung der kirchlichen Ordnung geschehen, und der Papst nicht von dem wirklichen Rathe seiner Bischöfe umgeben, vielmehr von diesem Rathe, wie das Concil selbst unwiderleglich an den

Tag gelegt hat, durch das ihn umgebende Heer von Jesuiten getrennt ist. Wenn ein Orden über alle anderen gleichartigen Institutionen an Macht, Einfluss und Selbstgefühl emporgewachsen ist, wenn er sich herausnimmt, an Stelle der kirchengesetzlichen Rathgeber des Papstes zu treten, und dieser sich ihm schliesslich ganz in die Arme wirft, so ist die Ordnung der Kirche umgekehrt, so ist die richtige Organisation der Kirche unterdrückt, und die Frage erhebt sich: woher soll die Hülfe für die Kirche kommen? Gerade das: *salvo ordine meo* im Amtseide weist die Bischöfe darauf hin, dass an sie zuerst die Frage gerichtet ist.

Wenn aber der Amtseid die Bischöfe nicht von der Pflicht dispensiren kann, sich der Kirche als Retter darzubieten, wenn er vielmehr sie dazu anhält, durch seine eigenen Ausdrücke, welche das Durchführen ihres eigenen *ordo*, ihrer historischen und durch die Geschichte als göttlichen Rechtes erwiesenen Stellung fordern, so kann mir ein Zweites entgegnet werden, welches die Bischöfe von dieser Aufgabe löse. Es ist eben die Organisation der Kirche, wie sie in dem allgemeinen Concile, als dem höchsten Organ für die Offenbarung des göttlichen Willens in der Kirche, dem Einzelnen entgegentrete. Sie, Hochwürdigste Herren, haben so eben die Schwellen eines solchen Conciles heimkehrend überschritten, und haben die Macht der Gemeinschaft, den Ehrfurcht erweckenden Eindruck einer solchen von dem sogenannten Oberhaupte der Christenheit geleiteten Versammlung noch in der Seele, Sie haben sich entweder von vorn herein der Mehrheit in derselben und dem wohlbekannten Willen ihres Leiters angeschlossen, oder, nachdem Sie Ihre Zweifel an der Richtigkeit oder an der Zeitgemässheit des Hauptbeschlusses offen und gewissenhaft ausgesprochen, sich nachträglich dieser Mehrheit gebeugt. — Kann, ja muss es Ihnen nicht scheinen, als hätten Sie damit sich die Möglichkeit vergeben, mit Berufung auf Ihr Amt und dessen heilige Pflichten, längst vorhandenen und auf dem Concile nicht beseitigten, ja nicht berührten Uebelständen der Kirche Heilung zu schaffen? Denn allerdings, wer das Concil des letzten Jahres als ein allgemeines der Christenheit, als ein freies und

ächtes, den ersten ökumenischen Concilien vergleichbares anerkannt, und sich deshalb seinem Spruche auch gegen eigene Ueberzeugung unterworfen hat, der ist durch dasselbe gebunden, auch wenn seine Beschlüsse von höchst bedenklicher Tragweite für die Zukunft der Kirche sind. Ich könnte als Protestant, wenn ich derer einer wäre, welche die protestantische Kirchenform für die allein richtige und christliche erachten, und daher ihren schliesslichen Triumph über die katholische Kirche erwarten, dem Papst Pius IX. Dank wissen, dass er den Muth gehabt hat, in dieser Zeit das Concil zu berufen, und die Hand an die schneidendste Frage zu legen, welcher die vergangenen Jahrhunderte stets mit Bedacht ausgewichen sind. Ich könnte sagen, ein Papst, der den nahen Verlust des Kirchenstaates selbst voraussah, habe nichts für die Aussichten des Protestantismus auf die Herrschaft über die Christen Erwünschteres thun können, als in unserem Jahrhundert die Infallibilität des römischen Stuhls in Sachen der Lehre und der Grundsätze des sittlichen und selbst des staatlichen Lebens proclamiren, weil er dadurch nothwendig unter dem Einwirken der im Leben der jetzigen Culturvölker wirkenden geistigen Mächte in viel weiteren Kreisen als bisher den Widerspruch wider seinen Anspruch, und damit überhaupt gegen seine Stellung in der Kirche hervorrufen müsse. Ich könnte hoffen, dass in demselben Grade, als die protestantischen Kirchen ihre Strömung zur Vereinigung ihrer getrennten Abtheilungen verfolgen, und sich nach allem Streite und trotz aller Mannichfaltigkeit der Auffassungen einzelner Lehrpuncte brüderlich die Hände reichen, je mehr sie zugleich allen ernsteren Gliedern der Kirche eine Theilnahme an der Entwickelung und Leitung derselben in wohlgeordneten synodalen Verfassungen darbieten, die durch jenen Widerspruch in ihrer kirchlichen Stellung gelockerten Katholiken sich ihnen zuwenden werden. Aber ich halte mich nicht an diese Hoffnung, so sehr ich des Glaubens bin, dass das Wort des Herrn noch sich erfüllen wird: „es „wird Eine Heerde und Ein Hirte werden.“ Denn ich weiss recht gut, dass auf diesem Wege der katholischen Kirche nur verhältnissmässig Wenige, und nur aus den gebildeteren Volks-

classen, verloren gehen können, während die grossen Massen unberührt bleiben. Meine Hoffnung aber steht auf eine Vereinigung der beiden grossen Kirchen, der evangelischen und der katholischen, in einer Weise, die nicht Uebergang der einen in die andere ist, sondern Ausgleichung ihrer Differenzen in der Art, dass jede glauben kann, die andere wäre zu ihr gekommen, während in der That beide nur völliger zu sich selbst gekommen sein werden. Ich kann als Christ die Hoffnung nicht zu Grabe legen, dass die Trennung der beiden Abtheilungen der Christenheit nicht eine unheilbare sei. Und wer solche Hoffnung in sich trägt, der wird sie an jedes grosse und weitreichende Ereigniss anknüpfen, das den geistigen und sittlichen Gesammt-Zustand Europa's in seinen wesentlichen Wurzeln berührt. Für ein solches halte ich die Entkleidung des Papstes von seiner weltlichen Herrschaft als Landesfürst nicht. Denn, wie Allen bekannt, hat das Papstthum als Primat in der Kirche Jahrhunderte lang bestanden, und hat selbst schon die ersten Ansätze zum Principat, zur Herrschaft über die Kirche, getrieben gehabt, ehe ihm die weltliche Herrschaft zugelegt wurde. Als einen Gewinn freilich für die Kirche sehe ich die Beraubung des Papstes allerdings an, weil, was ihm wohl längere Zeit ein Mittel für die Zwecke der Kirche gewesen sein mag, nachher ein Hinderniss wurde, indem es den Papst in die politischen Welthändel verflocht und ihn sogar verführen konnte, die Kirche und seine Stellung in ihr selbst zum Mittel für die Zwecke seiner irdischen Herrschaft zu machen; so wurde dieses „Erbtheil Petri" gar zu einem Hinderniss seiner geistlichen Stellung. Wird er nun, dieses Mittels beraubt, von diesem Hinderniss befreit, weniger als seit vielen Jahrhunderten dazu genöthigt, ein Romane, ein Italiäner zu sein, wird er also der Allgemeinheit der Kirche mehr oder ganz zurückgegeben, so kann er sich auch nicht verbergen, dass es jetzt gelten wird, mehr als seit lange auf rein geistigem Gebiete seine Stellung zu erreichen und zu erhalten. Also eine weltgeschichtliche Wandlung könnte durch diese Thatsache in der That allmählich sich anbahnen, aber sie ist noch nicht mit ihrem Auftreten auch schon vollzogen. —

Schon wichtiger als dieses Ereigniss erscheint mir das Concil selbst mit seinem Ergebnisse. Denn in ihm gibt sich allerdings das Bemühen kund, sich seiner geistigen Herrschaft zu vergewissern, und derselben eine bisher noch nie so gewagte Formulirung zu geben. Dass aber dasselbe in diesem ersten Versuch so unglücklich gerathen ist, das hindert mich nicht, von ihm eine günstige Wirkung zu erwarten. Unglücklich, sage ich, weil die Infallibilität entweder eine nach allen Seiten undenkbare, und daher eine zukunftslose Chimäre ist, oder so verklausulirt werden muss, dass sie am Ende keinen Weg ihrer Bethätigung mehr haben kann. Wird sie auf Fragen der Heilslehre beschränkt, so kann ihr Ausspruch nur immer erst auf der Theologie ruhen, in welcher die verschiedenen Schulen und Lehrer ihre selbständigen Wege gehen, und nur eben das festgesetzt werden kann, was sich schon selbst die Bahn zur vorherrschenden Anerkennung gebrochen hat. Dann aber ist es nicht die Infallibilität des Papstes als solchen, was die Synode ans Licht gebracht hat, sondern die Infallibilität der herrschenden Meinung, und es könnte eben so gut ein Papst, der etwa der Richtung der Medicäer sich wieder hingäbe, wenn die herrschende Ansicht ihn trüge, selbst diejenigen Anschauungen der Kirche aufdrängen, welche der *Syllabus errorum* des gegenwärtigen Papstes verworfen hat. Die Unmöglichkeit eines solchen Zustandes kann Niemand behaupten, denn er war mehr als einmal in der Kirche vorhanden. Es hat Päpste gegeben, welchen der Glaube an die einfachsten Grundlagen der christlichen Wahrheit fehlte, und es hat solche gegeben, welche in wichtigen Fragen des Glaubens häretische Ansichten hegten und äusserten. — Dass die Einleitung in Capitel 4 der dogmatischen Constitution über die Kirche, welches die Infallibilität des Papstes betrifft,*) blos den Werth von Floskeln des Curialstils hat, indem der „Apostelfürst", die „Nachfolgerschaft Petri", die noch kürzlich wieder als eine völlig unbegründete Sage auf Grund sorgfältigster Erörterung der Zeugnisse erwie-

*) Officielle Actenstücke zu dem ökumenischen Concil. 2. Samml. Berlin, 1870. S. 208 ff.

sen worden ist,*) die Anerkennung der „obersten Gewalt des „Lehramtes der Päpste durch die ökumenischen Concilien" alles blos Worte ohne Sachgrund sind, ist unter Allen, die eine wirkliche Erkenntniss der Geschichte besitzen, nicht mehr eine Zweifelsfrage. Von solchen jederzeit bei Unwissenden, oder Solchen, die es sein wollen, an Unwissende, oder Solche, die sich officiell als solche anstellen wollen oder müssen, möglichen Phrasen kann für das Wohl der Kirche nur Schaden erwartet werden, weil ehrliche Wahrheit, hier wie überall, das erste Gebot, und ihre Ueberschreitung von jedem gesunden Gewissen verdammt ist. Wenn dann die „Thatsache" angerufen wird, so befindet sich die Synode hier auf dem wirklich entscheidenden Boden, denn nur durch die Geschichte, durch die Macht der Thatsachen, hat das Papstthum sein Recht der Existenz, das ich nochmals ein göttliches nenne, empfangen. Wenn wir im Ganzen und Grossen der Behauptung nicht widersprechen wollen, dass „der apostolische Stuhl die katholische Lehre unbefleckt erhalten habe," obwohl, wie schon oben bemerkt, es häretische und ungläubige Päpste gegeben hat, so muss doch insofern Widerspruch gegen diesen Anspruch erhoben werden, als die altkatholische Lehre in ihrem Sinne und Geiste und in ihrer Bedeutung durch die neu hinzugekommenen Lehren wesentlich verändert worden ist. Die alte katholische Lehre des apostolischen Symbolums hat der päpstliche Stuhl erhalten, sofern es den Wortklang betrifft; aber hat er nicht das trinitarische Dogma durch die eingeführte Mariolatrie und die Bedeutung Christi als des einzigen Mittlers durch die Lehre von der Intercession wesentlich geschwächt und corrumpirt? Ist nicht die Bedeutung der Sacramente durch die Vervielfachung derselben im Laufe der Jahrhunderte verändert, ist nicht das tägliche Gedächtniss des Versöhnungstodes Christi durch das Messopfer gründlich alterirt, ist nicht durch die Kelchentziehung ein ganz neues Moment in das Abendmahl hineingeschoben? Ist nicht durch das Bibelverbot die Stellung

*) Lipsius: Chronologie der römischen Bischöfe bis ins 4. Jahrhundert. Kiel, 1869. S. 143 ff., 162 ff.

der Gemeinde wesentlich verschlechtert worden? Dass daher der römische Stuhl die ursprüngliche katholische Lehre unbefleckt erhalten habe, ist leider! nicht wahr, und wenn er unter der katholischen Lehre blos versteht die jeder Zeit vom römischen Stuhl angenommene und sanctionirte Zeitlehre, oder die von ihm selbst ausgegangene und mühsam als biblisch begründete oder frischweg ohne Nachweisung aus der Tradition geschöpfte Neuerung in der Lehre, auf was schrumpft dann diese seine Behauptung zusammen! Die fernere Berufung auf das achte ökumenische Concil, welches überdies in keiner Weise diesen Titel verdient, weil es ein Concil mit sparsamer Vertretung der griechischen Kirche, mit noch sparsamerer der lateinischen war, mit der Behauptung, dass es die von Hadrian eingesandte Confession des Papstes Hormisdas in dem Sinne angenommen habe, wie jetzt der römische Stuhl von Annahme seines Glaubensbekenntnisses, eben damit von Unterwerfung unter seine Jurisdiction, spricht, ist gleichfalls eine geschichtlich unwahre, indem es damals den Griechen nicht in den Sinn kam, sich deshalb im vollen Sinne mit Rom zu uniren, sie vielmehr nur das Bewusstsein ihres Einverstandenseins mit dem Papste und der Kirche des Abendlandes in den Hauptsachen aussprachen. Die nachherige entschiedene Trennung zwischen den beiden altkatholischen Kirchen ist der stärkste Beweis hiefür. Die Berufung auf das zweite Concil von Lyon und auf das von Florenz allerdings spricht es unumwunden aus, dass die Glieder des vaticanischen Concils von 1869 und 1870 kein Bedenken tragen, die mittelalterliche Bedeutung und Bezeichnung des römischen Papstthums als gültig auch für die Jetztzeit und für die Zukunft der katholischen Kirche anzuerkennen. Und hier beginnt, nicht etwa blos von protestantischer Seite, sondern von Allen, denen das Verständniss des Unterschiedes der Zeiten nicht verschlossen ist, ja sogar aus der Mitte des Concils selbst von Seiten derer, die in der Abstimmung unterlegen sind, der Protest gegen den Beschluss. Ganz unglaublich aber klingt es, dass Bischöfe des jetzigen Jahrhunderts, Männer, denen die Geschichte der Kirche nicht fremd ist, sich dazu hergeben konnten, dem römischen Papst allein, auch wenn er

nicht der Zustimmung der ganzen Kirche sich zuvor versichert hat, sondern sogar, wenn er Grund hat anzunehmen, dass nicht wenige Bischöfe der katholischen Kirche nach ihrem Gewissen sich anders erklären werden, wie dies gerade diesmal und auch schon bei Dogmatisirung der unbefleckten Empfängniss der Maria der Fall war, die Unfehlbarkeit in der Lehre in der Weise zuzusprechen, dass seine Decrete an sich selbst unwiderruflich seien, ja, dass sie ausdrücklich erklären, der Papst ohne die Kirche, ohne Concil sei ganz genau eben dasselbe, die nämliche Auctorität, als der Papst mit dem Concile, dass sie also erklären, Pius IX. hätte die Infallibilität gerade eben so gut zum Dogma erheben können auch ohne das Concil, und dieses mit all seiner Feierlichkeit und seinem Gepränge wäre daher überflüssig gewesen. Hier tritt das Concil ganz einfach mit sich selbst in Widerspruch; es setzt fest, was offenbar zuvor nicht feststand, weil sonst die synodalische Festsetzung unnöthig war, es setzt aber zugleich fest, dass auch der Papst allein, „kraft des ihm verheissenen göttlichen Bei„standes in seinem Amte als oberster Lehrer aller Christen, „gemäss seiner apostolischen Auctorität", Glaubenssätze der alleinseligmachenden Kirche schaffen könne. Unter diesen Umständen könnte es auf Majorität oder Minorität nicht mehr ankommen, sondern auch die kleinste Minorität, wenn sie nur den Sinn und Willen des Papstes aussprach, genügte, ja auch sie war noch überflüssig. Nicht, weil die Majorität des Concils so bestimmt hat, sondern weil es der Papst gethan, mussten die Bischöfe, welche gegen die Infallibilität stimmten, hernach ihre Unterwerfung einsenden. Dies hätten sie eben so gut vor ihrer Reise nach Rom thun können, auch selbst, ehe sie nur wussten, wie die Definition lauten würde, wenn sie eine Gewissheit über die wirkliche Gesinnung des Papstes gehabt hätten.

Man staunt, die Nachwelt wird es für unmöglich halten, dass solch eine Erklärung möglich war, und Alle, die noch eine Heilung der Risse zwischen Morgen- und Abendland, zwischen katholischer Kirche und Protestantismus für möglich gehalten haben, ohne dass eine Zerstörung der bisherigen

Kirche vorausgehen müsse, werden wenigstens im ersten Eindrucke dieser Hoffnung den Abschied geben. Die drei Canones, welche der Definition der päpstlichen Infallibilität folgen, sie stellen sich als gräuliche Verfluchungen der Wahrheit und geradezu als Verkörperungen der Lüge zwischen das Gewissen jedes wahrheitsliebenden Christen und den römischen Stuhl. Sie strafen sich selbst zugleich, indem sie dem „römischen Bischof" das Alles zuschreiben in einem Augenblick, da Rom eine Dependenz, ja der Mittelpunct des Königreichs Italien wird, eine Lage der Dinge, die es mehr als je zweifelhaft macht, ob der Sitz des Papstthums für immer in Rom bleiben wird. Hört es auf, seinen Sitz in Rom zu haben, so kann der Papst nicht Bischof der römischen Kirche sein, denn der Bischof kann nur in seiner Diöcese wirklicher Bischof bleiben, und es wird alsdann zu den vielen Fictionen noch die weitere nöthig, dass der in Frankreich, oder in Malta, in Deutschland oder in England residirende Papst dennoch römischer Bischof, und als solcher Nachfolger des Petrus sei. Soweit hat der Jesuitismus in seiner Uebertreibung das Papstthum gebracht, dass es entweder unwahr werden, seine auch nur scheinbare petrinische Succession verlieren, oder unter allen Umständen, auch wenn es dadurch abhängig von einer politischen Macht würde, sich an Rom binden muss. Ich wiederhole es, dieser thörichte Schritt hat der römisch-katholischen Kirche einen Stoss gegeben, der sie bis in ihre tiefsten Grundlagen erschüttert. — Was ist aus dem mit so grossen Worten angekündigten „ökumenischen Concile" geworden? — Verzeihen Sie mir den harten Ausdruck, den ich gerne vermeiden möchte, wenn die Wahrheit es gestattete — ein Gaukelspiel.

Versuchen wir einmal, dieses Concil mit den wirklich ökumenischen Versammlungen zu vergleichen. Die erste derselben war die nicaenische im Jahre 325. Vor ihr hatte es nur Synoden einzelner Gegenden der Kirche gegeben, wie der treffliche Geschichtsschreiber der Concilien, ein Mann aus Ihrer hochwürdigen Reihe, im Einzelnen sie vorführt. Es ist Niemanden unbekannt, dass diese erste ökumenische Synode von Bischöfen in der Zahl von wenigstens 300 besucht war, dass

aber die Zahl aller Erschienenen wohl auf 2000 sich erhob, indem die Bischöfe von Presbytern, Diakonen, Akolythen sich begleiten liessen. Die Bischöfe aber waren auch damals noch nicht, was sie jetzt sind, indem die Verhältnisse der unmittelbar nachapostolischen Zeit, wie ich sie oben mit wenigen Worten zeichnete, noch nicht einem anderen Zustande gewichen waren, welcher vielmehr erst durch die Christianisirung der germanischen Völker allmählich herbeigeführt wurde. Die Bischöfe waren noch meist die ersten Vorsteher von Stadtgemeinden oder Landgemeinden, also noch immer die Leiter und Vorsitzer der Presbyterien. Es kann daher nicht auffallen, dass man die ganze Kirche vertreten erachtete, wenn alle Bischöfe persönlich oder durch Abgesandte zugegen waren, und noch mehr, wenn ausser ihnen auch noch Presbyter und Diakonen ihrer Gemeinden sich einfanden. Damit war die Synode wirklich eine Vertretung der Gemeinden, nicht blos hierarchische Versammlung. Daher kam es, dass auch die Beschlüsse derselben von Presbytern und Diakonen, und zwar unmittelbar nach ihren Bischöfen, unterzeichnet wurden. Es war dies dem Vorbilde der ersten apostolischen Synode (Apostelg. 15) gemäss, bei welcher auch nicht die Apostel allein, sondern die Aeltesten der Muttergemeinde, also eine starke Vertretung derselben, handelnd auftraten, ja es wird ausdrücklich erzählt: „es gefiel den Aposteln und Aeltesten sammt der ganzen Gemeine", und eben diese sprachen in dem Schreiben an die Heidenchristen: „es gefällt dem heiligen Geist und uns," welches hinfort die wesentliche Formel für die Synoden geworden ist. Nach diesem Ur-Muster nnd dem ersten ökumenischen Concile ist daher eine Synode in dem Maasse eine allgemeine und wirkliche Synode, je mehr sie die Stimme der ganzen Kirche und aller ihrer Gemeinden ist. Denn zuerst waren die Gemeinden, und nur aus ihrer Verbindung und Gemeinschaft unter einander wurde die einheitliche Kirche. Es hatten daher die ersten ökumenischen Synoden auch gar kein Bedenken dabei, dass sie von dem Kaiser, als der höchsten einheitlichen Macht über den einzelnen Gemeinden und Bischöfen, berufen wurden. Der römische Bischof selbst war zu Nicaea

nur durch zwei Presbyter vertreten. Auch das benahm der Synode Nichts an ihrer Kraft, dass das Morgenland in ihr weit überwog, da von lateinischen Bischöfen nur fünf als auf derselben anwesend bekannt sind. Und wie wurden die Verhandlungen geführt? Wir haben von Eusebius von Caesarea die genauere Schilderung*) davon, aus welcher sich ergibt, dass nicht ein Abstimmen und ein Gelten von Majorität als der Beschluss des heiligen Geistes stattfand, sondern dass der vorsitzende Kaiser durch sein Eingreifen die verschiedenen Ansichten ausglich und eine Einheit des Sinnes erzielte. Aber die Redefreiheit der Mitglieder des Concils war sichtlich eine unbeschränkte. — Die zweite Synode, die für ökumenisch gilt, jene von 381 zu Constantinopel, war es nicht, denn das Abendland, auch Rom, waren auf ihr nicht vertreten,**) ohne Zweifel gar nicht dazu eingeladen. Theodosius, der Kaiser, berief sie. Den Vorsitz führte diesmal nicht der Kaiser, obwohl er zugegen war, sondern erst der Bischof von Antiochia, dann der von Constantinopel. Die Absicht, auch den haeretischen Gegnern das freie Wort zu vergönnen, trat in der Einladung ihrer Bischöfe hervor, von welchen auch sechsunddreissig erschienen. Die Synode verdankte ihr Gewicht nicht so sehr der Zahl der Bischöfe und der Vertretung aller Gebiete der Kirche, als vielmehr dem Ansehen so hervorragender Bischöfe wie Meletius von Antiochia und der beiden Gregore von Nazianz und Nyssa. Man sieht an dieser Synode bereits die hierarchischen Fortschritte seit der zu Nicaea (325), obwohl auch hier noch, wie dort, das Recht der Gemeindebischöfe gegen die Patriarchen und Exarchen, die Oberbischöfe ganzer Provinzen, gewahrt und dadurch der Bestand der Gemeinde in der Kirche sicher gestellt ward; auch hat diese Synode den Vorrang der Ehre keinem Andern, als dem Bischofe von Rom, und nächst ihm dem Bischof von Constantinopel zugesprochen. Bestätigt wurden die Beschlüsse auf dieser Synode auf ihr eigenes Verlangen durch den Kaiser. Aber weder dies, noch die Anerkennung

*) Hefele: Conciliengeschichte. Freiburg 1855. Bd. 1., S. 70.
**) Ebendas. B. 1. S. 8, B. 2., S. 4.

späterer Synoden oder Päpste konnte sie zu Etwas machen, was sie nicht wirklich war, nämlich zu einem ökumenischen Concile. Das Synodalwesen ging mit der Ausbreitung der Kirche und mit dem Auftauchen neuer Streitfragen über Lehre und Verfassung fort, und ganze Schaaren von Diöcesan- oder Provinzialsynoden begegnen uns, ehe wieder im Jahre 431 eine allgemeine zu Ephesus gehalten wurde. Sie wurde von den beiden Kaisern, dem östlichen und dem westlichen, gemeinsam berufen, aber die Einladung erging bereits nicht mehr an alle Bischöfe, sondern nur an die Metropolitane, mit der Aufforderung, je einige Unterbischöfe mitzubringen. Die Gemeinden traten also bereits gegen die grösseren hierarchischen Körper zurück. Es hätten auch wohl die jetzt zum Theil sehr entfernten Bischöfe nicht erscheinen und ihre Gemeinden auf so lange nicht verlassen können. Man denke z. B. an die gallischen und spanischen Bischöfe. — Aber schon bedurfte es des Eintretens des römischen Bischofs, der hier durch zwei Bischöfe und einen Priester vertreten war, dafür, dass der Mann, über dessen Rechtgläubigkeit erst geurtheilt werden sollte, Nestorius, nur überhaupt auf der Synode gehört werden konnte. Ein Kaiser war nicht zugegen, wohl aber ein kaiserlicher General, der zwar nicht mitberathen, aber doch die gute Ordnung der Berathungen überwachen und Mönche und Laien von denselben fernhalten sollte. Der Gegner des Nestorius, der Patriarch Cyrillus von Alexandrien, brachte die Hälfte seiner Unterbischöfe mit. — Für die sogenannte Räubersynode (Ephesus 449) bestimmt der Kaiser bereits bis zu einem gewissen Grade, welche von den Bischöfen Stimmrecht haben sollten, welche nicht, und raubt ihr daher schon von vorneherein den ökumenischen Charakter. Den Präsidenten ernennt er auch aus der Zahl der Patriarchen. Der Synode wurde wegen ihres unfreien und ungeistlichen Charakters, obwohl päpstliche Legaten dabei waren, die Gültigkeit abgesprochen und eine neue zu Chalcedon (451) versammelt, die der Kaiser Marcian berief und der Papst durch Legaten beschickte, obgleich er ihre Berufung ausdrücklich nicht gewünscht, sie sich aber zuletzt hatte gefallen lassen.

Er selbst, Papst Leo, bezeichnet die Synode als eine nicht ökumenische, weil der Kürze der Zeit wegen die abendländischen Bischöfe nicht zur ihr kommen konnten. Seine Legaten beauftragt der Papst mit dem Präsidium der Synode, welches sie aber in Wahrheit nicht führten, indem die ganze Geschäftsleitung von hohen Staatsbeamten als kaiserlichen Commissarien besorgt wurde, während den römischen Abgesandten das Ehrenrecht der ersten Stimme als den Vertretern des vornehmsten Bischofs zufiel, ein Recht, das ihnen immerhin grossen Einfluss gab. Die grosse Zahl (600) der anwesenden Bischöfe lässt die Synode als ökumenische (gewöhnlich als vierte, in Wahrheit aber nur als dritte dieser Art) erscheinen. Bedenkenerregend gegen ihre Allgemeinheit ist nur das Fehlen der Abendländer. Allein sie gilt nachher den Päpsten als ökumenisch, und dennoch haben sie später gewagt, gegen ihre ausdrücklichen Beschlüsse die Mönchsorden von der bischöflichen Gewalt und Aufsicht zu eximiren, während die Synode sich gerade recht beeifert zeigte, sie dieser zu unterwerfen. Wie wenig aber schon damals die Bischöfe mehr als Werkzeuge des heiligen Geistes zu betrachten sind, das zeigen die vielen heilsamen Beschlüsse der Synode gegen die Amtsvergehen derselben. Ausdrücklich anzumerken ist aber, dass auch dieses Concil nur von Ehren-Vorrechten des römischen Bischofs weiss, weil es dieselben in gleicher Weise dem von Constantinopel zuspricht. Wenn zum Troste dafür die römischen Theologen von einer geforderten und erlangten Bestätigung der chalcedonensischen Concilbeschlüsse durch Papst Leo reden, so ist auch dieser Trost hinfällig. Denn Niemand hat je solche Bestätigung verlangt, weder der Kaiser noch die Bischöfe der Synode, sondern sie haben blos durch Hervorhebung der Thatsache, dass sie in der dogmatischen Frage (von den zwei Naturen in Christo) auf der Synode der Lehre des Papstes zugestimmt, und durch Lobpreisung desselben über seine Führung in dieser Frage, ihm die Pille versilbern wollen, welche er in der Erhöhung des Patriarchen von Constantinopel an seine Seite verschlucken sollte. Für diese Erhöhung und für nichts Anderes verlangten Kaiser und Bischöfe die Zustimmung und Bestätigung des Papstes, weil sie ja Ueberlassung

eines Theils seiner Rechte war, und die — hat Leo unumwunden versagt.*) Wenn der Papst dennoch auf Verlangen des Kaisers seine Zustimmung zu dem dogmatischen Decrete von Chalcedon ausspricht, so that er dies natürlich sehr gerne, da es ja eben eine Bestätigung seiner eigenen, auf dem Concile so einflussreich gewesenen Ansicht war, und dadurch diese auch in dem auf der Synode nicht vertretenen Abendlande Eingang finden musste. Wären die abendländischen Bischöfe zugegen gewesen, so hätte Niemand an eine solche Zustimmung, die aber von Bestätigung wohl zu unterscheiden ist, gedacht.

Die weiteren allgemein genannten Concilien bieten stets dieselbe Erscheinung dar, dass sie mit Willen oder wider den Willen des Papstes gehalten wurden, dass man aber natürlich seine Mitwirkung um so mehr wünschen musste, je grösser die Zahl der abendländischen Gemeinden durch die Christianisirung des germanischen Völker und Reiche, je einflussreicher Italien und der Papst in denselben wurden. Aber ökumenisch der Quantität nach, durch Vertretung der Mehrzahl der Gemeinden, konnten die Synoden grade aus Ursache der weiteren Verbreitung des Christenthums in Spanien, Gallien, Deutschland, Britannien u. s. w. nicht mehr werden, ökumenisch der Qualität nach noch weniger, weil die Griechen und Lateiner immer weiter auseinander gingen, und weil die Hierarchie im Abendlande rasch verweltlicht und zu einer Handhabe des Staates, z. B. bei den Merovingern in Frankreich, wurde, weil die Bischöfe unwissend und roh, die Gemeinden ihrer inneren Bewegung beraubt und in blosse Parochieen verwandelt wurden. Wenn aber irgendwie diese späteren Synoden herbeigezogen werden sollten, so würden sie nur erkennen lassen, dass weit mehr die weltliche Macht, als das Papstthum, ihnen Form und Gestalt gab und sie nach ihren Zwecken leitete. Nur das Eine muss über die Synoden dieser Zeit bemerkt werden, dass alle Versuche der Wegerklärung nicht fähig gewesen sind, die Thatsache aus der Welt zu schaffen, dass die sogenannte öku-

*) Etwas Anderes hat Hefele (a. a. O. B. 2., S. 525 ff.) aus den Quellen nicht herauslesen können,

menische, aber in der That nur griechische Synode zu Constantinopel vom Jahre 680 den römischen Papst Honorius als einen Häretiker verflucht hat, und dass diesen Fluch Niemand hat von ihm nehmen können, so lange die Kirche in der Frage über den einen oder die beiden Willen in Christo die sogenannte rechtgläubige Ansicht festhielt. Und wenn es auch nicht unmöglich wäre, den Honorius sachlich zu retten, indem man sagte, er habe sich nur undeutlich ausgedrückt, eigentlich aber das ganz Richtige sagen wollen, dass in Christo der doppelseitige Willens-Impuls oder die zweifache (menschliche und göttliche) Willenskraft (ἐνέργεια), doch stets zu Einem (gottmenschlichen) Willensentschluss (θέλημα) gewirkt habe, so bliebe doch immer die unwidersprechliche Thatsache bestehen, dass der Besitz des römischen Stuhls eine Synode nicht hindern konnte, das Anathema über den Besitzer zu sprechen. Infallibilität also hat sie dem Inhaber des römischen Bischofssitzes nicht zugeschrieben.

Dass es uns nicht einfallen kann, die mittelalterlichen Lateran-Synoden für irgend etwas mehr als für päpstliche hierarchische Versammlungen ohne den geringsten Anspruch auf allgemeine Gültigkeit zu halten, braucht nicht erst gesagt zu werden. Nur die grossen Concilien des fünfzehnten Jahrhunderts, von welchen das zu Pisa (1409) zwei Päpste abgesetzt und einen andern gewählt, das zu Constanz (1414 ff.) eine neue Form der Mitwirkung der Gemeinde in dem Stimmrecht der Doctoren neben den Bischöfen und in der Abstimmung nach Nationen wieder eingeführt und gleichfalls einen Papst abgesetzt, zugleich aber die wahren Grundlagen der katholischen Kirchenverfassung geltend gemacht, das von Basel endlich (1431—39) Hand an die Reformation der Kirche gelegt hat, sind noch zu berühren. Es ist zwar durch die Verlegung nach Ferrara, Florenz und Rom der gute Anfang zu einem schlechten Ende geführt, und auch die Vereinigung mit einem Theil der griechischen Kirche schmählich gefälscht worden, aber es hatte doch einmal die abendländische Kirchenwelt sich aufgerafft und den Versuch gemacht, die Wege des kirchlichen Alterthums zu betreten. Verschwinden konnte dieser

Anstoss nicht wieder aus der Christenheit. Aber er hat durch die Schuld des immer italiänischer gewordenen Papstthums und der Fürsten seine Fortwirkung nicht auf die ganze Kirche ausgedehnt. Die Ermordung der Böhmen durch das Concil zu Constanz hat diesen Concilien das Brandmal der Lüge aufgedrückt und es klar bekundet, dass man den tiefsten Grund des Unheils in der entarteten Lehre nicht anerkannte. Die Halbheit strafte sich selbst. Wenn Bischöfe und Concil sich über den Papst stellen wollten, so mussten sie auf Revision der Kirchenlehre an der Hand der Bibel eingehen und das evangelische Element in der Kirche von dem weltlich-politischen frei- und losmachen, sie mussten der Herzensnoth des Volkes abhelfen, indem sie ihm den Weg zu Christo wieder öffneten. Das haben sie nicht gethan, und somit sich als unfähig erwiesen, der Kirche zu helfen. Die Reformation musste von einer anderen Seite kommen, und sie ist gekommen, und auch für die römisch-katholische Kirche nicht ohne Frucht geblieben. Aber was für eine Frucht! Abermals ein Concil, das sich allgemein nannte, und das doch schon durch Art und Ort seiner Berufung, durch die Ordnung des Vorsitzes, durch die Ueberzahl der wälschen Bischöfe, meist unbedingter Knechte der Curie, seinen nicht ökumenischen Charakter bezeugte, noch mehr aber dadurch, dass es den Protestanten das freie Wort zu gestatten sich fürchtete. Es ist gerade dieses Concil, das zu Trient, welches in bewussterer Weise als je eines die evangelischen Elemente aus der Kirchenlehre heraussonderte und bei allen anerkennenswerthen Reform-Bestrebungen die Kirche gebunden dem Feinde überlieferte. Wenn es den Bischöfen in mancher Hinsicht eine edlere Stellung gab, indem es sie wieder an die Gemeinden erinnerte, die sie leiten und weiden sollten, so hat es dafür die Lähmung eben dieser geforderten Thätigkeit durch die Curie in vollem Maasse herbeigeführt, und überdies ist ihm gerade zu jener Zeit das Werkzeug zugewachsen, durch welches jene mächtiger und wirksamer, als durch alle Concilien, die katholische Welt beherrscht und die Bischöfe in ihrer wahren Stellung gründlich schädigt, der Jesuiten-Orden.

Fragen wir nun, was das neueste römische Concil für die Bischöfe und die Kirche zu bedeuten hat, und messen wir es an den wirklich ökumenischen Versammlungen. Vor Allem muss gesagt werden, dass es eine Einladung an die Gemeinden und daher eine Anerkennung ihrer Vertretung, wie sie bei dem nicaenischen Concile unverkennbar uns entgegentritt, nicht kannte. Zwar ist in der Bulle *Quanta cura*, welche die erste Einleitung zum Concile bildet, weil sie den *Syllabus errorum* begleitet, von einem „Weiden der Lämmer und der Schafe" von „Nährung der Heerde Christi mit dem Worte des Glaubens," von ihrer „Durchdringung mit der Lehre des Heils" die Rede, aber dies gibt sich klar als eine blosse übliche Redeweise zu erkennen, wenn hernach doch nur die Bischöfe als Solche angeredet werden, die über die Gemeinden zu wachen haben, und wenn es in den Einladungen zum Concile lediglich bei ihrer Berufung bleibt. — Der Allgemeinheit des Conciles dem Umfange nach scheint durch die Einladung der morgenländischen Christenheit und der protestantischen Welt alle Genüge gethan zu sein. Wenn aber vor dieser Einladung, in den Fragen an die Bischöfe vom Jahre 1867 das Bestreben des römischen Stuhles hervortrat,*) zwischen katholischen Christen und sogenannten Häretikern möglichst alle socialen Berührungen, nicht blos gemischte Ehen und Pathenschaft, sondern sogar Dienstboten- und Herrschaftsverhältnisse aufzuheben, so liess sich schon erwarten, in welcher Weise diese Einladung nur gemeint sein könne. Die dazwischen gefallene Feier der Gedächtnisstage Petri und Pauli mit der Kanonisation der Märtyrer aus der japanesischen Mission gab mit den Reden und Antworten ein klares Zeichen, dass das Concil höchstens die zusammenziehende Bedeutung des tridentinischen, in keiner Weise aber die innere Annäherung an die den protestantischen Ueberzeugungen entgegenkommenden Concile von Constanz und Basel haben werde. Es sollte ein allgemeines Concil werden und doch den Character der Allgemeinheit nicht haben. Einer der Ihrigen hat die Welt auf

*) Officielle Actenstücke. 1. Sammlung. Berlin 1869. S. 38 ff.

dasselbe vorbereiten wollen, indem er ihr sagte, „Christus habe „seiner Kirche gewisse Wahrheiten und Glaubenssätze, gewisse „Gebote und sittliche Grundsätze, gewisse Ordnungen zur Be„wahrung übergeben, und das allgemeine Concil, welches „die ganze Kirche repräsentire, habe eben dadurch das Vor„recht (Privilegium) der Unfehlbarkeit in der Lehre und in der „höchsten Auctorität, wie dieses Vorrecht von Jesus Christus „der Kirche selbst, der Gesammtheit der Hirten im Verein „mit ihrem Oberhaupte, gegeben worden sei. Ein particulares „Concil habe nicht diesen Charakter.“ *) Was muss der gute Bischof nun sagen, wenn das Concil festsetzt, dass der Papst, das Oberhaupt, auch allein, nicht im Vereine mit der Gesammtheit der Hirten, dieses Vorrecht habe? Ist nicht seine ganze Lehre vom Concile auf diesem selbst verworfen? Und dann, welche Ansicht vom Christenthum als einer Anzahl überlieferter Sätze und Ordnungen, was für eine mechanisch äusserliche, ja, fast möchte man sagen, hölzerne Vorstellung von der Kirche Christi! Und welche Widersprüche! Das particulare Concil ist nicht unfehlbar, blos weil da nicht die Gesammtheit der Hirten zugegen ist. Auf dem allgemeinen aber, ist sie denn da zugegen? Hat es je ein Concil wirklich aller Bischöfe gegeben? Und warum soll der heilige Geist nicht auf einer Versammlung von fünfzig oder hundert Bischöfen einer grossen Provinz, wie es deren im Alterthum bei den vielen kleinen Episkopal-Gemeinden gab, nicht ebenso wirksam sein, als in einem sogenannten allgemeinen, auf dem vielleicht einige achtzig oder neunzig Bischöfe erschienen? Etwa blos weil der Papst fehlte? Dann waren weder die ältesten ökumenischen Synoden richtig, noch die tridentinische. Denn der blosse Besuch der Versammlung durch Abgeordnete des Papstes, die nicht einmal immer, ja meist nicht, Bischöfe waren, kann doch nicht erst den heiligen Geist in dieselbe bringen. Ueberhaupt, welcher Gedanke, dass dieselben Bischöfe, welche in der Provinzial-Synode vermöge des in ihnen wohnenden heiligen Geistes

*) Dupanloup (Bischof von Orléans) Ueber das nächste allgemeine Concil. Freiburg 1869. S. 7.

nicht unfehlbar waren, es auf einmal wurden, wenn sie mit anderen zusammentrafen. Da hätten doch eben diese Anderen ihn erst bringen müssen. Und wenn die auch Solche waren, die in ihren Provinzial-Synoden den Geist der Unfehlbarkeit nicht hatten, wie konnten sie ihn bringen? Welches Ungethüm einer Lehre vom heiligen Geiste und seinem Wirken muss aus solchen Sätzen sich ergeben! Ich verkenne nicht, was die zahlreich sich kundgebende Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe, von geschickter Hand gesammelt und auf denselben Punct gerichtet, für eine segensreiche Wirkung hervorbringen kann; aber so hoch wir dies auch anschlagen mögen, zu einer Unfehlbarkeit des Urtheils wird es sich nie erheben. Und nun erst kommen wir darauf zurück, dass das letzte Concil ein ökumenisches nicht war, weil es keineswegs alle Hirten auch nur der römisch-katholischen Kirche umfasste, — nicht alle Bischöfe schon, dann aber sicher nicht alle Presbyter, die doch, sofern sie Gemeindepfarrer sind, auch zu den „Hirten“ (Pastoren) gehören. Sagt man: sie sind in ihren Bischöfen gegenwärtig, nun, so sind auch die Bischöfe im Papste schon da, und bedarf es ihres Kommens zu ihm gar nicht. — Aber abgesehen davon und trotz aller Behauptungen, dass nur die wahre Kirche jenes Vorrecht habe, und dass dies die römische sei, so wird doch kein Bischof von Orléans die Behauptung wagen, dass die ganze griechische Kirchenwelt nicht zur Christenheit gehöre, und wir Protestanten werden auch unsere Ausschliessung von dieser Christenheit nicht als einen Ausfluss universalen Kirchensinnes, sondern für einen rechten Beweis von Particularismus halten. Also ein allgemeines Concil, ein mit dem Vorrechte der Unfehlbarkeit begabtes, war in Rom seit dem Winter vorigen Jahres nicht versammelt.

Sie werden mir entgegnen: die Griechen und Protestanten sind zu dem Concile eingeladen worden, aber nicht erschienen, und ihr blosses Nichterscheinen kann an dem Charakter desselben, an seiner Allgemeinheit und Unfehlbarkeit nichts ändern. Sie können mir sogar sagen, auf mehreren unzweifelhaft allgemeinen Kirchenversammlungen der alten Zeit, ehe die Kirchen des Morgen- und Abendlandes sich von ein-

ander getrennt hatten, seien doch nur verschwindend wenige Abendländer wirklich eingetroffen. Ich würde erwidern können: die abendländischen Bischöfe haben nachher die Beschlüsse der betreffenden Synoden als gültig auch für sich und ihre Gemeinden anerkannt, und könnte fragen: wo ist denn dies in Betreff des neuesten Concils geschehen? und wie kann es geschehen? Wenn der Papst seine Einladung an die Bischöfe der römisch-katholischen Kirche mit der ganzen, längst exegetisch und historisch widerlegten Reihe von falschen Behauptungen über den Apostolat, Petrus, den Papst und seine gottmenschliche Bedeutung eröffnet, ist denn da nicht im Voraus der Riegel vorgeschoben, und konnte irgend Jemand ausser dem guten Dr. Cumming in London noch glauben, dass der Papst einen Protestanten als votirendes Mitglied des Concils zulassen, ja auch nur zugeben werde, dass irgend eine seiner Voraussetzungen in Frage gestellt werde? Was musste ein ehrlicher Kenner der Kirchengeschichte von den Lobpreisungen denken, mit welchen der Papst ohne eine Ausnahme oder Restriction alle seine Vorgänger überschüttet, als hätten sie jeden Hauch daran gesetzt, die heiligenden Kräfte des Evangeliums in der Welt zur Herrschaft zu bringen? Und doch schildert der Papst in grellen Farben die Schäden der Gegenwart, wohl wissend, dass sie nicht auf dem Gebiete der katholischen Kirche allein liegen und auch nicht auf diesem geheilt werden können, wenn sie nicht zugleich von protestantischer Seite her mit bekämpft werden, wirft aber in Seitenblicken auch Vorgänge unter diese Schäden, die jeder evangelische Christ gutheissen muss. Lesen wir jetzt, was der Papst sich und der Welt von dem Concile versprochen hat, wie es ihm eine Panacee war für alle blutenden Wunden der Menschheit, wie er Kirche, Staat und Gesellschaft zu gesundem, fröhlichem Leben bringen wollte, — wir nehmen an, dass er wollte, was er zu wollen versicherte — und nun, nachdem das Concil neun lange Monate gearbeitet hatte, was hat es gebracht? Von allem Versprochenen gar Nichts, sondern lediglich einen Beschluss über die Unfehlbarkeit des Papstes, die gegen alle jene Schäden nicht das Mindeste helfen kann. Hat sich da nicht die Voraussicht der

Protestanten als richtig erwiesen, dass der Papst Nichts thun werde, um die auch ihnen peinlichen Risse zu heilen? Ist nicht dagegen die Erwartung und Lobpreisung des Bischofs von Orléans gänzlich zu Schanden geworden, der nicht genug sagen konnte, welche tiefgreifenden Schäden der Gegenwart das Concil heilen werde, und wie sehr der Papst sich selbst und sein eignes Interesse vergesse, kein Wort von sich selbst und der Sicherung seines Thrones spreche, weil er nur die Noth der Christenheit im Auge habe?*) Die Thatsachen lassen alle blossen Worte wie Rauch verwehen. Doch zurück zu der Allgemeinheit. Der Papst hat die Griechen eingeladen, aber wozu? etwa zu einem freien Verhandeln auf gemeinschaftlichem Concile? Nein, zur Unterwerfung unter den römischen Stuhl. So höflich und freundlich die Worte klingen, so kann doch Niemand etwas Anderes aus ihnen herauslesen, als diese Aufforderung. Er hat die Protestanten und andere Nichtkatholiken eingeladen, aber wozu? etwa zu einer freien Verhandlung auf dem noch gemeinsamen Grunde, auf dem sie mit der katholischen Kirche stehen, und zu gemeinsamen Kampfe gegen die widerchristlichen Zeitrichtungen? Nein, sondern zur Unterwerfung unter die Lehre und Verfassung der römischen Kirche. Nichts davon zu sagen, dass er ihnen die Voraussetzung zumuthet, „die christlichen Völker seien seiner Obhut anvertraut," also auch sie, die Protestanten, wofern sie nicht vorzögen, sich nicht zu den christlichen Völkern zu rechnen, so erklärte er ihnen deutlich, dass sie „den wahren Glauben nicht haben," er fordert sie auf ernstlich zu erwägen, „ob sie „sich auf dem von Christo vorgeschriebenen Wege zum ewigen „Heile befinden," ja er sucht sie zu überzeugen, dass sie ohne Kirche, „als blosse Gesellschaften und Secten," dem stets wandelbaren menschlichen Gutdünken überliefert seien, er deutet an, dass die Angeredeten für die bürgerlichen Spaltungen und revolutionären Bewegungen der Zeit verantwortlich seien, er fordert sie endlich auf, um dem unausbleiblichen Verderben zu entrinnen, in den Schafstall der allein seligmachenden Kirche

*) a. a. O. S. 13 ff., 16 ff., 37.

zurückzukehren. Er versichert sie seiner Fürbitte und dringt in sie, als irrende Söhne zur Mutterkirche sich zu wenden, indem sie nur so selig werden könnten. Hat Pius IX. so wenig Kenntniss von der ganzen evangelischen Welt im Kreise der germanischen Nationen, um wirklich zu glauben, dieses sein Wort an sie werde sie bewegen, bei Gelegenheit des Concils aus der Freiheit unter das Joch zu gehen? Wenn aber anders, sind wirklich alle diese warmen Worte nur Schein und Redensart, lediglich gesprochen um sagen zu können: „ich habe sie gerufen, aber sie sind nicht gekommen“ — ? Freilich, der Bischof von Orléans wusste Rath. Die Evangelischen brauchten nur die katholische Einheit des Lehramts, d. h. den katholischen Kirchenbegriff, anzuerkennen. Damit wäre freilich ihre Bekehrung gemacht.

Genug, ein allgemeines Concil der Christenheit ist in Rom nicht gehalten worden, sondern nur ein Concil der mittelalterlichen römischen Particular-Kirche. Allerdings hätte sich, wenn der Papst wirklich geistig den hohen Standpunkt einnähme, welchen manche seiner Worte verrathen wollen, eine Einladung an Griechen und Protestanten denken lassen, welcher Folge geleistet worden wäre. Es hätte dies der Aufruf sein müssen, der gemeinsamen Glaubensbasis zu gedenken in der Lehre von dem persönlichen, dreieinigen Gott, von der Gottmenschheit des Erlösers, von der Sendung des heiligen Geistes in die Menschenherzen, von dem Weg der Seligkeit, wie ihn die heilige Schrift zeige, von dem Glauben, der die innere Quelle, von der Liebe, welche die lebendige Wirkung, von der sicheren Hoffnung des ewigen Lebens, welche die Krone des Christenlebens sei, und auf dieser Basis, die besonderen Lehransichten und Verfassungs-Grundsätze der Kirchen bei Seite lassend, zum gemeinsamen Kampfe wider den Unglauben, Materialismus, die sittliche Lascivität und den Libertinismus, den Geist der Umwälzung und Zerstörung aller heilsamen Lebensordnungen sich zu verbünden.

So, aber auch nur so, hätte es zu einem allgemeinen christlichen Concile unter dem Ehren-Vorsitz des Papstes kommen können. Aber dann keine Infallibilität des Papstes, kein Auf-

pflanzen des Particularen an der Stelle des Universalen! Die Welt, die aller Kirche und dem Christenthum selbst feindselige Welt hätte dann gesehen, dass es wirklich noch eine Christenheit giebt. Aber wie konnte Pius IX. zu dieser Höhe sich schwingen, er, der die unbefleckte Empfängniss der Maria zum Kirchen-Dogma ohne Concil gemacht hat? Er, der erste Papst, der ein Dogma aufstellte, welches auch nicht einmal einen scheinbaren Schriftgrund anrufen kann? War es doch die Absicht Friedrich Wilhelms IV., als dies geschah, eines Königs, der den Papst Pius IX. persönlich liebte und verehrte, in der ganzen evangelischen Welt diesseits und jenseits des Oceans eine öffentliche Erklärung von allen Kanzeln „im Lapidarstile“ zu veranlassen, dass durch diese Dogmen-Schöpfung die römisch-katholische Kirche zum Erstenmale den gemeinsamen Grund aller Christenheit, den Grund der heiligen Schrift ganz verlassen und sich somit „von gemeiner Christenheit ausgeschlossen“ habe. Es kam nicht zu solcher Erklärung, weil sie in England nur mit Zustimmung des Parlaments hätte geschehen können, und eine nicht allgemeine Erklärung ihres Eindrucks auf die „redlichen Katholiken“ nicht sicher gewesen wäre. Ich rede hier aus genauer Kenntniss, weil ich selbst und ausschliesslich den Briefwechsel in der Sache geführt habe. Ein Papst, der solche Schritte gethan, war sicher nicht fähig, ein wirklich allgemeines Concil zu berufen. Der Bischof von Orléans, den wir nochmals anführen, meint zwar, „Dogmen werden nicht gemacht, auch nicht von Concilien, sie werden nur constituirt, nachdem sie aus heiliger Schrift und Ueberlieferung hervorgegangen“; kann er dies von dem Empfängniss-Dogma sagen? Hat es mit der Schrift etwas zu thun? und mit welcher sicheren Ueberlieferung? Und welches Concil hat es constituirt? Der Papst hat es gemacht, er allein mit seinen Dienern. De Maistre hatte doch Recht, dass ein allgemeines Concil in unserer Zeit Chimäre sei, eine Undenkbarkeit. Kommt es doch zusammen, so ist es ein solches wunderliches Ungethüm, wie die Chimaira war, ein Widerspruch in sich selbst. Der Erfolg hat es bewiesen.

Die Erwartungen vom Concile waren nicht allenthalben

in der katholischen Welt dieselben. Ein katholischer Priester, *) der sich nicht genannt hat, wünschte und erwartete von der Versammlung wirkliche praktische Reformationen in der Kirche. Er ging von der Vorstellung aus, welche auch sonst laut wurde, dass Papst und Concil in Sachen der geoffenbarten Wahrheit Entscheidungen und Festsetzungen zu treffen, sittliche und Verfassungs-Ordnungen aufzustellen, darüber hinaus aber, auf dem Gebiete der Wissenschaft und weltlichen-Erkenntniss, nicht mitzureden haben. Er bezeichnet genau die Gegenrichtung in seiner Kirche, die er die romanisch-scholastische nennt, und welche auch in allen sonstigen Wissenschaften auctoritative Entscheidungen von Seiten der Kirche anerkannt wissen wolle. Der redliche Mann, der offenbar das Wohl seiner Kirche im Auge hatte, liess es sich entgehen, dass gerade im Gebiete der geoffenbarten Wahrheit von kirchlicher Festsetzung nur in soweit die Rede sein kann, als es aus der heiligen Schrift abgeleitete Lehrsätze gilt, wobei die erste Frage sein muss, ob sie eine sichere Wurzel in dieser haben oder nicht.

Wenn man in Rom gedacht hätte wie er, so wäre das Concil selbst in der beengten Form, als Versammlung der Bischöfe blos einer der drei grossen Sectionen der Christenheit, mit Ausschluss der Griechen und Protestanten, immer noch möglicherweise eine segensreiche Versammlung geworden. Denn er begehrte vor Allem Freiheit der Wissenschaft, auch der theologischen, sofern es bei dieser blos auf Methode und Form ankomme, die bisher nur an der Scholastik gemessen worden sei, — für die Glieder der katholischen Kirche und im Zusammenhange damit das künftige Wegfallen des Verzeichnisses der verbotenen Bücher, sodann Wiederherstellung der Diöcesan-Synoden und Mitwirkung derselben bei Besetzung der geistlichen Stellen unter Beschränkung oder Beseitigung des weltlichen Patronats. An diesen Synoden wünscht er aber für manche Fragen Laien betheiligt zu sehen. Ferner dringt er auf Revision des kanoni-

*) Ein offenes Wort an die Bischöfe und Katholiken Deutschlands. Oehringen 1869.

schen Rechts, vor Allem in Betreff der Ordination der *clerici vagantes* und des geistlichen Heloten-Zustandes der Cooperatoren, die er so drastisch schildert, durch Vermehrung der eigentlichen Pfarrstellen. Hinsichtlich der Disciplin verlangt er, dass die Todsünden gegen die sogenannten fünf Kirchengebote für die Geistlichen eine andere Beurtheilung und Behandlung finden, dass der Coelibat nicht durch den unzerstörlichen Charakter der Ordination bindend bleibe, sondern der Priester aus seinem Stande austreten könne, um zu heirathen. Er fordert die Beseitigung der Messstipendien, ohne so genau auf den üblen Charakter dieser Gehaltsquelle für die Priester einzugehen, wie ein anderer Mann seiner Kirche in überraschender Klarheit und Bündigkeit gethan hat*). Er erklärt sich endlich gegen die absperrenden Tendenzen in der Kirche, gegen die Gründung einer exclusiv katholischen Universität, für Annäherung an Griechen und Protestanten. Ueberhaupt ist der wackere Mann einer der nicht Wenigen in der deutschen katholischen Kirche, die an die Möglichkeit einer Heilung des alten Risses, in der deutschen Christenheit wenigstens, glauben und sie aufrichtig wollen. Hätte das Concil, trotz aller noch bei dem Verfasser vorhandenen unevangelischen und verworrenen Ansichten, seinen Weg betreten, so konnte es eine Thatsache von weltgeschichtlicher Bedeutung werden. Aber in welchem Maasse muss dieser gute Mann durch den wirklichen Verlauf des Conciles enttäuscht worden sein! —

Es versteht sich von selbst, dass wir nicht die ganze zahlreiche Litteratur, die den Erwartungen vom Concil und der Abwehr der Befürchtungen von ihm galt, durchgehen wollen; nur Einiges erlauben Sie mir noch geltend zu machen. Es gab nicht blos Solche, denen das Concil, wie dem Bischofe von Orléans und unserem süddeutschen Priester, eine bittere Enttäushhung bereitet haben muss, sondern auch Männer, die in ihrem einfachen Verstande erriethen, womit es sich be-

*) Wagner: Aus dem österreichischen Klosterleben. Berlin 1870. Bd. 2. S. 208 ff.

schäftigen werde. Dahin gehört der Bischof von St. Poelten*), der mit schöner Naivetät eine Uebersicht der Concilien-Geschichte giebt, und der Welt nicht verhehlt, dass es Concilien, sogenannte allgemeine, gegeben hat, die nur oder fast nur von Bischöfen einer Landeskirche besucht waren, deren Zahl schon (140 zu Lyon im J. 1245 und 112 bei dem 5. lateranischen im J. 1512—17) gegen die Allgemeinheit spricht, wenn man bedenkt, dass das ganze Heer der Klöster-Aebte und Prioren von den Päpsten im Mittelalter concilienfähig gemacht wurde, so dass die vierte lateranische Synode (1215) durch sie auf 12—1300 Mitglieder aufgeschwellt wurde. Allerdings war auch das Concil zu Constanz durch die Menge der Doctoren in gleicher Lage, eigentlich nur 112 Bischöfe zu zählen. Es ist mehr als dieselbe Naivetät, mit welcher er die ökumenische Qualität der tridentiner Synode nur aus der nachherigen Anerkennung ihrer Beschlüsse abzuleiten weiss, ohne wissen zu wollen, in welcher Weise diese Anerkennung allmählich zu Stande kam, und mit welcher er einen Abschnitt über die „rücksichtsvolle Behandlung der Protestanten" einfügt, obwohl er wissen muss, dass diese auf einem „freien, in Deutschland unter kaiserlichem Schutze gehaltenen Concil" zu erscheinen ganz bereit waren, in Italien aber dem den „Ketzern gegebenen freien Geleite" nicht trauten. — Er nun ist es, der von dem Concil vorzugsweise die Behandlung der Frage des Kirchenstaats und der Unfehlbarkeit des Papstes erwartet. Es lag also doch in der Luft. — Ein anderer Schriftsteller,**) wohl kein Priester, hat sich gleichfalls günstigen Erwartungen hingegeben. Er erwartete, dass das Concil die grossen Zeitfragen zur Lösung bringen werde. Die Regelung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat, zwischen der römisch-mittelalterlichen Kirche und dem protestantisch-modernen Staat, sie zuerst hätte nach seiner Ansicht die Kirchenversammlung anzustreben gehabt. Der Mann ist ein so guter

*) Dr. J. Fessler: Das letzte und das nächste allgemeine Concil. Freiburg 1869.

**) Dr. Lorinser: Vor dem Concil. Breslau 1869.

Katholik, dass er sich nicht für „autorisirt“ hält, eine Lösung der Schwierigkeiten vorzuschlagen, welche er zwischen der Kirche und dem modernen Staate liegen sieht, und dennoch meint er „aller vernünftigen Logik gemäss“ diese Lösung vom Concile erwarten zu müssen. Zwar weissagt er in Worten des seligen Goerres die nach dessen Ansicht rechte Stellung von Kirche und Staat als eine Geburt der zukünftigen Geschichte, aber er meint doch, dass das Concil alles dem gesunden Staatsleben Verderbliche vernichten und Religion und Sitte für den Staat retten werde. Er sucht dann ferner die Männer des Fortschritts, die von dem Concile schlimme Hemmungen befürchten, zu beruhigen und lässt sie vom Concile die Förderung des wahren Fortschrittes, der ja eben das wahre Wesen der Kirche sei, erwarten. Weiter sucht er seine Zeitgenossen darüber aufzuklären, dass das Concil keineswegs einem bedenklichen Ultramontanismus huldigen werde, sofern ein solcher überhaupt existire, er meint sogar, die Gewissensfreiheit werde von dem Concile keine Vergewaltigung zu befürchten haben, zumal ihm die Macht fehle, den Irrthum mit Gewalt niederzuschlagen, aber es werde auch dem Irrthum kein Recht der Existenz zugestehen. Endlich lässt er auch der Wissenschaft den Trost widerfahren, dass sie vom Concil Nichts für ihre Freiheit zu befürchten habe. — Wie wird dieser Mann sich verwundert haben, dass das Concil Nichts brachte, als das Dogma von der Infallibilität des Papstes. Zwar ja, die Constitution vom Glauben hat es auch gebracht. Und in dieser Constitution, was ist da der Wissenschaft, der theologischen, geschenkt? Zuerst die Versicherung, dass alle Bücher der Bibel, auch die Apokryphen, kanonisch, und dass alle ächt seien. Die ganze Wissenschaft der historischen Kritik der Bibel mit Einem Schlage vernichtet. Nicht minder wird die ungeschriebene Tradition über alle Untersuchung hinausgehoben und die Auslegung der Schrift, also die ganze Wissenschaft der sprachlichen und theologischen Exegese, an die Kette der Kirche gelegt. Und doch hat die Freiheit der Wissenschaft, und der Fortschritt der Erkenntniss von der Kirchenversammlung Nichts zu fürchten? — Ich will nicht weiter schreiten

und in die Fragen über das Wesen des Glaubens, seines Verhältnisses zur Vernunft und Erkenntniss nicht eingehen, denn auch hier wird dasselbe sich zeigen, dass nämlich das Concil und die Wissenschaft sich nicht die Hände reichen.

Auch einer von unseren deutschen Bischöfen, derselbe, der schon so manches gute, freilich auch manches bedenkliche Wort gesprochen, hat über das Concil, ehe es zusammenkam, zu beruhigen gesucht, und hat prophezeit, was es sagen und thun werde.*) Wer kann ihm Unrecht geben, wenn er die Lügen und Schäden unserer Zeit darstellt und für dieselben Heilung von der Kirche verlangt? Und wer würde das Concil nicht mit Freuden begrüsst haben, wenn es wirklich so zu der Welt geredet hätte, wie er erwartete, dass es reden würde? Er meint das Concil, wenn er fragt: „Was wird die Kirche „Jesu Christi diesem unmächtigen Unternehmen der Bosheit „und Verblendung (namentlich den Bestrebungen gegen alle „christliche Gebundenheit im usurpirten Namen der Freiheit) „gegenüber thun? Sie wird im Namen und in der Kraft des „allmächtigen Gottes den Unternehmungen des Lügengeistes „gegenüber die ewigen Wahrheiten der Vernunft und des Chri„stenthums verkünden." Und nun lässt er sie zur Wissenschaft, zur Schule, zum Staate, zu den Reichen, zu den Armen reden. Und was er sie reden lässt, ist gut und christlich. Aber hat denn nun das Concil also geredet? Man weise mich nicht auf den Syllabus. Denn blosse Verdammung der Irrthümer, und zwar nicht blos der grundstürzenden, sondern auch der blos in Misverstand und halber Fälschung des Wahren bestehenden, und dieser wieder in Gesellschaft mit ganz wahren, nur dem päpstlich-mittelalterlichen Gedankenkreise feindlichen Gedanken und Bestrebungen, ist keine Ueberwindung. Fluchen, verwerfen, verdammen kann gerade der Schwächste am ehesten. Wer stark und seiner Stärke sich bewusst ist, der wird lieber überzeugen, überwinden. Hat dies das Concil auch nur mit einem

*) Wilhelm Emanuel, Freiherr von Ketteler, Bischof von Mainz: Das allgemeine Concil und seine Bedeutung für unsere Zeit. Mainz, 1869; besonders von S. 105 an.

Worte gethan? — Die blosse Schaffung einer obersten Behörde aus Italiänern, welche dem Papst sagt, dem infalliblen, was er zu verdammen hat, und zwar an den Producten der Wissenschaft aller Nationen, auch derer, welche jenseits des geistigen Horizonts dieser Italiäner liegen, ist doch keine geistige, keine sittliche, darum auch keine christliche und kirchliche That.

Nichts ist geschehen von alledem, was der fromme Bischof sich und Anderen von dem Concile versprochen hat. Wenn er gar sagt: „Heiligung des Apostolates, Einigung aller Menschen „in Gott und in Jesus — das war der Gegenstand dieses hohen „(des hohenpriesterlichen) Gebetes Jesu, welches er im Angesichte des Kreuzes verrichtete; das ist und bleibt die Bestimmung der Kirche Christi; das ist die Aufgabe des nächsten „Concils," so weiss ich nicht, wie er dem Bekenntniss entgehen will, dass das Concil seine Aufgabe nicht erfüllt habe.

Doch was höre ich einzelne Stimmen? Liegt doch vor mir der Hirtenbrief, welchen Sie, Hochwürdigste Herren, „an die Gläubigen Ihrer Diöcesen" vor dem Concile von Fulda aus erlassen haben.*) Sie treten darin den Befürchtungen entgegen, welche in Ihrer Kirche dem Concile gegenüber sich verbreitet hatten, vor allem der Furcht, es möchte „Glaubens„lehren verkündigen, welche in der Offenbarung Gottes und in „der Ueberlieferung der Kirche nicht enthalten seien, es werde „Grundsätze aufstellen, welche den Interessen des Christenthums „und der Kirche nachtheilig, mit den berechtigten Ansprüchen „des Staates, der Civilisation und der Wissenschaft, sowie mit „der rechtmässigen Freiheit und dem zeitlichen Wohle der „Völker nicht verträglich seien." — Sie erklärten damals: „Nie und nimmer wird und kann ein allgemeines Concil eine „neue Lehre aussprechen, welche in der heiligen Schrift „oder der apostolischen Ueberlieferung nicht enthalten ist." Gut, aber die Infallibilität des Papstes ist weder in der heiligen Schrift, noch in der apostolischen Ueberlieferung enthalten, sie ist vielmehr in der Kirche wieder und abermals widersprochen, verworfen, bei Seite gelegt, und — Sie selbst

*) Hirtenbrief u. s. w. Mainz, 1869.

haben zu Rom entweder, weil die rechte Zeit nicht sei, um diese „Wahrheit“ der Kirche zum Glaubensartikel zu geben (Inopportunität), oder weil es keine Wahrheit sei, dem Dogma widersprochen, und erst später sich demselben unterworfen. Kann eine Wahrheit, die dem Worte Gottes oder der apostolischen Ueberlieferung angehört, „inopportun“ sein, ist nicht vielmehr diese Ausflucht der Inopportunität nur eine Verhüllung des verletzenden Satzes: was der Papst zum Glaubensartikel machen will, ist unwahr, unbiblisch, der Kirche und ihrer Ueberlieferung fremd? Ist die Sache aber unwahr, verwerflich, verwarfen Sie dieselbe eben deshalb in Rom, wie kann sie wahr werden, nachdem Sie von Rom abgereist sind? Sprechen deshalb nicht Sie selbst dem Concile das Urtheil, dass es wirklich neue Lehren verkündet hat und dass Ihre Erwartungen von demselben getäuscht worden sind? Und wenn Sie dem deutschen katholischen Volke verhiessen: „das Concil wird „keine neuen und keine anderen Grundsätze aufstellen, als „diejenigen, welche Euch Allen durch den Glauben und „das Gewissen ins Herz geschrieben sind, welche die „christlichen Völker durch alle Jahrhunderte heilig ge„halten haben, und auf welchen jetzt und immer das Wohl „der Staaten, die Auctorität der Obrigkeiten, die Freiheit der „Völker beruht, und welche die Voraussetzung aller wahren „Wissenschaft und Gesittung bilden“ — haben Sie, als Sie diese Verheissung gaben, erwartet, dass das Infallibilitätsdogma, so wie es ist, vom Concile werde angenommen werden? Sicher nicht, sonst hätten Sie mit Worten wissentlich und gröblich getäuscht. Wenn aber nicht, so haben Sie sich in Ihrer Erwartung gründlich betrogen. Denn wie hätten Sie sagen können, die Infallibilität sei schon im Voraus allen Katholiken „in Herz und Gewissen geschrieben“? wie hätten Sie, wenn Sie dieses Glaubens waren, dem Dogma, oder auch nur der Opportunität seiner Verkündigung widersprechen können? Wenn Sie sagen: „auch nur fürchten, ein allgemeines Con„cil könne in seinen Lehrbestimmungen gegen die überlieferte „Wahrheit fehlen, könne die von Gott gegründete Ver„fassung der Kirche irgendwie, in ihrem Wesen um-

„ändern, heisst die Kraft der der heiligen Kirche gegebenen „göttlichen Verheissungen und die Wirkung des göttlichen „Gnadenbeistandes verkennen“ — so muss ich fragen, ob in der That die Infallibilität des Papstes zu der „von Gott ge„gebenen Verfassung der Kirche“ gehört, und warum Sie in diesem Falle ihr zu Rom widersprochen haben? Wenn sie aber nicht dazu gehört, ob ihre Einführung nicht die stärkste und wesentlichste Veränderung in der Kirchenverfassung ist, die es geben kann? Die Kirche ist zu der absolutesten Monarchie umgewandelt, während sie vorher eine aristokratisch beschränkte Monarchie war, dies ist doch der mildeste Ausdruck für die Veränderung.

Dabei ist nicht zu vergessen, dass diese Veränderung rückwärts wirkt und allen gräulichen „Verzerrungen und Verunstal„tungen des Primats, die stets in ursachlichem Zusammenhang „mit dem sich tiefer einnistenden und weiter um sich greifen„den Verfall des kirchlichen Lebens standen“, das Siegel des göttlichen Willens aufdrückt. Das Papstthum, „wie es etwa „vom Jahre 845 an ein entstellender, krankhafter und athem„beklemmender Auswuchs am Organismus der Kirche“ geworden ist, stellt das neue Dogma unter die Sanction des heiligen Geistes. Lüge, Verrath, schändlichste Corruption aller Art, kurz, selbst diabolische Grundsätze, Ansichten und Praktiken werden mit diesem heiligen Mantel umhüllt. Die öffentliche Moral wird gründlicher, als es je in der Welt geschehen ist, verfälscht. Denn mit den Sophistereien vom Unterschied zwischen dem Privat- und politischen Leben der Päpste und ihrem kirchlichen Lehren und Reden *ex cathedra* soll man der Welt nicht kommen und verlangen, dass sie jedesmal, was gottlos und lügnerisch, was ersonnen und schwärmerisch ist, als nicht *ex cathedra* geredet, gethan, hervorgelockt ansehe, um so die Möglichkeit der Infallibilität zu retten. Weder die Päpste werden bei sich selbst je diesen Unterschied machen und machen können, noch wird es die Welt thun. Dass der Papst will, dass man glaube, was er sagt, daran ist ja kein Zweifel, auch wenn er Verkehrtes will. Darf man aber nach dem intellectuellen oder christlichen Werthe dessen, was er sagt

und zu glauben oder zu thun befiehlt, abmessen, ob es *ex cathedra* und daher vom heiligen Geist sei, nun — so wird man auch die neuen Dogmen des jetzigen Papstes wegen des wohl verständlichen Zusammenhanges, in welchem sie stehen, als nicht *ex cathedra*, nicht infallibel verkündigt betrachten können und dürfen. Während man der Kirche eine absolute, objective Norm zu geben meint, wirft man erst recht Alles in die Subjectivität, und je nachdem sich die öffentliche Meinung in der Kirche für oder gegen den Inhalt eines Dogmas, einer Lehre, einer Entscheidung des Papstes erklären wird, muss auch das Urtheil darüber, ob er *ex cathedra*, also infallibel geredet hat, oder nicht, sich gestalten. Was wäre das für eine Infallibilität! Und wer in aller Welt wird sich denn psychologisch vorstellen können, dass ein Mann durch den heiligen Geist die ewige Wahrheit reden, und dennoch zu andern Stunden das Gräulichste und Gottloseste aus dem Schatz seines eigenen Herzens hervorbringen könne?

Nicht blos die Veränderung der Verfassung, meine Hochwürdigsten, sondern beim Rückblick in die Vergangenheit die geradezu blasphemische Vernichtung aller Grundsätze über den Unterschied der Wahrheit und Lüge, der Heiligkeit und des Lasters, also eine viel, viel schlimmere Häresie, als die der Papst im Syllabus verdammt, ist — freilich ohne sein Wissen — in dem Infallibilitäts-Dogma eingehüllt. Die Veränderung ist so gross, dass man geradezu sagen kann, eine grössere sei nicht denkbar.

Das Concil hat also Ihre Versicherung, dass es solch einen Schritt nicht thun könne, dass schon ihn „nur fürchten" sündhaftes Mistrauen gegen die Kirche sei, Lügen gestraft, und Sie selbst, Hochwürdigste Herren, sind von der Sünde, vor welcher Sie warnen, nicht freizusprechen. Denn die „Befürchtung", dass eine unberechtigte Veränderung mit dem Verfassungs-Dogma beabsichtigt, von der herrschenden Jesuiten-Partei angestrebt werde, hat auch in Rom Ihnen die Pflicht auferlegt, wo möglich die Durchsetzung des Dogmas zu verhindern. — Noch einmal aber ist Ihre beruhigende Mittheilung an Ihre Diöcesanen von dem Concil mit der Wirklichkeit desselben in

schreienden Widerspruch gerathen. Sie sagen dem katholischen Volke, „der Papst versammle die Bischöfe hauptsächlich zu „dem Zwecke, um mit ihm zu berathen, wie am besten „die ewigen Wahrheiten der Religion in der Gegenwart zu ver„wirklichen seien.“ Hat eine solche Berathung denn stattgefunden? Hat nicht vielmehr der Papst blos seine eigene Ansicht oder Einsicht ausgesprochen und von den Bischöfen ein unbedingtes: Ja! dazu verlangt? Haben nicht deshalb deutsche und französische Bischöfe zu Rom gegen die Geschäfts-Ordunng des Concils remonstrirt?

Also auch hier sind das Concil und was Sie sich davon versprachen, sehr verschiedene Dinge. Ferner sprachen Sie sich dahin aus: „unbegründet ist auch und überaus ungerecht der „Verdacht, es werde auf dem Concil die Freiheit der Berathung „beeinträchtigt sein.“ Sie rufen aus: „wie wenig kennen die„jenigen, welche so denken, die Gesinnungen des Papstes, die „Gesinnungen der Kirche und die Handlungsweise der Kirche!“ Und nun liegt es vor Aller Augen unwidersprechlich, dass in der That von freier Berathung in Rom gar nicht die Rede sein konnte. Sie meinten, das Concil werde es offenbaren, „dass, wie in der ersten Christen-Gemeinde, so auch heute „noch in der katholischen Kirche Alle eines Herzens und „einer Seele sind.“ Hat das Concil dies geoffenbart, ist der Jesuitismus, der unbedingt herrschen wollte, wirklich Aller Meister geworden? wir glauben es nicht, dürfen es zur Ehre der katholischen Bischöfe nicht glauben. Vielmehr ist in dem Concile zu Tag getreten, dass in der katholischen Kirche nicht minder, als in der protestantischen, eine sehr zahlreiche, ja, wenn man genau nachsieht, eine zahllose Verschiedenheit der Ansichten sich findet, und dass dieselbe durch die Ansprüche der römischen Curie eine grössere werden muss.

So vor dem Concile. Sind nun die Bischöfe, die doch auch den heiligen Geist haben wollen, ohne dessen Walten und Wohnen in den Bichöfen ja auch das Concil nichts wäre, als eine Versammlung, wie jede Conferenz, vor dem Concile im Irrthum über dasselbe gewesen, hat das Concil ihre berechtigten Erwartungen getäuscht, wie kann es sie als gewissenhafte

Männer binden, zumal sie wissen, dass es nicht einmal die Mehrheit der Einsichtigen, der wissenschaftlich Gebildeten, der in völliger Freiheit der Ueberzeugung Stehenden, sondern die Mehrzahl der Nachredner und der wälschen Curialisten ist, ihrer geborenen Feinde und Berauber, welcher sie unterlegen sind. Wer sich so bindet, der ist und macht sich selbst zu „der Menschen Knecht", was ein Bischof am wenigsten sein darf. Ueberdies wird so das Reden vom heiligen Geiste in den Bischöfen und im Concil zur heuchlerischen Phrase. —

Lassen Sie uns noch näher an das Concil herantreten. Zuerst an die Erklärungen über dasselbe von Aussen her. Wenn, wie wir gesehen haben, zwar die Bischöfe der katholischen Kirche, wenigstens viele von ihnen, nicht erwarteten, dass das Concil sich mit dem Dogma der Unfehlbarkeit einlassen, ja gar es zur Hauptsache machen werde, obgleich sich von Pius IX., der schon einmal in ganz unerhörter Weise ein Dogma in die Welt geworfen, und dabei um die Bedenken der Bischöfe sich nicht gekümmert hatte, der überdies schon 1846, gleich bei Antritt seines Pontificates, dann wieder thatsächlich in einer Bulle von 1854 und nochmals ebenso in einer solchen von 1863 sich unzweideutig über diese Frage geäussert, oder sie als entschieden betrachtet hatte, leicht erwarten liess, dass er mit dem nicht zurückhalten werde, was ihm so sehr am Herzen lag, so gab es doch Andere, welchen die Sorge nahe trat, es möchte dieses Aeusserste von dem Papste versucht werden. Denn was ist einem, wenn auch noch so edlen, schwärmerischen Geiste, wie dieser Papst unläugbar ist, nicht möglich! Ueberdies hatte Pius IX. in dem bekannten Schreiben an den Erzbischof von Paris, der es gewagt hatte, die unveräusserlichen bischöflichen Rechte gegen den römischen Stuhl in Anspruch zu nehmen und zu vertheidigen (1865), so stark alle unbegründeten Anmaassungen des heil. Stuhls als göttliche Rechte betont und von den Staatsgesetzen, sofern sie denselben widersprachen, in so geringschätzigem Tone geredet, dass man von seinem — verzeihen Sie den Ausdruck! — unbesonnenen Eifer auch das Schlimmste erwarten konnte, ja musste. Dieses Schreiben und seine schamlose Anmaassung

war zu neu, um nicht den katholischen Staatsregierungen bei der Ankündigung des Concils zu denken zu geben.

Die griechischen Christen, in ihrer grossen Mehrheit durch ihre Patriarchen vertreten, haben die Einladung zum Concile mit energischem Proteste gegen die Präsumtion des Papstes und auch zugleich gegen die Unfehlbarkeit desselben zurückgewiesen. Sie also scheinen gewusst zu haben, um was es sich handelte; die römisch-katholischen Bischöfe wussten es nicht, denn sie redeten wie solche, die es nicht wussten. Die protestantischen Gemeinschaften antworteten gar nicht auf das päpstliche Schreiben, weil sie darin eine Beleidigung sahen. Sie sprachen sich in Erlassen ihrer Kirchenbehörden und in Erklärungen und Protesten einzelner ihrer Glieder aus. Dem Concil wurde der Charakter eines ökumenischen von dieser Seite natürlich bestritten. Nur ein englischer Geistlicher, Dr. Cumming, liess in Rom anfragen, ob die Einladung an die Protestanten den Sinn habe, dass auf dem Concil die Differenz-Fragen zwischen dem Protestantismus und der katholischen Kirche zur freien Erörterung kommen sollen? und erhielt verneinende Antwort. — Auch die Staatsregierungen vorwiegend katholischer Länder, Baiern, Oestreich, Frankreich, waren nicht im Zweifel, dass die Infallibilität des Papstes einer der Gegenstände der Concilsbeschlüsse sein werde, denn sie bereiteten sich auf diese Eventualität vor. Allerdings machten sich immer noch andere Befürchtungen geltend, nämlich die, dass der *Syllabus errorum*, in positive Decrete umgesetzt, die Verhältnisse von Staat und Kirche wesentlich alteriren und tief in das staatliche Leben der katholischen Bevölkerungen eingreifen möchte. Die bairische Regierung holte theologische Gutachten ein, welche diese Befürchtung als keineswegs grundlos erscheinen liessen.*) Und zwar wird jeder Unbefangene zugeben, dass fast mehr noch das Minoritäts-Gutachten der bairischen Theologen, welches die Infallibilität u. s. w. als ungefährlich für den Staat darzuthun sucht, als das Majoritäts-Gutachten,

*) Officielle Actenstücke u. s. w. I. S. 140 ff., 166 ff. Die Weisung der Regierung an die bairischen Concils-Bischöfe. S. 160.

welches die Gefahr für den Staat anerkennt, die Ueberzeugung erweckt, ein Concilienbeschluss für Infallibilität und Syllabus würde die unheilvollsten Zerrüttungen und Zerwürfnisse in der christlichen Welt zur Folge haben. Ungeachtet dieser Warnungen, haben Sie, Hochwürdigste Herren, zu Fulda nur beschwichtigende Worte für Ihre Heerden gehabt. Wenn auch der Gedanke der bairischen Staatsregierung, nämlich einer Vereinigung der katholischen Regierungen zu einer Vorsichtsmaassregel, keine weitere Folge hatte, weil die kaiserlich östreichische Regierung denselben als verfrüht betrachtete, und sich vorbehielt, wirklich praktischen Eingriffen in das Staatsgebiet entgegenzutreten, so war doch für Männer, die es zunächst mit den Gewissen des Volks zu thun haben, die Frage eine andere. — Die Warnung der französischen Regierung an den päpstlichen Stuhl*), durch den Gesandten Marquis von Banneville dem Papst persönlich ausgesprochen, und zwar auf Grund des Entschlusses der sämmtlichen europäischen Mächte, an den Verhandlungen des Concils durch eigene Abgeordnete nicht Theil zu nehmen, hat sichtlich ihre Folge gehabt, indem der Papst die Verhandlungen des Concils über die den Staat mit berührenden Fragen (den Syllabus u. A.) nicht in die erste Linie der Verhandlungen stellte, sondern zuerst die scheinbar ganz innere Frage des Glaubens, der Kirche und ihrer Verfassung, in den Vordergrund treten liess. Die voraussichtliche Vertagung des Concils gab die Möglichkeit, diese delicateren Puncte je nach der Lage der Dinge in Europa jetzt oder später zu verhandeln. Ob es wohl eine ungerechte Beschuldigung ist, in Papst Pius IX. eine Freude über diese Gelegenheit anzunehmen, darüber, dass er, was ihm am meisten am Herzen lag, und was er bei seinem hohen Alter fertig zu bringen vor Allem wünschte, ehe er in die Ewigkeit abgerufen würde, gleichsam gezwungen voranstellen durfte? Die Aeusserungen und die Nichtäusserung des Papstes gegen den französischen Gesandten von Banneville verrathen wenigstens, dass er eine Absicht zu verheimlichen hatte, und dass er in Redensarten von

*) Ebendas. S. 175 ff.

der Weisheit der Concilsväter seine eigenen fertigen Entschlüsse verhüllte. Auch der französische Minister Graf Daru hat es an weiteren Warnungen vor „Verblendung“ und „Unbesonnenheit“ nicht fehlen lassen, womit er stets das Infallibilitäts-Dogma meinte. Und Frankreichs Stimme war doch für den Papst die wichtigste, da nur dieses ihn bis dahin vor der Einverleibung seines Kirchenstaates in das Königreich Italien geschützt hatte. Ueberdies hatten sich die anderen Staaten demselben angeschlossen. Man darf wohl annehmen, dass die jetzige Fassung der Definition über die Kirche diesen Warnungsstimmen, und besonders der Erklärung einer Anzahl von Concils-Bischöfen, zu verdanken ist, die ihre Bedenken*) über die zu starke Betonung der Allgewalt des Papstes auch im Gebiete des Staates in dem ursprünglichen „*Schema de ecclesia*“ nicht zurückhalten konnten. Allerdings ist, wo von dem Glauben und den Sitten die Rede ist und beide unter die infallible Lehrerschaft des Papstes gestellt sind, immer noch eine gefährliche Stelle in dem Decret, und der französische Minister hat auch der gegenwärtigen angenommenen Fassung gegenüber Recht, wenn er meint, „die Freilassung des Staatsgebietes und der bürgerlichen Verfassung und Gesetzgebung sei hinsichtlich ihres Maasses lediglich in das Ermessen der Kirche, d. h. des Papstes gestellt.“ Für die christliche Welt ist dies vielleicht gerade der glücklichste Passus, weil hier die Unausführbarkeit des Decretes im vorkommenden Falle am ehesten zur Evidenz kommen wird. Aber den Bischöfen lag es, als den Vertretern der Völkerkreise auf dem Concile, gerade hier ob, mit allem Ernst und Nachdruck des Gewissens für die Möglichkeit der Fortdauer eines gedeihlichen Verhältnisses zwischen Staat und Kirche einzutreten, und den Papst und seine mit der übrigen Welt so wenig bekannten Italiäner und Missionsbichöfe zu hindern, dass sie nicht die Existenz der Kirche die sich hier auf die Verheissung des Herrn zu berufen kein Recht mehr hatte, in Gefahr setzten. Denn dass die Kirche in dieser bestimmten Gestalt fortdauere, ist ihr durch keine

*) Ebendas. S. 200.

Verheissung verbürgt, es ist auch geschichtlich unwahr, dass sie in dieser Gestalt seit achtzehn Jahrhunderten bestanden habe.

Die Geschichtschreibung auch in der katholischen Kirche kann nicht mehr ungeschehen gemacht werden, wenn auch das Infallibilitäts-Dogma hinfort sie verfälscht und keinem katholischen Historiker mehr, wo er nicht auf's Vollständigste den Beweis seiner Angaben führt, zu glauben sein wird. Diese Geschichtschreibung aber weiss, wie die protestantische, dass es nicht zu allen Zeiten ein Papstthum mit Verhängung weltlicher Strafen gegen Ungläubige oder kirchlich Ungehorsame, nicht zu allen Zeiten ein Papstthum mit Inquisition, Kerker und Tortur gegeben habe. Und doch soll gerade dieses heruntergekommene, mörderische und lügnerische Papstthum, die Karikatur des Primates, durch die Infallibilität wiederhergestellt werden. Wagen doch die Jesuiten*) bei Gelegenheit des *Syllabus errorum* geradezu wieder zu verlangen, dass gegen Irrthümer in der Religion „Geldstrafen, Kerker, Schläge und „Verbannung" von der Kirche verhängt werden. Der Papst sagt das nicht, und es ist ja nicht hohe Weisheit, sondern nur die armseligste pfiffige Klugheit dazu nöthig, um in dieser unserer Zeit mit solchen Behauptungen und Forderungen einer weltlichen Macht der Kirche nicht hervorzutreten. „Zwang „und Unterdrückung der Andersgläubigen ist nach der Lehre „der Jesuiten und ihrer Gönner, sobald man die Macht dazu „hat oder sie erwirbt, heilige Pflicht. Bis es dahinkommt, „wird freilich die Kirche in der Ausübung ihres zeitlichen und „körperlichen Strafrechts sich nur mit der grössten Klugheit „nach den Umständen richten, und darum gegenwärtig bei den „veränderten Zeiten sie nicht ganz auf dieselbe Weise wie im „Mittelalter zur Anwendung bringen." **)

Aber ist es nicht lediglich in die Hände des Papstes gelegt, des infalliblen, wann, wo und wie diese Mittel wieder in Anwendung gebracht und alle Gräuel der Inquisition von neuem

*) Janus: der Papst und das Concil. Leipzig, 1869. S. 11 ff.
**) Ebendas. S. 19.

in Scene gesetzt werden sollen? Wird man nicht gerade eben so gut, wie man die Gegenwart der Kirche und ihre früheste Vergangenheit in einander wirrt, wie man die schlechteste Periode der Vergangenheit in die Urzeit zurückdichtet, auch die schlimmste Vergangenheit zum Masstabe und zur Richtschnur der Gegenwart und Zukunft machen wollen? Weil Innocenz III., weil Bonifaz VIII., weil Alexander VI. diese und jene Mittel gebrauchten, so stehen sie jedem Papste zu Gebote. Den staatlichen Gesetzen und Verfassungen gegenüber aber, wie steht da dieser Syllabus mit seinem Siegel der Infallibilität da. Für jetzt freilich lautet es zahm genug in den *Canones de ecclesia*, doch ist (Canon 12) „äusseres Gericht" und seine „heilsame Strafen" vorbehalten, „um die Irrenden und Widerspenstigen zu zwingen," und ist natürlich der infalliblen Auslegung dieses Kanons alles Weitere heimgestellt. Allein deutlicher als Alles spricht ja noch heute die Bulle *zelus domini* gegen den westphälischen Frieden, die „Jeden des Eides auf denselben entbindet." Hier sitzt eine giftige Gefahr. „Sobald „die Lage sich ändert, und der Kampf gegen die Freiheits„gesetze (des Staates) Aussicht auf Erfolg verspricht, ändert „sich auch die Stellung und Haltung der Bischöfe und des von „ihnen geleiteten Klerus. Dann verliert, wie die Curie und „die Jesuiten behaupten, jeder auf eine Verfassung im Ganzen „oder bestimmte Gesetze geleistete Eid seine verbindende Ge„walt. — Dem Papst als dem Stellvertreter Gottes auf Erden „und unfehlbaren Dollmetscher des göttlichen Willens muss „man mehr gehorchen, als jeder weltlichen Obrigkeit und „jedem Staatsgesetz.*) Wer aber wird behaupten wollen, dass die Kirche so dem Staate von jeher gegenüber gestanden habe?

Aber nicht nur Bischöfe und Regierungen, nicht blos einzelne Schriftsteller haben sich vor dem Concil in ernstem Tone so oder anders ausgesprochen, auch katholische Gemeindeglieder thaten es, indem sie an ihren Bischof (Trier) vor seiner Abreise nach Rom mit dem Ausdruck ihrer Besorgnisse sich

*) Ebendas. S. 33.

wandten. Sie erklärten, durch das Drängen der Jesuiten auf neue Dogmen, wie das der Unfehlbarkeit des Papstes und der — Himmelfahrt der Maria, so wie auch die Proclamirung der Lehren des Syllabus beunruhigt zu sein, und forderten geradezu, dass nicht die Wiedervereinigung der Christenheit durch solche neue Lehren erschwert werde, sie nannten die grossen eines Concils würdigen Aufgaben der Gegenwart in richtiger Weise, sie fanden die Wiederbelebung der National-, Provinzial- und Diöcesan-Synoden dringender, als ein allgemeines Concil, sie stellten im Gegensatz der mittelalterlichen Aspirationen der Kirche die wahre Harmonie der beiden Sphären des Volkslebens, der Kirche und des Staates, vor Augen, sie verlangten für Deutschland eine umfassende wissenschaftliche Bildung des Klerus, eine organisirte Theilnahme der Laien an den Thätigkeiten des kirchlichen Lebens, sie sprachen sich gegen den *Index librorum prohibitorum* aus, und liessen den Wunsch laut werden, dass die Hindernisse der Wiedervereinigung der Protestanten mit der katholischen Kirche möglichst beseitigt werden. Eine Kirche, in der solche ächt christliche und wahrhaft katholische Gedanken und Wünsche sich bewegen, durch ein blos aus Bischöfen gebildetes Concil zu meistern oder gar der infallibleu Willkür eines ausländischen, wenn auch noch so vortrefflichen Bischofs zu unterwerfen — welch' ein ungeheuerlicher Gedanke! Und was wusste der hochwürdigste Erzbischof von Cöln auf eine solche Adresse zu erwiedern? Nur einige höfliche Worte, und die Erwartung, dass die Schreiber derselben sich gehorsam den Beschlüssen des Concils unterwerfen werden, mögen sie sein, wie sie wollen.

Meine Hochwürdigsten Herren! So stand es zunächst in unserem Vaterlande, und für die Anschauung aller Deutschen vor dem Concil. Haben die Bischöfe der katholischen Kirche in Deutschland gethan, was ihre Pflicht war, um wirklich vorbereitet zu der Versammlung zu kommen? Ich muss sagen: nein! Denn dass die Bischöfe ihre Diöcesen, das katholische Volk ihrer Sprengel, vertreten, nicht etwa die ganze Kirche oder irgend eine Idealität von Gesammtheit, ist doch wohl festgestellt, und der Papst selbst betrachtet sie ja in seinen

Publicationen als seine Mitbischöfe, die vertraut mit den Zuständen und Bedürfnissen ihrer Volkskreise, mit ihm Rath pflegen sollen. Wenn das nicht eitle Worte, blosser Schwulst curialen Styls, also in den heiligsten Dingen Unwahrheit, also Sünde, sein soll, so mussten sie berechtigt, ja genöthigt sein, die in ihren Gemeinden waltenden Ansichten und Wünsche, wenigstens der kirchlich Treuesten und sittlich und geistig Gebildetsten, oder mindestens doch der ganzen Geistlichkeit, erst zu erforschen, ehe sie nach Rom gingen. Also Vor-Synoden, wie sie ein eben erschienenes Schriftchen*) eines Katholiken verlangt, wie die alte, nie aufgehobene, nur mit schwerer Verschuldung ignorirte Kirchenverfassung sie forderte, wären nöthig gewesen, nicht aber Abtröstungen, wie die von Fulda aus erlassene, für welche auch die Entschuldigung nicht ausreicht, die Hochwürdigsten Herren hätten wirklich nicht gewusst, was in Rom beabsichtigt wurde, weil es doch Andere wussten, oder, sie hätten ein weiteres Besprechen der Fragen in der Publicität verhindern wollen, denn sie konnten wissen, dass sie dieselbe nicht verhindern konnten, wenn die *Civiltà cattolica* von Rom aus ihre Brandfakeln in die katholischen Kirchen aller Länder schleuderte!

Treten wir nun in die geheiligten Räume des Concils selbst, blos an der Hand der Actenstücke, ein.

Die erste Frage nach dem Werthe des Concils und der bindenden Kraft seiner Beschlüsse ist hier die der Geschäfts-Ordnung. Die alte Kirche, selbst die mittelalterliche, wusste von einer dem Concile vorgeschriebenen Geschäfts-Ordnung nichts, sondern es selbst hatte allerdings nach ihm gemachten Vorschlägen über die Form seines Verfahrens zu bestimmen. Dies ist von sachkundiger Seite klar und bündig nachgewiesen.**) — Was hat aber der Papst gethan? er hat eine Geschäfts-Ordnung vorgeschrieben, und dieselbe zwar hernach verändert, aber nicht in dem Sinne, wie eine Veränderung lobenswerth

*) Peinliche Zwiegespräche mit Bischöfen der vaticanischen Mehrheit über unsere kirchliche Lage von einem Altkatholiken. Basel 1870. S. 4 ff.

**) J. v. Doellinger s. Officielle Actenstücke 2, 74 ff.

hätte sein können, zu Gunsten der Freiheit der Berathenden und Abstimmenden, sondern im Gegentheil zum Nachtheil derselben. Und zwar ist dies geschehen, nachdem zweimal eine Anzahl Bischöfe, und zwar die wichtigsten Bischöfe ganzer grosser Nationalgebiete der Kirche (es waren die deutschen und östreichischen, nachher auch die französischen) *) gegen die ihnen und ihren Mitberathern auferlegte Beschränkung in geeigneter Weise Protest erhoben hatten. Und woher hat der Papst diesen so wesentlichen Punct der Geschäfts-Ordnung geholt? Aus dem Parlamentswesen, also aus dem Zeughause der Waffen und Mittel, gegen welche und gegen deren Wirkungen auf dem politischen Gebiete er in dem *Syllabus errorum* vorzugsweise gekämpft hat, ja dessen Zerstörung eben dieses Concil nach Kräften versuchen sollte. Er, der dem Majoritätswesen auf politischem Gebiete entgegentritt, weil er seine Producte für kirchengefährlich hält, hat dieses Wesen im Concil eingeführt, welches über den Glauben von Millionen und bei der römisch-katholischen Fassung des Glaubensbegriffes ebendamit über die Bedingungen der Seligkeit von Millionen beschliessen sollte. Durch einfache Kopfzahl-Majorität, nicht etwa durch die Majorität der Nationen, wie in Constanz, sollte entschieden werden, ob der Papst infallibel sei oder nicht. Und welche Majorität war es? Von 981 concilfähigen und stimmberechtigten Männern gaben 600 ihre Stimmen wirklich ab, und von diesen 223 in verschiedenen Modificationen verneinend gegen den Vorschlag des Papstes. Hätte man irgend Grund zu der Annahme, dass die 381 Abwesenden auf der Seite der Majorität standen, wäre man nicht vielmehr zu der Annahme berechtigt, dass von ihnen gerade sehr Viele sich zu der Minderheit gestellt haben würden, so bliebe wenigstens der Schein einer grossen Majorität. Wenn nun aber alle Abwesenden mit der Minderheit würden gestimmt haben? Dann wären 600 verwerfende Stimmen gegen 577 annehmende gewesen, und das neue Dogma wäre durch Majorität gefallen. Es wäre unbillig, dies anzunehmen, aber seien wir gerecht,

*) Ebendas. S. 46 ff., 50 ff., 144 ff.

und halbiren die Stimmen der Abwesenden zwischen *placet* und *non placet*, so wächst die Bejahung auf 757 Stimmen, die Verneinung auf 413 Stimmen an, und die Vertreter eines ganzen starken Drittheils der katholischen Kirche sind dann als Verneinende zu rechnen. Konnte nach einem solchen Ergebniss gesagt werden: *approbante concilio*? Einhelligkeit, nichts Geringeres, war erforderlich, um dem Katholiken etwa die Ueberzeugung zu geben, dass die Kirche gesprochen und beschlossen habe. Hier ist der erste Grundsatz conciliarischer Ordnung verletzt, ja mit Füssen getreten. Hier ist kein Beschluss der Kirche, sondern lediglich die Ansicht so und so vieler Bischöfe, losgerissen von ihren Diöcesen, blos als einzelne Männer, und noch dazu in dieser Mehrheit überwiegend solcher Bischöfe, die durch ihre äussere Lage nicht frei, d h. auch gegen die päpstliche Vorlage stimmen konnten. Wir wissen, wie es wirkte und auf ihn selbst zurückwirkte, wenn ein einzelner Würdenträger der Kirche in Italien es wagte, sein eigenes Urtheil von dem des Papstes zu trennen. — Die Unfreiheit der italiänischen Bischöfe, wenigstens eines grossen Theils derselben, die zweifelhafte Fähigkeit vieler anderen aus den romanischen Kirchenprovinzen, die Abhängigkeit vieler Anderen von dem in dieser Sache entschlossenen Jesuiten-Orden, können denn solche Umstände und Motive das Verlangen der Kirche nach dem fraglichen Dogma ersetzen? — Dass der Papst nicht einmal in der Ordnung des Concils unfehlbar sei, haben doch die zwei von einander verschiedenen Geschäftsordnungen erwiesen, indem die zweite offenbar aus der Furcht vor der noch zu grossen, von der ersten gelassenen Freiheit der Bischöfe entsprang, also gar nicht aus der Eingebung des heiligen Geistes, sondern aus sehr kirchenpolitischer Erwägung. Von dieser Seite her kann kein Unbefangener in dem vaticanischen Concil ein ächtes ökumenisches erkennen. Vielmehr wird er sagen müssen, dass dieses Concil, wenn auch es, wie frühere, als unwiderlegbar durch spätere Concilien betrachtet wird, eine tiefgreifende Verfälschung der römisch-katholischen Kirche und ein Stein des Anstosses, ein Aergerniss, welchem des Wehe! Christi über den Menschen oder die Menschen gilt, durch welche Aerger-

niss kommt, für jeden ächten Katholiken werden muss. Denn es hält der Welt den Schein der Einhelligkeit vor, während es die Zwiespaltigkeit der Kirche in hochwichtigen Fragen des Glaubens offenbart, und es trotzt dem Urtheil darüber durch Vergewaltigung derer, welche nicht mit der einem Mönchsorden und einem Hofe beliebigen Ansicht sich einverstanden erklären. Eine Vergewaltigung nennen muss ich es aber, wenn trotz der Bedenken der Zweihundert und dreiundzwanzig, wenn sie auch theilweise nur der Opportunität und der Form galten, ohne Weiteres die Verkündigung mit: *approbante concilio* folgte. Eine in Folge dieses rechtswidrigen Verfahrens von manchen der discutirenden Bischöfe nachträglich eingesandte „Unterwerfung" kann aber nichts weiter sein, als ein Zeugniss für die Gewaltthaten, welche geübt worden. Dass auch deutsche Bischöfe in dieser groben Schlinge sich fangen liessen, ist kaum begreiflich. Es ist auch nicht begreiflicher gemacht, wenn einer derselben,*) in Antwort auf die Anklagen des Lord Acton**) antwortet: „Das Problem, welches angeb„lich nur die Bischöfe lösen können, hätte Lord Acton nach „jedem Katechismus sich selbst lösen können. Es besteht darin „(nämlich wohl die Lösung?), dass die Bischöfe vor der Entschei„dung mit aller Offenheit ihre Ansicht geltend gemacht haben „und dass sie nach der Entscheidung mit eben so rücksichts„loser Entschiedenheit sich dem Urtheil der Kirche unterworfen „haben. Das Problem Lord Actons ist eben das Problem der „Geschichte der Kirche, das Problem des Glaubens, das Pro„blem, welches die ungläubige Welt anstaunt, indem sie Men„schen sieht, die freudig ihren Geist und ihr Erkennen einer „göttlichen Auctorität unterwerfen, das aber für einen „gläubigen Christen nichts Räthselhaftes haben dürfte." — Denn grade für einen gläubigen Christen kann es etwas Räthselhafteres nicht geben, als dass Männer, die den Glauben repräsentiren, die also nicht blos Ansichten, Einfälle, sondern

*) Die Minorität auf dem Concil von Wilhelm Emanuel, Freiherrn von Ketteler, Bischof von Mainz. Mainz 1870.

**) Lord Acton: Sendschreiben an einen deutschen Bischof des vaticanischen Concils. Nördlingen 1870.

gewissenhaft erwogene Ueberzeugungen auf dem Concil als ihr Votum aussprechen, die eben nur in Unterwerfung unter „die göttliche Auctorität," also auf Grund der Schrift und (in ihrem Sinne) der Tradition gegen die Infallibilität stimmten, nunmehr, sobald eine Majorität, noch dazu, wie eben gezeigt, eine so wenig werthvolle, und noch dazu selbst numerisch ungewisse, das ihrer Ueberzeugung Widersprechende bejaht hat, umdrehen, und so dem Majoritäts-Princip, das sie so äusserst verwerfen, in Glaubenssachen huldigen. Sie werden wohl sagen: „nicht auf die Majorität hin, sondern auf die Bestätigung des Papstes haben wir gehandelt." Aber schon oben habe ich gezeigt, dass dies nichts besagen kann, denn die Ansicht des Papstes kannten die Herren aus dem Schema und Herr Bischof von Ketteler hebt ja selbst hervor, dass auf seine und seiner Gesinnungsgenossen Einwände hin eine sehr bedeutende Veränderung gegen das ursprüngliche päpstliche Schema eingetreten sei.*) Dies durfte nicht geschehen, wenn der Papst ex cathedra redend, was er doch gewiss in seinen Vorlagen an das Concil wenn irgend je, that, infallibel war. Dann ist jede dieser Verbesserungen und Veränderungen eine Preisgebung dieser Infallibilität durch die Bischöfe, welche die Aenderungen verlangten, durch den Papst selbst, der sie zugestand. Herr von Ketteler würde damit fast den Gedanken aussprechen, die Infallibilität sei eigentlich nicht als eine schon und immer vorhandene nur stabilirt und definirt, sondern sie sei erst durch den Concilbeschluss geschaffen worden. Das Härteste aber, was dieser Vertheidiger der Minoritäts-Bischöfe, welche seit dem Concil „sich unterwarfen" gegen sich selbst und seine in gleicher Lage befindlichen Mit-Bischöfe gesagt hat, sind eben seine kaum angeführten Worte: „vor der Entscheidung haben „wir mit aller Offenheit unsre Ansicht geltend gemacht, nachher unsern Geist und unser Erkennen der göttlichen Auctorität unterworfen." Klingt das nicht fast pessimistisch: „*dixi et salvavi animam*" und: „was nachher die Majorität und der „Papst angerichtet, das müssen wir uns in seinen Folgen ge-

*) Die Minorität u. s. w. S. 5.

„fallen lassen.“ Es wird wohl nicht so gemeint sein, denn es würde eines Bischofs nicht würdig sein, in solcher Weise zur Seite zu treten in Erwartung der schlimmen Folgen, welche die Minorität von dem etwaigen Infallibitäts-Decret vorausgesetzt hätte. —

Wenn es aber so nicht gemeint ist, und wir daher auf die Worte: Ansicht und Geist und Erkennen den Nachdruck zu legen haben, so tritt uns hier eine Psychologie entgegen, auf die wir von einem Manne, der das göttliche Wort kennt, wirklich nicht gefasst waren. Es ist dann eine Herabsetzung der oppositionellen Gründe zu blossen „Ansichten“ also lediglich theoretischen, mit tieferer Ueberzeugung, mit dem Gewissen, nicht zusammenhängenden Bildern. Mit solchen „Ansichten“ aber, die man ohne Gefahr für sein Gewissen und seine ganze innere Stellung vor Gott und der Wahrheit ebenso leicht auch wieder aufgeben kann, auf einem Concile aufzutreten, halte ich die Herren Bischöfe und auch den Herrn Bischof von Mainz nicht fähig, denn es wäre ihrer und des Concils unwürdig. Ich muss ihn gegen sich selbst vertheidigen. Auch hat er ja gesagt: seinen Geist und sein Erkennen hätte er unterworfen. Dass der Geist auch das Gewissen in sich schliesst, und dass also die Bischöfe gewissenhaft opponirt haben, ist demnach kein Zweifel, und dann ist es das an Gott und die Wahrheit gebundene Gewissen gewesen, welches opponirt hat. Dieses selbige Gewissen kann es nicht gewesen sein, welches sich unterwarf, denn sonst stand ja göttliche Auctorität gegen göttliche Auctorität, nicht menschliche gegen göttliche. Es müsste denn das Gewissen beim Opponiren ein anderes gewesen sein, also nicht ein durch die göttliche Wahrheit gebundenes, und durch die Annahme des Decrets wäre es belehrt worden, ungeachtet das Schema es nicht hatte belehren können, und auch die verbesserte Gestalt desselben ihm noch widersprochen hätte. Dann aber — meine Hochwürdigsten Herren — war der Bischof der Minorität als Christ und als Mann von Ehre gebunden, diesen seinen früheren Irrthum offen zu bekennen, und der Diöcese die Gründe darzulegen, durch welche er jetzt die göttliche Auctorität nur

auf der infallibilistischen Seite zu erkennen genöthigt sei. Sonst allerdings muss er Anstoss und Aergerniss geben, zumal ja die Gründe irdischer und göttlicher Art nahe liegen, aus welchen ein Bischof sich unterwerfen konnte auch ohne seine Ueberzeugung geändert zu haben. Denn was wäre das für ein Glaube, mit dem er nun das neue Dogma festhält und den er Andern zumuthet, ein Glaube gegen eigne Ueberzeugung, also ohne *assensus*. — Das eigene „Erkennen" unterwirft der Herr Bischof der göttlichen Auctorität. Er meint also sichtlich ein „Erkennen", in geistlichen Sachen, das wider die göttliche Auctorität ist, folglich Etwas, dem die Kirche nach ihren unveränderlichen Grundsätzen die Möglichkeit abspricht, Erkenntniss zu sein. Denn nur auf göttlichem Offenbarungsgrunde ruht nach ihr alle menschliche Erkenntniss in göttlichen Dingen. Wenn also das Unterworfene wirklich ein „Erkennen" war, so ruhte es auf diesem Grunde, dann aber kann es einer neuen und andern, gar entgegengesetzten Auctorität sich nicht unterwerfen, diese kann keine göttliche sein. Also immerhin, das Acton'sche Problem ist nicht gelöst, am wenigsten durch den Katechismus, der doch die Pflichten der offenen Wahrhaftigkeit, auch selbst wo es nur gilt den bösen Schein zu meiden, ans Herz legt. Oder sind, wie ein Erzbischof bei Lord Acton sagt, die Bischöfe nach der Confirmation des Decrets keine Bischöfe mehr, sondern „blos Christen", welche gehorsam anzunehmen haben, was ihnen zu glauben befohlen wird? Dann haben sie aber auch kein Recht, ihrerseits in dieser Sache noch als Bischöfe aufzutreten und die Annahme des Decrets von den Professoren, Priestern u. A. zu fordern. Kann der Bischof vom Papst zum „blossen Christen" degradirt werden, so muss sich der Papst seine Werkzeuge zur Durchsetzung seines Decrets neben den Bischöfen suchen. Der Bischof ist aber, wenn er so sein Amt vergessen kann, ein seiner Heerde untreuer Hirte geworden, und muss nicht erwarten, in anderen Sachen noch die Auctorität seines Amtes behaupten zu können. — Dass es unbequem ist, wenn Lord Acton, sei es auch etwa mit einzelnen Misverständnissen, aus den Acten für die Oeffentlichkeit schöpft, lässt sich leicht be-

greifen. Ob er oder sonst Jemand dabei eine Pflicht des Verschweigens gebrochen hat, lasse ich auf sich beruhen. Aber der Zweck ist erreicht, nämlich zu zeigen, dass die Bischöfe der Minorität, welche sich unterworfen haben, wenn es irgend etwas wie Stehen zu seinem Worte geben soll, wenn die allgemeinen Maasstäbe sittlicher Achtungswürdigkeit nicht vor der Pforte der Kathedrale zerbrochen werden sollen, in ein sehr übles Licht zu stehen kommen, sofern sie jetzt ruhig das Decret verkündigen lassen. So stark nämlich waren ihre Gründe dort auf dem Vatican, dass sie der grössten Unbesonnenheit zu zeihen wären, wenn sie damit blos „Ansichten" hätten bekräftigen wollen, und jetzt geradezu des Verraths an ihrem Amte, wenn sie jene „Ansichten" noch hätten, und dadurch den Irrthum als göttliche Wahrheit mit Bewusstsein proclamirten. Man kann dem Lord Acton, wenn er auch wohl in Angreifung der Redlichkeit der Minoritäts-Bischöfe zu weit gegriffen hat, doch nur dankbar sein, dass er ihren ganzen Ernst gegen das verderbliche Dogma dem weiteren Kreise bekannt gemacht hat, weil ihre Adressen zu Rom in solche Wolken der geistlichen Hofsprache eingehüllt waren.*)

Noch einmal muss, um den Werth der Concils-Mehrheit zu bezeichnen, darauf hingewiesen werden, in welcher Weise sie zusammengesetzt war. Es gehörten zum Concil 100 auf Widerruf angestellte apostolische Vicare, über 100 von der Propaganda in Rom abhängige Bischöfe, 50 Cardinäle, 50 Ordensmänner, also 300 im Voraus dem Papst unbedingt gehorchende Stimmen. Dazu die 276 italiänischen Bischöfe**). Zu Trient und zu Constanz hat man gegen eine viel kleinere Zahl solcher abhängiger Stimmträger Bedenken laut werden lassen. Diesmal ging eine viel grössere, eine Majorität von 576 gegen höchstens 180 freie Bischöfe, ohne Einwendung durch.

Noch schlimmer aber steht es mit der Billigkeit, wenn man bedenkt, dass 83 Millionen Katholiken durch 156 Stimmen vertreten waren, indess etwa 100 Millionen sich aller übrigen

*) Officielle Actenstücke 2, 65 ff.

**) Wie es auf dem Concil zugeht. München 1870. S. 55 ff.

Stimmen als Vertreter zu erfreuen hatten, dass die 25 Millionen italiänischer Katholiken nicht weniger als 276 Bischöfe zum Concil sandten, die päpstlichen Staaten aber mit nur 2½ Millionen Einwohner mehr als die Hälfte dieser Bischöfe lieferten. Aus diesem Kreise gingen die Anforderungen hervor, durch Acclamation die Infallibilität zu erklären, und so die ächte conciliarische Einheit, die auch sie für das Beste hielten, darzustellen. Als dies nicht ging, kam die Berufung auf das ökumenische Concil zu Florenz in einer Adresse dieser Unbedingten zum Vorschein, und man liess sie sich gefallen, obwohl weder die Allgemeinheit des Concils zu Florenz über alle Zweifel erhaben sein kann, da es ja ein Gegen-Concil gegen das in Basel war, noch auch sein Decret, welches den Papst für den alleinigen obersten Lehrer der Christenheit erklärt, von allem Verdachte der Unredlichkeit gereinigt dasteht, indem dort die Lateiner, ihre Union mit den Griechen anstrebend, in sehr künstlichen und verwickelten Verhandlungen einen zweideutigen, von den Griechen anders ausgelegten Ausdruck für die Sache zu Stande brachten, welchen überdies die Concils-Adresse nicht ohne einen bedenklichen Zusatz anführte*). Die ganze Ordnung und Einrichtung des Concils war eine Abweichung von den Regeln, wenn es solche gibt, der alten ächt ökumenischen Kirchenversammlungen, und es war die Pflicht und Schuldigkeit aller Mitglieder, dies nicht nur in zarter bittender Weise anzudeuten, sondern das Mitwirken an der Synode für sich selbst von der Herstellung der richtigen Formen abhängig zu machen. Dies ist nicht geschehen, und die Folgen liegen vor. Aber auch der Papst selbst in seiner ohne Zweifel redlichen Ueberzeugung von der Nothwendigkeit des verlangten Decrets hat in die Freiheit der Bischöfe auf mannichfaltige Weise eingegriffen**). Unfrei von Anfang bis zum Ende hat das Concil einen Wunsch des Papstes Pius IX. erfüllt, aber keiner in der Kirche vorhandenen und lebendigen

*) Frommann: Eine Kritik des Florentiner Unions-Decrets. Leipzig 1807, besonders S. 54 ff.

**) Wie es auf dem Concil zugeht. S. 156 ff.

Glaubenslehre den Ausdruck gegeben. Und welchen sittlichen Anspruch auf Hochachtung als Führer des christlichen Volkes haben sich die Massen der vaticanischen Mehrheit erworben, wenn sie den Männern der Minderheit, die mit Gründen stritten, in einer Weise das Wort abschnitten, wie es nur in factiösen politischen Versammlungen, kaum je in eigentlichen Parlamenten vorkommt.

Welches werden nun die Folgen sein, die weitergreifenden Folgen dessen, was nun einmal geschehen ist? Es hat ein Mann*), dem weder Kenntniss der katholischen Kirche, noch historischer Scharfblick abgestritten werden kann, sie also summirt:

Es wird ein neues Princip von unermesslicher, zugleich rückwärts greifender und vorwärts sich erstreckender Tragweite geschaffen, ein Princip, welches, einmal unantastbar gemacht, die Geister fortan beherrschen, und zur unbedingten Unterwerfung unter jeden päpstlichen Ausspruch im Gebiete der Religion, der Sitte, der Politik, der Staatswissenschaften nöthigen wird, denn von einem Uebergreifen des Papstes in fremdes Gebiet kann nicht mehr die Rede sein, da es nur ihm, dem unfehlbaren Papste, allein zusteht, die Gränzen seines Lehrens und Wirkens nach Gutdünken zu bestimmen, und jede derartige Bestimmung selbst wieder das Gepräge der Irrthumslosigkeit trägt. Concilien werden damit für alle Zeiten ganz entbehrlich.

Die päpstliche Unfehlbarkeit, von dem Concilium als Glaubensartikel definirt, wird den Impuls zu einer theologischen, kirchlichen, selbst politischen Umwälzung geben, von deren Natur wohl nur Wenige sich jetzt klar Rechenschaft geben, deren Strom aber doch keine Menschenhand mehr zu stauen im Stande sein wird.

Zunächst wird der neugeprägte Glaubenssatz mit zwingender Nothwendigkeit sich als Grund und Eckstein des ganzen

*) Janus: Der Papst und das Concil. S. 48 ff. Diese, wenn auch nicht überall das Ziel treffende, doch meisterhafte Schrift, ist von Hergenroether in seinem Anti-Janus, Freiburg 1870, zwar hie und da berichtigt, aber nicht in den Hauptpuncten widerlegt.

römisch-katholischen Lehrgebäudes hinpflanzen, die gesammte Thätigkeit der Theologen wird sich auf die Ermittlung reduciren, ob ein päpstlicher Ausspruch für eine Lehre zu finden sei oder nicht. — Wozu noch mühsames Forschen in der Bibel, wozu das zeitraubende, an so schwierige Bedingungen und Vorkenntnisse geknüpfte Studium der Tradition, wenn ein einziger Ausspruch des untrüglichen Papstes die theologische Arbeit eines Menschenalters wie durch einen Hauch zu zertrümmern vermag?

Ich füge dieser Summation noch das Folgende bei:

Wenn der Papst von seiner Infallibilität Gebrauch macht, immer neue Glaubenslehren, sittliche Lebensordnungen, politische Grundsätze mit Untrüglichkeit schafft, so muss er nicht blos infallibel, er müsste inspirirt sein, wie die Apostel, und auch dann kann er nur, wie sie, Principien, allgemeinste Grundsätze geben, ja er muss selbst mehr als das, er muss allwissend sein, sonst wird er unausbleiblich in bester Meinung manchmal festsetzen, was von der Geschichte widerlegt und gerichtet wird. Der infallible Papst ist nur wirklich möglich, wenn er nicht blos menschlicher Statthalter Gottes, sondern wirklicher Gott ist. Zu dieser Schwindelhöhe wird das festgestellte Dogma durch einfache Schlussfolgerung treiben, und entweder wird der Papst Solches dann selbst von sich glauben, also — ein Wahnsinniger sein, oder, wenn er es nicht glaubt, auf die wirkliche Ausübung der Infallibilität verzichten müssen. Thut er aber Letzteres, wozu dann der ganze Lärm um das Dogma? Also auf die Höhe der wirklichen Abgötterei muss es die papistische Partei treiben, bis einmal ein Papst auf den römischen Stuhl kommt, der sich auch gegen sie, gegen den Jesuiten-Orden, infallibel wendet. Sagen Sie nicht, es sei dies ein wilder Sprung im Schliessen. Es ist ihm nicht zu entgehen. Denn wirklich, auch ein Apostel unsers Herrn hätte es ohne Allwissenheit nicht über sich nehmen können, in allen geistigen, sittlichen, kirchlichen, politischen Verhältnissen der jetzigen Culturvölker als untrüglicher Richter zu entscheiden, wenn er nicht allwissend war. Ueber die Apostel, über die Engel

und die verklärten Heiligen Gottes wird der Papst mit dem neuen Dogma gehoben, und die römische Kirche hat ihrem schlechtesten Elemente, dem heidnischen, mit diesem Dogma seine höchste Consequenz gegeben. Ob sich die wirklich christlichen Elemente in dieser Kirche mit dieser heidnischen Ausgeburt vertragen werden, ob nicht eine Scheidung in ihr eintreten werde — die Zukunft wird es lehren.

Ich will nicht wiederholen, was seit Jahresfrist tausendmal gesagt worden, den Zweifel, ob die römische Kirche mit diesem Dogma ihren eigenen theologisch, historisch, philosophisch gebildeten Angehörigen, auch wenn diese mit innigen Banden an ihr hängen, noch als für sie möglich, noch als ihre Heimath erscheinen kann? Und wenn die allgemeine Bildung durch das vom Staat wenigstens in Deutschland durchgeführte Schulwesen, dessen Fortgang der infallible Papst eben so wenig hindern kann, als es der fallible konnte, Erkenntnisse in die grösseren Massen dringen lässt, die auch diesen die Papst-Kirche in ihrem rechten Lichte erscheinen lassen, was wird die Folge sein? Kurz, ein Process der Zersetzung, wie er in Frankreich in so grossem Maasse schon stattgefunden hat, und dessen grauenhafte Folgen eben jetzt dem entsetzten Europa vor Augen liegen, wird auch in der katholischen Kirche Deutschlands unausbleiblich sein.

Ich weiss nicht, Hochwürdigste Herren, ob Sie auf die mögliche Wiedervereinigung der Christenheit in Eine Kirche irgend einen Werth legen. Sie aber, diese Wiedervereinigung, wird durch das neue Dogma, wenn es nicht als ein unbrauchbares Spielzeug in den Schrank gelegt wird, wenn es wirklich jedem katholischen Christen als seine Seligkeit bedingender Glaubenssatz zugemuthet wird — für immer unmöglich werden, und auch die evangelische Christenheit müsste in diesem Falle von allen darauf gerichteten Bestrebungen zurücktreten. Sie könnte die katholische Kirche nicht mehr als christliche Schwesterkirche, trotz aller ihrer Irrthümer, achten und ein freundliches Verhalten zu ihr pflegen, sie müsste sie als blosses Missionsfeld aus Erbarmen gegen das arme Volk, ihre Führer aber als blinde Blindenleiter behandeln.

Endlich aber der Staat — er hätte eine neue Kirche, eine in ihrem innersten Wesen verwandelte, vor sich. Die Verträge, wie der westphälische Friede, wie die Concordate, der paritätische *modus vivendi*, wären sie denn dieser neuen Kirche gegenüber noch bindend, noch gültig? Es wird freilich kaum in theoretischer Weise ein neues Verhältniss erst geschaffen werden, aber der Zusammenstoss hat ja schon auf den Universitäten begonnen und wird weiter gehen.

Noch einmal, Hochwürdigste Herren, bitte ich Sie, Ihre Augen auf Frankreich zu richten. Es ist nicht das gläubigste katholische Land, es ist sogar das Land der relativen kirchlichen Freiheit seit Jahrhunderten gewesen. Aber seine Volksmassen waren im Ganzen noch gut römisch-katholisch geführt, seine Mittelclassen sind der Kirche entschlüpft. Was hat die Kirche, soweit sie im strengen Sinne noch wirkte, aus dem Volke machen können? Soll Deutschland solchen Zuständen entgegengeführt werden? Die durch das vaticanische Decret vergiftete Kirche würde nicht anders können, als in dieser Richtung gehen. Der Staat würde allein rettend entgegentreten.

Dies also sind die Folgen, dies die Aussichten. Aber warum nehme ich mir die Freiheit, dies Alles in einem so langen Briefe Ihnen, Hochwürdigste Herren, darzulegen? Doch nur, weil ich als Christ den Untergang einer Kirche, die reiche christliche Elemente in sich trägt, nicht wünschen darf, und weil ich als evangelischer Christ eine Wiedervereinigung der deutschen Christenheit in Einer Gemeinschaft nicht für unmöglich halten kann. Nicht allein die Verheissung unseres ewigen Herrn und Heilandes von der Einen Heerde unter dem Einen Hirten, nämlich ihm selbst, bringt mich zum Festhalten dieser Hoffnung, sondern auch die Geschichte, welche ich als ein Werk der göttlichen Leitung betrachte. Durch die Geschichte aber ist, wie ich mir früher darzulegen erlaubte, das Recht der Nationalität in der Kirche als ein göttliches Recht, gerade so göttlich wie das Recht des Papstthums, soweit es anerkannt werden muss, erwiesen. Freilich hier werden wir auseinandergehen. Sie werden das Recht des Papst-

thums als oberster Jurisdiction als ein bleibendes und der Kirche zu allen Zeiten unentbehrliches festhalten, ich werde nur einen *primatus honoris* als dauernd, den in langer Uebung gewesenen *principatus* oder *primatus jurisdictionis* als eine das Wesen der katholischen Kirche, die eine bischöfliche ist, zerstörende Usurpation betrachten. Wenn Dr. Dœllinger die Unentbehrlichkeit auch des letzteren, wenn er nur nicht auf Infallibilität Anspruch mache, dadurch erweisen will, dass er meint, in dem gliederreichen Organismus der Kirche sei eine solche oberste Stellung unumgänglich, um jedes Glied in seiner Sphäre zu erhalten, so muss ich darauf antworten, dass der Papst gerade diese Function nicht erfüllt hat. Denn er selbst hat die Sphäre des bischöflichen Amtes verderbt, er hat sie für sich selbst usurpirt, er hat das Priesteramt getödtet, indem er die Aemter in der gegliederten Gemeinde hat untergehen lassen, ohne sie, als es möglich war, wiederherzustellen, er hat der weltlichen Obrigkeit ihre Stellung in der Kirche fast zu Grunde gerichtet, er hat die Mönchsorden in einer Weise übergreifen lassen, dass alle Aemter der Kirche darob verkümmerten, er hat die Provinzial- und Diöcesan-Synoden gelähmt, verschwinden lassen, er hat dem Jesuiten-Orden ein Uebergewicht über die Priester, die Bischöfe, die Metropolitane, ja über sich selbst gegeben, und hat nicht vermocht, ihn in seinen Schranken zu halten, er konnte ihn nur noch aufheben, er hat ihn trotz dieser Erfahrung wiederhergestellt; man kann also sagen, wenn die Erhaltung des Gleichgewichts, der Harmonie innerhalb der Kirche die Aufgabe des Papstthums war, so ist dasselbe völlig an derselben gescheitert. Ueberdies hat es das wichtigste Organ der Kirche, das allgemeine Concil, verfälscht und nunmehr vollends unbrauchbar gemacht. — Wenn Dœllinger weiter meint, das Papstthum habe die Aufgabe, die „Theilkirchen", also die Kirchenprovinzen, die nationalen Abtheilungen der Gesammtkirche, gegen das Uebergreifen der Staatsgewalt zu schützen, so sage ich abermals: es hat dies nicht vermocht. Denn weder die griechische Kirche hat es vor dem Cäsareopapismus zu schützen verstanden, noch hat es in Spanien, in Frankreich die Kraft gehabt, den Trägern der

Staatsgewalt Gränzen zu setzen, selbst dann nicht, wann sie Cardinäle seiner Kirche waren. Was hat sein unmächtiges Fluchen geholfen? Die organischen Artikel in Frankreich, der westphälische Friede bestehen in Kraft, obwohl das Papstthum nichts davon wissen wollte. Und hat es denn nicht selbst zu Uebergriffen der Kirche in den Staat das Beispiel, den Anreiz gegeben, und dadurch die entgegengesetzte Action hervorgerufen? Und was nun vollends die Nationen betrifft, hat denn da das Papsthum das göttliche Recht in der Geschichte anerkannt, hat es nicht nach römischer kurzsichtig gemachter Schablone alle Völker behandelt? Bezeugt nicht die Reformation in den Ländern germanischen Stammes, dass es nicht fähig war, die Stellung des Nationalen zum Christlichen zu begreifen, und hat es nicht Deutschland, England, Skandinavien, Holland, die Schweiz durch seine eigene und die Beschränktheit seiner Theologen und Kirchenpolitiker für immer verloren?*)

Und klagt nicht das aus tausend Wunden blutende Frankreich und der sittlich-religiöse Zustand Italiens, am meisten des Kirchenstaates, den Papst und das Papstthum laut der verfehlten Mission auf diesem Gebiete an?

Meine feste Ueberzeugung ist, dass das römische Papstthum durch die Geschichte der Völker als eine überlebte, nicht ferner mögliche Institution gerichtet ist, und dass es durch den letzten krampfhaften Versuch, sich wieder emporzubringen, der eben das vaticanische Concil ist, sich völlig unmöglich gemacht hat. Von ihm kommt mit allen hochherzigen Gefühlen eines einzelnen Papstes, wie Pius IX., mit allem Weihrauch der kirchlichen Hofsprache, mit allem hohepriesterlichen Bombast der herkömmlichen Phraseologie der katholischen Kirche keine Hülfe mehr, sondern die Kirche muss sich unter dieser Führung zersetzen und untergehen. Wo ist also die Hülfe zu suchen, als bei den Trägern des Amtes, welches vor dem Papstthum bestand, und welches durch sein Herzblut das Papstthum aufgenährt hat, nämlich des bischöflichen Am-

*) Kirche und Kirchen, S. 35 ff.

tes? Wenn der katholischen Kirche noch geholfen werden soll, so sind es die Bischöfe, die ihr zu helfen haben. Denn sie kann keine Macht in der Welt von dieser Pflicht freisprechen. Aber wie können sie es? Es giebt nur Einen Weg zur Hülfe, wenn sie thun, was das Papstthum hätte thun sollen und — verführt durch die kranken Gelüste nach absoluter Herrschaft, durch die Versuchungen des Teufels, der ihm alle Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zeigte, und welchen es unterlegen ist — nicht gethan hat. Es ist die Anerkennung des Rechts der Nationalitäten in der Kirche; nicht im Christenthum, im innersten Wesen des Glaubens, denn dieses ist und bleibt dasselbe für die ganze Menschheit, aber in der Kirche. Auf die Gewinnung der National-Kirchen muss also die Arbeit der Bischöfe gerichtet sein. Diese ist aber nur auf dem concreten Wege möglich, dass die Gemeinden wiederhergestellt werden, welche im Mittelalter theils mit, theils ohne Schuld der Hierarchie untergegangen und in blosse Parochieen verwandelt worden sind, dass die Aemter wiederhergestellt werden, wenigstens die in der apostolischen Zeit lebendig gewesenen, nämlich der nicht predigenden Presbyter, die verwaltenden und pflegenden Aemter, der Diakonen neben und unter den Presbytern, der Evangelisten und meinetwegen auch der Lectoren und Räucherer und Pförtner. Wenn der Priester mit diesen aus der Gemeinde erwachsenen Organen umgeben in derselben waltet, so wird er seine höheren Gaben frei sich bewegen lassen, und das katholische Volk wird nicht ferner in roher Unwissenheit blos nachbeten und mechanisch zum Gottesdienste eingeübt werden. Dann wird der Priester als Vertreter einer Gemeinde, die sich kennt und fühlt, auf der Diöcesan-Synode erscheinen, und wird wirklich Vertreter eines lebendigen Leibes sein. Der Bischof aber, von seinen Priestern, Erzpriestern, Archidiakonen umgeben, wird seiner Synode in Kraft vorstehen können und von ihr aus in die grössere Metropolitan-Synode hinein Licht und Leben mitbringen. Das wäre ein wirklich gliederreicher Leib, der in dem National-Concilium seine reiche Ergänzung und Handreichung fände. Nur auf solche Weise

könnte eine wirkliche National-Kirche erstehen, in welcher das Nationalleben kirchlich geweiht und geheiligt würde.

Allerdings werden die Priester, um solche Gemeindeleiter zu sein, ihre Bildung nicht aus abrichtenden Seminarien entnehmen dürfen, sondern sie werden sie in noch höherem Maasse als bisher von den Universitäten in ächt wissenschaftlicher Weise empfangen müssen.

Aber — werden Sie einwenden — wenn die Nation getheilt ist, zerrissen durch die Kirchenspaltung? Sie haben ein Recht zu dieser Frage, weil die Trennung keine einheitliche Nationalkirche, weder katholische, noch evangelische, wird aufkommen lassen, und weil eine halbe — keine ist. Und doch, wo nehmen wir die Mittel her, um die Spaltung aufhören zu lassen? Wird sie weniger vorhanden sein und die Kluft weniger weit klaffen zwischen den beiden Theilen der Nation, wenn die katholische Kirche ihre Verfassung in der eben in der Kürze angegebenen Weise ausgestaltet? Liegt doch der tiefste Grund der Spaltung in der Lehre, nicht in der Verfassung, freilich nicht in der eigentlichen Theologie, der Lehre von Gott, seinem Wesen, seinen Eigenschaften, seinem inneren Leben (Dreieinigkeit), nicht so wesentlich auch in der Lehre von der Sünde, dem Fall des Menschen, der Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit, obwohl hier schon Risse zwischen beiden Gebieten des religiösen Erdreichs bemerklich sind, auch nicht in der von der Menschwerdung Gottes, der Person Christi, dem Werke der Erlösung und Versöhnung. In diesem ganzen objectiven und thatsächlichen Theile der Glaubenslehre ist die Differenz zwischen Katholiken und Protestanten, wenn man sie nicht geflissentlich sucht, kaum grösser zu nennen, als zwischen den verschiedenen Ansichten innerhalb sowohl der katholischen als der evangelischen Gemeinschaft. Selbst wo es sich um die thatsächliche Uebertragung des Heils an den Einzelnen und die Gesammtheit der Menschen handelt, in der Lehre von den Sacramenten, ist der eigentliche Gegensatz nicht zu suchen, so oft er auch da gesucht worden ist. Denn die katholische Kirche steht nicht an, Taufe und Abendmahl für die principalen Sacramente, die es eigentlich und in vollstem Sinne sind,

zu erklären, wie die evangelische diese allein festhält. Sie hält also die übrigen fünf heiligen Handlungen für Sacramente in einem anderen Sinne als jene zwei, und die evangelische Kirche hat schon in der Reformation bei Aufstellung des augsburgischen Bekenntnisses hinsichtlich der Absolution einen Augenblick geschwankt, ob sie nicht dieselbe den Sacramenten als drittes zuzählen solle, sie hat in der neueren Zeit in weiteren Kreisen die Confirmation, selbst auf Kosten der Taufe, als eine Art von Sacrament betrachtet und behandelt, und selbst einer ihrer Dogmatiker hat sie ein solches genannt, ohne dass deswegen ein Riss entstanden ist. So bleiben nur Ehe, Priesterweihe und letzte Oelung als dem Evangelismus ganz fremd übrig, obwohl auch die letztere auf lutherischer Seite einmal eine Gunst fand, die fast zu ihrer Einführung in einem bestimmten Kreise gewirkt hätte. Und was ist denn die Einsegnung von Sterbenden, wie sie oft geschieht, wesentlich Anderes? Die Ordination und die Ehe bleiben eigentlich die alleinigen Streitpuncte, und wie viele Protestanten wären hinsichtlich beider leicht zu bewegen, ihnen auch einen höheren Werth und eine bindendere Macht zuzugestehen! Wie nun, wenn man sich auf diesem Gebiete der fünf Sacramente zweiten Ranges gegenseitig Freiheit zugestände, und ein Katholik deswegen noch nicht als abgefallen betrachtet würde, weil er hierin die evangelische Ansicht theilte, und ein Evangelischer nicht als übergetreten, wenn er eine dieser heiligen Handlungen so hoch stellte, wie die Katholiken thun? — Den Kelch im Abendmahle den Laien zuzugestehen, wäre die katholische Kirche nicht principiell gehindert, und würde dieser Punct eine Scheidung in zwei feindliche Kirchen nicht begründen können. Erst bei dem Puncte von dem versöhnenden Opfer in der Messe würde die eigentliche Differenz anfangen, also in der Lehre von der Verwandlung und in der vom *opus operatum*. Es fällt mir nicht ein, zu erwarten, dass auf diesem Punct die beiden Kirchen sich so leicht ausgleichen werden. Aber dies würde ja eben nur hindern, dass die Protestanten zur katholischen Kirche, wie sie ist, zurückkehrten, oder der Katholik seine Kirche verliesse, um evangelisch zu werden.

Es würde aber nicht hindern, dass der Katholik anerkennte, wie auch dem Protestanten in seinem Abendmahlsgenuss die wirkliche Gemeinschaft mit Christo vermittelt werde, wenn er auch nur (lutherisch) eine wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahl, oder auch selbst, wie der Reformirte, eine Vereinigung vermittelst des Glaubens zwischen dem unsichtbaren Herrn, der der Geist ist, und dem Empfänger als Lehre annähme. Es bliebe dabei dem Katholiken unbenommen, die evangelische Lehre und Handlung als die unvollkommenere zu betrachten, dem Protestanten aber, die Unvollkommenheit und Unklarheit auf der katholischen Seite zu finden. Nur das Eine müsste auf katholischer Seite geschehen, dass der Leib Christi nur als für den Genuss im Sacramente verwandelt gälte, nicht auch ausserhalb dieses Genusses, und die Adoration des Brodes aufhörte. Und damit würde der Katholik in der That Nichts an Gegenwärtigkeit Christi verlieren, weil er ja auch an die unsichtbare geistige Gegenwart des Herrn bei den Seinigen (nach Matth. 28, 20) glaubt. — Nichts würde die beiden Kirchen hindern, einander als christliche, als besondere menschliche Fassungen des geoffenbarten Heils zu achten und den Uebergang von der einen zu der anderen nicht als einen Verlust der Seligkeit für den Uebergehenden anzusehen. Möchte immerhin auch hier jede sich selbst als die vollendetere Gestalt der Gemeinschaft in Christo betrachten. Der Gedanke des objectiven versöhnenden Opfers in der Messe und der andere von einem bildlichen (symbolischen) Thun, einem commemorativen Opfern und Darbringen würden neben einander sich bewegen. Die Selbstopferung des Communicanten, und eben damit sein Eingehen in die geschehene Versöhnung mit Gott würde aber beiden vorantreten.

Es kann mir nicht beikommen zu erwarten, dass die katholische Christenheit mit Einem Schlage diese Umschmelzung der Lehre vornehmen, gleichsam als ein Geschäft abmachen werde und könne Die Frage kann nur die sein, ob es ihr eigentliches Wesen zerstören, ja auch nur stören könnte, wenn in diesem Puncte, der die Feier selbst in ihrem Wesen unangetastet liesse, eine Freiheit der Lehransicht in ihr ge-

stattet und auch dem evangelischen Christen zugelassen würde, sich ohne Austritt aus seiner Gemeinschaft an der symbolisch concreteren Abendmahlsfeier der Katholiken zu betheiligen? Allerdings würde die Lehre vom *opus operatum*, von den subjectiven Bedingungen für die würdige Communionsfeier und eben damit die Lehre von der Beichte, der Ohrenbeichte, einer Revision an dem Maasstabe der heiligen Schrift unterworfen werden, und es müsste die heilige Schrift als die Quelle aller wesentlichen Glaubenswahrheit in die Hände der Gemeinde gelegt und ihr mehr, als bisher geschah, ausgelegt werden. Die Beichte als specielle abzuschaffen, würde Niemand der katholischen Kirche zumuthen, aber neben ihr müsste die evangelische Beichtform und Absolution (als Verkündigung, nicht als Richterspruch) als vollkommen gleichberechtigt bestehen, so dass jene nur dem besonderen Bedürfniss vieler Christen entgegenkäme. Dass aber die katholische Kirche nur von einer Krankheit geheilt würde, die ihr anhängt, wenn die innere Herzensstellung des Beichtenden und Communicirenden stärker betont und die Absolution und der Sacramentsgenuss mehr als ein Gnadengeschenk an den zur inneren Aufnahme Fähigen betrachtet würde, dass damit das geistliche Leben nur gewinnen könnte, liegt auf der Hand. Warum sollte auch der Evangelische, wenn alle falschen Vorstellungen von priesterlicher Allwissenheit oder Richtergewalt ohne solche mit allem Ernste ferngehalten würden, sich des ganz speciellen Beicht-Instituts nicht bedienen? Ein reiner Gewinn aber wäre es, wenn das Mechanische, rein Aeusserliche, das todte Abmachen abgethan würde, welches der katholischen Kirche wahrlich keine wirklichen Christen, sondern nur grosse Haufen Solcher erhält, die innerlich von ihrer Absolution unberührt bleiben. Dass aber die Religion Sache der Ueberzeugung, des Herzens, der bewussten Hingabe werde, ist ja ihr Interesse nicht minder, als das der evangelischen Kirche. Allerdings würden damit die Satisfactionen, die ungeistigen Gebetsmaschinen, Rosenkränze u. dergl. allmählich den Abschied nehmen, Dinge, die doch kein ernster Katholik als wirkliche religiöse Mittel ansieht. Und die Ablässe würden, weil ihr Gegenstand, die

Kirchenstrafen, wegfielen, allerdings auch nicht mehr erscheinen. Immerhin eine weitreichende, aber eine der Innerlichkeit der Religion nur förderliche Veränderung, und nicht eine des Augenblickes, sondern allmählicher Entwickelung. Es wäre noch von dem Heiligendienst, dem Mariendienst, also der Intervention der geschaffenen Mächte des Reiches Gottes, zu reden. Aber es sei genug, da ich nicht ein Henotikon aufzustellen begehre, sonst müsste ich von dem auch reden, was auf protestantischer Seite Annäherndes zu geschehen hätte. Ich will nur die unerlässlichen Schritte nennen, die zu einer Gemeinschaft auf kirchlichem Boden zwischen Protestanten und Katholiken geschehen müssten, und die im Laufe der Zeit die Folgen der Herstellung der Gemeinde, der auf ihr ruhenden Synoden, der wahren Stellung und Gewalt der Bischöfe sein würden.

Sie werden, Hochwürdigste Herren, wahrscheinlich finden, dass ich Ihnen eine Forderung stelle, die der einer Reformation gleich käme, einer solchen an Haupt und Gliedern, wie sie schon so oft in der Kirche verlangt worden sei. Ich antworte, dass die Kirche zu keiner Zeit ihres irdischen Daseins des Reformirens sich entschlagen darf, dass jede Nation in ihrer besonderen Begabung der Kirche Etwas zubringt, was in sie hineinzuarbeiten ist, weil die Völker zwar dem Christenthum und seinen grossen Heilsgütern gegenüber nur empfänglich und empfangend sich zu verhalten haben, der Kirche aber, die zuerst im jüdischen, dann im hellenischen, dann im römischen, römisch-keltischen und römisch-germanischen Kreise sich entfaltet hat, jedesmal eine modificirte Gestalt geben, und weil, die Kirche eben so unveränderlich in ihren Formen der Verfassung, ja selbst in ihren Lehranschauungen erhalten zu wollen, wie in ihren ewigen und gottmenschlichen Grundlagen, ein vergebliches Bemühen ist. Reformation hat daher zu allen Zeiten stattgefunden und muss immer wieder eintreten. Die germanische Nation hat dem Christenthum eine so hohe Empfänglichkeit, der Kirche eine so tiefe Innerlichkeit zugebracht, dass aus ihr im sechszehnten Jahrhundert die evangelische Erneuerung entsprungen ist. Sie umfasste in rascher

Verbreitung ganz Deutschland und bald alle germanischen Völker, selbst die keltisch-römisch-germanischen wurden von ihr ergriffen. Dass sie durch gewaltige Mittel der Politik, durch die Einmischung der romanischen Völker in ihrer Entwickelung aufgehalten wurde, wissen Sie, Hochwürdigste, so gut als ich. Wäre Deutschland sich selbst überlassen geblieben, hätte nicht die spanisch-habsburgische Dynastie der Kaiser dem römisch-italiänischen Papstthum in die Hände gearbeitet, Deutschland wäre zur Stunde protestantisch von den Alpen bis ans Meer, und alle Ihre Bischofssitze beständen nicht, oder als evangelische. Also die national-germanische Gestalt des Christenthums als Kirche ist die evangelische Kirche, und wenn eine deutsche National-Kirche einheitlich entstehen und leben soll, so wird es die protestantische sein, so lange die katholische Kirche nicht auch eine evangelische geworden ist. Es ist zwar unbestreitbar, dass der Protestantismus ein Doppeltes in sich trägt, nämlich die Freiheit von menschlicher Auctorität und die Gebundenheit an das Wort Gottes, und dass auch dieses letztere vielfacher Auslegung fähig ist. Es wird daher innerhalb des Protestantismus leicht geschehen, dass Einzelne, ja dass Viele die negative Seite der blossen Freiheit einseitig betonen und zuletzt blos den absoluten Werth der persönlichen religiösen Ueberzeugung ohne Rücksicht auf ihren Inhalt gegenüber aller Auctorität, auch der des Wortes Gottes, aufstellen und dadurch ungläubig, widerkirchlich, irreligiös werden. Dies ist der After-Protestantismus, der stets zu bekämpfen sein wird. Ebenso wird es geschehen, dass die Bindung an das Wort Gottes zwar festgehalten, aber in einseitiger und willkürlicher Auslegung desselben Verzerrungen der christlichen Wahrheit geschaffen werden, welche zu Secten mannichfacher Färbung führen. Auch dies ist eine Gefahr, die beständig zu bekämpfen sein wird, und die um so stärker hervortritt, je weniger die Kirche selbst der biblischen Wahrheit ihre volle Herrschaft und ihren klaren Ausdruck gibt. Vor diesen beiden Gefahren des Protestantismus schrecken gerade die frommen Katholiken am meisten zurück und decken sich mit der Einheit der Kirche und ihrer auctoritativen Lehre. —

Aber sie vergessen, dass besonders der Unglaube und die Irreligiosität mit Berufung auf die Freiheit der Ueberzeugung, also der After-Protestantismus, in der katholischen Kirche selbst einen breiten Raum gewonnen hat und immer mehr gewinnt, mit dem Nachtheil, dass hier Viele nicht wagen dürfen, ehrlich ihre Farbe zu bekennen, und, die es thun, aus der Kirche scheiden müssen, während der Protestantismus der Aufrichtigkeit Bahn lässt und doch das Band nicht leicht zerreisst, das noch eine geordnete christliche Einwirkung auf die Verkommenden ermöglicht. Die Heuchelei und Unwahrheit ist in der katholischen Kirche, gedeckt durch die Formen und den Schein der Einheit, eine Gefahr, die ich für viel grösser und schlimmer halte, als allen Abfall und alles Sectenwesen des Protestantismus, weil es der Kirche selbst den Schein anwirft, als hülfe sie mit Bewusstsein die heuchlerische Lüge aufrechthalten.

Ich sage es noch einmal, die Kirche kann sich nur erhalten, wenn sie national wird, denn das ist für sie die weltgeschichtliche Bestimmung, welcher sich keine Institution ohne die Strafe des Unterganges entziehen kann. Will sie aber in Deutschland — nur von unserem Vaterlande rede ich zunächst — national werden, so muss sie entweder den Protestantismus überwinden, was geradezu unmöglich ist, weil sie damit das nationale Wesen auf dem kirchlichen Gebiete überwinden müsste, oder sie muss für ihn Raum in sich selbst finden, ihn in sich aufnehmen, wenn er soweit von dem Sehnen nach Heilung des Risses in der Nation sich treiben lässt, oder endlich — und dies ist wohl das Praktische — sie muss sich ihm durch die oben nur flüchtig berührten Lehrentwickelungen nähern und in gegenseitiger Anerkennung nicht blos, sondern in gemeinsamer Arbeit für das religiöse und kirchliche Leben der Nation den Weg suchen und finden, um die Schäden der Spaltung wirklich zu heilen.

Dass ich mit dieser Anforderung mich an die Bischöfe der katholischen Kirche in Deutschland wende, hat ein wohl begründetes historisches Recht. Denn nur die Bischöfe waren es vor 300 Jahren, mit nur wenigen Ausnahmen in Preussen,

Brandenburg, Naumburg, Strassburg und Cöln, von denen aber mehrere durch Gewaltthat wieder in das alte Geleise zurückgedrückt wurden, die es in der Zeit der Reformation hinderten, dass diese nicht die ganze Kirche Deutschlands erneuernd und belebend durchdrang. Dieses Zurücktreten der Bischöfe vor der Vertiefung und Verinnerlichung war es, was der Kirche ihre meisten Besitzthümer kostete, was die Landesfürsten in die kirchenregimentliche Stellung drängte, was die Zertheilung der evangelischen Kirche in die Landeskirchen, was den ganzen protestantischen Cäsareopapismus verschuldete. Wie damals die Bischöfe ihren Gemeinden untreu wurden und an ihrem hohen Amte handelten, so kann es jetzt wieder geschehen, wenn sie der durch das vaticanische Concil neu entstehenden bis in das letzte Princip romanischen, undeutschen Kirche sich ergeben. Wie jene Zeit, so ist der gegenwärtige Augenblick ein entscheidender Moment, eine Krisis. Dass Sie gut machen, was Ihre Vorgänger verdorben haben, ist bei dem Einheitsruhm Ihrer Kirche, auf den so viel Werth gelegt wird, nicht mehr als billig. Aber freilich auf dem Wege geht es nicht, auf welchem ein Hochwürdigster Mann aus Ihrer Kirche, derjenige, welcher auf dem Concil am entschiedensten von vorn herein auf der Seite der Infallibilität stand*), es angefasst hat. Er weiss von der gemeinsamen Pflicht der Katholiken und Protestanten für ihre Wiedervereinigung zu reden, die in Gebet und Arbeit für dieselbe bestehe, dann aber auch von der besonderen Pflicht der Katholiken und der Protestanten, der ersteren durch gutes Beispiel zu wirken, der letzteren, ernstlich zu prüfen, wohin sie mit ihrer Lehre und Absonderung gerathen seien und wie die katholische Lehre wirklich beschaffen sei, aber er weiss auch nicht ein Wort von seiner Pflicht als Bischof, von der Pflicht der Bischöfe überhaupt zu sprechen. Und doch liegt hier der Schwerpunct. Rom wird nie

*) Dr. Konrad Martin, Bischof von Paderborn: Wozu noch die Kirchenspaltung? Ein freies Wort an Deutschlands Katholiken und Protestanten. 4. Aufl. Paderborn, 1869. Eine scharfe Beleuchtung erfuhr diese Schrift nebenbei durch G. Huyssen: Das bevorstehende ökumenische Concil. Elberfeld, 1869.

die Wiedervereinigung möglich machen, und wer sich mit ihm identificirt, der kann sie auch nur so sich denken, wie der Hochwürdigste Bischof, von welchem ich rede, nämlich als eine Wiederkehr und Unterwerfung der Protestanten, ohne dass die römische Kirche aufhöre zu sein, was sie geworden, ohne dass sie an ihrer Lehre ein Jota ändere. Diese Lehre hält er den Protestanten, wie er meint, in ihrem wahren Lichte vor. Auch so, wie sie bei ihm lautet, ist sie schriftwidrig und voll Menschensatzung. Aber sie lautet auch nicht überall so, wie er sie lauten lässt. Also so die Sache wollen, wie er, heisst: sie nicht wollen. — Die Gedanken der Wiedervereinigung sind ja nicht neu, es ist keines der Jahrhunderte seit der Reformation ohne Bemühungen für seine Verwirklichung. Es war ja bekanntlich unser grosser Leibnitz, der nicht blos die politische Einigung Deutschlands, seine Befreiung vom politischen (französischen) Romanismus anstrebte und weissagte, sondern auch forderte, dass mit ihr und durch sie die Erlösung vom italiänischen (päpstlichen) Romanismus komme. Seine erste Weissagung von dem einigen und freien Deutschland ist im Begriffe sich zu erfüllen. Die Frage ist, ob die andere Erlösung folgen wird? Leibniz war darüber völlig im Klaren, dass Deutschland, um Deutschland zu sein, nach seinem nationalen Grundwesen, also nach einer gottgegebenen Bestimmung, mit dem Romanismus völlig und für immer brechen müsse.*) Auch er strebte die Einheit der Kirche an, aber er ging fast den umgekehrten Weg von dem, auf welchem in der neuesten Zeit ein schüchterner Versuch in ganz privater, fast heimlicher Weise zur blossen Wiederannäherung zwischen gläubigen Protestanten und Katholiken gewagt wurde.**) Dieser letztere ging von einem Bedürfnisse auf dem Gebiete des politischen Lebens aus. Conservative Männer beider Kirchen suchten sich einander zu nähern, um die christlichen Grundgüter gemein-

*) A. Pichler: Die Theologie des Leibniz. Bd. I. München, 1869. S. 99 ff.

**) L. Clarus: Die Zusammenkunft gläubiger Protestanten und Katholiken zu Erfurt im Herbst 1863 und deren Verlauf. Paderborn, 1868.

sam zu wahren und einer destructiven, gegen die Grundsäulen des christlichen Volkslebens und seiner staatlichen Ordnungen anstürmenden politischen Strömung entgegenzutreten. Man kann also sagen, sie gingen vom monarchischen Staatswesen, und sogar schon vom monarchisch-constitutionellen aus und suchten eine starke Stütze für dasselbe in dem Zusammenhalten katholischer und evangelischer Christen in dieser Richtung. Sie konnten sich und wollten sich zwar nicht verhehlen, dass ihre Annäherung und ihr Händereichen auch nur zu diesem Zwecke zugleich mehr beabsichtige, nämlich wenigstens ein Ausstrecken der Fühler, ob etwa die Zeit einer näheren Verbindung der beiden Kirchen in Deutschland günstiger geworden sei. Zugleich aber wehrten sie geflissentlich die Meinung von sich ab, als hielten sie sich für bevollmächtigt, diese nähere Verbindung anzubahnen, oder gar herbeizuführen. Die Sache gerieth, wie natürlich, ins Stocken. Leibniz hingegen spricht sich für eine Gemeinschaft der beiden Kirchen aus, bei welcher vor Allem das Fremde, Romanische, Undeutsche ferngehalten, sonst aber das Augenmerk auf die von dem Herrn der Kirche klar verkündigten „Principien des socialen Lebens" gerichtet würde, „und keiner Gemeinschaft die volle Anerken„nung ihres christlichen Charakters verweigert würde, welche „nach diesen socialen Grundsätzen des Christenthums, die dem „Nationalcharakter aller Völker entspricht, ihre Gesetzgebung „regelt, mag die äussere Verfassung sein, welche sie wolle, „und mögen die Ansichten über einzelne, das sociale Leben „nicht fundamental berührende Lehren noch so verschieden „sein. Die gleichen socialen Principien des von Christus er„neuerten und gereinigten Naturrechtes im Staats- und Fami„lienleben, in Religion und Wissenschaft sind ihm das eini„gende Band, welches die Christen aller Länder mit einander „verbindet und gegenseitig umschlingt. Dies ist ihm die wahre „christliche Einheit und Katholicität, dies die wahre Sichtbar„keit der Kirche, nicht eine blos durch äussere Verfassungs„organe erzwungene und zusammengehaltene, welche nur ge„genüber noch rohen und ungebildeten Völkern, wie die mit„telalterliche Welt sie darstellt, eine gewisse geschichtliche

„Berechtigung hatte." Er verlangt das Aufgeben des Cölibats, der besonderen Weihe der Bischöfe als höherer Ordnung, das Fallen des Tridentinums, die Umgestaltung der orthodox-protestantischen Lehre und Verfassung. Kurz, sein Ziel ist die Herstellung einer neuen, deutsch-nationalen christlichen Kirche.

Die Hochwürdigsten Herren werden das oben von mir Gesagte von diesen Leibniz'schen Ideen wohl zu unterscheiden wissen. Ich begehre nicht, dass der katholische Christ seine Kirche aufgebe, oder der Protestant die seinige. Ich habe blos auf die Ergebnisse hingewiesen, welche eine Revision der Lehre in den Differenz-Puncten beider Kirchen auf Synoden, welche durch den Gedanken der nationalen Kirche geleitet würden, haben könnte und fast müsste. Dies aber habe ich gethan, um zu zeigen, dass kein Katholik ein Abtrünniger von seiner Kirche werden müsste, um die Christlichkeit der Anschauung des evangelischen Christen anzuerkennen, ja um ein weites Gebiet der Lehre zu einem Gebiete der Freiheit zu machen. Ich rede nur von den Veränderungen in der Anschauung, welche eintreten müssten, damit beide Kirchen dem von Gott geordneten Wesen der Nationalität sich anschlössen, und so zwar nicht die Einheit einer alle Deutschen umfassenden Kirche, aber doch die Freiheit eines nationalen Christenthums in Gestalt mehrerer Kirchen zu erzielen. Allerdings ist auch meine Hoffnung, dass, wenn die beiden Kirchen sich innerlich einander näherten, ja sich einander entgegenkommend gestalteten, alsdann auch äussere Berührungen, selbst gemeinsame Festsetzungen und Ausgleichungen stattfinden könnten. Hier wäre dann ein deutsches National-Concilium denkbar, auf welchem eben so gut die evangelische als die katholische Kirche vertreten wäre, aber ohne dass es für seine Beschlüsse auf Unfehlbarkeit Anspruch machte. Diesen Anspruch kann der evangelische Christ nicht einmal dem wirklich und nach allen Seiten ökumenischen Concil zusprechen, wiewohl er ihm, wenn es in der That die auf der heiligen Schrift und der sicheren apostolischen Ueberlieferung ruhende, in realer Vertretung aller Gemeinden und ihrer lebendigen Glieder ausgesprochene Lehr-Ueberzeugung kundgiebt, einstimmig oder mit einer mora-

lisch als Einstimmigkeit zu erachtenden Mehrheit der Stimmen kundgibt, eine hohe Auctorität nicht abspricht. Eine absolute Irrthumslosigkeit aber darf auch der ganzen Kirche in allen ihren Gliedern nicht zugeschrieben werden, denn sie vergöttert, was menschlich ist.

Ich könnte auf die von Dr. Doellinger*) aufgestellten Puncte über die Möglichkeit oder Unmöglickeit der Vereinigung zwischen Katholiken und Protestanten eingehén, ich könnte auf neuere Aeusserungen**) mich einlassen, die in Anknüpfung an die päpstliche Einladung der Protestanten zum vaticanischen Concile und an die Bestrebungen im evangelischen Deutschland, alle Evangelischen um die augsburgische Confession als das gemeinsame Grundbekenntniss zu sammeln, dahin gerichtet sind, dass diese Confession die Wiedereinigung der Protestanten mit der unveränderten katholischen Kirche nicht hindern könnte, aber ich würde hierdurch ein schon zu lang gewordenes Schreiben noch bedeutend verlängern müssen. Ich breche daher hier ab, da ich die möglichen Eventualitäten dessen, was ich als die gebieterische Pflicht der deutschen Bischöfe bezeichnet habe, mit dem Gesagten hinreichend erörtert glaube.

Ich habe gezeigt, dass die Bischöfe ihr Eid und das Concil nicht binden, dem neuen Dogma anzuhängen, dass vielmehr beide sie gebietend auffordern, die Zerstörung ihres Amtes, die schon so weit gegangen ist, nicht mit frevelnder Hand zu vollenden, ihre Nation, ihre Diöcesen, ihre ganze geschichtliche Aufgabe nicht zu verläugnen.

Nur zwei Einwürfe stehen mir noch entgegen, der erste, welcher mich frägt: Was soll aber dann aus der Einheit der katholischen Kirche in der Welt werden, wenn die deutsche Nationalkirche aus dem Zusammenhange selbständig heraustritt? Die zweite: Wie soll die ehrwürdige Tradition des römischen Stuhls mit solchem Hervortreten der deutschen Bischöfe versöhnt und wie das bereits Geschehene, die Verkündigung des Dogma's, ungeschehen gemacht werden?

*) Kirche und Kirchen. Vorrede. S. XXI. ff.

**) Historisch-politische Blätter für das katholische Deutschland. Bd. 63. Heft 2. S. 148 ff. Heft 3. S. 189 ff. München, 1869.

Was das Erste betrifft, so erwiedere ich, dass die Einheit der Kirche, ihre Katholicität, im Wesentlichen des Glaubens besteht und ruht, dass auch den übrigen katholischen Ländern, wenn nur einmal der Schritt in Deutschland geschehen wäre, die unabweisbare Forderung nahe träte, sich national zu gestalten, und dass, wo dies, weil nur eine Diaspora von Katholiken in ihnen sich befindet, unmöglich ist, es nahe läge, sich da anzuschliessen, wo sich die meiste nationale Verwandtschaft findet. — Denken wir uns aber so einheitliche nationale Kirchen in Spanien (vielleicht mit Portugal), in Italien, in Frankreich, im Slavenlande (Polen), so würde allerdings in jeder dieser grossen Landeskirchen ein eigenthümlicher Geist und eine besondere, auch schon an bisherige Tradition geknüpfte Behandlungsart entstehen. Man könnte sagen, dass eine centrifugalere Bewegung in die Kirche käme, je mehr sie, wie in Deutschland und England, mit protestantischen Gemeinschaften sich nahe berührte, wenn einmal die eisernen Riegel der bisherigen Form-Einheit gebrochen wären. Man könnte sogar behaupten, dass dann erst recht das Bedürfniss eines *Centrum unitatis* hervortreten, und dass das Bedürfniss der Kraft dieses Centrums wieder zur Erhöhung der Papstgewalt hindrängen würde. — Ich antworte nicht ohne Bewusstsein, mich hier auf einem Gebiete zu befinden, wo man blos zu belächelnde Einfälle leicht ausspricht: wohl, dieses Centrum könnte und sollte fortbestehen, es sollte und könnte auch an den *primatus honoris* des römischen Bischofs sich anknüpfen, es könnte dies um so eher, wenn dieser nicht mehr ein italiänischer Landesherr wäre. Es müsste auch der persönliche Träger dieser schiedsrichterlichen Auctorität, welcher dann das allgemeine Concil wohl in kritischen Zeiten als Verstärkung nöthig wäre, zu welchem die Protestanten nicht minder als die Katholiken gehören würden, das aber auch nicht als infallible Behörde, sondern als lebendige Vertretung der gesammten Christenheit zu wirken hätte, ein Collegium von Männern hoher kirchlicher Begabung und Erfahrung um sich haben, wie es jetzt die Cardinäle vorstellen. Aber sie müssten nicht von ihm selbst ernannt, sondern von den nationalen Kirchen aus sich erwählt,

sie müssten nicht für Lebenszeit, sondern in einem nicht allzu raschen Wechsel etwa nach 5—6 Jahren zu dieser Arbeit delegirt sein. Die Einheit und die Lebendigkeit der Kirche, soweit erstere wirklich nöthig, die Aufrechthaltung der Grundlehren der Wahrheit aus der Offenbarung innerhalb der Kirche, sie würden in dieser Weise viel mehr gesichert sein, als sie es bisher waren, und es könnte keinem Papste mehr zustehen, gar ein Dogma zu schaffen. Aber die Freiheit des christlichen Gedankens in seiner mannichfaltigen Ausprägung müsste nicht minder der Obhut und dem Schutze dieser centralen Vertreter und Schiedsrichter der Kirche vertraut werden. Freilich Hüter der an die heilige Schrift gebundenen Tradition anders als jeder Bischof, als jeder erleuchtete Christ und jeder Theologe könnte der Papst in dieser veränderten Stellung nicht bleiben, und von apostolischen Gnadenerweisungen aus alten vermeintlichen Schätzen der Kirche dürfte nicht mehr die Rede sein. Der die erste Stelle in der Christenheit einnehmende Bischof zu Rom wäre nicht mehr aus diesem Collegium allein, sondern aus der ganzen Christenheit durch die zur Wahl Delegirten der National-Concilien, und zwar abwechselnd aus den verschiedenen Nationen und ihren Kirchen zu wählen.

Diese Gedanken sollen einen weiteren Werth nicht haben, als nur den, zu zeigen, dass weder dem alten Bischofssitze zu Rom seine Würde, noch auch der Kirche ein Mittelpunct, soweit sie desselben zu bedürfen glaubt, fehlen müsste, um ihr das unveräusserliche Nationalitätsrecht zurückzugeben und das bischöfliche Amt aus seiner Verstümmelung wiederherzustellen, die Gemeinde aus ihrer Tödtung zu erwecken.

Frägt es sich aber endlich darum, wie das Geschehene, nämlich die Verkündigung des Dogma's der päpstlichen Infallibilität, könne ungeschehen gemacht werden? so antworte ich, dass dies als ein voreilig Geschehenes nicht als geschehen betrachtet werden darf. Ist doch das Concil nicht geschlossen und ist eine Einwilligung der Abwesenden nicht gesucht worden. Es ist nur vertagt und besteht also eigentlich noch. Vor dem Schlusse des Concils aber seine Beschlüsse zu verkündigen, ist vorschnell und kann als die richtige Form nicht erkannt

werden. Wohl kann ein späteres Concil nach bisheriger Ansicht und Uebung nicht die Beschlüsse eines früheren aufheben, sicher aber ein Concil seine eigenen Beschlüsse zurücknehmen, wenn es sich nicht auch schon in Majoritäten für irrthumsfrei erklären will. Zu einer Fortsetzung des Concils aber müssten deutsche Bischöfe nicht ohne die wirkliche und bewusste Vertretung der Ueberzeugungen ihrer Diöcesen, des christlichen Volkes hinzutreten, mit diesen aber allerdings die Fortsetzung verlangen. Ich will es nicht in Abrede stellen, dass hier eine Vorausnahme künftiger Entwickelungen nicht wohl zu vermeiden ist. Kann aber, was in Jahrhunderten immer tiefer auf den Abweg gerathen, wie zur Genüge dargethan ist, in allen Formen der falschen Ordnung zur Wahrheit zurückgeführt und jeder Schein des Revolutionären von dem reformatorischen Thun abgewendet werden? Schwerlich. Aber wo das Gewissen schreit, wo die Geschichte mit gewaltigem Tone redet, wo das nationale Bewusstsein fordert, wo es, nach menschlichem Urtheil heisst: entweder jetzt oder nie! da dürfen doch Motive der Furcht nicht vorantreten.

Ich schweige und bitte um gütige Nachsicht dafür, dass meine Rede so lang geworden. Möchte sie Aufnahme und einen ächt deutschen und christlichen Wiederhall finden. Wenn sie ungehört verhallt, so befehle ich Eure Hochwürden und Gnaden, an die sie gerichtet und zu denen sie durch das deutsche Gewissen getrieben ist, Gott und Seiner Barmherzigkeit ob der grossen Verantwortlichkeit, die in diesem entscheidenden Augenblicke auf so hochgestellte Diener des Herrn in der Kirche gelegt ist.

Germanus Sincerus.

FRANZ VON BAADER'S
STELLUNG
IN DER GESCHICHTE DER PHILOSOPHIE.

Sein Verhältniss zu Oken, Schelling, Krause und Hegel
mit Bezug auf **Erdmann**'s geschichtsphilosophische Werke.*)

Von
FRANZ HOFFMANN.

Hegel hat sich neben Schleiermacher mehr als Schelling durch eine Fülle geistreicher Anregungen um die Geschichte der Philosophie hochverdient gemacht. Litt seine Auffassung auch an der der empiristischen entgegengesetzten Einseitigkeit, so bewirkte sie doch eine geistvollere Behandlung der Geschichte der Philosophie. Seine eigene Darstellung derselben ist nach Collegienheften veröffentlicht und leidet vielfach an den gewöhnlichen Mängeln solcher Veröffentlichungen ausser an seinem Standpunkt eigenen. Hätte Hegel die letzte Hand an diese Vorlesungen legen können, so würde ohne allen Zweifel eine Menge von Mängeln aus seiner Darstellung verschwunden sein, wiewohl die seinem Standpunct eigenen freilich damit

*) Grundriss der Geschichte der Philosophie von E. Erdmann. Zweite Auflage Berlin, Hertz 1869—70. 2 Bände, und Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neueren Philosophie. Dritten Bandes vierte Abtheilung (1853).

allein noch nicht verschwunden wären. Die gedankenreiche und mächtige Anregung, die von ihm ausging, rief in seiner Schule einen Wetteifer der Forschung hervor, der eine zahlreiche Schaar von Bearbeitungen der Geschichte der Philosophie oder auch einzelner Epochen derselben zur Folge hatte. Unter den letzteren glänzen E. Zeller's Geschichte der Philosophie der Griechen und K. Fischer's Geschichte der neueren Philosophie; unter den ersteren ist der Grundriss der Geschichte der Philosophie von Erdmann ohne alle Frage das bedeutendste Werk.*) Die erste Auflage (in zwei Bänden) erschien 1865 und die zweite war schon 1869 nöthig geworden. Sie blieb kein blosser Wiederabdruck der ersten Auflage, sondern erschien sehr vermehrt, namentlich wurde der zweite Band bereichert durch die Berücksichtigung der Lehren einer ganzen Reihe geistreicher Forscher, die in anderen Darstellungen wenig oder nicht berücksichtigt wurden, unter denen nicht wenige der katholischen Kirche angehören, wie Hermes, Bolzano, Windischmann, Molitor etc. Baader wurde von Erdmann schon in seinem Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neueren Philosophie (III. 2, 583—632) ziemlich umfassend eingeführt und schon damals Oken und Baader (als Forscher von nie genug zu würdigendem Verdienst) in einen Gegensatz gestellt, dessen Auflösung Erdmann durch Krause bedeutsam vorbereitet, durch Hegel aber erst allendlich gelöst gefunden haben wollte. In der ersten Auflage seiner gesammten Geschichte der Philosophie trug er im Wesentlichen dieselbe Auffassung vor, und in der zweiten Auflage hat sie keine Veränderung erlitten. Erdmann beginnt den VI. Abschnitt der Geschichte der neueren Philosophie (II. 553—4) mit den Worten:

---

*) A. Schwegler's gedrängte Geschichte der Philosophie im Umriss, welche die mittelalterliche Philosophie fast ganz überspringt, ist bereits in sieben Auflagen erschienen und kann als eine kenntniss- und geistreiche Arbeit bezeichnet werden. Sie verhält sich nahezu zu Erdmann's Werk, wie seine Geschichte der griechischen Philosophie (2. Aufl. 1869) zu Zeller's grossem Werke.

„Obgleich seit der Zeit, wo ich in meinem oft angeführten „Werke Oken und F. Baader als die beiden Männer be„zeichnete, welche die beiden Seiten, die der jugendliche und „der alternde Schelling nach einander zur Erscheinung tre„ten liess, getrennt, darum aber mit viel grösserer Conse„quenz in völlig abgeschlossenen Weltanschauungen geltend „gemacht haben, diese Behauptung, namentlich von Freun„den und Schülern Baader's bestritten ist, so kann ich mich „doch nicht eines Besseren belehrt bekennen, und verweise „daher auf den § 44 meines oft erwähnten Buches, weil ich „bis jetzt keine ausführlichere Darstellung der Philosophie „Oken's kenne und weil, obgleich vor Baader meine Hoch„achtung durch die Schriften Hoffmann's, Lutterbeck's u. A. „seitdem noch gestiegen ist, ich im Wesentlichen dieselbe „Ansicht über seine Stellung festhalte, wie damals."

Diese Stellung Baader's zu Oken und Schelling wurde von mir ganz entschieden bestritten, und sie kann auch heute nicht anders als bestritten werden. In seinem Versuch einer Geschichte der neueren Philosophie (III. 2, 539) hatte Erdmann behauptet: „Zur Lösung der dritten Hauptaufgabe der neuesten „Philosophie ist . . . nöthig, dass ein System aufgestellt werde, „das Alles vom Standpunct heidnisch-naturalistischer Weltweis„heit betrachtet. Dies gethan zu haben, ist das Verdienst „Oken's. Ihm steht als diametraler Gegensatz gegenüber Baa„der, dessen theosophisches System die moderne Verklärung „des mittelalterlich-katholischen Standpunctes zeigt." Die Behauptung, dass (nach Kant und vor Hegel) ein System heidnisch-naturalistischer Weltweisheit habe aufgestellt werden müssen, kann nicht wohl eingeräumt werden, wiewohl begreiflich ist, dass nach der Wiedererweckung Spinoza's Schelling dem Pantheismus und Oken dem Persönlichkeits-Pantheismus anheimfielen. Rein naturalistisch waren beide nicht, wenn man nämlich unter Naturalismus ein System versteht, welches Alles aus einer einigen bewusst-, willen- und geistlosen Urnatur *(natura naturans)* ableitet. Denn Schelling's erste Philosophie, von J. G. Fichte bestimmt, war zwar atheistisch, aber idealistisch und nicht eigentlich naturalistisch, seine zweite, durch

eine Vermischung Fichte's und Spinoza's gebildet, war pantheistisch und wieder nicht eigentlich naturalistisch, wiewohl, wie aller Pantheismus, im Hinsinken zum Naturalismus begriffen.*) Wenn auch Oken die Schöpfung als die Verwandlung Gottes in die Welt fasste, so kann man doch nicht sagen, seine Lehre sei gewöhnlicher Pantheismus und identisch mit dem Pantheismus der zweiten Philosophie Schelling's, sondern man muss sie in die Classe der Persönlichkeits-Pantheismen einreihen, innerhalb welcher sie darum die niederste Form darstellt, weil sie die Vergänglichkeit alles Creatürlichen lehrt.**) Zum Beweise dessen sei es verstattet, einige Bestimmungen Oken's aus seinem Lehrbuche der Naturphilosophie hier anzuführen.

„Philosophie ist die Wissenschaft der Principien des Alls oder der Welt. Die Welt besteht aber aus zwei Theilen, aus einem erscheinenden, realen, oder materialen, und aus einem nichterscheinenden, idealen, geistigen, in dem das Materiale nicht vorhanden, oder der in Bezug auf das Materiale ein nichtiger ist. Die erscheinende Welt ist die Natur. Es gibt daher zwei Theile der Philosophie: Geistes- und Naturphilosophie . . . Natur- und Geistesphilosophie gehen sich . . . parallel . . . Es wird sich . . . zeigen, dass das Geistige (an sich, nicht nach der Erscheinung) früher vorhanden ist, als die Natur, und dass dasjenige Geistige, welches das All umfasst, Gott ist. Die Naturphilosophie muss daher von Gott anfangen . . . Die Wissenschaft des Ganzen muss in zwei Lehren zerfallen, in die vom immateriellen Ganzen, Theosophie, und in die vom materiellen Ganzen, Hylogenie . . .

---

*) In seiner Broschüre: Ueber Schelling, namentlich seine negative Philosophie (1867), unterscheidet Erdmann drei Hauptgestalten der Philosophie Schelling's: 1) Atheismus, 2) Pantheismus, 3) Monotheismus (eigentlich Persönlichkeits-Pantheismus). Schwegler nimmt fünf Perioden an. Wirth theilt die Neu-Schelling'sche Philosophie wieder in drei Formen. Welcher Contrast gegen Baader, der stets im Wesentlichen derselbe war, und nur in Untergeordnetem sich zu Aenderungen veranlasst fand.

**) Genetische Geschichte der Philosophie von Fortlage. S. 190 ff.

Es ist klar . . ., dass das Reale gleich sei dem Idealen, dass das Reale nur das zersplitterte, endlich gewordene Ideale, dass alles Endliche zusammengenommen gleich sei dem Idealen. Reales und Ideales sind eins und dasselbe, nur unter zweierlei Formen. Das letztere ist dasselbe unter einer unbestimmten, ewigen einfachen Form; das Reale ist aber auch dasselbe, jedoch unter der Form der Vielheit, und wie sich zeigen wird, der Mannigfaltigkeit. In beiden ist eine Unendlichkeit; im Realen eine Endlosigkeit einzelner Formen, im Idealen aber nur Eine endlose Form; hier eine Ewigkeit, dort eine Unendlichkeit . . . Alles Realwerden ist . . . kein Entstehen eines Etwas, was vorher nicht gewesen; es ist nur ein Erscheinen, ein Extensivwerden der Idee. Das Reale entsteht also nicht aus dem Idealen, sondern ist das Ideale selbst, gesetzt mit einer Bestimmung, Beschränkung . . . Das Sein des Ewigen ist . . . eine Selbsterscheinung . . . Das Selbsterscheinen des Uractes ist Selbstbewusstsein, das ewige Selbstbewusstsein. Selbstbewusstsein ist Persönlichkeit. Gott ist mithin die ewige Persönlichkeit. Der fortgesetzte Act des Selbstbewusstseins oder das wiederholte Selbstbewusstsein heisst Vorstellen. Gott ist daher im unaufhörlichen Vorstellen begriffen. Vorstellungen sind einzelne Handlungen des Selbstbewusstseins. Einzelne Acte aber sind reale Dinge. Alle realen Dinge sind aber die Welt. Mit den Vorstellungen des Ewigen entsteht daher die Welt. Die Vorstellungen erscheinen aber nur oder kommen zur Realität durch die Aussprache. Die Welt ist daher die Sprache Gottes. „Gott sprach und es ward." Es heisst nicht blos: Gott dachte und es ward. Der Gedanke gehört blos dem Geiste an; insoferne er aber erscheint, ist er Wort, und die Summa aller erscheinenden Gedanken ist Sprache. Diese ist das erschaffene reale Gedankensystem. Der Gedanke ist nur die Idee der Welt, die Sprache aber ist die wirkliche. Wie Denken von Sprechen verschieden ist, so Gott von der Welt . . . Das Universum ist Gottes Sprache . . . Das Wort ist Welt geworden . . . Gott trägt die Welt in sich, indem er denkt, er setzt dieselbe ausser sich, aber er schafft sie, indem er spricht. In-

soferne das Denken nothwendig dem Sprechen vorangeht, kann man sagen, es würde keine Welt sein, wenn Gott nicht dächte. In demselben Sinne kann man sagen, alle Dinge seien nichts als Vorstellungen, Gedanken, Ideen Gottes. So wie Gott denkt und spricht, so ist ein reales Ding. Sprechen und Schaffen ist eins. Alles was wir wahrnehmen, sind Wörter, Gedanken Gottes; wir selbst sind nichts anderes, als solche Wörter, mithin seine Ebenbilder, insoferne wir das ganze Sprachsystem in uns vereinigen. Es gibt daher kein Sein ohne Selbstbewusstsein. Nur was denkt ist (für sich), was nicht denkt, ist nicht (für sich), sondern nur für ein anderes Bewusstsein. Die Welt ist von Gott verschieden, wie unsere Sprache von uns verschieden ist. Gottes Selbstbewusstsein ist unabhängig von der Welt, sowie unser Selbstbewusstsein unabhängig ist von unserer Sprache. Die göttlichen Gesetze sind auch die Gesetze der Welt; diese ist daher nach ewigen und unveränderlichen Gesetzen erschaffen und wird auch nach solchen regiert. Die Naturphilosophie ist die Schöpfungsgeschichte; die Schöpfung ist aber die Sprache Gottes. Dem Sprachsystem liegt aber nothwendig das Gedankensystem zu Grunde. Die Wissenschaft aber von den Gesetzen des Denkens heisst Logik; die Naturphilosophie ist daher eine göttliche Sprachlehre oder eine göttliche Logik. Die Gesetze der Sprache lehren aber die Genesis der Sprache. Die Naturphilosophie ist daher die Wissenschaft von der Genesis der Welt, Kosmogenie

Wie das vollständige Princip der Mathematik aus drei Ideen besteht, so auch das Urprincip der Natur oder das Ewige. Das Urprincip der Mathematik ist 0; sobald es aber wirklich ist, so ist es + und —, oder die Uridee zerfällt im Sein sogleich in zwei Ideen, wovon jede der andern dem Wesen nach gleich, der Form nach aber verschieden ist. Es ist also hier ein und dasselbe Wesen unter drei Formen oder drei sind eins. Was aber von den mathematischen Principien gilt, muss auch von den Naturprincipien gelten. Der Urakt erscheint oder wirkt unter drei Formen, welche dem 0, + und — entsprechen. Diese drei Ideen des Ewigen sind sich alle gleich, sind derselbe Urakt, jeder ganz und ungetheilt, aber jeder anders

gesetzt. Der ponirende Urakt ist das ganze Ewige; der ponirte ist gleichfalls das ganze Ewige und der aufhebende, zurüchführende, beide erste verbindende, ist auch das ganze Ewige. . . . Da das Ewige ein Bewusstsein, mithin eine Personalität ist, so sind alle drei Ideen Personalitäten. Im Ewigen sind also drei Personalitäten und diese drei sind eins. . . . Die erste Idee ist die ursprüngliche, also durchaus unabhängige, aus sich selbst entstandene und auf sich selbst gegründete, mithin von nichts Anderem ausgegangene, kurz die ewige, wie das mathematische 0 = *Monas aoristos*. Ihr ist alles möglich, sie kann alle Probleme aufgeben und lösen, weiss daher Alles und schafft Alles. Sie ist die zeugende, schaffende, väterliche Idee. Die beiden andern Ideen sind ausgegangen aus der ersten, obschon ihr gleich, ja sie selbst, aber ausgegangen aus sich selbst erscheinend. Die zweite Idee ist daher *Dyas aoristos* und entspricht dem mathematischen +; die dritte Idee ist *Trias aoristos* und entspricht dem mathematischen —, wodurch die Urdreiheit 0 + — vollendet wird. Die erste Idee ist von Ewigkeit bemüht oder vielmehr erfreut, sich in die zwei andern zu verwandeln. Das Thun oder das Leben Gottes besteht darin, sich ewig selbst zu erscheinen, sich ewig selbst anzuschauen in der Einheit und Zweiheit, ewig sich zu entzweien und doch eins zu bleiben. Die zweite Idee ist zunächst ausgegangen von der ersten und verhält sich daher zu derselben wie Sohn zu Vater, wenn man sie personificirt betrachtet. Die dritte Idee ist ausgegangen von der zweiten und ersten zugleich und bildet daher die geistige Verbindung, die wechselseitige Liebe zwischen beiden. Man kann sie daher Geist schlechthin nennen, wenn man sich dieselbe personifizirt denkt. Wenn alles Einzelne durch die Urdreiheit hervorgebracht nur das ausgesprochene Wort der Urdreiheit ist, so müssen auch deren Eigenschaften in demselben erkennbar sein. Das Einzelne ist daher nicht blos Position einer Idee, sondern aller drei. Alle Dinge sind aus der Dreiheit ausgegangen. Das Wesen des Alls besteht in der Dreiheit, welche Einheit ist und in der Einheit, welche Dreiheit ist; denn es ist Ebenbild der Urdreiheit. . . . Die Uridee ist die Position schlechthin ohne alle Be-

ziehung, ohne alle Gegenposition. . . . Die Uridee ist das Substrat von Allem. . . . Auf diesem Urwesen beruht Alles, aus ihm geht alle Action, alle Bewegung und alle Form hervor; oder vielmehr in allen Erscheinungen erscheint nichts Anderes, als das Urwesen auf verschiedenen Stufen der Position. . . . Die Uridee ist der absolute Anfang. Diese Uridee ist das Nichtdarstellbare, das Nieerscheinende und doch überall Seiende, aber sich immer Entziehende, wenn man es zu erblicken glaubt, kurz das Geistige, welches sich in Allem kund thut und doch immer dasselbe. Die Uridee wirkt nur, indem sie ponirt; durch das Poniren entsteht aber Succession des Ponirens oder Zahl. Poniren und successives Poniren ist eins. Das Handeln der Uridee besteht in einem ewigen Wiederholen des Wesens, der Urakt ist ein fortdauernd sich wiederholender Akt. Wiederholung des Uraktes ohne ein anderes Substrat ist Zeit. Zeit ist die ewige Wiederholung des Ponirens des Ewigen. Die Zeit ist nicht erschaffen, sondern unmittelbar ausgegangen aus dem Urakt und die Position desselben. Die Zeit ist die unendliche Succession der Zahlen. . . . Die Zeit ist unendlich. . . . Alle Dinge sind in der Zeit erschaffen; denn die Zeit ist die Allheit der Einzelheiten. Die Zeit ist . . . gleichsam eine rollende Kugel, die in sich selbst wiederkehrt. Es gibt kein endloses Ding, noch weniger ein ewiges; denn die Dinge sind nur Zeitpositionen, die Zeit ist aber selbst nur Wiederholung, also auch Aufhebung dieser Positionen. Das Wechseln der Dinge ist eben die Zeit . . . Zeitlosigkeit ist nur im Ewigen . . . Zeit ist Zählen, Zählen ist Denken, Denken ist Zeit. Unser Denken ist unsere Zeit . . . Gottes Denken ist Gottes Zeit. Gottes Zeit ist aber alle Zeit, mithin Zeit der Welt. Die Zeit ist nicht irdischer, sondern himmlischer Abkunft. In sofern kommt allen endlichen Dingen eine göttliche Eigenschaft zu. Göttlich sind sie, insofern sie Zeit, irdisch sind sie, insoferne sie verschiedene Zeitmomente sind. . . . Die Zeit ist Action. . . . Die Zeit besteht aus einzelnen Akten. Alle Akte zusammengenommen, alle endlichen Dinge in der Zeit sind gleich dem Urakt oder dem Ewigen. Es gibt zwei Totalitäten, eine Urtotalität und eine secundäre, eine Aufzählung aller Zahlen,

jenes die ewige, dieses die endliche, jenes die Ewigkeit, dieses die Unendlichkeit. Jemehr ein Ding von dem Mannigfaltigen des Alls in sich aufgenommen hat, desto belebter ist es, desto ähnlicher ist es dem Ewigen. Es ist denkbar, dass ein endliches oder lebendiges Leben alle Zahlen oder Akte in sich vereinigt hätte, welches dennoch nicht das Ewige selbst wäre. Es wäre aber offenbar das vollkommenste endliche Wesen und als secundäre Totalität das Ebenbild der primitiven. . . . Dieses Wesen wäre nothwendig das höchste und letzte, wozu es in der Schöpfung kommen könnte; denn mehr kann in einem Dinge nicht dargestellt werden als das All. Mit einem solchen Wesen wäre die Schöpfung geschlossen. Da die Realwerdung des Ewigen ein Selbstbewusstwerden ist, so ist das höchste Geschöpf auch ein selbstbewusstes — aber ein Einzelnes. Ein solches Geschöpf ist der endliche Gott, ist der leiblich gewordene Gott. Gott ist *Monas indeterminata.* Das höchste Geschöpf ist *Monas determinata. Totum determinatum.* Ein endliches Selbstbewusstsein nennen wir Mensch. Der Mensch ist eine Idee Gottes, aber diejenige, in der sich Gott ganz, in allen einzelnen Arten zum Object wird. Der Mensch ist Gott, vorgestellt von Gott in der Unendlichkeit der Zeit. Gott ist ein Mensch vorstellend Gott in einem Selbstbewusstseinsakt, ohne Zeit. Der Mensch ist der ganze erschienene Gott, Gott ist Mensch geworden, Zero ist + — geworden. Der Mensch ist die ganze Arithmetik, aber zusammengeschoben aus allen Zahlen, daher kann er sie aus sich hervorbringen. Der Mensch ist ein Complex von Allem, was neben ihm ist, vom Element, Mineral, Pflanzen und Thier. Die andern Dinge unter dem Menschen sind auch Ideen Gottes, aber wovon keine Idee die ganze Darstellung der Arithmetik ist. Sie sind nur Theile des göttlichen Bewusstseins in die Zeit gesetzt; der Mensch aber ist der in der Zeit unversehrt gesetzte Gott. Der Mensch ist das Object im Selbstbewusstsein Gottes; die untermenschlichen Geschöpfe aber sind nur die Objecte des Bewusstseins Gottes. Wenn Gott nur einzelne Eigenschaften von sich vorstellt, so sind es weltliche Dinge; wenn aber Gott in diesem Gewühle von Vorstellungen zu seiner eigenen

ganzen Vorstellung kommt, so entsteht der Mensch. Die Thiere stellen sich nur theilweise in dem Theil des Universums vor, der Mensch stellt sich aber ganz in allen Theilen vor. Thiere sind Brüche vom Menschen. Kein Geschöpf unter dem Menschen kann Selbstbewusstsein haben. Sie haben zwar Bewusstsein von ihren einzelnen Handlungen, von ihren Empfindungen, haben Gedächtniss: aber da diese einzelnen Handlungen nur Theile der Welt, des grossen Bewusstseins sind und nicht das Ganze, so können sie selbst sich nie zum Object werden, sich nie vorstellen. Die Thiere sind sich nie vorstellende Menschen. Sie sind vorstellende, aber nie sich ganz, daher nie zum Bewusstsein kommende Wesen. Sie sind einzelne Rechenexempel; der Mensch ist die ganze Mathematik.

Ein Handeln, das nicht von einem andern bestimmt wird, ist frei. Gott ist frei, weil ausser ihm kein anderes Handeln ist. Der Mensch als Abbild Gottes ist gleichfalls frei; als Abbild der Welt aber unfrei. . . . Im Entschluss ist er frei, in der Ausführung unfrei. . . . Der Mensch ist ein Doppelwesen, zusammengesetzt aus Freiheit und Nothwendigkeit.

Das Lebendige lebt nur, insofern es das Ewige selbst ist im Einzelnen, oder in allem Lebendigen ist er nur das Ewige, das lebt. Ein einzelnes Leben für sich, unabhängig vom Leben gibt es so wenig, als eine einzelne Zahl unabhängig von den anderen Zahlen und vom Zero. Der Mensch ist nur Mensch, insofern er im Endlichen Gott gleich ist; dieses ist er aber nur mit dem Selbstbewusstseinsact, mit dem Acte der Erkenntniss seiner selbst, der totalen Selbsterscheinung. Des Menschen Erkenntniss seiner Gleichheit mit Gott ohne Erkenntniss seiner Ungleichheit oder Nothwendigkeit gibt den Wahn der absoluten Gottgleichheit oder Freiheit. Der Wahn, einem Höheren gleich zu sein, ist Dünkel oder Hoffahrt. Die erste Sünde kam in die Welt durch die Untreue oder Falschheit. Die Falschheit ist das einzige Laster. Die Versöhnung oder die Rückführung zu Gott ist die Erkenntniss der Nothwendigkeit. Diese Nothwendigkeit kommt aber in den Menschen durch seine Gleichheit mit der Natur; die Erkenntniss der Natur ist das einzige Mittel zur wahren Erkenntniss Gottes und der Versöhnung

mit ihm. Die Thiere und andere Dinge sind nur theilweise Selbsterscheinungen, sie kommen nur halb zur Besinnung und können daher nicht abfallen, nicht sündigen." *)

Es ist nicht nöthig für meinen Zweck, Oken's System weiter in das Einzelne zu verfolgen. Das Mitgetheilte genügt, um zu erkennen, dass diese Lehre nicht Naturalismus ist, sondern Idealismus oder genauer Spiritualismus und zwar theosophischer Spiritualismus, oder wenn man darauf sieht, dass für Oken Gott und Welt untrennbar sind, Gott der Geist der Welt, die Welt der Leib (die Verwirklichung) Gottes, Ideal- oder Spiritual-Realismus. Gott ist ihm Persönlichkeit, also selbstbewusster Geist. Aus Gott aber stammt ihm Alles, also stammt ihm Alles aus dem Geist, also ist ihm Alles geistig im allgemeinen Sinne des Wortes und es gibt keine Natur, die nicht Erscheinung, Form, Gestalt des Geistes wäre. Mit dem Theismus hat die Lehre gemein, dass ihr Gott Persönlichkeit ist, mit dem christlichen Theismus, dass ihr Gott ein dreipersönliches Wesen ist. Wenn man jede Lehre, welche Gottes Persönlichkeit anerkennt, theistisch nennen darf, so ist Oken's Lehre theistisch. Aber sie hat mit dem Pantheismus gemein, dass ihr das Weltall als die Selbsterscheinung und Selbstverwirklichung Gottes gilt. Die erste Auflage der Oken'schen Naturphilosophie beginnt mit dem nie zurückgenommenen Satze:

---

*) Lehrbuch der Naturphilosophie von Oken. Zweite umgearbeitete Auflage (1831) S. 1—24 ff. Die erste Auflage des Werkes (1809—11) enthält nicht alle Bestimmungen der zweiten, ruht aber auf wesentlich gleicher Grundlage. Zwar wird in der I. Auflage der Ausdruck: Persönlichkeit und Dreipersönlichkeit Gottes nicht gebraucht. Allein auch dort schon ist das Selbsterscheinen des Absoluten als Selbstbewusstsein bezeichnet. Es wird schon gesagt: „Gott ist nur Gott im Bewusstsein seiner selbst... Gott war sich von Ewigkeit her seiner bewusst und wird es in Ewigkeit sein: er ist das nothwendige und das einzig nothwendige, daher das ewige Selbstbewusstsein" (B. 5, 1. Aufl. S. 14 bis 15). Die dritte Auflage des Werkes (1843) nimmt nichts in Betreff des ewigen Selbstbewusstseins Gottes zurück. Die Lehre, dass Gott erst in der Zeit, in der Geschichte, im Menschen sich zum Selbstbewusstsein oder doch zum vollkommenen Selbstbewusstsein gebracht habe, ist Oken ganz fremd.

„Die Naturphilosophie ist die Wissenschaft von der ewigen Verwandlung Gottes in die Welt.“ Dieser pantheistische Zug des Oken'schen Theismus treibt ihn zu der Folgerung der Unmöglichkeit der individuellen Unsterblichkeit der selbstbewussten und der Unvergänglichkeit der bewusstlosen Wesen. Nach dieser Voraussetzung gibt es keine Beharrlichkeit in den Einzelnen (ewige Dauer), nur der Wechsel ist beharrlich. Nur die Welt, sagt Oken, ist beharrlich (Gott als Wesen der Totalerscheinung ohnehin), nichts in ihr ist beharrlich (ewig dauernd). Sollten die Individuen nicht sterben, sondern ewig leben, so müsste die Welt sterben; denn das Leben der Welt besteht, wie jedes Leben, in dem Wechsel der Pole. Die Individuen, fährt Oken fort, können daher auf keine Weise lebendig bleiben, nicht, wenn die Welt lebendig bleibt, weil diese nur durch Wechsel der Individuen, die ihre Organe sind, möglich ist, weil die Allheit der Individuen die Welt selbst ist. Das Sterben ist kein Vernichten, sondern nur ein Wechseln. Es geht ein Individuum aus dem andern hervor. Das Sterben ist nur ein Uebergeng zu einem andern Leben, nicht zum Tode. Dieser Uebergang von einem Leben zu einem andern geht durch das Absolute. Das Sterben ist ein Zurückrufen in Gott, von dem Alles ausgegangen ist. Wenn neue Individuen entstehen, so können sie daher nicht unmittelbar aus anderen entstehen, sondern sie gehen alle zunächst aus ihrem Urprincip, entfernt aus Gott, hervor. Jede Zeugung ist eine neue Schöpfung. Gott kann nicht alles Individuelle zugleich in sich zurücknehmen. Wie er daher Individuen in sich zurückruft, lässt er andere aus sich ausgehen. Das Verschwinden und Erscheinen der Individuen ist zwar nur eine Metamorphose des einen in das andere, eine Seelenwanderung, deren Weg aber durch Gott geht.*)

Diese Leugnung der individuellen Unsterblichkeit ist keineswegs rein naturalistisch, wie er scheinen könnte, denn

*) Lehrbuch der Naturphilosophie von Oken. II. Aufl. S. 148—49 (v. I. Aufl. II. 16 ff.) III. Aufl. S. 153. Eine kleine Veränderung hier ist unwesentlich.

ausserdem, dass Oken Alles aus dem ewigen Geist entspringen lässt, ist zu erinnern, dass es keinen Widerspruch gegen die Geistigkeit der selbstbewussten Wesen aussagt, dass sie auflösbar, vergänglich sein könnten;*) um so mehr, als die nicht selbstbewussten und bewusstlosen Wesen auch (nach Oken) als Erscheinungen des Urgeistes geistig und doch auflösbar und vergänglich sind. Kann die Unsterblichkeit der selbstbewussten Wesen erwiesen werden, so folgt sie nicht aus ihrer Geistigkeit, sondern aus ihrer Bestimmung durch Gott zu ewiger Dauer und sollten die nicht selbstbewussten und bewusstlosen Wesen als unvergänglich bewiesen werden wollen, so könnte dies auch nur gelingen, wenn bewiesen würde, dass sie von Gott zur ewigen Dauer bestimmt seien.

Auch die Anschauung Oken's vom Ursprung des Organischen und des Menschen darf ihm nicht als reiner oder eigentlicher Naturalismus gedeutet werden, weil die von ihm dabei behaupteten Vorgänge durchaus aus dem Geiste stammen und lauter Entwicklungsstufen des Geistes von dessen niedersten Formen bis zur höchsten sind. Daher konnte Oken sich für seine Behauptung, dass der Mensch nicht erschaffen, sondern entwickelt sei, auf die Bibel berufen mit den Worten:

„So lehrt es selbst die Bibel. Gott hat den Menschen „nicht aus Nichts gemacht, sondern einen vorhandenen Stoff, „einen Erdklos, Kohlenstoff genommen, geformt, also mit „Wasser und ihm Leben eingehaucht, nämlich Luft, wodurch „der Galvanismus, Lebensprozess, entstand."**)

Man kann es für sich betrachtet, als naturalistisch ansprechen, wenn Oken das Organische aus dem Unorganischen entsprungen sein lässt, wenn ihm als Grundmaterie der orga-

*) Sonst müsste auch Gott sie nicht auflösen oder vernichten können und Gott wäre nicht allmächtig.

**) L. c. S. 157. Die Deutung des Mosaischen Pneuma als Luft ist freilich unzulänglich und über die Entwicklung des Lebensprozesses zum Geist wird nichts gesagt. Hierin, für sich genommen, könnte man Naturalismus erblicken wollen, wenn für Oken der selbstbewusste Gott nicht das bildende Princip und der Stoff nicht geistigen Ursprungs wäre.

nischen Welt der Kohlenstoff gilt, wenn er die organischen Urstoffe als aus dem Unorganischen gebildete Infusorien ansieht, wenn ihm das schleimige Urbläschen Infusorium ist, wenn er alles Organische aus dem Schleim hervorgegangen darstellt, wenn ihm auch der Mensch ein Kind der warmen und seichten Meeresstellen in der Nähe des Landes ist.*) Allein der göttliche Geist ist in allen diesen Vorgängen nach Oken der Gründer, Beweger, Erzeuger, Entwickler und Gestalter, sie sind alle Geistesoffenbarungs-Entfaltungsstufen. Diese Ansicht kann so wenig und noch weniger rein naturalistisch genannt werden, als die Lehre Hegel's, wenn sie nach der Auffassung der linken Seite seiner Schule so verstanden wird, dass die absolute Idee, der allgemeine Geist, sich zur Natur entäussere und aus der Natur im menschlichen Geist, der sich aus ihr erhebe, zu sich zurückkehre. Würde aber Hegel im Sinne der rechten Seite seiner Schule zu verstehen sein, also so, dass Gott als der persönliche Urgeist sich zur Natur entäussere und aus ihr sich zum menschlichen Geist emporbilde, so würde diese Auffassung nicht wesentlich von der Lehre Oken's verschieden und diese daher auch so nicht Naturalismus sein, wenn Hegel's Lehre Idealismus ist. Der Mensch drückt nach Oken das letzte Ziel der Natur aus und ausdrücklich sagt er: „Das Ziel der Natur ist, im Menschen wieder in sich zurückzukehren"**). Die Natur ist ihm aber nur Erscheinung des Geistes und die Rückkehr des Menschen in die Natur ist ihm daher Rückkehr zu Gott. Wenn Oken die Malerei als die Kunst der Religion, die Heiligenkunst, bezeichnet, so versteht er unter Religion offenbar die christliche, die er schwerlich geringer stellt als Hegel, der sie die absolute nennt. Es konnte daher die Absicht Oken's nicht sein, dem Christenthum ein neues Heidenthum entgegen zu stellen und man kann vielleicht einen Irrthum, aber sicher nichts Heidnisches darin finden, wenn Oken die Kriegskunst die höchste, erhabenste Kunst nennt. Sie ist ihm dies darum,

*) L. c. 146—148.
**) L. c. S. 499.

weil er in ihr die Kunst der Freiheit und des Rechtes des (irdisch) seligen Zustandes des Menschen und der Menschheit — das Princip des Friedens erblickt. Hierin liegt an sich so wenig etwas Unchristliches, dass es vielmehr den Beruf des Kriegerstandes als Schirmer der Freiheit und des Rechtes adelt und den Krieg nur als Mittel zum Zwecke des Friedens zulässt. Unchristlich wird es nur dadurch, dass Oken keine über das Irdische hinausgehende, keine jenseitige Seligkeit kennt. Doch muss bemerkt werden, dass in der I. Auflage die Verherrlichung des Heldenthums in's Ueberschwängliche geht, während sie in den folgenden Auflagen gemässigter ist. Offenbar schien Oken 1810—1811 das Heldenthum zur Befreiung Deutschlands nöthig.

Nach dieser urkundlichen Darlegung der Lehre Oken's ist daher die Behauptung Erdmann's unrichtig, dass Oken sich auf den pantheistisch-naturalistischen Standpunkt des ursprünglichen Identitätssystems gestellt und sogleich aus diesem Alles ausgeschlossen habe, was Keime des späteren Monotheismus hätte enthalten können.*) Ob Oken in seinen ersten Schriften vor der ersten Auflage seines Lehrbuchs der Naturphilosophie (1809) sich ganz an das Identitäts-System Schelling's anschloss, lasse ich hier unentschieden, jedenfalls aber ist Erdmann's Behauptung unrichtig bezüglich der Oken'schen Lehre schon nach der I. Auflage seiner Naturphilosophie (1809—11). Allerdings sagt Oken, sein System sei durch und durch Physica und habe nichts mit dem Ethischen zu thun. Allein die Ethik aus der Physik verweisen, ist grundverschieden von deren Verwerfen. Oken theilte die Philosophie in zwei Theile: Natur- und Geistesphilosophie. Natur- und Geistesphilosophie gehen nach ihm parallel, sie sind nicht identisch, sondern die erste geht nur der zweiten voran. Die Geistesphilosophie stellte er nicht dar, aber er war weit davon entfernt, sie überflüssig zu finden, ja

*) Versuch einer wissenschaftlichen Darstellung der Geschichte der neueren Philosophie von Erdmann III. 2. S. 544—545. Nach Oken (l. c. S. 48) ist (nur) Gott monocentral und selbstbewusst, also monotheistisch (im weiteren Sinne) gedacht.

er räumte ihr offenbar den höheren Rang ein, da er dem Geist den höheren Rang über die Natur einräumt. In der 3. Auflage seiner Naturphilosophie (S. 64) setzt Oken der Behauptung der zweiten: „es gibt drei Tugenden aber nur ein Laster", die Bemerkung bei: „Ein Resultat der Naturphilosophie, wovon die Geistesphilosophie noch nichts ahnet." Dies ist ein augenscheinlicher Beweis, dass Oken die Geistesphilosophie durchaus nicht in die Naturphilosophie aufgehen lassen, sondern die Geistesphilosophie als zweiten Theil der Philosophie und über ihr anerkannt wissen wollte. Ja Oken nennt in der 3. Auflage seiner Naturphilosophie (S. 515) die Wissenschaft des Geistes sogar die eigentlich sogenannte Philosophie. Nach ihm soll die Geistesphilosophie das Ebenbild der Naturphilosophie sein oder werden. Allerdings behauptet er daselbst, die Geistesphilosophie müsse sich aus der Naturphilosophie entwickeln, wie die Blüthe aus dem Stamme, eine Philosophie oder Ethik ohne Naturphilosophie sei ein Unding, ein baarer Widerspruch, so wie eine Blüthe ohne Stamm ein Unding sei; so viel wesentliche Glieder als die Naturphilosophie habe, in so viele müsse auch die Geistesphilosophie zerfallen, so genau, dass sie sich deckten. Dann fährt er (S. 516) fort: „Der Grund, warum man in der Geistesphilosophie noch so ganz ohne Unterlage und ohne Magnetnadel herumfährt, liegt einzig in der Nichtbeachtung der Naturkenntniss. Es ist in der That nicht schwer einzusehen, dass es unmöglich ist, aus Beobachtungen von so schnell vorüberschwindenden Erscheinungen des Geistes ein System der Gesetze dieses Geistes zu abstrahiren! Der Geist ist nichts von der Natur Verschiedenes, nur ihre reinste Ausgeburt und daher ihr Symbol, ihre Sprache. Mit diesem Fundamente wird man nicht den Irrlichtern des Geistes nachlaufen, sondern sie zuerst in der Natur zu bannen und gesetzmässig zusammenzustellen suchen; dann erst wird man die auflodernden Geisteslichter und die göttlichen Stimmen, die jede Materie durch die Sprache des Menschen ertönen lässt, erkennen. Wer einmal im Stande wäre, diese Gleichheit der Naturerscheinungen mit den Geisteserscheinungen aufzudecken, der hätte die Philosophie des Geistes gelehrt. (So schon in der 1. Auflage des Werkes III.

359). Hieraus geht jedenfalls soviel hervor, dass Oken die Geistesphilosophie, in welcher auch die Ethik nach ihm ihre Stelle hat, von der Naturphilosophie unterschied und jene nicht in diese verschlang; die Ansicht, dass sich die Geistesphilosophie aus der Naturphilosophie entwickeln sollte, sowie die damit zusammenhängende Aufhebung des Dualismus von Natur und Geist, aber nicht zu Gunsten des Naturalismus, sondern zu Gunsten des Idealismus — da ihm Alles Entfaltung des göttlichen Geistes ist — unterscheidet Oken nicht wesentlich von Hegel, und was bei diesem Idealismus ist, kann darum bei jenem nicht Naturalismus sein, oder Hegel müsste so gut und mehr Naturalist sein, als Oken. Auch Baader will keine Ethik ohne Physik und lässt im System die Geistesphilosophie so gut auf die Naturphilosophie folgen, als Oken und Hegel. Er unterscheidet sich von diesen beiden Philosophen nur durch seinen vollkommenst theistischen Ideal-Realismus, der ihm andere Folgerungen nöthig macht und gibt beiden nicht zu, dass sich Gott selbst in der Welt verwirkliche, mag nun Hegel mit Oken einstimmend zu verstehen sein oder nicht, und im letzteren Falle Gott als bloss allgemeinen Geist der Geister gedacht haben.

Einige, wenn auch vielleicht nur wenige, Bruchstücke seiner Geistesphilosophie liegen in der von Oken herausgegebenen Zeitschrift Isis, und vielleicht noch in anderen Zeitschriften zerstreut, und diese hätten längst gesondert an das Licht gestellt werden sollen. Nicht leicht ist ein anderer namhafter Forscher literarisch so vernachlässiget worden, als der geniale Oken. Niemand scheint noch an eine Sammlung seiner Schriften, noch weniger seiner Zeitschriftenarbeiten gedacht zu haben. Ihm Denkmale zu setzen, scheint den Leuten viel wichtiger, als ihm das Hauptdenkmal, eine Sammlung seiner Schriften, zu stiften. Mit der Bezeichnung Oken's als (reinen) Naturalisten kann ich nach dem Vorgetragenen nicht einverstanden sein, und seine Philosophie heidnisch zu nennen, könnte fast nur mit Bezug auf seine Läugnung der Unsterblichkeit und das damit Zusammenhängende gerechtfertiget werden, wiewohl die Heiden gerade diese als Heiden nicht

läugneten, sondern nur ungenügend auffassten.*) Oken ist daher auch nicht der diametrale Gegensatz zu Baader, den Erdmann in ihm finden will, sondern steht ihm sogar näher, als Schelling's zweite Philosophie und Hegel's Panlogismus. Dennoch findet allerdings ein erheblicher Gegensatz zwischen beiden genialen Forschern statt, dieser nimmt aber seinen Ausgang von einem anderen Punkte, als in welchem Erdmann ihn gefunden haben will. Oken und Baader erinnern nichts gegen die Bezeichnung ihrer Systeme als Theosophie. Oken wählt diese Bezeichnung geradezu und ausdrücklich.**)

Baader nennt wohl Böhme's Lehre Theosophie, sein eigenes System hat er aber meines Erinnerns niemals irgendwo Theosophie genannt, wiewohl er sich diese Bezeichnung, wenn sie nur nicht als ein Gegensatz gegen die Philosophie verstanden werden will, würde haben gefallen lassen. Er adoptirte lieber den Ausdruck Krause's: Panen-theismus, ohne ihn ganz genau in demselben Sinne wie Krause zu nehmen. Oken und Baader lehrten Gott als Persönlichkeit, und zwar als dreipersönlichen Geist, wenn auch die besondere Fassung dieses Begriffs bei beiden weit nicht vollkommen identisch war. Hier aber tritt sogleich der grosse Unterschied zwischen beiden hervor, dass Oken die Geistigkeit Gottes im Unterschiede von der Welt abstract spirituell fasst. Er spricht nicht einmal von einem Willen Gottes (ohne ihn zu läugnen), sondern nur von Vorstellungen, Gedanken, Ideen Gottes, von einer ewigen Natur in Gott weiss er nichts. Eine ewige Natur in Gott würde ihm (mit Unrecht) so widersprechend geschienen haben, als J. G. Fichte die Persönlichkeit Gottes, der ihm nur Geist der Materie nach, nicht auch der Form nach, war, widersprechend gefunden haben wollte, und in der That, wenn das Eine widersprechend wäre, wäre es auch das Andere. Allein, dass

*) Vergleiche die vorchristliche Unsterblichkeitslehre von Wolfgang Menzel (2 Bände) 1870; Unsterblichkeitslehre der Alten von Prof. Dr. Arnold.

**) Nur in der dritten Auflage seiner Naturphilosophie lässt Oken die Bezeichnung: Theosophie fallen und vertauscht sie mit der Aufschrift: „Pneumatogenie".

keines von beiden widersprechend sei, hat Baader nachgewiesen und hiemit eine neue Aera der Philosophie eröffnet. Baader erhob das absolute Ich J. G. Fichte's zu seiner Wahrheit empor, indem er es als das wahrhafte absolute Ich, den seiner ewigen Natur mächtigen absoluten Geist aufzeigte und Fichte's absolutes Ich als einen abstracten Begriff, den Begriff des Allgemeingeistes oder des absoluten Geistes der Materie nach (aber nicht auch der Form nach), erwies. Der seit Fichte angestrebte Ideal- oder Spiritualrealismus ist erst in Baader vollkommen dem Princip nach erreicht, weil erst durch ihn das Ideale und Reale nicht in Gott und Welt auseinandergeworfen, sondern in Gott selbst ausgeglichen, vermittelt, versöhnt und vereiniget ist. Erst von dieser Erkenntniss aus kann das Ideale und Reale in der Welt versöhnt werden. Wann wird man die unermessliche Tragweite dieses Grundgedankens Baader's verstehen lernen? Wohl haben sich bereits Spuren dieser tiefsinnigsten Idee in Schelling, C. Ph. Fischer, Fichte, Weisse, U. Wirth, Chalybäus etc. gezeigt, aber von der Mehrheit der deutschen Philosophen ist sie noch nicht hinlänglich beachtet oder weiter verfolgt worden. Eine ewige Natur in Gott nicht kennend, musste Oken dem Halbpantheismus verfallen. Denn wenn Gott in sich selbst nicht naturfrei, sondern naturlos ist, so bedarf sein Denken der Realisation seiner Gedanken in der Welt und durch die Welt, Gott und Welt verhalten sich wie das Ideale und Reale und nur ihre Identität im Unterschied ist der ganze, totale, allbestimmte und wirkliche Gott. Gott ist dann nicht frei zu schaffen, die Welt ist überhaupt nicht eigentlich Schöpfung oder Schaffung, sondern Erzeugung, Generation, Selbstbestimmung, Selbstauswirkung; Gott und Welt sind dann zumal und gleichewig, nur ähnlich unterschieden wie Wesen und Erscheinung, Potenz und Actus. Das Seiende der Welt ist Gott, die Welt ist nicht selbst seiend, sondern nur die seiende Erscheinung Gottes. Gott ist das Allbestimmende, die Welt das Allbestimmte und nur das Allbestimmte als Gottes Selbstbestimmung. Alles Bestimmende im Bestimmten ist Gott selbst, denn das Bestimmte ist Gott selbst in seiner Erscheinung. Die Welt, da sie als Selbster-

scheinung Gottes von ihm unabtrennbar und mit ihm identisch ist, ist daher nie geworden, sondern war schon immer und wird nie nicht sein, wie sie ohne Anfang war, so wird sie ohne Ende sein, immer dieselbe in ihrem Wesen und ihrer Gesammt-Erscheinung, aber immer rastlos wechselnd, sich verändernd, entstehend und vergehend, und wieder entstehend und vergehend in endlosem Wechsel in allen ihren Einzelerscheinungen oder individuellen Bestimmungen und Bestimmtheiten. Nur der eine ewige persönliche Geist (Gott) ist wechsel- und wandellos, die Gesammtheit seiner Erscheinungen (der endlichen Wesen) ist beständig wechselnd und sich wandelnd, entsehend und vergehend. Nur der Eine ewige Geist ist unsterblich, alle endlichen Wesen sind sterblich und vergänglich. Das ewige Leben Gottes ist gleichsam ein ewiges Aus- und Einathmen. Im Ausathmen entstehen die endlichen Wesen, im Einathmen vergehen sie. Aber das Aus- und Einathmen findet ewig zugleich statt, und indem die einen Wesen entstehen, vergehen die andern, wie die einen vergehen, indem die andern entstehen. Es ist einer und derselbe ewige dreieinige Geist, der sich selber ewig in immer andern Gestalten umsetzt und in allen immer derselbe bleibt. In seiner idealen Form ist das unveränderliche Wesen zwar in sich unterschieden, aber harmonische und in diesem Sinne reine Einheit, in seinen endlichen Formen aber ist es in beständiger Zerfallenheit.*) Denn das Ewige wird nur real durch Selbstentzweiung, durch Bejahung und Verneinung zugleich. Die endlichen Dinge sind gebrochene Strahlen, Trübungen des ewigen Lichtes, Bruchstücke des Ganzen, daher in Streit und Kampf miteinander. In seiner Gesammterscheinung kann Gott nur in Zerfallenheit seiner Momente sein, und alle einzelne Existenz ist nur eine Trugexistenz. Wie Gott anfanglos in die Welterscheinungen und deren Streit, Zwist und Zwiespalt zerfallen ist, so bleibt er endlos in denselben in stets wechselnden Gestalten zerfallen. Denn wie Gott ewig ist, so sind seine Erscheinungsformen in ihren allgemeinen Gesetzen ewig, und obgleich in allen einzelnen Weltsphären be-

*) Oken's Naturphilosophie (2. A.). S. 7. 8. 9. 12.

ständig Veränderungen und Umgestaltungen vorgehen, so bleibt das Weltall im Ganzen als Totalerscheinung des absoluten ewigen Geistes ewig dasselbe und die Weltgesetze erleiden keine Wandlung. Die Selbstverwirklichung Gottes ist hienach zugleich sein Selbstzerfallen, Selbstzersplittern, sein Abfall von sich selbst, seine Selbsttrübung, Selbstverfinsterung inMischung von Licht und Dunkel, von Lust und Schmerz, von Gut und Böse, von Streit, Zwist, Zwiespalt, Kampf und Krieg aller mit allen, geistigen wie natürlichen Wesen. Schopenhauer ist bereits in Spinoza angelegt, und obwohl H. E. v. Hartmann in seiner Philosophie des Unbewussten in genialer Weise Schopenhauer beziehentlich überflügelt, so kommt doch auch er über den Grundirrthum des Pantheismus nicht hinaus.

Wie dem gemeinen, Gottes Persönlichkeit läugnenden Pantheismus, so auch diesem spiritualistischen Halbtheismus und Halbpantheismus oder Persönlichkeitspantheismus stellt sich nun Baader damit entgegen, dass er nachweist, Gott, der göttliche Geist, bedürfe nicht der Welt zu seiner Selbstauswirkung und Selbstvollendung, sondern wirke sich selbst aus, vollende sich in sich selbst in seiner überweltlichen Ewigkeit durch seine angestammte, von ihm unabtrennbare ewige überendliche und immateriell überweltliche Natur. Der wahre und wirkliche Gottesgeist ist ihm nicht der abstract spirituelle, ideell denkende und wollende, sondern der concrete, sein Denken und Wollen sich selbst veranschaulichende, immateriell versinnlichende, in eine Unendlichkeit von anschaulichen Gestaltungen auswirkende und seiner Natur mächtige und gewaltige Geist. Der ewige Gottesgeist ist und wird ewig zugleich in der totalen Unendlichkeit seiner Gestaltungen und ist und bleibt in ewiger Selbstverjüngung ewig derselbe lebendige, sich selbst genugsame, dreieinige, dreipersönliche Geist. Nur der in sich selbst vollendete, sich selbst genugsame naturgewaltige Gottesgeist kann aus der Unendlichkeit seiner Kräfte ohne Zertheilung, Verminderung, Veräusserung seines Wesens ein Nachbild seiner Unendlichkeit, eine Welt, ein Weltall, hervorbringen und ihm eine unterschiedene Wesenheit und damit den natürlichen Wesen Selbstthätigkeit, den geistigen Selbstwollen (Frei-

heit des Willens) verleihen, ein Weltall, das also aus Gottes Kräften stammt, aber doch nicht Theil oder Moment der göttlichen Wesenheit selbst ist. So oft Baader den Ausspruch verschiedener Theosophen, auch J. Böhme's: Gott ist alle Dinge, erläutert, bemüht er sich zu zeigen, dass er nie so gemeint war, oder doch nur so richtig gedeutet wird, dass er sagen will: Alle Dinge stammen aus den Kraftwirkungen Gottes ohne Abgang oder Minderung der Wesenheit und der Kräfte Gottes. Wenn man auch diese Ansicht pantheistisch nennen will, so ist auch der Apostel Paulus pantheistisch, so ist es auch die h. Schrift alten und neuen Testamentes, so ist auch das Christenthum selbst pantheistisch und es muss gesagt werden, dass dieser Pantheismus der allein wahre Theismus ist, und dass nur ein solcher Theismus diesem Pantheismus nicht huldigt, der gedankenlos geworden ist.

Mit Krause's ist Baader's Lehre im Princip nicht identisch, weil nach jener Gott von Natur zugleich ewig in sich die Welt ist, folglich auch nicht geschaffen und gleichsam nur der letzte und äusserste Ring seiner Selbstverwirklichung ist. Die Welt als Nachbild Gottes ist nach B. dreigestaltig: Geisterwelt, Naturwelt, Menschenwelt. Als von Gott anerschaffen war diese Vollkommenheit doch nur eine unmittelbare, nicht fixirte, verlierbare. Sie wurde durch den Misbrauch des freien Willens eines Theils der Geisterwelt und des Menschen verloren, womit der Zwiespalt auch in die Naturwelt eindrang. Die Menschwerdung Gottes aus göttlicher Liebe eröffnete wieder den Weg zur Versöhnung mit Gott und zur Vollendung der Menschheit und durch sie der Geister- und Naturwelt. Das Ziel der Weltentwickelung und Weltgeschichte ist die Vollendung des Weltalls in allen seinen Wesen, deren jedes unvergänglich ist. Die Weltgeschichte hat Anfang, Mitte und Ziel. In der Weltvollendung wird Gott und Welt, wiewohl unterschieden seiend und bleibend, doch von Einer Harmonie umfasst sein in einem ewigen, actuos seligen Leben.

Dieses ist in gedrängten Zügen die spiritual-realistisch-theistische Lehre, welche Baader allem falschen Pantheismus

und Halbpantheismus entgegenstellte. Der Gegensatz zwischen Oken und Baader ist gross genug, aber doch nicht so klaffend, wie ihn Erdmann auffasst. Auch ist Baader's theosophisches System nicht mittelalterlich. Zu Jacob Böhme verhält er sich frei und erhebt ihn erst zu philosophischer Klarheit. Er ist ungefähr Böhmist, wie Leibniz Platoniker war, und von Böhme unabhängiger als Schelling von Spinoza gewesen ist. J. Böhme gehört nicht dem Mittelalter an, sondern den Anfängen der Neuzeit, wie ihn auch Hegel in seiner Geschichte der Philosophie richtig an den Anfang der mit einem eigenthümlichen Inhalt ausgestatteten deutschen Philosophie stellt. Dies ist um so grösser von Hegel, als er Böhme's Darstellungsart barbarisch nennt und sie den Forderungen wissenschaftlicher Begründung entfernt nicht entsprechend findet. Hegel lässt sich also durch den Mangel der Form nicht beirren, in Böhme den grossen Geist und tiefen Denker zu erkennen. Es fällt ihm gar nicht ein, ihm wegen jenes Mangels den Namen des Philosophen zu versagen, ohne darum gegen jenen gleichgiltig zu sein. Noch heute ist die Bedeutung J. Böhme's bei Weitem nicht genügend erkannt und auf unverantwortliche Weise werden die genialen Nachweisungen Baader's über die Tiefen des grössten aller Theosophen vernachlässiget.

Erdmann behauptet: „Auf kantischer Basis den Natura„lismus und auf derselben Basis die Theosophie geltend ge„macht zu haben, dies ist das Verdienst Schelling's, das er „sich durch seine beiden Systeme erworben hat." Die zweite Philosophie Schelling's wird von Erdmann als Naturalismus auf kantischer Basis bezeichnet und Oken der gleiche Naturalismus zugeschrieben. Die dritte Philosophie Schelling's erscheint Erdmann dann als Theosophie auf kritischer Basis und verwandt mit Baader's Lehre. Die zweite Philosophie Schelling's, das Identitäts-System, als reinen Naturalismus zu bezeichnen, halte ich nicht für zutreffend, und nur so viel räume ich ein, dass der Pantheismus ein Moment enthält, welches ihn auf die schiefe Ebene stellt, auf welcher er im Herabgleiten zum Naturalismus begriffen ist. Noch weniger aber kann ich

Oken's Naturphilosophie Naturalismus nennen. Die dritte Philosophie Schelling's bezeichnet unstreitig eine Annäherung an Baader's Lehre, aber auch nur eine Annäherung. Nach gewissen allgemeinen Zügen kann man diese Annäherung sehr bedeutend finden, bei näherer Betrachtung aber zeigen sich erhebliche und tiefeingreifende Unterschiede, die zum Theil noch von Baader selbst scharf hervorgehoben worden sind. Viele, sogar Philosophen, sind nicht einmal davon unterrichtet, dass Baader ein selbständiges System geschaffen hat, dass ihm Schelling gegenüber die Priorität des Grundgedankens gebührt und dass Schelling nicht ohne Einfluss Baader's ihm in der Richtung auf die Begründung einer theistisch-spiritual-realistischen Weltanschauung nur nachgefolgt ist. Die Frage, ob Schelling Baader dann aber doch übertroffen habe, müsste jedenfalls doch erst einer genauen Untersuchung unterstellt werden, und versteht sich nicht so ohne Weiteres ganz von selbst, wie Voreingenommene kurzer Hand vorausgesetzt haben. Diese Untersuchung soll hier nicht abgeschlossen, sondern vorbereitet werden durch die Hinweisung auf die Anstände, welche Baader gegen die dritte und letzte Gestalt der Philosophie Schelling's erhoben hat. Zunächst zwar gab Baader Schelling seinen Beifall zu erkennen, wenn dieser seit seinen Untersuchungen über das Wesen der menschlichen Freiheit die Trennung der Naturweisheit oder des Naturalismus von dem Theismus oder der Theosophie aufhob und mit der Anerkennung der früher von ihm geläugneten Persönlichkeit Gottes die Idee der ewigen Natur in Gott geltend machte, wobei er jedoch auf die besonderen Bestimmungen dieser Schelling'schen Theosophie nicht näher einging.*) Wäre dies geschehen, so würde er schon damals gegen den Halbpantheismus dieser Theosophie sich ausgesprochen haben, wie er dieses später nachholte, als ihm Schelling's Münchener Vorlesungen aus Nachriften seiner Zuhörer bekannt geworden waren. Die in diesen Vorlesungen niedergelegte Philosophie Schelling's bezeichnete Baader als eine unklare Mischung Spinozistischer Gedanken mit J. Böhme-

*) S. Werke Baader's I. 65, XV. 349.

schen unklar erfassten Elementen, und weder in den einleitenden Untersuchungen, noch in der Lehre von Gott, der Schöpfung, dem Verhältniss Gottes zur Welt, der Construction der Mythologie als angeblich theogonischen Prozesses, noch in der Philosophie des Christenthums befriedigend. Wiewohl Baader nach seiner Art keine das Ganze umfassende zusammenhängende Kritik gibt, so beleuchtet er gleichwohl in zerstreuten Stellen, wenn nicht alle, doch viele Hauptpuncte der letzten Gestalt der Schelling'schen Philosophie, sowie sie damals in den dreissiger Jahren des Jahrhunderts bekannt sein konnte.*) Puncte der bemerkenswerthesten Annäherungen, oder auch der nicht ganz seltenen Uebereinstimmungen berührt er nicht, sei es der Kürze wegen, sei es in Misstimmung über die sonstigen grellen Abweichungen und Verschiedenheiten. Die Grundverschiedenheit bleibt immer die, dass Schelling in einem Halbpantheismus stehen bleibt, während Baader denselben überschreitet und sich zum spiritual-realen Theismus erhebt, der allein bis auf die Wurzel allen einseitigen Naturalismus überwindet, und dessen Folgerungrn allein die schwersten Probleme zu lösen vermögen. Gerade darin ist Baader nicht einseitig, während weder Oken noch Schelling aus Einseitigkeiten herauskommen. Von einem Hass gegen die Materie, wie Erdmann will, kann bei Baader gar nicht die Rede sein Die Naturfreundlichkeit ist ein Grundzug seiner Lehre, auch die materielle Natur, die ihm Verlarvung der ursprünglich geschaffenen (nicht der unwandelbaren göttlichen) ist, ist ihm gut und heilsam für ihren Zweck und entbehrt in ihren zeitlichen Schattenseiten der göttlichen Segnungen nicht, fähig, dereinst verwandelt, verklärt und vollendet zu werden. An die Tiefe der Lehre Baader's ragt die letzte Gestalt der Philosophie Schelling's nicht heran, und man kann sagen, dass Schelling Baader fast widerwillig nachringt, und vielleicht eben darum ihn nicht

*) Die Hauptstellen der Erklärungen Baader's sind folgende: S. Werke XV 349, 438, 462. XII. 218. XV. 464, 485, 492. XIII. 147. XII. 88. X. 313. II. 526. XIII. 168. III. 432. IX. 58, 102. 122. XV. 518. XIII. 194 X. 29, 264. XV. 688.

zu erreichen vermag. Ich spreche von den Principien und nicht von dem Glanz und Flitter der äusseren Darstellung. Dass Schelling's Constructionen vermöge ihrer grossartigen Anlage auf den ersten Blick imponirender erscheinen, als Baader's zerstreute und zerstückte Darlegungen und Ausführungen, entscheidet nicht über den Tiefsinn und Wahrheitsgehalt ihrer beiderseitigen Lehren.

Allerdings also hat Erdmann Recht, einen Gegensatz zwischen Oken und Baader geltend zu machen. Aber so schroff, wie er ihn darstellt, ist er, wie gesagt, nicht. Sie bekennen sich beide zur Theosophie, und damit zur Anerkennung der ewigen Persönlichkeit Gottes. Sie stimmen sogar in der Behauptung der Dreipersönlichkeit Gottes überein und gehen nur in der näheren Bestimmung derselben auseinander, sowie darin, dass Oken Gott rein spiritual, als reinen Geist fasst, der seine ewige Verwirklichung in der Selbstentfaltung zur Welt und in der Welt hat, während Baader Gott spiritual-real, als Geist und Natur, als den seiner Natur mächtigen und gewaltigen Geist denkt, der eben darin in sich selbst vollendet ist, der Welt nicht zu seiner Selbstverwirklichung bedarf, sondern aus Liebe Schöpfer der aus seinen Kräften stammenden und von ihm unterschiedenen Welt ist. Auch darin ist Oken mit Baader verwandt, dass seine gesammte Naturphilosophie aller mechanischen Auffassung der Naturprozesse sich widersetzt und einen durchgreifenden Dynamismus lehrt, ohne die Berechtigung des Mechanischen in den äusseren Beziehungen zu verkennen. Ebenso ist nach Oken wie nach Baader die Maserie nur verdichteter Aether. Das Feuer spielt bei Beiden eine fast identische Rolle. Nicht weniger die Rotation der Weltkörper. Oken ist nicht Naturalist, denn er denkt Gott als persönlichen Geist, aber er verfällt in den Halbpantheismus dadurch, dass er, Gott abstract spiritual fassend, die Welt als seine Selbstverwirklichung denken muss. Daraus folgt ihm die Unsterblichkeit nur Gottes und die Sterblichkeit und Vergänglichkeit aller Weltwesen.

Die Behauptung Erdmann's, wo das Wort Geist von Oken gebraucht werde, geschehe dies im weitesten Sinne des Wor-

tes, so dass darunter zur Noth auch Melissengeist u. dergl. subsumirt werden könne,*) ist nicht einzuräumen und würde von Oken sicher mit Entrüstung zurückgewiesen worden sein. Wenn Oken Gott die absolute Persönlichkeit nennt, die Alles wisse, welcher er also Allwissenheit zuschreibt, wenn dieser Bestimmung in seinem ganzen Werke nirgends direct oder auch nur indirect widersprochen wird, so ist Niemand berechtigt, dies für leere Worte zu erklären oder einen rein naturalistischen Sinn darin finden zu wollen, wie Erdmann mit Unrecht die Dreieinigkeitslehre Oken's eine physicalische nennt.**) Daher ist auch die Behauptung Erdmann's nicht richtig, dass Oken das (Schelling'sche) Identitätssystem in blosse Naturphilosophie verwandelt habe und dass der ideale Theil der Philosophie nach Oken nicht ein Correlat, sondern nur eine Fortsetzung des realen sei. Vielmehr kann man sagen, dass Oken die gesammte Philosophie als Geistesphilosophie aufgefasst habe, weil ihm das ganze Weltall nur Selbstentfaltung des absoluten Geistes ist, und dass ihm die (Geistes-) Philosophie nur in sofern in zwei untergeordnete Theile zerfalle, als der eine die niederen, der andere die höheren Gestaltungen und Offenbarungen des absoluten Geistes in wissenschaftliche Betrachtung zieht.***) Auch nach Hegel folgt der ideale Theil der Philosophie auf den realen. Ist darum Hegel's Philosophie Naturalismus? Die Logik konnte auch Oken der Naturphilosophie vorausgehen lassen. Hätte Jemand Oken eingewendet: Wenn nach Dir Alles geistig, Geist und Offenbarung des Geistes ist, dann müssen auch alle Weltwesen un-

*) Erdmann's Versuch einer Geschichte der neueren Philosophie. III. 2, 581.

**) Wenn Oken (Naturphilosophie. 2. Aufl. S. 60) sagt: „Gott ist eine dreifache Trinität: zuerst die ewige, dann die ätherische und endlich die irdische, wo sie vollkommen zerfallen ist," so wird damit jedenfalls etwas anderes als eine blos physicalische Trinität gelehrt In unadäquater Weise spiegelt sich darin sogar wie in einem trüben Wasser eine Hauptlehre Baader's. Aehnliche Züge finden sich nicht selten in Oken's Naturphilosophie.

***) Isis von Oken. Jahrgang 1820. I. 6. S 468.

vergänglich sein, so würde er wohl darauf geantwortet haben: ihre Geistigkeit macht die Weltwesen, die alle Welt endliche Wesen nennt, nicht unvergänglich. Ihre Endlichkeit ist nicht vereinbar mit ihrer Unvergänglichkeit. Geistige Wesen sind lebendige Wesen, und ewig lebendig und lebend kann nur der Eine Urgeist sein, der nur im Wechsel, Wandel, im Entstehen und Vergehen der Gesammtheit der endlichen Wesen seiner anfangs-endlosen Offenbarungsgestalten, selber lebt. Oken verfährt von seinem Standpunkte aus ganz consequent, nur hat er das letzte Wort der Philosophie nicht gesprochen, weil er den Urgeist in seiner Ideal-Realität, in seiner überzeitlich-ewigen Selbstvollendung nicht begriffen hat und also auch die sich daraus ergebenden Folgerungen nicht kennt. Der Gegensatz zwischen Oken und Baader ist im tiefsten Grunde nicht der des Naturalismus und des Spiritualismus, sondern der des abstracten Spiritualismus und des Spiritual-Realismus. Der abstracte Spiritualismus verfällt in der Ausführung stets einer Art Naturalismus, weil er Gott durch die Welt, den ewigen Geist durch die materielle Natur sich verwirklichen lassen muss. Verschärft wurde der Gegensatz dadurch, dass Baader seine allgemeinen Principien mit den christlichen Dogmen in Beziehung und Verbindung setzte, während Oken sie völlig zur Seite liess und, wo er gelegentlich von ihnen sprach, sie im Sinne seines Halbpantheismus umdeutete.*)

Erst eine Biographie und der Briefwechsel Oken's sammt seinen zerstreuten anthropologischen, politischen etc. Abhandlungen würden über seine Stellung zur Religion näheren Aufschluss geben. Zwar enthält die berühmte Zeitschrift: Isis von Oken hiefür weniger Material, als erwartet werden zu können schien. Doch bietet sie ausser dem dem Naturhistorischen

*) Oken parallelisirt nicht selten seine Lehren mit der Schriftlehre und sucht seine Lehre in sie hineinzudeuten. Einer christlichen Kirche, wie sie D. Schenkel will, würde Oken sich sicher nicht entzogen haben. Vergl. Luther in Worms und in Wittenberg etc., von Dr. D. Schenkel. 1870.

eingeflochtenen Naturphilosophischen einiges Anthropologische, Psychologische und Ethisch-Politische von der Hand Oken's.*) In einer Sammlung seiner Schriften sollte dies nicht fehlen, und jedenfalls müsste es in einer umfassenden Darstellung seiner Philosophie benützt und verwerthet werden. Aus seinen Artikeln in der Isis gleich in den ersten Jahrgängen geht hervor, dass Oken factisch die Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit entschieden anerkannte, dass ihn die Ideen der Sittlichkeit, des Rechtes und des Staates begeisterten, und dass er für diese Ideen in der ihm eigenthümlichen Fassung kosmopolitisch und patriotisch zugleich mit kühner Unerschrockenheit und Thatkraft kämpfte. Religiöse Gesinnung ist ihm dabei deshalb nicht abzusprechen, weil er keiner Form des christlichen Confessionalismus sich unbedingt hingibt. Aber er behandelt die christlichen Confessionen mit Achtung und begünstigt keine auf Kosten der andern, überall das Gute und Edle ehrend, und nur die Ausschreitungen, oder was ihm als solche erschien, bestreitend. In der Aufnahme der Artikel in die Isis zeigt er sich nicht partheiisch und lässt katholische wie protestantische Stimmen sich aussprechen. Mochte er in der Politik zu schroff erscheinen, wohl auch dem Republikanismus zugeneigt sein, so war dies eine Hinneigung oder Ueberzeugung, die ihn keineswegs zum Rebellen gemacht hat. Nicht zum Tadel, sondern zum Ruhme gereicht es ihm, dass er in der Politik patriotischer und freisinniger als Schelling und Hegel war und in sofern Fichte verwandter. Gemässigter wohl als dieser, blieb er hinter ihm an Entschlossenheit, Geradheit und Mannesmuth nicht zurück. Hätte er die Geistes-Philosophie auszubilden versucht, so würde er doch wahrscheinlich an den Punkt gekommen sein, wo sich ihm die Unzulänglichkeit seines Halbpantheismus, wenigstens der die Unsterblichkeit

*) Die Zeitschrift Isis bestand von 1817 bis 1848 (incl.) und zählt also 31 Jahrgänge. In den ersten Jahrgängen finden sich weniger seltene Artikel von der Hand Oken's, als späterhin. Doch fehlen solche hie und da auch dort nicht. In Anzeigen und Schlusszusätzen von ihm ist sein Name öfter gar nicht unterzeichnet.

läugnenden Form desselben herausgestellt hätte. Es muss hier unentschieden bleiben, ob eine Annäherung dazu in der Hochachtung erblickt werden darf, welche Oken in mehreren Jahrgängen der Isis*) verschiedenen philosophischen Schriften C. Ph. Fischer's gezollt hat, der freilich die grosse Seite der Oken'schen Naturphilosophie besser zu würdigen und zu verwerthen gewusst hat, als Hegel. Aber schon die zahlreich in die Isis aufgenommenen philosophischen Arbeiten des sehr eigenthümlichen originellen Grafen Georg von Buquoy haben Oken auf einen höheren Standpunct führen können. Bei allen Sonderbarkeiten dieses durchaus originellen Philosophen ist ihm doch die Lehre von der individuellen Unsterblichkeit einleuchtend geworden, ja in der Eschatologie nähert er sich sogar auf merkwürdige Weise der Lehre Baader's, wenn auch in streng deterministischer Form.

Ungeachtet einer gewissen unbestreitbaren Originalität, trotz seiner zahlreichen Schriften, nimmt auch Erdmann gleich den meisten Geschichtsschreibern der Philosophie, nicht Notiz von dem philosophirenden Grafen v. Buquoy, der wohl mehr bedeuten möchte, als mancher berücksichtigte Philosoph. Es steht zu vermuthen, dass Oken mit Buquoy in Briefwechsel stand, und wenn dieses der Fall war, und wenn dieser Briefwechsel an das Licht gezogen würde, so möchte sich gar Manches über die religiösen Ueberzeugungen Oken's aufklären. Wenn Oken schon in der ersten Auflage seiner Naturphilosophie (III. 60) äusserte: „Bis jetzt habe ich weder Zeit gehabt, „daran (an der Geistesphilosophie) zu arbeiten, oder auch nur „zu prüfen, ob ich einer solchen Arbeit gewachsen wäre," so lässt sich daraus wenigstens nicht die Behauptung Erdmann's ableiten, er habe die Identitätsphilosophie Schelling's in blosse Naturphilosophie verwandelt, was ohnehin als überflüssig sich gezeigt hätte, wenn jene, wie Erdmann sagt, Naturalismus gewesen wäre. Wenn ferner die Behauptung Oken's, der Geist sei nur die Blüthe der Natur, als die Erklärung der gesamm-

*) Jahrgang 1834 H. X. Jahrg, 1846 H. III. u. IV. S. 302. Jahrg. 1847 H. VII. 558.

ten Philosophie für Naturphilosophie genommen werden will, so ist nicht abzusehen, was Hegel hierin Wesentliches vor Oken voraushaben soll. Kann von Hegel gültig gesagt werden, dass er nicht Naturalist sei, weil er den Geist mittelbar aus dem absoluten Geist entsprungen sein lasse, so muss gesagt werden, dass auch Oken diesen mittelbaren Ursprung behauptet habe, und zwar unter allen Umsänden unzweideutiger und bestimmter als Hegel aus dem seiner selbst bewussten absoluten Geist. Dem Deutschen steckt die Schulmeisterei noch immer so tief in den Gliedern, dass er bei dem Anblick einer nicht ganz flachen, etwas gross angelegten totalen Systematik der Philosophie fast regelmässig, wenn nicht vor Entzücken, so doch vor Erstaunen ausser sich geräth, und darüber das Tiefste, das ihm in minder imponirender Gestalt geboten wird, vernachlässigt. So trat im Mittelalter Albertus von Bollstädt vor dem tieferen Meister Eckhart nach der Wirksamkeit in Vordergrund, so später Wolff vor dem genialen Leibniz, so in der neueren Zeit Hegel vor Schelling. Allerdings bedeutet Hegel im Verhältniss zu Schelling mehr, als Wolff im Verhältniss zu Leibniz bedeutete, aber selbst, wenn man die Hegel'sche Philosophie der zweiten Gestalt der Schelling'schen Philosophie, dem Identitäts-System, überlegen finden wollte, so reicht jene doch nicht an die Tiefe und Grösse der Principien der dritten und letzten Gestalt der Philosophie Schelling's, heran, wenn auch der Standpunct selbst noch nicht der höchste ist und seine Ausgestaltung der Vorzüge der Hegel'schen Systematik entbehrt. Dieser Mangel kann aber der geistvollen und tiefsinnigen Systematik der Philosophie durch C. Ph. Fischer nicht vorgeworfen werden. Uebrigens weiss man nichts davon, dass Oken Baader's Schriften eingehend und nachhaltig studirt hätte, wohl aber weiss man, dass Baader trotz seiner Gegnerschaft Oken's Schriften sorgfältig studirte und mit ausdrücklicher, öfter rühmender Hinweisung von nicht gerade wenigen seiner Ideen zur Erläuterung der seinigen Gebrauch machte.*) Nicht Oken zeigte sich gerecht gegen Baader, wohl

*) Vergl. S Werke Baader's V. 6. VIII. 218. XIII. 81. IV. 19, 49. XV. 438. X. 73, 104. VII. 163. IV. 417. XV. 142, 159. Ganz um-

aber Baader gegen Oken. Jener schwieg über diesen und sein Schweigen war beredte Ablehnung, wenigstens dessen, was über seinen Horizont hinausging. Dieser schwieg nicht über jenen und suchte in ihm Wahrheit und Irrthum zu scheiden und hatte neben dem Tadel nicht geringes Lob für ihn. Er zeigte sich auch darin als der in den Principien überlegene und in der Praxis mildere. Der Ueberlegene ist stets der Gerechtere.

Es ist keine geringe Stellung, welche Erdmann den Gegnern Oken und Baader einräumt, von denen jener nur die Naturphilosophie bearbeitete, indess dieser sich zwar über alle Zweige der Philosophie verbreitete, am meisten aber die Religionsphilosophie betrieb. Auch ist bemerkenswerth, wenn Erdmann sagt: „Sie haben die letzte grosse Gleichung, an deren Auflösung die neueste Philosophie arbeitet, und die auch Schelling's zwei Lehren angesetzt hatten, so geordnet, dass jetzt an die Auflösung gegangen werden kann, ja nur dadurch, dass sie selbst auf die voreilige Auflösung verzichtet haben, sind die gleichnamigen Glieder so sauber auf die entsprechenden Seiten gebracht worden, dass mit Sicherheit zur Rechnung geschritten werden kann.“ *)

Die Rechnung ist nun nach Erdmann vorbereitend in dem Panentheismus Krause's und abschliessend in dem Panlogismus Hegel's gestellt worden. Allein dagegen ist nun sehr Erhebliches zu erinnern. Diese Ansicht setzt vor Allem die Richtigkeit der Ausdeutung Hegel's voraus, nach welcher er die Persönlichkeit Gottes, die Freiheit des Willens und die individuelle Unsterblichkeit der selbstbewussten Wesen gelehrt hätte. Diese Ausdeutung ist aber nicht durchaus einzuräumen. Ausserdem war die Hegel'sche Philosophie in ihren Grundzügen bereits fertig, als Oken und Baader bemerklicher

---

fassend hat auch Baader Oken nicht berücksichtiget. Dies hat aber bis jetzt auch noch kein Anderer gethan, vielleicht am meisten noch K. Ph. Fischer. Oken's Naturphilosophie ist eine staunenswerthe Leistung trotz der aufgezeigten Mängel ihrer Principien und anderer Fehler im Einzelnen.

*) Erdmann's Versuch III. 2, 635—36.

hervortraten. Die Phänomenologie des Geistes von Hegel erschien bereits 1807, und Niemand wird läugnen, dass sie bereits die Grundlehren Hegel's enthielt, wenn auch die einzelnen Zweige der Philosophie und seine Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften erst später von ihm bearbeitet wurden. Die erste Auflage der Naturphilosophie Oken's erschien erst im Jahre 1809—11 und gleichzeitig traten die Beiträge zur dynamischen Philosophie Baader's an das Licht, die erste (Sammel-) Schrift unseres Denkers philosophischen Inhalts, die nicht mehr blos Broschüre war. Während das Werk Oken's wohl wahrscheinlich sogleich von Hegel beachtet und studirt worden ist, also Einfluss auf seine späteren Schriften haben konnte, ist kein Anzeichen vorhanden, dass Baader's Schrift alsbald von Hegel beachtet worden wäre, wiewohl er aufgenommene einzelne Aufsätze derselben schon früher gekannt haben konnte, ohne dass jedoch wahrscheinlich ist, dass dieselben besonderen Einfluss auf ihn geübt hätten.*) Die erste Erwähnung Baader's von Seite Hegel's fällt in das Jahr 1816 in seinem Aufsatz: Ueber den Vortrag der Philosophie auf Universitäten (an Friedrich von Raumer), wo Hegel sich in folgender Weise äussert: „Die Forderung bestimmter Erkenntnisse und die sonst anerkannte Wahrheit, dass das Ganze nur dadurch, dass man die Theile durchgearbeitet, wahrhaft gefasst werde, ist nicht blos umgangen, sondern mit der Behauptung abgewiesen worden, dass die Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit von Kenntnissen für die Idee überflüssig, ja ihr zuwider und unter ihr sei. Nach solcher Ansicht ist die Philosophie so compendiös, wie die Medizin oder wenigstens die Therapie zu den Zeiten des Brown'schen Systems war, nach welchem sie in einer halben Stunde absolvirt werden konnte. Einen Philosophen, der zu dieser intensiven Weise gehört, haben Sie

*) Schelling's frühe Hinweisung auf Baader konnte Hegel schon längst nicht unbekannt gewesen sein Ohne Zweifel hatte er das Genie Baader's so gut wie Schelling erkannt. Aber dessen zerstreute Broschüren und Aufsätze waren nicht nach seinem Geschmack und reizten ihn schwerlich zu tieferem Eingehen.

vielleicht indess in München persönlich kennen gelernt; Franz Baader lässt von Zeit zu Zeit einen oder zwei Bogen drucken, die das ganze Wesen der ganzen Philosophie oder einer besonderen Wissenschaft derselben enthalten sollen. Wer in dieser Art nur drucken lässt, hat noch den Vortheil des Glaubens des Publikums, dass er auch über die Ausführung solcher allgemeinen Gedanken Meister sei.“*) Diese Aeusserung Hegel's sieht nicht danach aus, dass Baader bis zu jener Zeit einen besonderen Einfluss auf ihn geübt hätte. Auch ist sein Tadel begründet, und nur dann würde er Baader Unrecht gethan haben, wenn er ihn wegen seines Hinauswerfens kleiner Schriften zu denjenigen gezählt hätte, welche die Bestimmtheit und Mannigfaltigkeit von Kenntnissen für die Idee überflüssig gefunden haben. Es wäre sehr gut gewesen, wenn Baader den Tadel seiner Schriftstellerthätigkeit beachtet und dem Uebelstand Abhilfe verschafft hätte. Vielleicht hat der Tadel Hegel's so viel bewirkt, dass Baader einige Jahre nachher eine Reihe von zusammenhängenden Heften unter der Aufschrift *Fermenta cognitionis* erscheinen liess, die wahrscheinlich nur aus äusseren Verhältnissen nicht über das sechste Heft hinauskamen. Aber schon diese etwas compactere Schriftstellerthätigkeit hatte ihre Wirkung. Baader wurde von da an bei Weitem mehr beachtet, gelesen und studirt, als vorher, und jetzt erst eigentlich nahm Hegel von ihm eingehendere Kenntniss und sprach bald mit grosser Hochachtung von seinem Genie und Tiefsinn. Was aber Krause betrifft, so hängt die Richtigkeit der Stellung, die ihm Erdmann zwischen dem Gegensatze: Oken-Baader und Hegel gibt, hauptsächlich wieder von der Richtigkeit der Erdmann'schen Auffassung der Hegel'schen Philosophie ab. Ist diese nicht richtig, so wird auch Krause eine andere Stelle in der Geschichte der neueren Philosophie der Deutschen erhalten müssen.

Krause's System vereinigt den Absolutismus Spinoza's, Schelling's und Hegel's mit dem Subjectivismus und Individualismus des Leibniz, Kant und Herbart. Nach ihm soll sich

*) Hegel's Werke XVII. 351, vergl. XVI. 459.

der Monismus und Individualismus oder Monadologismus nicht ausschliessen, die Transscendenz und Immanenz des Absoluten sollen zugleich wahr sein. Gott ist nach Krause Wesen, und Wesen steht als lebendes, erbennendes, empfindendes und wollendes Urprincip sowohl über als in Vernunftwesen, Naturwesen und der Menschheit als dem Vereine beider. Sofern kann im Sinne Krause's Gott als Urpersönlichkeit angesehen werden, welche zugleich ewig begründet und ist drei geschlossene Totalitäten von Wesenclassen, die Totalität der Vernunft-, der Natur- und der Menschwesen, welche zusammen die Gesammttotalität der Welt ausmachen. Die Totalität der Weltwesen als individueller erfährt keine Vermehrung und keine Verminderung, sondern nur einen Wechsel ihrer Lebensformen, welcher nicht angefangen hat und nicht enden wird, von Ewigkeit zu Ewigkeit dauernd, so dass das Weltall in seinen einzelnen Sphären Stufen der Unvollkommenheit und der relativen Vollkommenheit durchläuft und darin ewig abwechselt, aber im Ganzen des Weltalls ewig die gleiche Vollkommenheit waltet und bleibt. Die Menschheit ist in Theil-Menschheiten auf unzähligen Weltkörpern im Weltall verbreitet. — Diese Lehre ist Persönlichkeits- oder Geistespantheismus, und nur dies kann die Frage sein, ob dieser Persönlichkeits-Pantheismus das letzte Wort, die höchste und die vollkommen befriedigende Gestalt der Philosophie in ihren Grundprincipien ist, oder, was dasselbe ist, ob dieser Persönlichkeits-Pantheismus zugleich der wahre Theismus als Panentheismus genannt werden kann, darf und muss. Die Antwort auf diese Frage könnte nur dann bejahend ausfallen, wenn die Jünger Krause's sollten zeigen können, dass die Behauptung Krause's, Gott sei zugleich Urpersönlichkeit und das Weltall in und unter sich, bezüglich des letzteren nur in jenem uneigentlichen Sinne zu nehmen sei, welchen Baader den gleichen oder ähnlichen Behauptungen älterer Theosophen unterlegt. Wenn man mit Krause jeden philosophischen monistischen Absolutismus Theismus nennen dürfte, so wären alle pantheistischen Systeme nur Formen und Variationen des Theismus.

Welche Stellung das System Krause's zum System Hegel's

einnehmen soll, wird, da beide ziemlich gleichzeitig und beide in systematischer Gestalt entstanden sind, vorzüglich davon abhängen, welche die Grundprincipien des Hegel'schen Systems sind. Diese Untersuchung muss zugleich Licht über die Stellung Baader's zu Krause und zu Hegel verbreiten. Hegel selbst führt sein System auf den kürzesten Ausdruck zurück, wenn er sagt: „Das Logische wird zur Natur und die Natur zum Geiste." *) Diese gedrängteste Bestimmung seines Systems erläutert er in folgender Weise: „Die erste Weise, wie der an sich seiende Geist oder die logische Idee sich offenbart, besteht in dem Umschlagen der Idee in die Unmittelbarkeit äusserlichen und vereinzelten Daseins. Dies Umschlagen ist das Werden der Natur. Auch die Natur ist ein Gesetztes, aber ihr Gesetztsein hat die Form der Unmittelbarkeit, des Seins ausser der Idee. Diese Form widerspricht der Innerlichkeit der sich selbst setzenden, aus ihren Voraussetzungen sich selber hervorbringenden Idee. Die Idee oder der in der Natur schlafende, an sich seiende Geist hebt deshalb die Aeusserlichkeit, Vereinzelung und Unmittelbarkeit der Natur auf, schafft sich ein seiner Innerlichkeit und Allgemeinheit gemässes Dasein und wird dadurch der in sich reflectirte, für sich seiende, selbstbewusste, erwachte Geist, oder der Geist als solcher." **)

Auf die Unhaltbarkeit dieser vertrockneten Romantik des Metaphysisch-Logischen will ich hier nicht näher eingehen. ***) Das Obige genügt, um zu erkennen, dass die Persönlichkeit Gottes in Hegel's System keinen Platz hat, und dass daher die Consequenz des Systems verlangt, die Freiheit des Willens und die Unsterblichkeit der selbstbewussten Wesen zu läugnen. Die Lehre Hegel's von Gott als der absoluten Idee, dem allgemeinen Geist, der sich in den aus der endlichen Natur erhobenen endlichen Geistern verwirklicht, ist nicht wesentlich

*) Hegel's sämmtl. Werke VII. 2, 468.

**) L. c. VII. 2, 30. Vergleiche: Grundzüge der Societätsphilosophie Baader's, 2. Aufl. S. 43, 189.

***) Schelling hat in seiner Kritik der Hegel'schen Philosophie Triftiges über sie gesagt, was auch von H. E. v. Hartmann (Schelling's positive Philosophie etc. S. 12) anerkannt wird.

verschieden von der Lehre J. G. Fichte's, nach welcher Gott der Materie nach lauter Geist ist, nur nicht der Form nach. Der Unterschied ist nur, dass Fichte mit Schärfe und Klarheit erkannte, dass mit diesem Gedanken von Gott dessen Persönlichkeit unvereinbar sei, und sie deshalb offen, rückhaltlos und energisch bestritt, während Hegel zwar der gleichen Ansicht war, wie er denn Fichte's Läugnung der Gottespersönlichkeit ausdrücklich nirgend bestritten hat, aber mit seiner romantischen Logik einen Nebel über die Sache verbreitete. Durch diesen Nebel hindurch wollten anfänglich viele doch den Gedanken der Persönlichkeit Gottes durchschimmern sehen, und mehrere bemühten sich, diese Entdeckung in das angeblich hellste Licht zu setzen. Sie bemerkten aber nicht einmal, dass wenn man ihnen ihre Ausdeutung zugeben könnte, doch aus Hegel's Lehre kein Theismus, sondern nur ein Persönlichkeits-Pantheismus herausgeschlagen würde.*)

Im einen Falle, welchen ich für den richtigen halte, würde Hegel nicht einmal Oken's Gottes-Lehre erreicht haben, im andern aber wenigstens nicht über sie hinausgekommen sein. Die zweite Ausdeutung, welche Rosenkranz geltend macht, erhebt sich principiell nicht wesentlich über Oken's principiellen Standpunct, wenn auch in der weiteren Ausführung. Die dritte Ausdeutung, welche die Erdmann's ist, nach welcher Hegel in

---

*) Wenn Erdmann sagt, dass nach Hegel's Phänomenologie des Geistes das Wahre nicht nur als Substanz, sondern als Subject aufzufassen sei, d. h. als solches, welches in Wahrheit wirklich sei, indem es sich durch das Sichanderswerden vermittele, so vermittelt sich also nach Erdmann'scher Auffassung Hegel's Gott durch die Welt und bedarf also der Welt zu seiner Selbstverwirklichung. Diese Ansicht geht aber über den Persönlichkeits-Pantheismus nicht hinaus. — Vergl. Erdmann's Versuch III. 2, 711. Dasselbe sagt Erdmann's Aeusserung (771), die (endliche) Natur sei nicht Geschöpf der Idee oder des Absoluten, sondern sie sei dieses selbst in bestimmter (äusserlicher) Existenzweise (vergl. 783) und die Stelle (824), Hegels Religionsphilosophie betrachte Gott als Geist in allen Geistern, und das Selbstbewusstsein des absoluten Geistes sei Wissen des göttlichen Geistes von sich durch Vermittelung des endlichen Geistes, Gott erscheine also, indem er dem Bewusstsein erscheine, darin zugleich sich selbst.

anderer Begründungsweise Kant's Trilogie der Persönlichkeit Gottes, der Willensfreiheit und der Unsterblichkeit gelehrt haben soll, würde Hegel allerdings Baader bedeutend näher bringen, wiewohl auch so nur ein abstracter Spiritualismus, nicht der wahre Spiritual-Realismus erreicht wäre. Aber diese Auslegung ist nicht durchführbar und scheitert an der Hegel'schen Bestimmung Gottes als der allgemeinen Geistigkeit, welche unabwendbar die Vergänglichkeit der einzelnen geistigen Wesen, wie der natürlichen ohnehin zur Folge hat. Drei mögliche Verschiedenheiten der Auslegung des Hegel'schen Systems sind eine Ungeheuerlichkeit, welche nicht für ächte Wissenschaftlichkeit seiner imponirenden Systematik spricht und ebendarum deren Werth bedeutend herabsetzt. Muss man mir die Richtigkeit meiner Auffassung des Hegel'schen Systems einräumen, so muss man auch zugestehen, dass Hegel nicht blos hinter Baader, sondern auch hinter Neuschelling und Krause in der Erkenntniss der letzten Principien zurückgeblieben ist.*) Hienach wird sich denn auch die Stellung Hegel's in der Geschichte der neueren Philosophie anders gestalten müssen, als Erdmann will. Mit Hegel schliesst die durch J. G. Fichte eingeleitete pantheistische Richtung der deutschen Philosophie ab und beginnt mit Baader eine neue Epoche, die des tieferen spiritual-realistischen Theismus als des wahren Panentheismus, der das Dreigestirn Kant's: die Persönlichkeit Gottes, die Freiheit des Willens und die Unsterb-

*) Ich berufe mich für meine Auffassung der Hegel'schen Philosophie auf meine Abhandlung: Hegel, Rosenkranz und Baader, in Dr. Bergmann's philosophischen Monatsheften III. Bd. 1.—3. Heft. Jahrgang 1869. Ich läugne nicht, dass Hegel Gott als allgemeinen Geist in allen Geistern anerkennt, dass er factisch die Willensfreiheit, den Gegensatz des Guten und des Bösen behauptet, und sogar in der Religions-Philosophie die Unsterblichkeit der Seelen bestimmte Lehre der christlichen Religion sein lässt. (Hegel's Werke XIII. 313.) Allein der allgemeine Geist ist nicht Persönlichkeit, wenigstens nicht überweltliche, der Welt nicht bedürfende Persönlichkeit, die Freiheit des Willens ist weder aus dem totalen, noch dem Halbpantheismus consequent abzuleiten, und die Unsterblichkeit der Seele ist mit der Metaphysik Hegel's nicht zu vereinbaren.

lichkeit zurückruft und philosophisch tiefer begründet. Diese Philosophie erkennt und beweist die ewige Vollkommenheit Gottes, woraus der Unterschied der Welt von Gott hervorgeht. Aus der Vollkommenheit Gottes folgt nach ihr diejenige unmittelbare Vollkommenheit der Urschöpfung, die ihr als von Gott unterschiedene Welt zukommen kann und die bestimmt ist, zur vermittelten bleibenden Vollkommenheit als zu ihrem Ziele fortzuschreiten, aber durch Schuld der freien geistigen Wesen und ihrer Wirkungen unvollkommen werden kann, ohne jedoch durch alle Störungen, Hemmungen und Katastrophen verhindert zu werden, durch göttliche Leitung und Waltung nach Aeonen der Entwickelung und des Kampfes das Ziel der Allvollendung in der Totalität der drei Weltwesenclassen, der Geisterwelt, der Naturwelt und der Menschenwelt zu erreichen, wo ohne Wesensvermischung Gott Alles in Allem sein wird.

Lägen nicht in Hegel's Werken Momente, die zu einer Deutung Anlass geben könnten, wonach Hegel als Persönlichkeitspantheist erschien und in soferne als Theist, als die Behauptung der Persönlichkeit Gottes mit dem Theismus in Einklang steht, so würde die Erdmann'sche Auffassung der Hegelschen Philosophie unmöglich gewesen sein. Ein solcher, wie es scheinen könnte, bedeutender Anlass lag vor Allem in Hegel's Bestimmung des Absoluten als nicht blos Substanz, sondern auch Subject. Es lag lag nahe, das Subject als Persönlichkeit zu nehmen, um so mehr, als Hegel selbst wenigstens einmal von der „reinen" Persönlichkeit (des Absoluten) spricht. Allein dann konnte Gott nicht im Unterschiede der endlichen Geister der blos allgemeine Geist sein, als welchen ihn Hegel so oft bestimmt. War Gott für Hegel der absolute Geist im Sinne der absoluten Persönlichkeit, so bedurfte seine Allgemeinheit bezüglich der endlichen Geister keiner besonderen Hervorhebung, wohl aber bedurfte die Behauptung seiner Persönlichkeit, die Individualität und doch keine endliche sein musste, um so mehr einer sorgfältigen Begründung, als seine Vorgänger Fichte und Schelling sie verneint hatten, und als sie überhaupt das Problem aller Probleme ist. War es die Absicht Hegel's, über Fichte und Schelling hinaus die Persön-

lichkeit Gottes zu lehren, so war es ihm gar nicht erlaubt, über die energische Polemik Fichte's gegen die Persönlichkeit Gottes stillschweigend zur Tagesordnung überzugehen, sondern er hatte die Pflicht der Prüfung und Widerlegung dieser Polemik, ohne deren Erfüllung er wissen musste, dass für die Wissenschaft so gut wie nichts gethan sei.*) War aber, wie es im Grunde der Fall ist, sein absolutes Subject nur ein anderer Name für das absolute Ich Fichte's, so war es eben so unerlaubt, der Welt vorzuspiegeln, als wäre hiemit eine neue, Alles überbietende Lösung des Hauptproblems aller Philosophie geboten, indess es nichts als eine, wie Fortlage zeigt,**) im Princip schwächere und zweideutige Variation des Fichte'schen Grundgedankens war, die sich nur mit assimilirten Elementen aus allen Hauptgestalten der Geschichte der Philosophie bereicherte und damit wohl vorübergehend imponiren, aber nicht dauernd befriedigen konnte. Dieses absolute Subject Hegel's gleicht dem blinden Willen (Triebe) Schopenhauer's, der sich erst (wunderbarer Weise) den Intellect erfindet, nur dass nach Hegel diese Erfindung eine, man sieht nicht recht, ob endliche oder unendliche — dann doch wieder so gut wie keine — Geschichte hat, nach Schopenhauer eigentlich keine. Es wird von Hegel sogar als das Ueberendliche, ewige Selblose bezeichnet, welches als das nur erst Allgemeine noch weit davon entfernt ist, der sich als Geist wissende Geist zu sein.***) Dessen Hervorbringungen (natürliche und geistige Wesen) sind nach ihm der Weg desselben für sich selbst zu werden, zum Geist.†) In ihnen (als blossen Existenzen oder Erscheinungen) ist die (absolute) Idee noch nicht durchgedrungen zu sich selbst, um als absoluter Geist zu sein; das erreicht sie erst in

*) Diese Einsicht zeigten später Weisse, J. H. Fichte, C. Ph. Fischer, Lotze etc., indem sie Fichte's Gründe gegen die Persönlichkeit Gottes einer mehr oder minder genauen Prüfung unterzogen. (Vergl. Philosoph. Schriften von Hoffmann II. 53 ff.)

**) Genetische Geschichte der Philosophie seit Kant. Von C. Fortlage. S. 97 ff., 256 ff.

***) Hegel's Werke II. 509.

†) L. c XI. 18.

der langen Ausdehnung der Zeit und durch die ungeheure Arbeit der Weltgeschichte, weil sie, der Weltgeist, durch keine geringere das Bewusstsein über sich erreichen konnte.*) Vergebens sieht man sich in Hegel's Werken nach einer Antwort auf die Frage um, von welchem Minimum des Bewusstseins, wenn von irgend einem, denn die absolute Idee ausgegangen sein soll und von welcher Zeit an, um durch stetes Wachsen in der Zeit das volle Bewusstsein über sich selbst zu erreichen und absoluter Geist zu sein, und wann sie dieses Ziel erreicht hat oder erreichen wird? Hat aber das Wachsen des Bewusstseins der absoluten Idee keinen Anfang gehabt, so könnte es auch kein Ende haben, und wie ein so (unfassbar) vorgestelltes Bewusstsein absoluter Geist und vollends Persönlichkeit sein soll, ist in keiner Weise zu begreifen. Ist die Natur, und zwar diese materielle Natur, die Entäusserung der noch bewusstlosen oder höchstens träumenden absoluten Idee (was Niemand begreift), und geht der Geist aus dieser materiellen Natur hervor (gleichviel ob aus Infusorien oder aus dem Affen oder affenähnlichen Thieren oder irgend einem andern), so ist Freiheit des Willens in ihm nicht zu begreifen und nicht einzusehen, wie die Seele oder der Geist unsterblich sein soll, da die Thiere, denen sie oder er entstammt, sterblich und vergänglich sind. Aus dem Pantheismus oder Halbpantheismus, aus der Idee von Gott als der absoluten Substanz (Spinoza), als dem absoluten Ich, welcher kein Ich ist (Fichte), als der absoluten Indifferenz des Subjectiven und Objectiven (Schelling) als dem absoluten Subject, welches kein Subject ist (Hegel), als dem blinden Willen, welcher kein Wille, sondern blinder Trieb ist (Schopenhauer), ist consequent weder die Freiheit des Willens, noch die Unsterblichkeit der Seele abzuleiten, gleichviel, ob man sie factisch behaupte und glaube oder nicht. Selbst Schelling's letzte Gestalt der Philosophie ist nicht über den Persönlichkeits-Pantheismus hinausgeschritten und vermag nicht consequent aus seinen Voraussetzungen über das Wesen Gottes die menschliche Willensfreiheit und Unsterblichkeit ab-

*) L. c. II. 24

zuleiten, obgleich sie dieselben behauptet. Denn wenn Gott nicht frei von dem Geschöpf ist, sondern desselben zu seiner Selbstverwirklichung bedarf, so kann er auch demselben nicht Freiheit verleihen, dessen Freiheit nicht begründen. Der Theil eines Wesens oder dessen Erscheinung kann keine von diesem Wesen unterschiedene Freiheit, Eigenheit, Selbstheit haben. Er kann (der Theil) oder sie (die Erscheinung) kann nur die Selbstdarstellung, Selbstauswirkung, Selbstverwirklichung des absoluten Wesens sein, welches das Seiende wie Wirkende in aller Erscheinung und in allen Formen, Gestalten, Veränderungen, Thätigkeitserscheinungen ist. Das absolute Wesen (Gott) müsste dann das oder der Alleinthätige und Alleinwirkende in allen positiven und negativen, bildenden und zerstörenden, bauenden und zertrümmernden Naturerscheinungen, wie in allen lichten und finsteren, erkennenden und irrenden, guten und bösen Wollungen und Handlungen der geistigen oder selbstbewussten Wesen, heilig in den Heiligen, edel in den Edeln, einsichtig in den Erkennenden, irrend in den Irrenden, sündhaft in den Sündigen, geisteskräftig in den Geistesmächtigen und wahnsinnig in den Wahnsinnigen etc. sein. Am Grauenhaftesten stellt sich diese Lehre in jener Gestalt dar, welche Gott ohne Anfang und ohne Ende, von Ewigkeit zu Ewigkeit in der Totalität seiner Selbsterscheinungen in die Zerrissenheit und Zersplitterung zerfallen sein lässt, während der vernachlässigte Graf Buquoy sich innerhalb des bezeichneten Grundirrthums doch damit über die meisten Irrthumsgenossen hoch hinausschwingt, dass er von der Totalität der Erscheinungen des Absoluten nicht blos nichts verloren gehen, sondern auch in einem Progressionsprocess die Totalität der individualisirten Erscheinungen allendlich zur durchgreifenden Harmonie und beseligenden ethischen Vollkommenheit erhoben werden lässt.*)

*) Vergl. Isis, Jahrg. 1833. Heft XIII. S. 698 ff. H. IX. S. 818 ff. X. 922 ff. Jahrg. 1837 H. XII. S. 882 ff. Jahrg. 1841 H. II. S. 82 ff. H. IV. 242. H. VI. S. 402 ff. Jahrg. 1842 H. I. 2 ff. H. V. 322 ff. H. VI. S. 402 ff. H. VII. S. 482 ff. H. X. S. 722 ff. Jahrg. 1846 H. X. S 722 ff. Jahrg. 1847 H. I. S. 2.

Ohne die Erhebung zu der Gotteslehre Baader's kann jene Ableitung nie gelingen. Wenn Erdmann noch dazu kömmt, sein aus Hegel herausgewachsenes philosophisches System der Welt vorzulegen, so wird es in den Hauptzügen in den Wegen der Ideen Baader's einherschreitend sich erweisen, weil Erdmann die Wahrheit der drei Grundideen: der Persönlichkeit Gottes, der Freiheit des Willens und der Unsterblichkeit der Seele erkannt hat. Aehnliches würde wohl erfolgen, wenn Rosenkranz sein System einer Revision unterziehen wollte und würde.

Wenn ich Baader's Lehre als die Philosophie der Zukunft verkündigt habe, so geschah es wegen des bezeichneten Grundcharakters derselben in der Ueberzeugung, dass sie in ihren Angelpunkten niemals überschritten, wenn gleich vollkommener dargestellt, von untergeordneten Incongruenzen und Irrungen befreit und ins Unendliche hin entwickelt werden könne. Ob sie heute oder morgen, oder in zehn Jahren oder in zehn Jahrzehnten und mehr zur allgemeineren Anerkennung kommen wird, ist für den grossen Gang der Welt- und Wissenschaftsgeschichte nicht gleichgültig, aber doch nur von untergeordnetem Belang. Indessen gehen unsere Zeiten rascher als die früheren und die Zeichen mehren sich, dass der Zeitpunkt nicht mehr sehr ferne sein kann, wo Baader's Weltanschauung allgemeiner verstanden werden wird und wo seine Ideen tiefer in den Entwickelungsgang der Philosophie eingreifen werden.

Dr. Franz Hoffmann.

ERNEUERTES PROGRAMM

DEUTSCHLAND

EINE PERIODISCHE SCHRIFT,

im Verein mit Mehreren herausgegeben von Dr. W. Hoffmann.

So lautet der Titel des Werkes, das hier in seinem zweiten Bande vorliegt. Die Probe ist mit diesem ersten Jahrgange dem deutschen Vaterlande vorgelegt von dem Geist und Sinne, in welchem die zu diesem Werke Verbundenen zu wirken gedenken. Die „Einheit unseres deutschen Volkes" war der helle Stern, der beim Betreten dieser Laufbahn uns entgegenglänzte, und schon auf den ersten Schritten in derselben ist sie durch Gottes Gnade und die Kraft unserer deutschen Heere, durch das von den Alpen bis an's Meer pulsirende deutsche Gesammtgefühl geschaffen. Eben jetzt gewinnt sie Gestalt in dem gehofften deutschen Reiche unter der Führung des deutschen Kaisers. Auf dieses ferngeglaubte Ziel hat also unser Wirken nicht mehr hinzustreben, denn es ist durch weltgeschichtliche Thaten erreicht.

Aber ein Denkmal dieser Einigung, ein geistiges Denkmal, aufzustellen, bleibt eine würdige Aufgabe und nicht eine undankbare. Denn es gilt, was durch die Thatsachen und die Thaten gegründet ist, in Geist und Gemüth zu bewähren und die Einheit des deutschen Geistes in seiner reichen Mannichfaltigkeit, nicht nur von Nord und Süd, sondern auch von

Ost und West, von da, wo die deutsche Art mit der slavischen, bis dahin, wo sie mit der romanischen sich berührt und mischt, lebendig zur Anschauung zu bringen und dadurch selbst zur innigen und innerlichen Verschmelzung mitzuwirken. Niemand wird das einleitende Wort, wie es den ersten Band eröffnete, jetzt für überflüssig erklären, da es die deutschen Lande in ihrer lebendigen Beziehung zu den deutschen Stämmen zur Anschauung zu bringen sucht. Nur eins wird durch die Gegenwart in demselben einer Correctur unterworfen, das Urtheil über die Bedeutung des baierischen Volksstammes für das Ganze, weil dieser, aus seiner Isolirung herausgetreten, unter der Führung seines Königs es war, der zuerst den gemeinsamen Heereszug bewirkte, und weil aus ihm durch das Aussprechen seines Königs das Wort vom Reiche und Kaiser hervorging. Alles von den übrigen Stämmen dort Gesagte hat durch das Jahr 1870 nur volle Bestätigung und helleres Licht empfangen. Wenn das Sendschreiben an die Fürsten Deutschlands in einem wichtigen Theile seines Inhalts jetzt nicht mehr zu schreiben wäre, so ist doch dort für die Erhaltung der landesfürstlichen Herrschaft im deutschen Reiche manch fortgeltendes Wort gesagt, und vor Allem dem Traum einer deutschen Republik mit dem Ernst entgegengetreten, wie er noch heute in vollem Maasse berechtigt ist. Und welcher ernstgesinnte Deutsche wird es heute überflüssig finden, den Ursachen nachzuforschen, welche zu dieser unserer Zeit in einem grossen Gebiete Deutschlands eine wahrhaft gefährliche Misstimmung wider die Kirche hervorgerufen haben, den Ursachen, die zuerst erkannt sein müssen, ehe sie überwunden werden können? Die Darstellung der Verhältnisse, der geistigen und sittlichen ebensowohl, wie der politischen, zwischen Deutschland und Frankreich in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft greift unmittelbar in die Interessen ein, welche jedem deutschen Herzen nahe liegen. Das Sendschreiben an die Bischöfe der katholischen Kirche in Deutschland hat eine noch jetzt und wohl noch lange brennende Frage zum Gegenstand, die in friedlichem Geiste verhandelt werden muss, soll nicht ausser dem räumlich-stamm-

lichen ein noch tieferer Gegensatz auseinanderhalten, was national und geschichtlich zusammengehört. Es soll damit nicht diese Frage abgethan, sondern zu ihrer heilsamen Besprechung nur der Anfang gemacht sein, denn nicht blos Protestanten, sondern auch Katholiken*) sollen nach der Absicht des Herausgebers in dieser periodischen Schrift zum deutschen Volke reden. Am allerwenigsten aber sollen nur Theologen, sondern Männer der Wissenschaft, der Religion, der Kunst und des Staates das Wort ergreifen. Es bedarf kaum einer Verständigung darüber, dass mit einem etwas scharfen Worte die der Neuzeit angehörige Opposition zwischen dem Glauben auf Grund der heiligen Schrift und den naturwissenschaftlichen Ergebnissen berührt worden. Die Absicht ist, auf diesem Gebiete noch eine ganze Reihe von eingreifenden Darstellungen zu geben und das Material zu denselben ist in Fülle vorhanden. Wem muss es ferner nicht willkommen sein, in die Geschichte derjenigen Schöpfung, welche zuerst wieder der Einheit der deutschen Stämme den Weg bahnte, des deutschen Zollvereins, an der Hand eines so trefflichen Führers hineinzuschauen, wie Professor Dr. Roscher es ist? „Idealismus und „Realismus in Staat und Kirche“ und: „Gœthe und die deutschen „Frauen“, „Franz v. Baader's Stellung in der Geschichte der „Philosophie“, der Mann tiefster, geweihter Speculation, der am meisten die Grundgedanken christlicher Wahrheit zu fruchtbaren Ideen des philosophischen Geistes gestaltet hat, dargestellt von der seiner Schriften kundigsten Hand im deutschen Vaterland, bedürfen diese Aufsätze einer Rechtfertigung?

Sie alle aber bekunden den Geist und Charakter dieser periodischen Schrift, an der nach Wunsch und Absicht des Herausgebers Viele der Besten in Deutschland im Laufe der Jahre sich betheiligen sollen und auch werden.

Kennt aber Deutschland sich selbst in seiner eigensten Kraft und Begabung, in seiner Bedeutung für Europa und die Welt, für die Zukunft der christlichen Völkergesittung

*) Auf diesem geistigen Gebiete kann auch das deutsche Oestreich nicht ausgeschlossen sein.

schon so, dass es überflüssig wäre, einen Heerd und Brennpunct für diese Selbsterkennung, ohne daraus einen falschen Selbstruhm werden zu lassen, mit voller Absicht zu schaffen? Der Herausgeber hat seit dreissig Jahren den Wunsch gehegt, für die Gewinnung eines solchen zu wirken, und es sind der vollendeten Grössen der deutschen Litteratur nicht wenige (es seien nur Alexander von Humboldt, Carl Ritter, Carl Immanuel Nitzsch, Schœnbein in Basel und Encke in Berlin genannt), der noch Lebenden viele, welche ihn in diesem Gedanken zu verschiedenen Zeiten durch ihr Wort bestärkt haben. Nur die amtlichen Aufgaben, die ihm geworden, liessen es zu der Ausführung der Absicht nicht kommen. Die Verpflichtung, an seinem Theile zur Verständigung zwischen dem Süden und Norden des deutschen Vaterlandes beizutragen, denen beiden er mit vollem Bewusstsein angehört, drängten ihn zu der Schrift: „Deutschland einst und jetzt im Lichte des Reiches Gottes." (Berlin, 1868) und der mit ihr zusammenhängenden: „Deutschland und Europa im Lichte der Weltgeschichte" (Berlin, 1869), und als Folge von ihnen entstand die gegenwärtige periodische Schrift, in welcher er die grossen Aufgaben Deutschlands auf dem Cultur-Gebiete der Gegenwart voranstellte, deren Centrum die Einheit der deutschen Stämme ihm war, aber auch die Darstellung des „Standes und Fortganges aller Wissenschafft und Kunst in Deutschland" in einer allen Gebildeten verständlichen Sprache durch das Zusammenwirken Vieler versprach. Jetzt, nachdem die Vereinigung der deutschen Staaten im deutschen Reiche gesichert ist, kann und soll diese letztere Darstellung nicht mehr nur in zweiter Reihe auftreten, sondern die erste Stelle einnehmen, so jedoch, dass grössere, umfassendere Fragen des deutschen Lebens „in Staat und Kirche, Arbeit und Volksleben, Weltstellung und Zukunft" immer wieder dazwischentreten und die lebendige Einwirkung der deutschen Wissenschaft und Kunst auf diese Gebiete nicht aus den Augen gelassen wird.

Es haben in früheren Zeiten grosse litterarische Organe der Ueberschau unserer Litteratur gedient (es sei nur an die jenaische, hallische, leipziger Litteratur-Zeitung, an die Reper-

torien, Annalen und Bibliotheken aller Art erinnert). Sie arbeiteten für den Fachmann und für das, was man „die gelehrte Republik“ nannte. Denn noch war nicht die innere Gemeinschaft aller Wissenschaften unter einander, noch weniger aber die Bedeutung derselben und der Kunst für das gesammte Leben einer Nation zum klareren Bewusstsein gekommen, noch war der Gebildeten, die von den vielfachen Interessen der vielgliedrigen Wissenschaft mit berührt wurden, ausser den Fachgelehrten eine kleine Zahl. Wie anders ist dies jetzt geworden! Man erinnere sich der weiten Wirkung, welche die in der Allgemeinen Zeitung zu Augsburg mitgetheilten „chemischen Briefe von Liebig“ und die ihnen nachgebildeten „astronomischen“ und „geologischen Briefe“ hatten, wie weit sie das Verständniss und den Durst nach Erkenntniss unter den Gebildeten unseres Vaterlandes verbreiteten. Aber wie vereinzelt blieben diese Versuche! Hier aber soll in von Zeit zu Zeit sich erneuernder Darstellung aus jedem der wissenschaftlichen Gebiete ein von Meisterhand gezeichnetes Bild ihres Fortganges erscheinen und so das gesammte deutsche wissenschaftliche Leben, auch wohl in seiner Berührung mit dem ausserdeutschen, zur Darstellung kommen und seine Einwirkung auf das gesammte nationale Leben besprochen werden. Natürlich werden diejenigen Wissenschaften vorantreten, die dem weitesten Kreise der Nation am Herzen liegen müssen, die geschichtlichen Wissenschaften im weitesten Sinne, die erdkundlich-statistischen, die philosophischen, die Naturwissenschaften, die theologischen und kirchlichen, die staatlichen und national-ökonomischen Gebiete, die Wissenschaft der Erziehung, die Rechtswissenschaft, während den einzelnen Disciplinen der Mathematik, der Medicin seltener ein Raum wird gewidmet werden können. Nicht minder wird aber die zeichnende und bildende Kunst, es wird die Poesie vor Allem in ihrer nationalen Bedeutung zur Sprache kommen. An reicher Mannichfaltigkeit wird es daher den beiden Bänden, die alljährlich erscheinen sollen, nicht fehlen, noch weniger aber an innerer Einheit durch die nationale

Beziehung, eher wohl öfters an Raum für die Fülle des Stoffes.

Der Herausgeber will es sich nicht versagen, eine Stelle aus einem vor sechszehn Jahren geschriebenen, aber vom Drucke damals zurückgehaltenen Plan einer „deutschen Zeitschrift für die gesammte Wissenschaft", für die er damals noch hoffte, einen Leiter unter seinen Gesinnungsgenossen zu finden, von der aber die gegenwärtige periodische Schrift wenigstens die wichtigsten Aufgaben übernimmt, hier mitzutheilen. „Was „die Gesinnung und Anschauung betrifft, von der diese Zeit„schrift ausgehen will, so ist sie die christliche in allen „den Fragen, die auf die Religion sich sachgemäss beziehen „müssen. Sie wird also den widerchristlichen Bestrebungen, „die in der Litteratur, sei es von anderen Religionsgebieten, „sei es aus dem christlichen Kreise selbst, sich hervorthun, „mit Entschiedenheit gegenübertreten. Dann aber ist sie eine „freie, denn sie will nicht im Dienste irgend einer religiösen, „kirchlichen, politischen Partei stehen, will nicht Zwecken „dienen, die in irgend einem Maasse andere sind, als die der „Wahrheit selbst und ihrer richtigen, Geist, Herz und Ge„müth treffenden Darstellung. Sie will auch nicht im Dienst „und Interesse des Buchhandels, des gedruckten Papiers, der „Waarenballen und Messsendungen stehen, sondern des Geistes, „der da frei und lebendig macht. Ebenso will sie nicht den „die Zeit oft plötzlich durchzuckenden Ansichten dieser oder „jener Farbe huldigen, sondern ihre Anker in das Erprobte, „Historische senken. Selbst in dem Unterschied von praktisch „und theoretisch ist es ihre Sache nicht, blos auf die eine „Seite zu treten. Sie darf und soll nicht blos der Theorie, „der reinen Innerlichkeit des Gedankens, der blossen Vertie„fung in Speculation angehören, aber auch nicht der falschen „Praxis, der utilitarischen Aeusserlichkeit, wie sie die französische und selbst die englische Litteratur so sehr kennzeich„net, sich hingeben, sondern wahrhaft national, ächt deutsch, „vom Geiste und zwar dem lebendigen des Christenthums aus „das Leben und seine Ausbildung durch Wissenschaft zum

„Zwecke haben. Damit ist schon gesagt, wie fern sie davon „bleiben muss, in aufdringlicher Taktlosigkeit das Religiöse, „das Christliche Allem äusserlich anzuheften und es in die „Fragen des reinen Denkens oder der concreten Verhältnisse „sich eindrängen zu lassen. Dass aber selbst über den Con„fessionen für sie noch ein christlicher Standpunct sich findet, „ist schon durch die Theilnahme auch katholischer Mitarbeiter „ausgesprochen."

Ob nun diese periodische Schrift im Jahre 1871*) und ferner ihren Lauf fortsetzen oder vielmehr in der soeben geschilderten Weise neu beginnen soll, hängt davon ab, ob ihr Erscheinen einem in weiterem Kreise gehegten Wunsche begegnet. Denn weder dem Herausgeber, noch den meisten der Männer, die ihm ihre Mitwirkung schon zugesagt haben, oder von denen er diese Zusage erbitten wird, ist es erlaubt, die wenige Zeit und Kraft, die ihnen von anderen Arbeiten übrig bleibt, an einen allzu engen Kreis von Lesern zu wenden. Ja, es wird selbst dem Herausgeber unmöglich sein, ohne einen Gehülfen in der Redaction dieser von ihm seit dreissig Jahren immer heller erkannten Pflicht nachzukommen. Es wird also darauf ankommen, die Zahl der Abnehmer, welche annähernd die Zahl der Leser bestimmen lässt, vorher zu wissen, ehe umfassende Vorbereitungen zu den einzelnen Arbeiten gemacht werden. Die Zahl derselben darf, um entsprechend zu sein, hinter 1000 nicht weit zurückbleiben. Je früher dieselbe erreicht ist, desto rascher wird der erste Band für 1871 in Druck und Format dieses Bandes und zu dem Preise von 2 Thalern erscheinen können.

Sollte sich binnen der nächsten Monate die erforderliche Zahl

---

*) Die für den ersten Band dieses Jahrgangs bestimmten Artike sind: 1. Das Jahr 1870 und die von ihm begründete Zukunft. 2. Deutsche Briefe III.: An die deutschen Universitäten. 3. Die Erdkunde als deutsche Wissenschaft. 4. Naturwissenschaft und heilige Schrift II. 5. Schleiermache und die deutsche Nation.

der Abnehmer nicht herausstellen, so würde der Herausgeber seine Pflicht erfüllt zu haben glauben und seine wenige Zeit anderen litterarischen Arbeiten zuwenden, die auf ihre Erledigung warten.

Berlin, den 31. December 1870.

Dr. W. Hoffmann.

Alle Buchhandlungen sind gebeten, Subscription auf den Jahrgang 1871 anzunehmen oder herbeizuführen.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

University of Toront
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED